

Vierzig Jahre

aus dem

Leben eines Todten.

Hinterlassene Papiere

eines französisch-preußischen Offiziers.

In drei Bänden.

Dritter Band.

Tübingen.
Osiander'sche Buchhandlung.
1849.

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite

I.

II.

III.

IV.

Seite

V.

VI.

VII.

XIII.



I.

Ankunft der jungen Kaiserin. — Civil- und religiöse Vermählungs-Feierlichkeiten Napoleons und Marie Luisens. — Großes Volks-Fest. — Montmorency und Rousseaus Eremitage. — Demoiselle Mars. — Pauline. — Die Mitglieder der Familie Bonaparte. — Versailles und seine Herrlichkeiten. — Die Maitressen der XIVten und XVten Ludwige. — Feste dem kaiserlichen Ehepaar zu Ehren. — Unglückliches Fest von dem österreichischen Gesandten gegeben. — Lannes Leichenfeier. — Die Errichtung der Siegessäule auf dem Platz Vendome. — Excesse der holländischen Garden zu Paris. — Gerüchte über Marie Louisens Schwangerschaft. — Ich werde zu Mürats Garde zu Pferd versetzt. — Abreise nach Neapel.

Die immer näher heranrückende Zeit der Vermählung Napoleons mit Marie Louise, zu der man alle möglichen Vorbereitungen machte, ließ schnell die Geschichte unsers Todtenmahles, so wie alle andere Dinge ins Meer der Vergessenheit sinken; die erwartete neue Kaiserin nahm wenigstens auf einige Zeit alle Aufmerksamkeit der guten Pariser in Anspruch. Man hörte an allen öffentlichen Orten, so wie in den Familien nur noch von dieser reden, und erzählte sich die seltsamsten Dinge und Mährchen, ihre Person, ihre Erziehung, ihre Talente, ihren Geist rc. betreffend, und es gibt fast keine Abgeschmacktheit, die man nicht zu Gunsten der jungen Erzherzogin erfunden und in Umlauf gebracht hätte. Bald sollte sie keine drei zählen, bald für Sechse essen können, sich nur in Milch baden, nur Mehlspeise und Gebackenes zu sich nehmen; auch wollte man durchaus nicht gestatten, daß Kaiser Franz ihr wirklicher Vater sey, und war so freigebig, ihr wenigstens ein halbes Hundert verschiedener Väter anzudichten: der eine machte einen Baron Braun, der andere gar einen Daun! dazu. Auch über ihre Gestalt, ihren Wuchs, ihre Züge, ihren Anzug, ihre

Toilette, ihre Haltung, setzte man die lächerlichsten Dinge in Umlauf, erfand Hunderte von Anekdoten, die sich an Unwahrscheinlichkeit und Absurditäten überboten, und stellte Vergleiche zwischen ihr und Josephinen an, die natürlich immer zum Vortheil der letztern ausfielen. Endlich kamen die, bei all dem von den Parisern herbeigewünschten Tage, an welchen die neue Kaiserin durch ihr Erscheinen die Neugierde des ungeduldigen Volkes befriedigen sollte. Napoleon war ihr in Mürats Begleitung, der sich auch schon eingefunden hatte, bis Compiègne entgegengegangen. Nach dem bekannt gemachten Programm sollte die erste Zusammenkunft in dem mittelsten der drei Zelte, die zu diesem Zweck auf dem Weg nach Compiègne aufgeschlagen waren, stattfinden. Das Programm schrieb vor, daß beide Majestäten zu gleicher Zeit von zwei entgegengesetzten Seiten in das mittlere Zelt treten, Marie Louise aber vor ihrem Gatten niederknien, der sie jedoch sogleich aufheben und umarmen würde, worauf sich beide niedersetzen sollten. Aber Napoleons Ungeduld machte alle, von ihm selbst vorgeschriebene Ceremonien und Etiquette überflüssig, indem er ganz incognito in seinem grauen Ueberrock das Schloß von Compiègne durch eine kleine Pforte verließ, sich in eine unansehnliche Calesche warf, und in dem Augenblick zu Courcelles ankam, als die Courriere der jungen Kaiserin die Pferde bestellten. Hier stellte er sich, da es heftig regnete, unter die Halle einer Kirche, und als die Wagen der Ersehnten ankamen und man die Pferde wechselte, lief er an den Schlag der Kutsche, in der Marie Louise saß, öffnete denselben, stieg schnell ein, fiel seiner jungen, höchst erstaunten Gattin um den Hals, und fuhr mit ihr zusammen nach Compiègne zurück, wo er, wie man allgemein versicherte, die Nacht als Ehemann mit ihr zubrachte. Am andern Tag ließ er um Mittag das Frühstück vor dem Bett der sehr müden Kaiserin serviren. Als dies zu Paris bekannt wurde, fand man es sehr genial. Viele Personen waren dem hohen Paar entgegen gefahren, auch ich war bis an die Grenze des Departements der Seine geritten, wo dasselbe von dem Präfekt und den Autoritäten des Departements empfangen und bekomplimentirt wurde. Den Fürsten Y. hatte das Podagra wieder an das Bett gefesselt.

Den 1sten April fand die Civilvermählung des kaiserlichen Paars zu St. Cloud statt, der über zwanzig Könige, Königinnen und fürstliche Personen beiwohnten. Ich hatte mich ebenfalls dahin begeben, aber mit Tausend andern der feierlichen Handlung

nicht beiwohnen können. Der ganze Hof, alle Minister, Gesandte, Cardinäle, Großoffiziere, Senatoren ꝛc. hatten sich in größter Galla in den Gallerien von St. Cloud versammelt, wo die Armsessel für beide kaiserliche Majestäten auf einer Erhöhung unter einem prachtvollen Thronhimmel angebracht waren. Das Gefolge des kaiserlichen Paares bestand aus Königen und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, Großwürdenträgern der Kronen Frankreichs und Italiens, Pallastdamen ꝛc. Man hat berechnet, daß die Hofdamen beider Kronen, unter denen auch eine Visconti, eine Montecuculi, eine Mocenigo, eine Pallavicini ꝛc. waren, mehr als für 20 Millionen Schmuck an sich hatten. Der Fürst Erzkanzler des Reichs sprach die Vermählung nach den von dem **Code Napoleon** vorgeschriebenen Gesetzen aus. Nachdem die Ceremonie vorüber war und sich das ganze Cortege entfernt hatte, gelang es mir in die Gallerie zu kommen, wo die Vermählung stattgefunden hatte, und ich noch die getroffenen Vorrichtungen sehen konnte. Am Abend war der Park von St. Cloud auf das prächtigste erleuchtet, was besonders bei den Cascaden, die in Brillantstrahlen herabfielen, eine unbeschreibliche Wirkung machte. Vor allem war es die große Cascade, die sich feenhaft ausnahm, man wähnte sich in einem der Zaubergärten der orientalischen Märchen der 1001 Nacht. Der illuminirte Park, in dem mancherlei Spiele stattfanden, war so mit Menschen überfüllt, daß es schien, als sey ganz Paris nach St. Cloud gewandert.

Den folgenden Tag, 2ten April, hielt das kaiserliche Ehepaar seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt, zur religiösen Trauung. Mit Tagesanbruch wimmelte der dick mit Sand bestreute Weg, auf dem sich der Zug bewegen sollte, mit Menschen jeden Alters und Standes, auf beiden Seiten waren Spaliere von Truppen aufgestellt. Das Wetter war sehr trübe, es hatte einen großen Theil der Nacht und besonders gegen Morgen viel geregnet, man fürchtete sogar, daß die Feier wegen dem schlechten Weg verschoben werden müsse; als aber gegen Mittag die Sonnenstrahlen begannen sich Bahn durch die Wolken zu brechen, da fingen die Kanonen zu donnern an, die die Abfahrt des kaiserlichen Ehepaars und seines Gefolges verkündeten. Die Behörden der Stadt Paris verfügten sich eilig unter den großen Triumphbogen, den die Stadt zu Ehren der Neuvermählten im Stern der elysäischen Felder hatte errichten lassen. Dieser Triumphbogen, der später in

Marmor aufgeführt werden sollte, war in aller Eile zusammengezimmert und mit grober, bunt bemalter Leinwand, wie eine Theaterdekoration, ausgeschlagen worden. Seine vier Façaden waren mit acht ebenso vergänglichen Trophäen geschmückt, sein Durchgang war ungefähr 50 Fuß und das Ganze 140′ breit. Die Symbole der Kraft und der Klugheit waren an demselben angebracht, auf dem Kranz oben las man die Worte: „A Napoleon et a Marie Louise, la ville de Paris.“ Außerdem waren unter der Wölbung und sonst noch verschiedene Basreliefs, Allegorien und Medaillen angebracht. So las man z. B. unter Napoleons Portrait: „le bonheur du monde est dans ses mains;“ man muß gestehen, daß es sich in keinen schlechtern Händen befinden konnte. Unter einem, frische Zweige treibenden Lorbeer stand: „il a fait notre gloire, il la rendra eternelle“, unter einem brittischen Leoparden: „il riait de notre discorde il pleur de notre union“ etc. Auf den vier Façaden waren die Gesetzgebung, die National-Industrie, die Verschönerungen von Paris, die Ankunft der Marie Louise ꝛc. und viele ekelerregende Schmeicheleien gepinselt. Dieser eben so fragile Triumphbogen hatte gleiches Schicksal mit dem zu jener Zeit decretirten Riesenelephanten, von dem auch nur das Model verfertigt wurde, ersterer wurde bald in Stücke zerschlagen und verbrannt, der andere, ein kolossaler Springbrunnen — der Elephant hatte wenigstens zehnmal die Größe eines natürlichen — welcher auf dem Bastillenplatz errichtet werden sollte, ward der behagliche Aufenthalt von Millionen — Ratten. Der fortwährende Kanonendonner verkündigte die Annäherung des K. K. Hochzeitszuges, der sich nur sehr langsam durch die unermeßlichen Menschenmassen, die den ganzen Weg von St. Cloud bis Paris besetzt hatten und aus 50 und mehr Lieues in der Runde herbeigeströmt waren, fortbewegte. Das Volk von Paris hatte sich von den Tuilerien über den Concordienplatz nach den elysäischen Feldern in Bewegung gesetzt. Alle Fenster bis unter die Dächer der Häuser, an denen der Zug vorüber kommen sollte, waren mit eleganten Damen besetzt, und auf den Dächern und Bäumen wimmelte es von alten und jungen Knaben; wo es nur möglich war, hatte man Gerüste zum Schauen angebracht, wo man horrende Preise für die Plätze bezahlte. Für die von dem Präfekten von Paris eingeladenen Personen waren amphitheatralische Sitze zu beiden

Seiten des hölzernen Triumphbogens errichtet. Hier hatte auch ich durch Clarkes Verwendung einen Platz erhalten, Fürst Y. war in der Gallerie des Louvres. Gegen Mittag war der ungeheure Raum von den Tuilerien bis vor die Porte Maillot auf beiden Seiten hinter den Spalieren der Truppen bis zum Erdrücken angefüllt, und trotz dem, daß sich die Bevölkerung der Hauptstadt für diesen Tag wenigstens um die Hälfte vermehrt hatte, hörte man doch nichts von einem Unfall. Die polizeilichen Anstalten waren vortrefflich. In dem Garten der Tuilerien waren die napoleonischen Garden aufgestellt und auf den andern Plätzen Linieninfanterie. In einer gewissen Entfernung standen immer wieder Cavallerie- und Infanterie-Piquets, bereit, sich augenblicklich an jeden Ort zu begeben, wo eine Störung entstehen würde. Gegen 1 Uhr wurde das Gedränge, der Lärm und endlich das Vivatgeschrei immer lauter, die Kanonen donnerten fort und fort, Tausende von Trommeln wirbelten, die an verschiedenen Orten aufgestellten Orchester, wohl ein Paar Dutzend, spielten, und das **Vive l'Empereur** artete in rasendes Geschrei und Toben aus. Jetzt erblickte man von dem Triumphbogen den sich gravitätisch nähernden Zug, den die neuerrichteten Lanciers der Garde eröffneten, deren glänzende Uniform, Bewaffnung und schöne Haltung zuerst aller Augen auf sich zogen. Ihnen folgten die Gardedragoner und Chasseurs, an deren Spitze Musikchöre ritten; dann kamen die Wappenherolde zu Pferd, diesen folgten die Hofwagen, einige dreißig an der Zahl, alle reich vergoldet, von gleicher Form und jeder mit 6 Pferden bespannt. In den ersten saßen die Großoffiziere des kaiserlichen Hauses und die Großwürdenträger des Reichs, hinter ihnen kamen die Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen vom kaiserlich napoleonischen Geblüt, dann Marie Louisens Oheim, der Großherzog von Würzburg, sodann der Wagen der Kaiserin mit 8 Pferden bespannt, endlich der ebenfalls mit 8 Pferden bespannte Krönungswagen Napoleons, in welchem die Neuvermählten, Marie Louise zur Linken ihres Gatten saßen. Dieser Wagen war mit schönen Malereien und andern kostbaren und künstlichen Verzierungen überladen. Auf beiden Wagen standen hinten und vorn reich gekleidete Pagen, um sie herum ritten die Marschälle des Reichs, die Chefs der Garden, die Oberstallmeister 2c. im Prachtkostüme, die Pferde mit Gold behangen. Ihnen folgten die Wagen, in denen das kaiser-

liche Gefolge saß, den Zug schlossen endlich die Gardegrenadiere zu Pferde und die Gensdarmerie **d'Elite**. Ueberall boten junge weißgekleidete Mädchen der Kaiserin Körbe mit Blumen dar. Als der Krönungswagen in die Nähe des Triumphbogens kam, war es heller Sonnenschein, und während er durch denselben zog, spielte die treffliche Musik des Conservatoriums Cantaten, Fanfaren und andere analoge Musikstücke und Lieder. Als aber die allgemeinen Kanonensalven aus hundert Feuerschlünden, das Geläute aller Glocken der ungeheuern Stadt, das in wildes Toben ausgeartete Geschrei des Volks, die Ankunft des kaiserlichen Paars unter dem Triumphbogen verkündete, wo angehalten wurde, da ward es plötzlich stille, und der Seine-Präfekt, an der Spitze der Municipalität von Paris, beglückwünschte Napoleon und seine Gattin im Namen der Hauptstadt. Seine Rede war ein Galimathias der übertriebensten, ja lächerlichsten Schmeicheleien, und am Ende derselben richtete er auch einige Worte an Marie Louise, die sehr geistreich antwortete: „daß sie die Stadt Paris liebe, weil sie wisse, daß diese auch den Kaiser liebe!“ Als dieser Act der brillanten Comödie vorüber war, setzte sich der Zug unter dem erneuerten Vivatgebrüll, Kanonaden, Geläute, Trommeln, Trompeten ꝛc. wieder in Bewegung. Am Eingang des Tuileriengartens war wieder ein kleiner Triumphbogen errichtet, dessen Material nicht dauerhafter, als das des großen war. Auf diesem sah man die Namenszüge Napoleons und Franzens und die Wappen von Frankreich und Oestreich schimmern, so wie die allegorischen Figuren des Friedens und Ueberflusses, beides war aber nicht vorhanden. Auf einem dritten Triumphbogen, vor dem Eingang des Pallastes der Tuilerien, war eine Tribüne in Form eines Zeltes angebracht, an dessen beiden Seiten wieder zwei Orchester placirt waren. Bald nach seinem Eintritt in den Pallast zeigte sich das hohe Paar abermals dem guten pariser Volk auf einem Balkon, nahm nochmals dessen Jubelgeschrei in Empfang und zog sich dann in die innern Gemächer zurück, um sich mit dem schweren Kaisermantel behängen zu lassen, worauf es sich mit dem ganzen Zug in der Ordnung, in der man gekommen war, in die Kapelle des Louvres begab, die zu dieser religiösen Feierlichkeit besonders hergerichtet worden war. Der Weg ging durch die lange Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbindet, und in der die besten Meisterstücke der größten Maler, die je gelebt, aufgestellt

waren. Ein kostbarer Teppich, über eine halbe Million an Werth, deckte den Fußboden des über eine halbe Viertelstunde langen Ganges. Zu beiden Seiten bildeten über 4000 elegante und reichgeschmückte, zum Theil sehr schöne Damen, in prächtigen Toiletten, das Spalier, hinter ihnen standen eben so viele Herrn **en grand costume**, unter denen ich mir auch vermittelst einer Eintrittskarte ein Plätzchen verschafft, aber nur mit großer Mühe von dem Triumphbogen aus hierher hatte gelangen können. Das Kleid der Kaiserin war mit Diamanten übersäet, und ihr Diadem, aus den größten Diamanten bestehend, blendete alle Augen. Die Damen vom höchsten Rang trugen die Schleppe ihres Mantels, und die Schleppen der Mäntel dieser wurden wieder von hochgestellten Beamten getragen. Es war eine wahre Schleppenträgerei, über die einige graziöse Pariserinnen, hinter denen ich Posto gefaßt hatte, sich moquirten. Während dieses Zugs spielte die Musik von Paer, dem Direktor der kaiserlichen Kapelle, eigends dazu componirte Melodien, auch wurden während des langen Harrens Erfrischungen präsentirt. Der Anblick dieser, mit so schön geputzten Damen und Gemälden geschmückten unabsehbaren Gallerie war unbeschreiblich und außerordentlich prächtig. Drei Uhr war es schon, als sich die Pforten an der Seite der Tuilerien aufthaten, und die Wappenherolde den nahenden Hochzeitszug eröffneten. Alle Zuschauer standen auf und unbeweglich auf ihren Plätzen bis er vorüber war, er bewegte sich langsam und feierlich unter dem Spielen der Musik und dem Vivatgeschrei in die prächtig dekorirte Kapelle. Der Hochaltar derselben war gerade der Gallerie gegenüber errichtet, über demselben hing ein Thronhimmel, und auf demselben standen viele große Leuchter von Vermeuil, in der Mitte ein großes goldnes Crucifix. Ein Basrelief von vergoldetem Silber stellte die Anbetung der Hirten vor, es war von dem berühmten Sarazin unter Ludwig **XIV**. verfertigt worden und an der Vorderseite des Altars angebracht. Ein Teppich von carmoisinrothem Thronsammet bedeckte den Fußboden, zwei Reihen Sitze von gleichem Stoff umgaben den Raum, in dessen Mitte die beiden Armstühle und Betaltäre standen, die für das kaiserliche Ehepaar bestimmt und mit goldnen Bienen auf Purpur übersäet waren. In der Kapelle selbst waren zwei Reihen Tribünen ringsherum errichtet, mit scharlachrothem Atlas und himmelblauen Wolken drapirt und mit goldnen Fransen und Galons versehen. Die Wände waren mit herr-

lichen Gobelin-Tapeten behangen und wo es sich nur thun ließ, waren die Namenszüge Napoleons und Marie Louisens, mit Kränzen umgeben, angebracht. Dem Altar gegenüber war das Orchester der Kirchenmusik. Die Könige, Prinzen und Prinzessinnen nahmen auf den Sitzen um denselben Platz, die Großoffiziere, Minister, Gesandten, Pallastdamen rc. auf den Tribünen. Der Cardinal Fesch, Napoleons Oheim, verrichtete in seiner Eigenschaft als Großalmosenier die Trauung, wobei noch andere Cardinäle und Bischöfe hilfreiche Hand leisteten; er las eine Messe und dann wurde das Tedeum von der Hofkapelle gesungen. Die ganze Ceremonie währte ungefähr eine gute halbe Stunde. Nach ihrer Beendigung trat der Zug wieder in derselben Ordnung den Rückweg an, und die jetzt auch kirchlich Vermählten zeigten sich nochmals dem Volk, worauf alle Garden und sämmtliche Truppen unter fortwährendem Vivatrufen unter ihren Augen vorüber defilirten. Hierauf wurde ein Banquet in den Tuilerien gehalten, wo Kaiser und Kaiserin mitten unter Königen und Königinnen, kaiserlichen und königlichen Prinzen und Prinzessinnen saßen, und um sie herum die Prinzen, Großwürdenträger, Reichsmarschälle, Pallastdamen rc. standen. Nach beendigtem Banquet zeigten sich die K. K. Majestäten noch einmal der noch immer vor dem Schloß stehenden unzählbaren Volksmenge von dem Balkon des Marschallsaals. Nun begann ein Monstre-Concert, in dem lauter, auf die Feier des Tages anspielende Musikstücke vorgetragen wurden, unter denen das Chor aus Glucks Iphigenia: „Que d'attraits, que de majesté!" besonders hervorgehoben und beklatscht wurde. Alle Theater der Hauptstadt und in ganz Frankreich waren zwei Tage gratis dem Publikum geöffnet und in jedem gab man auf diese Feier bezügliche Vorstellungen. Nach dem Concert gab ein losgelassener Feuerdrache das Signal zum Beginnen der Feuerwerke, und in einem Nu schien das ganze unermeßliche Paris in Flammen zu stehen. Dies war wirklich ein grandioses Schauspiel, wie ich noch kein ähnliches gesehen. Wohl an 50,000 Raketen stiegen jetzt zugleich in verschiedenen Stadttheilen empor, und »taghell war die Nacht gelichtet«; dies war aber nur das Vorspiel des feurigen Schauspiels, das die wunderbarsten Gegenstände, Zauberpalläste, Tempel rc. in der Luft erscheinen ließ; fast eben so schnell waren jetzt alle Palläste, Gebäude und Häuser der ungeheuern Stadt illuminirt, und prangten mitunter mit recht sinnigen Trans-

parenten. Die Feuermassen auf den höchsten Thürmen, Kuppeln, Kirchendächern und Glockenthürmen schienen in der Luft zu schweben, die Illumination in dem großen Tuileriengarten, auf dem Concordienplatz, in den elysäischen Feldern, wo jeder Baum feurige Früchte trug, am Corps legislativ, dem Pallast der legion d'honneur, dem Invaliden-Hôtel, dem Senatspallast, dem Pantheon, der Bank von Frankreich, der Hôtels der Minister und Gesandten, der Thürme von Notre-Dame, der Samariterin auf dem Pont neuf ꝛc. boten einen Glanz und eine so flammende Mannichfaltigkeit, daß sie augenblendend und sinneverwirrend war. Eine besonders gute Wirkung hatten die sich in der Seine spiegelnden Feuer. Man hat berechnet, daß mehr denn Tausend Millionen Lampen an diesem Abend in Paris brannten, und Millionen Franken gingen in Dampf und Rauch auf. Sehr brillant war die Concordienbrücke erleuchtet. Am Museum des histoire naturelle sah man illuminirte colossale Elephanten, Löwen, Rhinocerosse, Kameele u. s. w. Eine großartigere Comödie, wie diese fast 24 Stunden währende, habe ich nie gesehen, — und was war nur fünf Jahre später aus all diesen Herrlichkeiten und Majestäten geworden?! —

Für das Volk waren überall, namentlich in den elysäischen Feldern, Spiele, Belustigungen und Unterhaltungen gratis angestellt. Da gab es unzählige mats de cocagne, mit allen möglichen zu erkletternden Kostbarkeiten beladen, Seiltänzer und Springer, ein Paar hundert Schaubuden, zu denen der Eingang gratis war. Franconi mußte mit all seinen Roßkünstlern seine Tours de force produciren, wobei er über 500 Menschen, über hundert Pferde, Hirsche ꝛc. verwendete. Tanzböden waren alle Paar hundert Schritte aufgeschlagen, ebenso Carroussels, Schaukeln, Saltimbanci, kleine Theater, Marionettenbuden, Polichinels und Harlequins, Taschenspieler und Optiker, illuminirte Luftballons, Lotterien, wozu man die Loose unentgeldlich erhielt, und alle Arten Lebensmittel, vom bescheidenen Stück Ochsenfleisch bis zum gebratenen Kapaunen, und Pasteten gewann; dies alles erhielt das gute Volk gratis, das Gouvernement und die Stadt zahlten Alles, und bis zum anbrechenden Tag währte der allgemeine Taumel.

So endete ohne besondere Unfälle die Feier des 2. April. Außerdem waren alle rückständigen Steuern erlassen worden, die Polizei hatte alle wegen Vergehungen Inhaftirte frei gelassen und

ihre Kerker geöffnet, alle Arreste beim Militär der ganzen Armee waren aufgehoben worden, und 6000 Mädchen wurden mit ebensoviel Soldaten verheirathet und auf kaiserliche Unkosten ausgesteuert.

Den 3. April empfing das kaiserliche Ehepaar die Glückwünsche und Huldigungen des Senats, des gesetzgebenden Körpers, des Staatsraths, der Gesandten u. s. w., worauf es sich dann, von den vielen Strapatzen und Solennitäten etwas ermüdet und abgespannt, auszuruhen geruhte, um zu den noch bevorstehenden großen Festivitäten, die ihm zu Ehren die Stadt Paris, die Garden, Gesandtschaften u. s. w., veranstalten wollten, neue Kräfte zu sammeln. In der Academie imperiale hatte man eine große Prachtoper: der Triumph Trajans betitelt, bei dieser Gelegenheit in Scene gesetzt und häufig wiederholt; an der Musik war aber nicht viel. Gegen Ende April trat Napoleon mit seiner jungen Frau eine Reise in die Norddepartements an. Während seiner Abwesenheit wurden mit großem Eifer die Vorbereitungen zu den großen Festen betrieben, die ihm bei seiner Zurückkunft gegeben werden sollten, und wozu man die Anstalten auf dem Marsfeld, in dem Stadthaus, in den elysäischen Feldern ꝛc. machte.

Einstweilen lebte ich so recht sorgenlos und in dolce giubilo in Paris in den Tag hinein, frequentirte die Theater und ihre liebenswürdigsten Prinzessinnen, hie und da die Spielsäle, den Tisch des Fürsten Y., wenn es mir gerade gelegen war, und machte mit dem Beginnen der schönen Jahreszeit häufig Excursionen in die Umgegend von Paris, besuchte das boulogner Wäldchen, Vincennes, St. Denis, Auteuil, St. Germain, St. Cloud, Sevres ꝛc. meistens in lustiger Gesellschaft. Einigemal machte ich auch einsame Landparthien mit Angelika, aber die unterhaltendsten waren die mit der Mars vom französischen Theater nach Montmorency, Versailles, Fontainebleau, Chantilly und Compiègne. Montmorency hatte besonders viel Anziehendes für uns beide, und wir besuchten es öfters. Dieser reizende Ort liegt auf einer Anhöhe, die man zwischen Weinbergen und Wiesen besteigt; man behauptet, daß es das alte Morantiacum sey, aus welchem schon römische Kaiser Gesetze erließen; seine Barone hatten die Lächerlichkeit, sich die ersten Barone der Christenheit zu nennen, und ihre Ahnen hatten von Gott schon bei der Sündfluth begehrt, daß er ihr Haus in Schutz nehmen solle. Die Lage dieses Städtchens ist außerordentlich schön, wohl mit die reizendste um Paris, es liegt höchst

malerisch auf einem Hügel, das romantische Thal zwischen Paris und Pontoise beherrschend, und in der Nähe, über ihm, liegt eine schattige Waldung. In einer äußerst bescheidenen Wohnung des Thales von Montmorency hat Rousseau seine „Nouvelle Héloise“ geschrieben, so wie seine philosophischen Briefe an Herrn von Malesherbes. Hier standen noch sein armseliges Bett, seine Schränke, Stühle, ein Bücherbrett und der kleine Tisch, auf dem er die unnachahmbare Heloise dichtete.

In diesem schönen Thal am Eingang des Waldes hatte ein Eremit, den man **Le Roi** oder auch den heiligen Mann nannte, 1659 eine kleine Kapelle und eine Einsiedelei daneben erbaut, er wurde bald darauf mit einem Eigenthümer, dessen Besitzungen an seine Eremitage grenzten, in einen Proceß verwickelt und mußte eine Entschädigung wegen dem Zusammenfallen einer Mauer zahlen. Nach dem Tod dieses heiligen Mannes wurde ein kleines Gebäude an der Stelle, wo die Einsiedelei lag, aufgeführt, dieses war es, welches später Jean Jaques Rousseau bewohnte, und das mit einigen Aenderungen noch steht. Dasselbe kam durch mehrere Hände in die der Madam d'Epinay, die es für Rousseau einrichten ließ. Den 9. April 1756 nahm dieser Besitz von der ihm eingeräumten Wohnung. Während der Revolution ward sie auf kurze Zeit das Eigenthum des Blutmenschen Robespierre, der in der Nacht des 6. Thermidors hier seine Proscriptionslisten schrieb, mit denen er den 7ten nach Paris eilte, aber der 9. Thermidor machte seiner Tyrannei ein Ende, die er den 10. auf dem Schaffot büßte. Einige Jahre später wurde die berühmte Eremitage das Eigenthum des trefflichen Componisten Gretry.

Als Rousseau die Eremitage nach etwa 18 Monaten wieder verließ, bezog er ein kleines Haus in dem Dorf Mont-Louis, das an dem Ende von Montmorency, hinter der Höhe, die man: **butte Jouvelle** nennt, äußerst pittoresk liegt. Hier beendigte Rousseau seine „Neue Heloise,“ die er in der Eremitage angefangen hatte, so wie seinen Emil und den **Contrat social**; hier findet man noch interessante, sich auf ihn beziehende Inschriften. Auf der Gartenterrasse ist ein steinerner Tisch, an dem er öfters geschrieben, nebst vier Lindenbäumen, die er selbst gepflanzt; auf dem Stein liest man folgende Verse eingegraben:

„C'est ici qu'un grand homme a passé ses beaux jours,
Vingt chefs d'oeuvre divers en ont marqué le cours:
C'est ici que sont nés et Saint Preux et Julie;
Et cette simple pierre est l'autel du génie.

Auch über der Hausthüre befindet sich eine auf Rousseau bezügliche längere Inschrift.

In diesem anmuthigen Thal war es, wo ich mit der höchst liebenswürdigen Mars manchen seligen Tag verlebte, und wir zusammen die nouvelle Héloise lasen, die freilich mehrmals ein verzehrendes Feuer in uns entzündete, das wir jedoch zu löschen hier hinlängliche Gelegenheit fanden. Die Mars war zwar um zehn Jahre älter als ich, aber ihrem Ansehen nach schien sie fast noch jünger zu seyn. Unter allen Schauspielerinnen, die ich gekannt, habe ich keine gefunden, die in einem so hohen Grad geistige mit körperlicher Liebenswürdigkeit verbunden hätte, und auch ohne ihr eminentes, nicht wieder erreichtes dramatisches Talent, war sie ein Weib von der größten Auszeichnung, sowohl hinsichtlich des Verstandes als der Anmuth ihres ganzen Wesens; der Wohllaut ihres Organs, das Graziöse jeder ihrer Bewegungen, ihre Sprache, und die Art wie sie sich auszudrücken wußte, dies Alles vereint hätte auch den indolentesten Phlegmatikus noch in Feuer versetzen können, auch war sie die allgemein Angebetete. Wer sie nur einmal im Lustspiel gesehen, weiß, wie unvergleichlich, wie unerreichbar ihre Leistungen als Künstlerin waren, welchen Ausdruck ihr Mienenspiel hatte, wie sie durch ihre graziöse Koketterie und Schalkhaftigkeit alles hinzureißen, alles zu bezaubern wußte. Ihre vorzüglichsten Rollen waren: die Susanne in Figaros Hochzeit, Hortense in der Schule der Alten, Elmire, Celimene, Henriette in den femmes savantes etc.; aber sie excellirte ja in allen Rollen auf wie außerhalb der Bühne, was Wunder, daß auch ich, der sie so nahe kennen gelernt, so lange ich in Paris, enchantirt vor ihr war. Die Düchenois war in ihrem Fach, dem hochtragischen, wohl eine eben so große Künstlerin, aber außerdem daß sie nichts weniger als schön war, verfiel sie in den Fehler, der, den einzigen Talma ausgenommen, allen französischen tragischen Bühnendarstellern gemein ist, in das unnatürliche, widerliche Heulen, Toben und Schreien, was die französische Tragödie zur ekelhaften Fratze und Carrikatur verzerrt, während es auf der Welt nichts Anmuthigeres, Unterhaltenderes giebt, als die

französischen Lustspiele von guten Künstlern aufgeführt, und hier sind die französischen Schauspieler Meister und von denen keiner andern Nation noch erreicht worden.

Auch Compiègne besuchte ich in Gesellschaft der Demoiselle Mars, deren vollständiger Name: **Anne Françoise Hippolyte Boutel** war, und durchstreifte mit ihr die Gallerien und Gemächer des merkwürdigen Schlosses, dessen weitläufige Gärten und schönen Wald. Compiègne war öfters der Aufenthalt Karl des Kahlen, der hier ein Schloß und eine Abtei, die Carlopolis genannt wurden, erbaute, in welcher mehrere Könige von Frankreich der ältern Dynastien Hof hielten. Bei dieser Stadt war es, wo die unglückliche Johanna d'Arc 1430 von Picard gefangen wurde, der sie an Luxenburg verkaufte, welcher sie wieder für 10,000 Livres, nebst einer lebenslänglichen Pension von 500 Livres an die Engländer verschacherte, wodurch sie dem Feuertod anheim fiel. Das prächtige Schloß zu Fontainebleau mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten, das rundum von herrlichen Wäldern umgeben ist, wo die Königin Christine von Schweden ihren untreuen Liebhaber Monaldeschi in einer Gallerie des Pallastes ermorden ließ, besuchte ich gleichfalls in Gesellschaft der herrlichen Künstlerin, und hatte so immer zwiefachen Genuß.

Von Rom erhielt ich unterdessen häufig Briefe von Miollis, dessen Geduld zu ermüden begann, da seine Sache nicht voran gehen wollte und ich bis jetzt noch wenig in derselben hatte thun können, indem die Festivitäten und andere wichtige Dinge alle hochgestellten Personen, bei denen ich operiren sollte, zu sehr in Anspruch nahmen. Ich schrieb ihm, daß die Verzögerung nicht meine Schuld sey, ich würde, sobald der rechte Zeitpunkt gekommen, alle Thätigkeit anwenden und keine Bemühungen scheuen. Erst gegen die Mitte des Monats Mai gelang es mir, in dem Hôtel der Prinzessin Pauline Borghese Eingang zu erhalten und dieser schönen Schwester Napoleons vorgestellt und empfohlen zu werden. Sie war gerade im Begriff ihren Aufenthalt zu Paris mit dem im nahen Neuilly zu vertauschen, wohin sie mich beschied und verbindlichst einlud, sie dort zu besuchen. Dies meldete ich Miollis nach Rom, hinzusetzend: daß ich hierauf große Hoffnungen für seine Angelegenheit baue. In Neuilly ließ ich nicht lange auf mich warten, sondern fand mich bald in diesem anmuthigen, eine kleine Stunde von Paris entfernten Ort ein. Hier besaß Prinzessin

Pauline eine sehr schönes Landhaus, mit äußerst geschmackvoll angelegten Gärten. Ich ließ mich gegen Mittag anmelden, wurde sogleich vorgelassen, und fand die schöne Frau in einem eleganten Morgenanzug in der reizendsten Attitüde, nur eine einzige ihrer Damen, Madame Farigliano war in ihrer Gesellschaft. Nachdem sie mich mit großer Naivität über manche Dinge, mich selbst betreffend, befragt hatte, brachte ich ihr Miollis Anliegen etwas verblümt bei, so wie daß er ganz besonders auf ihren mächtigen Schutz zähle und sich demselben gehorsamst empfehle. Die Fürstin platzte jedoch gleich ohne Schminke heraus, und sprach: aber mein Gott, Miollis muß doch wissen, wie wenig Einfluß ich in diesen Dingen auf meinen eigensinnigen Bruder, den Kaiser habe, dabei fixirte sie mich stark und fuhr nach einer Pause fort: Doch ich will überlegen wie sich die Sache etwa machen ließe und durch welchen Canal wir operiren können. — Ich wollte mich nun wieder empfehlen, aber sie geruhte noch verschiedene Fragen an mich zu thun, meistens Rom und Italien betreffend, und endigte mit der: ob ich ihre Gärten schon gesehen hätte; da ich dies mit Nein beantwortete, forderte sie mich dazu auf, und ich machte dankbar von dieser Erlaubniß Gebrauch. Als ich im Begriff war den Garten zu verlassen, begegnete ich der Prinzessin mit ihrer vorigen Gesellschafterin in einer Allee desselben, wo sie mich nochmals anredete und mir befahl, sie einige Gänge zu begleiten; sie fragte mich nun nach meinem Vaterland, nach meinem Alter u. s. w. und nachdem ich genügende Antwort gegeben, sagte sie: „mais vous êtez encore bien jeune.“ Hierauf wandte sie sich zu ihrer Begleiterin und flüsterte dieser zu: „mais pour un Allemand il a trés bonne tournure, qu'en ditez vous? — Altesse c'est ce que je trouve aussi, erwiederte diese. Hierauf fuhr sie, sich wieder an mich wendend, fort, und sagte: wenn Ihnen mein Garten gefällt, so steht es Ihnen frei denselben so oft zu besuchen, als es Ihnen Vergnügen macht. Wie lange werden Sie in Paris bleiben? — Hoheit, vermuthlich so lange bis ich irgend ein Resultat zu Gunsten des General Miollis erlangt habe. — Mein Gott, ich wollte Ihnen sehr gerne behülflich seyn, aber seitdem der Kaiser diese Oestreicherin geheirathet hat, ist gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Sie setzte sich nun wieder in Bewegung, und gebot mir ihr zu folgen. Durch ihre naive Leutseligkeit ermuntert, ließ ich es sie nun auch merken, daß mein

höchster Wunsch wäre, zu der Garde versetzt zu werden. — **Ah la Garde**, sagte sie lachend, diese eblouirt Euch Herrn alle, nun ich werde sehen, was sich später thun läßt, wenn mein Bruder von der Reise zurück und der Taumel der Honigmonate (Flitterwochen) vorüber seyn wird. Haben Sie meinen Bruder schon einmal gesprochen? — Vor ungefähr einem Jahr zu Schönbrunn, als ich ihm die Depeschen von Rom überbrachte. — Nun, und was sagte er Ihnen? — Er entließ mich mit einem: „**nous verrons.**" Die Prinzessin lachte und wiederholte: „**nous verrons;**" doch sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen die neue Kaiserin? — Hoheit, ich erlaube mir kein Urtheil über eine so erhabene Person. — O, bei mir brauchen Sie sich nicht zu geniren, sagen Sie ohne Façon, was Sie von ihr halten. — Ich sah Ihre Majestät nur erst einigemal im Vorübergehen am Vermählungstag. — Aber was spricht man von ihr zu Paris, was sagen die Leute von ihr, nicht wahr, sie hat gar nicht gefallen? — Ich brachte nur ein **mais** von einer zweideutigen Bewegung begleitet hervor. — Ja, wen könnte auch dieses frostige, ausdruckslose Marmorgesicht ansprechen? Niemand kann meinen Bruder begreifen, auch nicht ein Mensch, der diese Oestreicherin liebenswürdig fände. — Pauline sprach wahr, die Persönlichkeit Marie Louisens vermochte das vorgefaßte Vorurtheil gegen sie nicht zu verwischen. Weder ihr Aeußeres noch ihr Benehmen war im mindesten geeignet, ihr die Herzen zu gewinnen. Sie war damals ungefähr 19 Jahre alt, schien aber einige zwanzig zu haben, hatte blondes Haar und mattblaue Augen, die ihr ein fades Aussehen verliehen, ihr Gesicht hatte zwar jugendliche Frische, aber war ohne allen Ausdruck. In ihrem Benehmen bewies sie gegen Jedermann eine hochmüthige Zurückhaltung, was vielleicht mehr von einer Art Schüchternheit und Furcht, als übelangebrachtem Stolz herrühren mochte, vielleicht hielt sie dies auch für eine unentbehrliches Requisit der Majestät; im Uebrigen hatte sie keinen andern Willen als den Napoleons. Bei jedem Vergleich mit Josephine mußte sie unendlich verlieren, statt der Anmuth, Lieblichkeit und Milde, wodurch jene bezauberte, entzauberte diese durch ihre frostige zurückstoßende Kälte, war höchst einsylbig, geschmacklos selbst in ihrer Toilette, und würde sich ohne den bessern Geschmack ihrer Kammerfrauen, oft wunderlich gekleidet haben. Ihre deutschen Umgebungen hatte sie sämmtlich, als sie den französischen Boden betrat, entlassen müssen,

und schien gegen ihre französischen einen unüberwindlichen Widerwillen zu hegen, indem sie nie einen freundlichen Blick, ein ermunterndes Lächeln, ein wohlwollendes Wort an diese richtete. Ebenso war sie gegen die Hof- und Pallastdamen, die sie bald unausstehlich fanden, so wie Napoleons Schwestern und Anverwandte, welche glaubten, die junge Kaiserin verachte sie wegen ihrer niedern Herkunft, als Parvenües; sie machten sich deßhalb hinter ihrem Rücken über sie lustig, verschrieen sie als unbeholfen, ja stupid, und das Benehmen und die nichtssagende Physiognomie Marie Louisens unterstützte diese Aussagen nur zu sehr. So sprach denn auch Pauline ohne allen Rückhalt mit mir von ihrer kaiserlichen Schwägerin, und verbarg nicht im mindesten ihre Abneigung gegen dieselbe, ob sie mich gleich zum Erstenmal sah und sprach. — Doch von was Anderm, fiel sie endlich plötzlich ein: werden Sie heute in Neuilly zubringen? — Nein Hoheit, ich gehe nach Paris zurück, denn ich wüßte nicht wie ich meine Zeit herumbringen sollte. — Gut, kommen Sie morgen um diese Stunde wieder, vielleicht kann ich Ihnen durch Madame Farigliano, sie warf einen Blick auf diese, schon etwas Näheres wissen lassen. Finden Sie sich wieder an dieser Stelle ein, hören Sie? — wir standen gerade vor einem ziemlich hohen gewölbten Felsen, ich versprach dem Befehl genau Folge zu leisten, und empfahl mich mit drei ehrerbietigen Verbeugungen. Ich wußte in welchem Ruf Pauline stand, und war nicht Neuling genug, um nicht bemerkt zu haben, daß ihre Blicke mehrmals mit Lüsternheit auf mir geruht hatten. Wohlan, dachte ich bei mir selbst, mußt du auf diesem Weg zum Ziel gelangen, so ist es noch nicht der schlimmste. Ich fuhr nach Paris zurück und dachte über die gehabte Unterredung, und was die Folgen wohl seyn könnten, nach, indem ich mir allerlei prächtige Luftschlösser baute und ausmalte. Es ist hier wohl am rechten Ort, mit einigen Worten die damals lebenden Mitglieder der bonapartischen Familie zu schildern, die ich größtentheils persönlich gekannt, oder doch öfters gesehen hatte und mit ihren Umgebungen oft verkehrte; manches davon habe ich durch Pauline und einige andere Glieder der Familie erfahren.

Zur Zeit als die Familie Bonaparte aus Corsica vertrieben, sich zu Marseille aufhielt, lebte sie in äußerst dürftigen Umständen und fast nur von den Unterstützungen, welche ihr mitleidige oder theilnehmende Menschen, oft auch nicht ohne Interesse

zukommen ließen, denn die Mädchen waren sehr hübsch, ja wohl Schönheiten, namentlich Caroline und Pauline. Beide hatten damals viele Anbeter, von denen es jedoch keiner ernstlich meinte, auch waren es meistens arme Offiziere, die selbst nicht viel übrig hatten. Die Mädchen gingen selbst auf den Markt, die nöthigen Einkäufe möglichst billig zu machen, und wurden häufig zu den Reunionen des Platzkommandanten Lingard eingeladen, bei denen sie in sehr einfachen weißen Kleidern, ohne allen Schmuck erschienen, aber dennoch von den Tänzern am meisten gesucht und vorgezogen waren. Der Platzkommandant und mehrere Stabsoffiziere und Capitaine machten zu jener Zeit bisweilen kleine Collecten unter sich, zu Gunsten der Frau Lätitia und ihrer Kinder, doch nicht ohne alles Interesse, und von Pauline wurde behauptet, daß sie ein Oberst förmlich unterhalte, was sie aber nicht gestand, sondern sagte, daß sie nur eine gewöhnliche Intrigue mit ihm gehabt. Nachdem es Joseph Bonaparte gelungen war, die Tochter des reichen Kaufmanns Clary zu heirathen, hatten seine Mutter und Schwestern eine Stütze an ihm, und er unterstützte sogar seinen Bruder Napoleon, der sich damals ebenfalls ganz mittellos zu Paris befand, wo ihm gute Freunde und Bekannte, unter denen auch Talma, öfters ein Mittagsessen bezahlten, er seine silberne Uhr in der größten Noth hatte verkaufen müssen, und ein Paar Handschuhe für einen sehr überflüssigen Luxusartikel erklärte, von Zeit zu Zeit mit kleinen Geldsummen. Als Madame Bonaparte den Wunsch äußerte, noch einen ihrer Söhne an eine Clary zu verheirathen, antwortete deren Vater: O ich habe genug an einem Bonaparte in meiner Familie. Von Joseph habe ich schon geredet, es war ein Mensch von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, der wenig Verstand und desto mehr Geistes- und andere Schwächen besaß, einen Engel zur Frau hatte, den er nicht verdiente und nicht nach Verdienst zu schätzen wußte; es ist unbegreiflich, wie ihn sein Bruder mit so großen Bürden, als die Kronen von Neapel und Spanien waren, belasten mochte, und später, als Generallieutenant des Kaiserreichs, das Schicksal von Paris, seiner Gemahlin und seines Sohns gewissermaßen in dessen Hände legen konnte; auch verdarb sein Kleinmuth, seine Unentschlossenheit Alles. — Der zweite Bruder war der Kaiser Napoleon, über diesen hier viel zu sagen wäre überflüssig. Als Feldherr ausgezeichnet, doch noch lange kein Cäsar oder Friederich, als Politiker ein erbärm-

licher Stümper, als Mensch ein herz- und gemüthloser Egoist, hatte auch er seine gewaltigen Schwächen, die zum Theil nichts weniger als einen großen, sondern oft einen sehr kleinlichen Geist bewiesen, der von Leidenschaft und Rachsucht verleitet, besonders wenn sich seine kleine Eitelkeit gekränkt fühlte, in die unsinnigste und abgeschmackteste Tyrannei verfiel; arme aber ihm an Geist überlegene Frauen, wie eine Staël, Chevreuse, Smith-Spencer, Recamier rc. auf das empörendste verfolgte, des niederträchtigen Benehmens gegen die treffliche Königin Louise von Preußen gar nicht zu gedenken; einen Enghien, einen Palm, die Offiziere des Schillschen Corps und hundert andere so niederträchtig als feige ermorden, die armen Soldaten und Unteroffiziere dieses Corps, die nur den Befehlen ihrer Vorgesetzten folgten, auf die Galeeren unter Mörder, Räuber- und Diebsgesindel schmieden ließ, alle Zungen und Pressen zu fesseln vermeinte, seine Umgebungen oft auf das abscheulichste und gemeinste mißhandelte, wenn ihm ein englischer Zeitungsartikel oder sonst ein Querstrich in üble Laune versetzt oder gar in Convulsionen gebracht, in Egypten und Rußland Reißaus nahm, und die ihm anvertrauten Heere im Stich ließ, sobald es schief ging, um nur seine werthe Person in Sicherheit zu bringen rc., dies nannte er Staatsklugheit und waren seine Heldenthaten! Selbst in der sinnlichen Liebe wußte er nur den Despoten zu spielen, aber nie die Gunst des ersehnten Gegenstandes durch Liebenswürdigkeit oder gefälliges Betragen, oder auch nur durch Geschenke zu erringen. Ein Befehl an seinen Kammerdiener oder seine privilegirten Kuppler mußte den gewünschten Gegenstand seiner Sinnenlust herbeischaffen, und zwar mit Gewalt, wo es von nöthen und der kaiserliche Name allein nicht ausreichte, die Schöne zu vermögen, sich dem Tagesgötzen Preis zu geben; dergleichen Gelüste wandelten Se. Majestät oft an. — Der dritte Bruder, Lucian, war ohne Widerrede der tüchtigste und fähigste Kopf der ganzen Familie, dabei ein Mann von starkem und festem Charakter, der es vorzog, lieber unabhängig von den Launen seines kaiserlichen Bruders zu leben, als sich durch ihn gekrönt, von ihm als Schuhputzer behandeln zu lassen, so hatte er, dessen Ungnade trotzend, die Wittwe eines Wechselmäklers geheirathet, nachdem er schon als Minister des Innern dessen Zorn auf sich geladen, es verweigernd zu unsinnigen Maßregeln seinen Namen herzugeben, und es ist an dem, daß er seinem

Bruder, als ihn dieser, um ihn wieder zu gewinnen, fragen ließ: welche Krone er zu besitzen wünsche? geantwortet: nun so möge er ihn doch zum König von England machen! — Dieser Hohn war zu beißend, einen Napoleon nicht tief zu verwunden, auch schiffte sich Lucian, um ferner jede Berührung mit seinem Bruder zu vermeiden, noch in diesem Jahr (1810) nach den Vereinigten Staaten ein, wurde aber von den Engländern gefangen und bis 1814 festgehalten. Was wäre den 18. Brümaire ohne Lucian aus Napoleon geworden, der, als er die Dolche im Rath der 500 blinken sah, bleich, wankend und zitternd, einer Ohnmacht nahe war, als ihn seine Grenadiere aus dem Saal zerrten! Hier hatte, das Leben seines Bruders zu retten, Lucian allerdings schlecht gegen das Vaterland gehandelt. — Elisa, die älteste der Schwestern Napoleons, war nicht die schönste, doch die geistreichste der Damen Bonaparte, aber unglücklicher Weise wollte auch sie die Gelehrte spielen, suchte deßhalb besonders die Unterhaltung ausgezeichneter Schriftsteller, gab sich aber, wie dies bei den meisten gelehrten Frauen der Fall ist, manche arge Blöße. Sie hatte den Prinzen Bacciochi geheirathet, den Napoleon zum Fürsten von Piombino und Lucca decretirte, der aber eigentlich eine Null in seinem Staat war, denn Elisa handhabte nicht nur den Pantoffel, sondern auch den Scepter, und war die eigentliche Regentin. 1809 ernannte sie Napoleon zur Großherzogin von Toscana. Auf sie folgte Ludwig, damals noch König von Holland, unstreitig der beste und redlichste dieser Korsen, ein gutmüthiger Mensch, der den Willen hatte, das von seinem Bruder ihm zugetheilte Land glücklich zu machen, und da dies nicht die Meinung und der Wille seines Bruders war, dessen Eigensinn und Tyrannei er nur Sanftmuth entgegenzusetzen hatte, so legte er nach mehreren sehr heftigen Scenen, die er wegen der Continentalsperre, bei deren strengen Beobachtung Holland zu Grunde gehen mußte, gehabt, noch im Juli dieses Jahres die Krone nieder. Auch mit seiner ehrgeizigen und herrschsüchtigen Gattin, Napoleons Stieftochter und zeitweiliger Geliebten, die ihm derselbe ganz gegen seinen Willen, und wie es den Anschein, als sie sich in andern Umständen befand, aufgehängt hatte, lebte er sehr unglücklich. Ihm folgte die schöne Pauline oder Paulette, wie sie ihr Bruder der Kaiser und noch andere nannten. Als fünfzehnjähriges Mädchen und noch später soll sie die vollendetste Schönheit gewesen seyn, die man sich denken

kann, aber auch jetzt war sie, wenn gleich beinahe dreißig Jahre alt, noch immer eine Schönheit zu nennen. Mit ihren Zügen hatte Canova die Statüe der Venus des Praxiteles nachgeahmt. Schon mit dem zwölften Jahre hatte sie Liebhaber gehabt und die böse Welt behauptete, wie es scheint nicht ganz mit Unrecht, daß Napoleon selbst einer derselben gewesen sey. Nach dem Tod ihres ersten Mannes, dem General Leclerc, hatte sie den Fürsten Camillo Borghese geheirathet, eine Art Hampelmann, von dem sie sehr bald getrennt lebte; ihr Buder hatte ihr das Fürstenthum Guastalla gegeben, sie aber wohnte meistens zu Neuilly, wo sie eine Art Hof hielt. Von ihren galanten Abentheuern wußte man sich viel zu erzählen; während der kurzen Zeit als sie Wittwe und in Trauer war, ließ sie Napoleon wohl bewachen, fürchtend daß sie tolle Streiche machen möchte, aber wieder verheirathet, ließ sie rücksichtslos ihren Leidenschaften die Zügel schießen. Bekannt sind die Abentheuer, die sie unter dem Namen Amélie mit einem jungen Manne hatte, dem sie häufig Rendez-Vous in dem Haus einer Lingère in der Straße du bac Nr. 188 gab, wohin sie ihn beschied. Dieser war eines Tages über alle Maßen erstaunt, als er seine Amélie mit Brillanten bedeckt in einer kaiserlichen Hofloge erblickt und erfährt, daß es die Fürstin Borghese, Napoleons Schwester sey; auch die Prinzessin, die schon einige Zeit die Liaison mit ihm abgebrochen, hatte ihn bemerkt. Am andern Morgen wurde er in das Ministerium des Innern beschieden, wo ihm eine sehr einträgliche Stelle, fünfzig Lieues von Paris entfernt, ertheilt wurde, mit dem strengen Befehl, sich in den nächsten 48 Stunden auf seinen Posten zu begeben. Jedermann kennt ihre Amouretten mit den Schauspielern Lafont, Forbin, dem Oberst Canouville ꝛc., dessen Pferd sammt seinen Reiter Napolen bei einer Musterung viel zu wild und ungezähmt gefunden, und Herr und Roß deßhalb hundert Meilen weit von Paris entfernt hatte, damit beide besser dressirt würden. Aber bei weitem blieb die große Zahl der Abentheuer Paulinens und ihrer Schwestern dem kaiserlichen Bruder unbekannt, da ihm Niemand gerne die Augen deßhalb öffnen mochte, und selbst der General-Spion und Polizeiminister Fouché wagte es nicht, seinen Herrn, oft sein Instrument, dadurch in üble Laune zu versetzen, und so trieben es die Damen ungestört fort bis der Sturz des kaiserlichen Thrones auch sie mitriß und das Alter diese Vergnü-

gungen ohnehin verbot. Nur einigemal, wenn es so toll wurde, daß er selbst etwas merkte, oder ihm durch eine seiner passageren Maitressen etwas gesteckt wurde, machte er seiner Mutter, der Madame Mère Vorwürfe, und meinte, seine Schwestern sollten ehrbar mit den Offizieren seiner Garde tanzen, die, wenn auch nicht gerade schöne, doch sehr brave Männer seyen, mit denen ihr Ruf nicht so gefährdet würde, als mit solchen Müscadins. Die jüngste Schwester, die Königin Caroline von Neapel, war nicht weniger schön und hatte weit mehr Verstand als Pauline, die in dieser Hinsicht von der Vorsehung etwas stiefmütterlich behandelt worden war, nur hatte sie einen kurzen Hals, so daß ihr Kopf zu sehr zwischen den Schultern saß. Wir werden bei meinem letzten Aufenthalt in Neapel sie sammt ihrem Gatten, dem König Mürat noch näher kennen lernen. Der jüngste der Brüder, Jérome (Hieronymus), war auch der unbedeutendste unter allen, eigentlich eine physische, geistige und moralische Jämmerlichkeit. Seine ganz unansehnliche Gestalt hatte den Kopf noch weit mehr als Caroline zwischen den hohen Schultern stecken, und sein Gesicht hatte sogar etwas widerlich Unangenehmes, dennoch hatte er als König von Westphalen unzählige Amouretten zu Cassel, wo ihm der Königstitel gefällige Damen in großer Zahl verschaffte; seine Aerzte waren nur damit beschäftigt, die vergeudeten Kräfte, an denen Hieronymus eben keinen Ueberfluß hatte, möglichst zu ersetzen und ließen ihn täglich unter andern die stärksten Weinbäder nehmen; der so gebrauchte Wein wurde nachher in Flaschen gefüllt und das Hofgesinde verkaufte ihn unter der Hand an Wirthe und andere Einwohner in Kassel!! Dabei hatte dieser affenartige Sardanapal sehr unnatürliche, oft neronische Gelüste, selbst bei den Frauen, die ihn zum Ekel widerlich machen mußten, sein ganzes Aussehen hatte so wenig königliches, daß er eher einem erzliederlichen Schneidergesellen ähnlich sah. Eine Jammergestalt in optima forma, die aber dem armen Land, das so glücklich war sie auf eine kurze Zeit zu besitzen, unzählige Thränen und das Mark seiner ausgesogenen Bürger kostete. Dieser Prinz von der traurigen Gestalt hatte dennoch in Amerika das Glück gehabt, die Tochter eines reichen Banquiers von Baltimore, eine Miß Patterson, ein hübsches Mädchen zur Frau zu bekommen, die, als sie ihm hochschwanger nach Europa gefolgt war, auf dem ganzen festen Land, auf Befehl ihres Schwagers Napoleon keinen Hafen fand, in dem

man ihr zu landen vergönnte. In Frankreich, Holland, Belgien, Italien, Spanien und Portugal war sie zurückgewiesen worden; die arme, verlassene, treffliche Frau mußte nun allein über England wieder nach Amerika zurückkehren, denn dem früher in seiner hülflosen Lage oft von Schauspielern gefütterten Napoleon war die Familie Patterson jetzt nicht mehr gut genug, um sich verwandt mit ihr zu wissen, schon hatte er die Marotte, aus allen seinen Brüdern Könige stempeln zu wollen, die er theuer genug büßen mußte, denn als Könige waren sie ihm alle zum größten Verderb. Madame Mère, Frau Lätitia, war als kaiserliche Mutter eine sehr fromme Dame geworden und bewährte so das bekannte Sprichwort: aus jungen Huren werden alte Betschwestern. Ich habe Personen gekannt, die sehr vertraut mit ihren frühern Verhältnissen in Corsika gewesen und mich versicherten, daß, etwa Joseph ausgenommen, sie von keinem andern ihrer Kinder mit Gewißheit den Vater zu nennen wüßte. Uebrigens war sie eine sehr mitleidige Seele, die den Armen und Andern viel Gutes erwies, als sie die Mittel dazu erhielt; doch war sie auch sehr capriciös und ihr Eigensinn artete bisweilen in Starrsinn aus; sie soll sehr schön gewesen seyn. Von den übrigen Mitgliedern der Familie Bonaparte will ich nur Napoleons Stiefsohn, des Prinzen Eugen, Vicekönigs von Italien erwähnen, ein in jeder Hinsicht vortrefflicher und edler Charakter, dessen größter Fehler der war, seinem Stiefvater zu sehr nachgegeben zu haben, und zu gehorsam gewesen zu seyn. Er hatte sich 1806 mit der schönsten deutschen Prinzessin, mit der ältesten Tochter des Königs Maximilian von Baiern, Auguste Amalia, vermählt. Seine Schwester Hortensia war so ziemlich das Gegentheil des Bruders und Herrschsucht die Triebfeder fast all ihrer Handlungen, der sie kein Opfer zu bringen scheute. Ich hätte diese Scizzen der napoleonischen Charaktere weit mehr und mit den besten Grundfarben ausmalen, sowie die noch vieler anderer Personnagen des napoleonischen Hofes und Reiches, wie der listigen Füchse und Ränkeschmiede Talleyrand und Fouché, des Oheims des Kaisers, des geistlichen Comödianten Fesch, vieler Marschälle, Minister rc. mittheilen können, dies gehört aber nicht hieher und würde ein ausgedehntes Buch für sich füllen, auch sind viele derselben längst, wenn auch oft mit falschen Zügen und Farben, geschildert.

Als ich den andern Morgen nach der Unterredung, die ich

mit Paulinen gehabt, erwachte, kam mir die ganze Sache fast traumartig vor, indessen machte ich mich zur festgesetzten Stunde wieder auf den Weg nach Neuilly, begab mich an die mir angegebene Stelle des Gartens, und erwartete unter einem Säulengang vor dem gewölbten Felsen die Dinge die da kommen würden. Ich wartete nicht lange, als eine Dame, eine andere als die welche ich den Tag vorher in Paulinens Gesellschaft gesehen, erschien, mich freundlich willkommen hieß und mich durch eine Seitenthüre in das Innere des Felsens führte, in dem sich mehrere Gemächer und Gallerien, unter andern auch ein sehr schönes Bad in einem prächtigen Salon, befanden. Das Abenteuer kam mir sehr romantisch, beinahe mährchenhaft vor, und ich dachte eben über den Ausgang, den es wohl haben könnte, nach, als eine in den feinsten Battist gehüllte Frauengestalt durch eine Seitenthüre in den Badsaal, in dem man mich warten geheißen, trat, auf mich zuging und mich lächelnd fragte, wie es mir hier gefalle. Ich erkannte sogleich Napoleons schöne Schwester, deren üppige und vollkommen plastische Formen sich bei jeder Bewegung durch die Falten ihres Gewandes ausdrückten. Sie reichte mir die Hand zum Kusse dar, hieß mich hier willkommen und auf einem schwellenden Ruhebett neben sich niederlassen. Hier war ich sicher nicht der Verführer, sondern der Verführte, denn Pauline ließ alle ihre, durch das Chiaro-scuro noch erhöhten Reize spielen, mein Blut in Wallung und meine Sinne in Aufregung zu bringen, was ihr denn auch vollkommen gelang, und bald waren die sammtnen Polster Zeugen, wie wir unsere gegenseitige Gluth in namenlosen Ergießungen löschten, wobei sie sich als eine sehr erfahrene Lehrerin zeigte, denn sie wußte mehr als ich. Nachdem wir das Feuer hinlänglich gekühlt, zog Pauline eine Glocke und befahl ihren eintretenden Frauen, ein Bad zu bereiten, zu dem sie mich ebenfalls einlud; in Badmäntel von den feinsten Linnen gehüllt, blieben wir beinahe ein Stunde in dem crystallhellen bläulichen Wasser, worauf sie ein köstlich erquickendes und restaurirendes Mahl in einem Seitengemach serviren ließ, bei dem wir bis zur Abenddämmerung noch mit einander zubrachten. Beim Abschied mußte ich das baldige Wiederkommen versprechen, und verlebte nun manchen Nachmittag auf ähnliche Weise in Neuilly. Indessen hatte ich eben nicht Ursache sehr stolz auf diese Eroberung zu seyn, denn viele Andere hatte sie schon vor mir beglückt, und noch manchen Andern schenkte sie nach mir ihre

höchste Gunst, auch war mir die Dame fast zu routinirt, und es dauerte nicht lange, so empfand ich troß all ihrer Schönheit Widerwillen statt Genuß in ihrem Umgang, da auch an eine nur einigermaßen geistreiche Unterhaltung mit Paulinen nicht zu denken war, und wenn einmal der Sinnentaumel vorüber, die tödtlichste Langeweile und Gähnen dessen Stelle vertrat, dabei artete sie oft ins Gemeine aus; wie anders war es mit einer Mars, deren Persönlichkeit immer neue Reize zu entfalten wußte, selbst Madame Bonnier war troß ihrer Klostererziehung weit unterhaltender. Hiezu kam noch, daß ich zu jener Zeit die Bekanntschaft zweier andern sehr liebenswürdigen jungen Damen, die eine die Frau eines Generals, die andere die eines Rittmeisters, deren Männer sich beide bei der Armee in Spanien befanden, machte, und die ich bei einer Vorstellung der Iphigenia in Tauris aux français, wo Talma den Orestes in der höchsten Vollendung gegeben, kennen lernte, da ich mich in derselben Loge mit ihnen befand. Auf die Iphigenia waren die Plaideurs gefolgt, und gaben mir die beste Gelegenheit bei den Damen zu plaidiren, deren Ehrencavalier ich jetzt auf eine Zeitlang wurde. Sie waren sehr muntere und liebenswürdige Geschöpfe, die Generalin zählte 23, die andere erst 19 Jahre, beide kaum zwei Jahre verheirathet und Schwestern. — Noch hatte ich Versailles erst im Flug gesehen, an einem Nachmittag hatte ich mit Paulinen in dem großen Park daselbst zugebracht, von einem Gebüsch in das andere wandernd. Schloß und Gärten, an welche der üppige Ludwig XIV. nicht Millionen sondern über eine Milliarde verschwendet hatte, waren damals im traurigsten Zustand, und ganze Tage lang konnte man in dem öden unermeßlichen Park umherirren, ohne nur auf eine menschliche Seele zu stoßen, man glaubte sich an unheimlichen verwünschten Orten, keine andere Spur mehr, als traurige endlose Alleen und Mauern, von den früher hier feenhaften Festlichkeiten und Herrlichkeiten. In kaum 25 Jahren war aus einem kleinen elenden Weiler eine ansehnliche Stadt, aus dem unbedeutenden Jagdhaus, das Ludwig XIII., nachdem er lange genug auf seinen großen Jagden in elenden Kneipen, oder in einer Windmühle übernachtet, hatte erbauen lassen, ein unermeßliches Schloß, das prächtigste Europas geworden, so wie aus öden Wüsteneien ein unabsehbarer herrlicher Park. Alle Künste hatten beitragen müssen, dieses Wunderwerk zu schaffen, das hauptsächlich durch drei Män-

ner bewirkt wurde, nämlich den Baumeister Mansard, den Maler Lebrün, und Le-Nôtre, der die Gärten anlegte. Alles was Kunst, Fleiß, Thätigkeit und Pracht hervor bringen können, war hier vereint; jetzt war es, als habe ein böser Zauberer all diese Herrlichkeiten, die auf einen Erlöser zu harren schienen, verwünscht, aber gerade diese Oede und Grabesstille in den endlosen, im altfranzösischen Geschmack angelegten Gärten, Wandalleen und Baumgruppen verliehen dem Ganzen einen eigenen romantischen Reiz, besonders wenn man an der Hand eines geliebten Gegenstandes diese Einsamkeiten durchstöberte. Hier war der Schau- und Tummelplatz der verschwenderischen Prachtfeste, die Ludwig **XIV.** angeblich der Königin, aber eigentlich seiner Maitresse La Valliere gab, bei denen ein Aufwand, Eleganz und Luxus herrschte, der bis dahin am französischen Hof unbekannt gewesen war. Zehn Tage lang wurden weit über 1000 Personen daselbst auf königliche Kosten lucullisch bewirthet. Jeder Tag hatte eine andere festliche Bestimmung. Einmal war Alcinens Schloß und die Vergnügungen der bezauberten Insel der Schauplatz und das Süjet, ein andermal war es der Olymp selbst u. s. w.; den ersten Tag fand ein Caroussel statt, bei dem der prunkende König mit Diamanten bedeckt den Ruggiero vorstellte, von Wappenherolden, Stallmeistern, Pagen und Rittern begleitet, ritt er zuerst in die Schranken. Im glänzendsten Schmuck, mit Brillanten übersäet, saßen die Damen unter einem Triumphbogen und überschütteten den königlichen Ritter bei seinem Erscheinen mit lautem Beifall. Den Reitern folgte ein colossaler Wagen, eine Sonne vorstellend, die von dem goldnen, silbernen, ehernen und eisernen Zeitaltern, den 4 Jahreszeiten, den Stunden 2c. umgeben war. Viermal ließ man Ludwig bei dem Rennen den Preis davon tragen. Als die Nacht herangekommen war, wälzte sich gleichsam von selbst, ein ganzer Berg daher, auf dem sich Diana und Pan befanden, welche die köstlichsten und ausgesuchtesten Leckerbissen auf Tische vertheilten, die bereits die Umgebungen des Sonnenwagens herbeigeschafft hatten. Ein Theater hatte sich gleichfalls wie durch Zauberei gebildet, von dem herab sich während der Mahlzeit eine rauschende Musik hören ließ, und jeder Tag brachte neue ähnliche Wunder hervor. Molieres treffliche Comödien trugen nicht wenig zur Unterhaltung dieser Tage bei, die drei ersten Acte seines Tartüffe wurden bei dieser Gelegenheit zum Erstenmal und auf Verlangen

des Königs aufgeführt. Bescheiden und lieblich wie ein still und versteckt blühendes Veilchen, verbarg sich die Göttin, der zu Liebe diese Feste veranstaltet worden waren, einfach und anspruchslos sah ihnen die La-Valliere, unter der Menge der Damen verloren, zu; wie bald mußte sie, durch die Montespan verdrängt, kaum 30 Jahre alt, in dem Kloster der Carmeliterinnen noch 36 Jahre in religiöser Einsamkeit es büßen, eine kurze Zeit die Geliebte des prächtigen Königs gewesen zu seyn, und wie bald wurde auch die Montespan durch andere Maitressen verdrängt, bis endlich die Erzieherin ihrer Kinder, Scarrons arme Wittwe, die Ludwig **XIV.** anfänglich sogar mit Widerwillen ansah, den alternden König dahin zu bringen wußte, daß er seine Sünden bereuend sie ehelichte und ihr Betbruder wurde, er würde ihr selbst den Titel einer Königin verliehen haben, hätten es Louvois und der Erzbischof von Paris nicht zu verhindern gewußt, auch war die Ehe ein öffentliches Geheimniß.

Unter dem Regenten Philipp von Orleans, der im Palais-Royal den Sitz seiner Ausschweifungen und Orgien aufgeschlagen hatte, war Versailles wieder verlassen, so daß die Häuser daselbst auf einen Viertheil ihres Werthes herabsanken; bis Ludwig **XV.** das Prachtschloß wieder zu seiner Residenz machte und die Gärten noch vergrößerte. Dieser König, der anfänglich sehr keusch und sittlich lebte, wurde endlich durch eine junge Hofdame von hohem Rang verführt, die ihn fast mit Gewalt zwang, ihren Willen zu erfüllen, und hierauf triumphirend die Spuren des gelungenen Unternehmens denjenigen zeigte, welche sie aufgefordert hatten, das Wagestück zu versuchen. Dieses freche Weib wurde später eine Fromme und lief in alle Kirchen ihre Sünden zu büßen. Einst hatte sie in der St. Rochuskirche durch ihr Kommen mehrere Personen derangirt, worauf eine derselben ganz laut sagte: „das ist auch der Mühe werth um so einer H... willen," aber sie erwiederte ganz gelassen: „da Sie sie kennen, so beten Sie für sie." Nach ihr folgten nacheinander ihre drei Schwestern in der Gunst des Königs, dessen Maitressen sie wurden, dessen Ausschweifungen nun bald keine Grenzen mehr kannten und dessen Beispiel den ganzen Hof zu einem Bordel umschuf. Die berüchtigten **petits soupers** in den **petits appartements** wurden in allen königlichen Pallästen eingeführt, und ein sardanapalisches Leben war an der Tagesordnung, wie die Geschichte nicht leicht ein zweites aufzu-

weisen hat. Madam Normand d'Estiole hatte es, von der eigenen Mutter angeführt, darauf angelegt, des Königs Concubine zu werden. Auf einem Masken-Ball in dem Stadthaus zu Paris gelang es ihr endlich, die Neugierde Ludwig **XV**. rege zu machen. Als sie sich demaskirte, ließ sie ihr Schnupftuch vor dem König hinfallen und entschlüpfte unter der Menge. Ludwig hob sogleich das Tuch auf und wollte die Dame am Arm fassen, da sie ihm aber entwischte, so warf er ihr das Tuch sehr artig nach, und sogleich hörte man allenthalben zischeln: „Er hat ihr das Schnupftuch zugeworfen.“ Der Herzog von Richelieu und der erste Kämmerer führten ihrem Gebieter die neue Sultanin zu, die jedoch nicht ohne Mühe und mit Hülfe der höchsten Hofchargen die erklärte Maitresse und Marquise Pompadour wurde, aber dann den Monarchen und ganz Frankreich allmächtig beherrschte. Eine ihrer ersten Handlungen war die Verbannung des ihr jetzt lästig gewordenen Ehemannes. Als der König endlich ihres fleischlichen Umganges überdrüssig war, da wußte sie sich demselben durch die Zuführung anderer Frauen und Mädchen und selbst von Kindern von 11 Jahren unentbehrlich zu machen, und veranstaltete die furchtbar wollüstigen Vergnügungen des Hirschparks. Zuneigung war es nicht, was die Maitresse an Ludwig **XV**. fesselte, sondern einzig die Liebe zur Herrschsucht und die Begierde, unermeßliche Reichthümer zusammenzuscharren, sie ließ deßhalb kein Mittel unbenützt, sich zu behaupten. Als sie endlich 1764 starb, sah der König zufrieden lächelnd ihrem Leichenzug nach. Das Vermögen, welches sie hinterließ, überstieg alle Berechnung, die man gemacht, es war weit über 100 Millionen! Die Versteigerung ihres Mobiliars und anderer Effecten währte über ein Jahr, und wurde der Seltenheit der dabei vorkommenden Sachen wegen aus Neugierde besucht, denn man bekam Raritäten zu sehen, die noch Niemand gekannt hatte. Ludwig **XV**. fuhr fort, sein Serail im Hirschpark und die Messen, Predigten und Kirchen zu besuchen, wähnend, dadurch den Himmel mit seinen Sünden auszusöhnen, während sich die Zügel der Regierung in den schlimmsten Händen befanden, und Hofdamen und Bauernmädchen, feile Weiber und Kinder, Alles was ihm die Phantasie des Augenblickes eingab, mußte dazu dienen, seine Gelüste zu befriedigen, bis endlich die berüchtigte Dü Barry Maitresse en titre wurde, die unsinnigste Verschwendung mit den Geldern des Staats trieb und so

redlich das ihrige zu dem Sturz des längst untergrabenen Thrones und zur Beschleunigung einer furchtbaren Revolution beitrug, die auch ihr Haupt der Hand des Henkers überlieferte.

Unter dem unglücklichen Ludwig **XVI.**, dem Sündenbock seiner Vorfahren, wurden die Generalstaaten nach Versailles berufen, um über die Mittel, das Reich vom Untergang zu retten, zu berathen; aber der Schaden saß zu tief, das Vorurtheil war zu blind, statt die Wunde zu heilen wurde sie falsch behandelt, unheilbar gemacht und die Revolution machte Riesenschritte. Man wollte den Versammlungsort der Nationalversammlung schließen, diese flüchtete sich ins Ballhaus, und schwur den bekannten Eid. Den 1. October 1789 fand das famöse Fest im Opernsaal zu Versailles statt und den 5. desselben Monats zog das wüthende Weiberheer dahin, und nur durch ein halbes Wunder entging Maria Antoinette der ihr zugedachten Ermordung, sich mit Tagesanbruch in die Gemächer des Königs flüchtend, man trug die Köpfe der gemordeten Gardisten, die ihre Fürstin vertheidigen wollten, auf Piken herum, und die ganze königliche Familie war gezwungen, dem schrecklichen Zug nach Paris zu folgen.

Alle die Orte, wo diese Greuelscenen vorgefallen waren, ließ ich mir genau zeigen, und hier erwachte zuerst der Wunsch in mir, einmal eine ausführliche Geschichte der französischen Revolution schreiben zu können.

Mehrmals besuchte ich noch Versailles in Gesellschaft meiner neuen Bekanntschaft, der beiden Offiziersdamen, namentlich auch die beiden Trianons, wovon das kleine nebst seinen Gärten Zeugen der stillen Freuden Maria Antoinettens in ihren glücklichern Zeiten war, sie hatte es zu einem bezaubernden Aufenthalt umgeschaffen. Ludwig **XVI.** hatte es ihr beim Antritt seiner Regierung geschenkt. Auch wir genossen der stillen und heimlichen Freuden im Park von Versailles gar mancherlei, und besuchten das Labyrinth, das Venusbosquet und andere abgelegene Orte vorzüglich gerne. Die junge Emilie hatte ich Alcine und die ältere, Marguerite, Armide getauft. Eine ganze Woche brachte ich einmal mit den beiden Damen in Versailles zu, während welcher wir jeden Tag vom Morgen bis in die späte Nacht in den unermeßlichen Räumen dieser Gärten umherirrten, deren Besitzer wir uns dünkten und für diese Zeit auch waren, denn Niemand machte sie uns streitig, und alles stand uns offen. Wir spielten und tändelten

bald an dem Bassin des Neptuns, bald in dem romantischen Bosquet der Cascaden, bald im Sternensalon, an den drei Fontainen oder Apollosbädern. Die 8 Tage vergingen wie 8 Stunden, wir hatten anfangs nur 24 Stunden bleiben wollen. Es war noch im Mai, das frische Grün, der herrliche Blumen- und Blüthenduft, der Gesang der Vögel, das Schlagen der zahlreichen Philomelen, dies Alles gab unsern nächtlichen Promenaden im Mondschein einen ganz besondern Reiz, und frei von Vorurtheilen, die das ohnehin so monotone Erdenleben noch langweiliger und unerträglicher machen, leerten wir den Becher der Lust und der Freude in vollen Zügen bis auf den Grund, und ich lehrte die Damen die Worte des unsterblichen Dichters:

„Was Du von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück!"

befolgen. Wir waren einverstanden, daß eine blos geistige oder platonische Liebe eine eben so große Chimaire sey, als wenn man das Glück in einer feilen suche. Wir kehrten endlich etwas gesättigt nach Paris zurück, wo uns jedoch neue Freuden und Vergnügungen erwarteten. Hier fand ich mehrere Billete von Madame Farigliano vor, die mich nach Neuilly citirten, wo ich mich mit gehabter Unpäßlichkeit wegen meinem Ausbleiben entschuldigte, was auch mein etwas angegriffenes Aussehen bestätigte, und ich deßhalb bemitleidet ward. Das was noch einiges Interesse für mich bei Paulinens Umgang hatte, war, daß ich über verschiedene Dinge, ihre Familie betreffend, um die ich sie öfters fragte, Auskunft von ihr erhielt. Sie sagte mir unter andern einmal, als ich sie gefragt, wie es komme, daß der Kaiser noch nicht Rom gesehen, da diese merkwürdigste aller Städte doch ein ganz besonderes Interesse für ihn haben müsse: „o mein Bruder meidet Rom weil ihm einmal prophezeiht wurde, daß er in dieser Stadt seinen Tod finden werde; und da eine ähnliche Weissagung, die man Alexander dem Großen hinsichtlich Babylons machte, eintraf, so will er einem solchen Schicksal entgehen. — Sie sehen, große Männer haben auch ihre Schwächen, wer weiß wo er noch stirbt, wenn er sich gleich unsterblich glaubt, fuhr sie lächelnd fort: und es auch ist, fiel ich ihr ins Wort. — Aber dem Tod entgeht er dennoch nicht, versetzte sie, und ist ihm bestimmt in Rom zu sterben, so wird es geschehen, er mag sich stellen wie er will. — Wir

kamen nun nach und nach auf andere, aber immer Napoleon betreffende Dinge zu sprechen, und Pauline meinte, ihr großer Bruder habe nicht nur sehr große Schwachheiten, sondern beginge auch ganz unverzeihliche Thorheiten, die ihn noch ins Verderben stürzen würden, und von denen eine der größten seine Mariage mit der Oestreicherin sey. Hundertmal besser, fuhr sie fort, wäre es gewesen, er hätte die Hortensia geheirathet, statt sie an seinen Bruder Louis zu verkuppeln, sein Verhältniß mit ihr war ja doch kein Geheimniß mehr, so wie daß sie von ihm in der Hoffnung war, als er diese Heirath stiftete. Daß Düroc diese Parthie ausgeschlagen, ist nicht an dem, es war nie Napoleons Plan, diesem ihre Hand zu geben. Wäre Hortensias erstes Kind, für dessen Vater der Kaiser allgemein gehalten wurde, für welches er eine große Zärtlichkeit bewies und das er aus der Taufe gehoben, am Leben geblieben, so würde er es gewiß adoptirt und wahrscheinlich zu seinem Nachfolger ernannt haben; wir hätten dann keine zweite Vermählung erlebt. Was die Liebe zu den Frauen anbelangt, so ist mein Bruder so wunderlich und veränderlich wie nur einer, und wo er nur immer war, in Paris und Madrid, Wien und Berlin, Mailand und Venedig &c., allenthalben mußten ihm seine Vertrauten behülflich zur Befriedigung seiner augenblicklichen Capricen seyn, und was er auch von ehelicher Treue, häuslichem Glück, Moralität schwätzen mag, wir wissen was wir davon zu halten haben, es ist ihm nur um den äußern Schein, er hat sich einmal in den Kopf gesetzt, der Welt diese Schwachheiten verbergen zu wollen, und doch spricht man in allen Salons davon, und Josephine kennt sie wohl, hat ihm aber nichts vorzuwerfen, beide haben sich einander gehörig gehörnt; dabei handelt mein Bruder immer nur nach der augenblicklichen Eingebung seiner Laune, bald ist er freigebig bis zur Verschwendung, bald wieder filzig geizig, freundlich oder mürrisch, anscheinend theilnehmend oder kalt abstoßend. — Noch einige Zeit fuhr Pauline mit der Schilderung Napoleons fort, ging dann auch auf mehrere ihrer Geschwister über, und pflichtete dem Kaiser bei: „daß Joseph ein Weib unter seinen Brüdern und Caroline ein Mann unter seinen Schwestern sey;“ denn, fuhr sie lachend fort, mein Bruder Joseph wäre eine gute sanfte Hausfrau und meine Schwester Caroline ein tüchtiger Dragoner geworden; Lucian ist aber ein eigensinniger Starrkopf, Ludwig zu gut für die Welt, Jerome ein Manequin,

Elise aber ist zur Fürstin geboren, und Bacciochi eine Null; daß man mich die Etourdie nennt, weiß ich recht gut, aber es ist nicht meine Schuld, was wollen Sie, mein Temperament ist einmal so und dann hat uns die Mutter alle verzogen. Als einmal die Rede auf die unglückliche Maria Antoinette kam, erzählte sie mir, daß das plötzliche Grauwerden der Königin, von dem man so viel gesprochen, eine Fabel sey, indem sie schon längst graue Haare gehabt, die täglich mit schwarz färbender Pommade eingerieben worden seyen, die sie sich aber, einmal in der Conciergerie, nicht mehr verschaffen konnte, worauf natürlich sogleich die Haare ihre natürliche graue Farbe angenommen; dies Geheimniß habe eine ihrer Kammerfrauen ausgeplaudert. — Ich wurde endlich in Gnaden und mit dem Wunsch einer guten Besserung und baldigen Wiederherstellung entlassen.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zu verschiedenen großen Festen, die dem kaiserlichen Ehepaar nach seiner Zurückkunft, die man erwartete, gegeben werden sollten, ziemlich vorangeschritten. Den ersten Juni traf das hohe Paar wohlbehalten wieder in St. Cloud ein und den 10. dieses Monats gab die Stadt Paris ein Fest, zu dem über 4000 Personen eingeladen wurden, und ich ebenfalls eine Karte erhalten hatte. Um die Feier noch zu erhöhen, hatte man einen Sonntag dazu gewählt. Die öffentlichen Belustigungen waren so ziemlich eine Wiederholung des Festes vom 2. April, Spiele, Tänze, Theater 2c., die elysäischen Felder der Haupttummelplatz derselben. Auf einer ungeheuren Schaubühne wurde von der Truppe des jeux gymnastiques ein großes Ballet, Mars und Flora betitelt, aufgeführt. Mit der Nacht war wieder allenthalben Erleuchtung, und um 9 Uhr kündigte ein Ballon, der sich in der Luft seines Feuerwerkes entlud, die nahe Ankunft des Kaisers und seiner Gemahlin an, welche mit Fackelschein, unter Begleitung einer unermeßlichen Menge, sich über den Concordienplatz nach dem Stadthaus begaben, daselbst von der Municipalität und zwölf erwählten Damen gebührend empfangen und in den sogenannten Thronsaal geleitet wurden, in welchem sich schon die Könige, Prinzen 2c. befanden. Von hier begaben sie sich durch den Saal des Fastes in die Gallerie, die auf dem Platz vor dem Hôtel de ville errichtet war, um von da aus das Feuerwerk bequemer sehen zu können. Napoleon und Marie Louise gaben selbst durch das Anzünden zweier Dragons

das Zeichen zum Abbrennen desselben. Das Feuerwerk war in drei Abtheilungen geordnet. Die erste stellte einen Angriff auf zwei Forts dar, wobei Tirailleurs feurige Sterne warfen, unter dem Schall einer kriegerischen Musik warfen die Forts unschädliche Bomben und Feuerkugeln aus, die sich in allerlei Feuerwerk verwandelten, und endlich gingen die beiden Vesten selbst in Feuer auf. Die zweite Abtheilung stellte den Tempel des Friedens vor, und die dritte den Hymens, das Ganze war mit viel Geschmack und Kunst arrangirt, allgemeine Bewunderung erregten die vielen bunten Feuer von jeder Farbe, aus denen sich zuletzt Hymens Tempel bildete. Hierauf fand ein großes Concert statt, in welchem Festcantaten zu Ehren der hohen Gäste gesungen wurden, worauf der Ball mit zwei Quadrillen eröffnet wurde, bei denen die junge Kaiserin selbst nebst dem König Hieronymus, die Königin Caroline von Neapel, die Prinzessin Pauline, der Vicekönig Eugen u. s. w. figurirten, nach deren Beendigung wurden andere Contretänze aufgeführt. Zuerst sah Napoleon von dem ihm errichteten Thron dem Tanz zu, geruhete aber bald darauf von demselben herabzusteigen und sich unter die Gäste zu mischen, hie und da einen derselben anredend. Gegen Mitternacht entfernten sich die allerhöchsten Majestäten, der Ball hatte aber seinen ungestörten Fortgang, bis um 2 Uhr die Tafel für die Damen, an 2000 Gedecke, servirt wurde, worauf auch die Herrn abgespeist wurden. Erst um 5 Uhr Morgens, am hellen Tag, endete das Fest.

Auch Pauline hatte sich vorgenommen, ihre kaiserliche Schwägerin in ihrer Villa zu Neuilly zu bewirthen, und gab ihr in vier Tagen, den 14. und 17. Juni, zwei Feste daselbst, die mit viel Geschmack und sinnreich angeordnet waren. Eine komische Oper, das Concert betitelt, durch die Künstler des Theater Feydeau aufgeführt, eröffnete die Feier. In dem Garten selbst waren mehrere Gebäude und Monumente aus der Umgegend Wiens ziemlich täuschend nachgeahmt, namentlich auch Laxenburg. Allegorische Bildsäulen wurden plötzlich lebendig, streuten Blumen auf die Wege, welche Marie Louise mit ihrem Gatten wandelte, und führten beide zu den Tempeln des Ruhms, der Liebe und der Hoffnung. Auf einmal fiel zwischen Bäumen ein Vorhang nieder, und man erblickte das Schloß Schönbrunn mit seinem Park. — Als Napoleon zu dem prächtig erleuchteten Tempel des Ruhms kam, wurde er von der Göttin Gloria selbst gekrönt, und von da

führten ihn und seine Gattin tanzende Genien zum Tempel der Venus; hierauf wurde ein allegorisches Hochzeitsfest aufgeführt. Der ganze Garten war auf das prächtigste illuminirt und das Feuerwerk stellte wieder einen Tempel Hymens vor, in dem die Majestäten sinnbildlich gekrönt wurden. Ueber 1000 Personen waren eingeladen und köstlich bewirthet worden; auf dem Ball, mit dem sich das Fest endigte, ließ mich Pauline zweimal zum Tanz mit ihr auffordern.

Als sich Napoleon nach seiner Reise zum Erstenmal wieder in der großen Oper mit seiner Gemahlin sehen ließ, wurde das neue prächtige Ballet: Perseus und Andromeda gegeben. Das Schmettern der Trompeten, das Toben der Pauken und Fanfaren, das Geschrei: **Vive l'Empereur** und **vive l'Imperatrice**, letzteres aber sparsamer, wollte gar kein Ende nehmen. Im **Theatre français** hatte aber bald darauf das kaiserliche Ehepaar an zwei Stunden auf sich warten lassen, und das Publikum deßhalb seine Unzufriedenheit ziemlich laut zu erkennen gegeben. Den andern Tag enthielt das Journal **de l'Empire** einen Verweis für die Schauspieler, weil sie nicht zur gehörigen Zeit angefangen hatten, hätten sie es aber gethan, würde ihnen ein ganz anderes Donnerwetter über den Kopf gekommen seyn. Um diese Zeit fuhr Napoleon mit Marie Louise zum Erstenmal nach Versailles, wo er ihr das Schloß, den Park, die beiden Trianons zeigte und äußerte, er wolle dies Alles in seiner frühern Pracht und Herrlichkeit wiederherstellen lassen, und noch neue Anlagen hinzufügen. — Es blieb bei der Aeußerung.

Der Kriegsminister gab den Neuvermählten ein großes Fest in seinem Hôtel in der Straße Lille, wobei auch ein Gelegenheitsstück und ein Ball gegeben wurden. Eines der merkwürdigsten Feste war jedoch das, welches die Garden ihrem Herrn und Gebieter gaben, zu dem jeder Gardist 6, ein Caporal 12, jeder Sergeant 24, jeder Sergeant-Major 60, ein Lieutenant 600, ein Capitain 1500 und die Stabsoffiziere 3—6000 Franken beitrugen. Der Marschall Bessières war, als Commandant der Gardecavallerie, Anordner, das ungeheure Marsfeld der Hauptschauplatz desselben, und zu diesem Behuf besonders hergerichtet worden. Was für Schauspiele wurden nicht seit dem Beginn der Revolution schon auf diesem einzigen Platz aufgeführt, und wer waren die Hauptacteurs? — Auch dieses Fest begann an einem Sonntag, den 24sten

Juni. Wenigstens drei Viertheile der Bevölkerung von Paris wohnten demselben bei, Monate hatte man an den Zurichtungen gearbeitet. Um Mittag wurde die ganze übrige Garnison der Stadt Paris, nahe an 30,000 Mann, von den Garden unter Zelten bewirthet, und jetzt schien das Marsfeld ein endloses fröhliches Lager. Um 3 Uhr verschwand das Lager und nun begannen Spiele und Tänze aller Art. In den Alleen, welche den Platz umgaben, waren Zelte mit Büffets, die alle mögliche Erfrischungen enthielten, Marionettenbuden u. s. w. aufgeschlagen. Nach 7 Uhr, nachdem bereits der Kaiser mit seiner Gemahlin eingetroffen war und nebst ihrem höchsten und hohen Gefolge in einem zu diesem Zweck errichteten Pavillon Platz genommen hatten, begannen die Wettrennen der Pferde und Wagen, welche dreimal die innere Bahn des Marsfeldes, in Gegenwart von nahe an 400,000 Zuschauern zurücklegten, mehrere Wagen vollendeten in weniger als 7 Minuten ihren Kreislauf, die Pferde in noch kürzerer Frist, und die Sieger erhielten schöne Preise. Auch Franconis Gesellschaft legte bei dieser Gelegenheit Beweise ihrer erstaunenswürdigen Geschicklichkeit ab. Einer der Masten-Erkletterer zeigte so große Fertigkeit im Klettern, daß er dadurch 800 Franken erbeutete. Madame Blanchard verherrlichte das Fest, indem sie sich in einem Ballon a perte de vue erhob, nachdem sie noch vorher einen Blumenregen auf das kaiserliche Paar aus den Lüften hatte fallen lassen. Ohne irgend einen Unfall ließ sie sich bei Meudon herab. — Als es Nacht wurde, zündete Marie Louise den Dragon (ein zur Entzündung des Feuerwerks bestimmter Drachen) vermittelst einer Feuerlanze an, und augenblicklich stand ein ungeheurer Wald, den das Feuerwerk in einem weiten Halbkreis vorstellte, in Flammen, in der That ein wunderartiger Anblick. Zwei schöne Seiltänzerinnen, als Genien gekleidet, bestiegen nun ein auf hohen Masten gespanntes Seil und schienen so zwischen Feuer, Rauch und Wolken in den Lüften zu schweben, während Tausende von Raketen und Leuchtkugeln sie umgaben, was eine höchst magische Wirkung hervorbrachte. An einem Feuerpallast las man die Worte: „**A Napoleon et Marie Louise.**" Eine große Girandole (Bouquet) von der Artillerie der Garde, die überhaupt das ganze Feuerwerk besorgt hatte, ausgeführt, beendigte das feurige Zauberspiel, und nun begann der Ball. Zwei unermeßliche Säle hatte die Garde zu diesem Zweck in den zwei

Höfen der Militairschule aufbauen lassen; der auf der linken Seite war zum Tanz und der auf der rechten zum Bankett bestimmt, beide auf das zierlichste ausgeschmückt. In dem Tanzsaal war ein Thron für die kaiserlichen Majestäten errichtet, die königlichen mußten sich mit Fauteuils begnügen. Ringsherum waren amphitheatralische Sitze für nicht weniger als 4000 Damen auf 7 Stufen angebracht, hoch hinter diesen war wieder eine Gallerie für Herrn. Sechsunddreißig reich drapirte, mit Festons von Lorbeern und Myrthen umwundene faisceaux (Fasces), die sich in schimmernden Stahlhelmen mit weißen Federn endigten, und jede ein Wappenschild hatte, trugen des Saales Decke. Die Draperien waren von weißem Mousselin mit goldnen Bienen; an der Decke sah man die 12 Himmelszeichen und andere allegorische Figuren. Sechs große Gemälde stellten Napoleons Vermählung, dessen Triumph, die Triumphe Trajans, Augusts, Cäsars und Alexanders Einzug in Babylon vor, die vier letzten contrastirten seltsam mit den beiden ersten, und gaben zu manchen noch seltsameren Bemerkungen Anlaß, schon der Costümes wegen choquirte diese Zusammenstellung, sie waren sämmtlich vom Dekorationsmaler der großen Oper gemalt. Zwei hundert crystallene Kronleuchter an Blumenguirlanden hängend, an einem jeden über fünfzig Kerzen brennend, dienten zu Beleuchtung dieses Lokals, und die 10,000 Lichter spiegelten sich Millionenmal in zahllosen Spiegeln wieder.

Der zum Bankett bestimmte Saal war von gleicher Größe und stellte eine ungeheure Laube vor, die von dicken corinthischen Pilastern getragen wurde, Guirlanden, Goldstickereien und alle Attribute des Bacchus und der Ceres waren verschwenderisch angebracht. Dieser Saal hatte eine ganz eigene, von dem des Tanzsaales ganz verschiedene Wirkung; Millionen in Kränze und Guirlanden gewundene Blumen führten von einem Lüster zum andern, und 1500 Personen wurden jedesmal zugleich an einem Tisch servirt. Beide Säle waren durch eine illuminirte Orangenallee, die über den mit Teppichen belegten Hof ging, mit einander verbunden. Diesmal wurde der Ball durch ein Divertissement, das die ersten Tänzer der großen Oper aufführten, und Gardel componirt hatte, eröffnet. Es bestand aus Quadrillen, fast alle Nationen Europas repräsentirend und deren Nationaltänze aufführend, die mit einer allgemeinen Farandola endigten. Hierauf begannen die Gäste und Gastgeber zu tanzen und stellten sich in

mehr als einem halben hundert Contretänze an. Die kaiserlichen Majestäten stiegen vom Thron herab, bewegten sich durch den Saal und geruhten sich um Mitternacht zur Ruhe zu begeben, nachdem sie auch noch den in einen Orangengarten verwandelten Hof und den Speisesaal in Augenschein genommen hatten. Um 2 Uhr begann das Bankett in der Riesenlaube, deren Gitterwerk ganz vergoldet war. Der Restaurateur Very hatte es übernommen die Gäste zu speisen. Das Fest kostete nahe an anderthalb Millionen.

Unter den Festen, die Napoleon selbst in St. Cloud oder den Tuilerien gab, bei denen prächtige Quadrillen aufgeführt wurden, und seine Schwestern eine Hauptrolle spielten, war besonders eines durch das Costüme berühmt, welches Pauline, Italien repräsentirend, trug, und wobei sie einen leichten goldenen Helm mit schneeweißen Straußfedern, mit Agraffen von Diamanten, an deren Kiele die kostbarsten Perlen gereiht waren, auf dem Haupt hatte, dabei deckte ein kleiner Panzer von Goldschuppen mit einem brillantenen Gürtelschloß ihren Busen, eine weiße goldgestreifte Tunika von indischem Mousseline fiel über die Knie herab, purpurne goldgestickte Halbstiefelchen deckten die Füße, und die Arme waren blos. Man wußte nicht, sollte man eine Minerva, eine Venus, oder eine Johanna d'Arc aus ihr machen, auf jeden Fall war es aber eine idealisch-schöne Erscheinung, besonders für die, welche sie nicht genauer kannten.

Die Reihe dieser Feste beschloß das höchst tragische, welches der östreichische Gesandte, Fürst Schwarzenberg den 1. Juli der Tochter seines Souverains und deren Gatten gab. Auch zu diesem hatte ich mir durch hohe Protektion eine Einladung verschafft, und Fürst Y., den das Zipperlein von den meisten Feierlichkeiten zurückgehalten hatte, wollte durchaus dieser letzten beiwohnen. Den ganzen Tag fesselten ihn jedoch unausstehliche Schmerzen an sein Ruhebett und nichts wollten weder Einreibungen noch sonstige Mittel helfen, die fortwährend angewandt wurden, um ihn wenigstens für diesen Abend noch gangfähig zu machen; einigemal versuchte er es aufzustehen und zu gehen, aber die Schmerzen ließen es nicht zu, erst Abends nach 8 Uhr gab er alle Hoffnung auf, das Fest durch seine Gegenwart verherrlichen zu können; es thats halt nicht, und mit Wimmern und Fluchen kroch er, nachdem er den letzten Versuch gewagt, wieder zu seinem Lager. Ich war bis zum letzten Augenblick vor dem Beginn

des Festes noch bei ihm, versprach ihm einen getreuen Bericht von demselben abzustatten, und suchte ihn zu trösten. — „Sie haben gut reden, versetzte er, Sie lassen kein Vergnügen ungenossen vorüber gehen, während ich hier Jammer und Trübsal blasen muß und es vor Schmerzen kaum auszuhalten vermag.“ — Aber was ist dabei zu machen, Durchlaucht? Sie können, sobald Sie wieder besser sind, alles nachholen und selbst die schönsten Feste geben, zu deren Verherrlichung ich nach Kräften beitragen will. — Ich war froh als ich endlich zur Thüre hinaus war und fuhr in die Straße Montblanc (**Chausée d'Antin**), in welcher Fürst Schwarzenberg das alte Hôtel Montesson bewohnte, ein geräumiges Gebäude mit einem großen Garten und Hof. Da sich aber in demselben kein Saal befand, der die zahlreichen Gäste alle hätte aufnehmen können, so hatte der Fürst einen großen Ballsaal nebst einer Gallerie von Holz eigends zu diesem Fest erbauen lassen; der Saal war sehr reich mit Stoffen, Blumen und andern Verzierungen dekorirt und drapirt. Alle in Paris anwesende königliche und fürstliche Personen, so wie die übrigen Gäste, weit über 1000, unter denen namentlich viele Oestreicher in zwar sehr reichen aber ziemlich geschmacklosen Costümen, was nicht verhinderte, daß sie sich bewundert glaubten, während sie und ihre Costümes im Gegentheil oft die Zielscheibe spöttischer und witziger Sticheleien von Seiten der Franzosen abgaben, waren bereits versammelt, als die Gardegrenadiere, die für diesen Abend hier eine starke Wache lieferten, unter das Gewehr traten, **aux champs** schlugen und dadurch die Ankunft des kaiserlichen Paares verkündeten, das von Schwarzenberg und Metternich am Eingang empfangen wurde. Man führte sie in den schön erleuchteten Garten, wo Gesänge und östreichische Nationaltänze unter Begleitung rauschender Musik von den Künstlern der großen Oper aufgeführt wurden, auch sah man wieder eine Nachahmung des Schlosses Laxenburg, und das Feuerwerk spielte auch hier eine Hauptrolle, zündete aber, gleichsam als wollte es ein Vorspiel zu dem furchtbaren Drama, das bald darauf folgen sollte, geben, schon ein Gerüst an, das bald anfing in Flammen aufzulodern, die jedoch mit Hülfe der Pompiers schnell wieder gelöscht wurden. Nun begaben sich sämmtliche Gäste in den Ballsaal zurück, über dessen Eingang eine Aufschrift in deutscher Sprache angebracht war, über deren Inhalt sich die Franzosen die Köpfe zerbrachen und ihre Glossen machten, selbst Napo-

leon schien das Deutsche nicht zu behagen, und er zuckte bei dem Anblick der ihm unverständlichen Worte die Achseln.

Der Ball wurde mit Contretänzen, welche der Vicekönig von Italien, König Hieronymus, Fürst Esterhazy, die Königin von Neapel, die Fürstin Pauline von Schwarzenberg u. s. w. aufführten, eröffnet, worauf eine Ecossaise folgte, während welcher das kaiserliche Paar in dem Saal herumspazierte. Ich stand so ziemlich in der Mitte der Colonne, mit einer Hofdame der Königin von Neapel tanzend, als plötzlich eine Flamme an einer Draperie aufloderte, und kaum sah man sich darnach um, so brannte auch schon ein Theil der Decke, noch wurden einige Pas gemacht als die Musikanten bereits die Flucht ergriffen, und ehe man sich es versah, brannte es hier, da und dort, vor und hinter Einem, links und rechts und in allen Ecken, überall schlugen die Flammen hoch empor, und es entstand eine Verwirrung, ein Tumult, ein Geschrei, ein Drängen und Drücken, das unbeschreiblich war. Viele Offiziere umgaben schnell Napoleon und zogen ihre Degen, indem sie fürchteten, daß dies das Signal zum Ausbruch einer großen Verschwörung sey, wie es das Ansehen hatte, und was man auch sagen mag, so habe ich die Ueberzeugung, daß dieses Feuer geflissentlich angezündet wurde, denn nur zu deutlich nahm ich wahr, daß die Flammen an drei bis vier Orten zugleich emporschlugen, und zwar an ganz entgegengesetzten Winkeln, und es war sehr leicht, die Draperien an einer oder der andern Stelle unbemerkt anzuzünden, während Jedermann seine Augen auf die zuerst auflodernde Flamme gerichtet hatte. Eine Verschwörung war es nicht, aber ich habe die moralische Ueberzeugung, und wollte darauf schwören, daß der Vorfall dem Haß gegen Marie Louise und gegen diese Heirath seinen Ursprung zu verdanken hatte. Diese Meinung, welche viele mit mir theilten, ließ man natürlich nicht aufkommen, sondern von Seiten der Regierung wurde alles aufgewandt, einen solchen Verdacht zu unterdrücken, so wie überhaupt die Meinung, daß das Feuer absichtlich angezündet worden, was bei den Fesseln, in denen damals die Presse und die freie Rede lag, leicht war; weßhalb auch keine andere Untersuchung als die gegen die armen Spritzenleute veranstaltet werden durfte, die denn doch gethan was nur immer in menschlichen Kräften stand. Marie Louise hatte ihren Sitz schon wieder eingenommen, als der Brand ausbrach, Napoleon war schnell zu ihr

geeilt und führte sie durch die Gartenthüre fort. Kaum hatte er den Saal verlassen, so stieg die Unordnung auf das höchste, alle und jede Rücksichten verschwanden, Jedermann war nur noch auf seine Rettung bedacht, und Könige und Königinnen mußten Rippenstöße hinnehmen, wurden zurückgedrängt oder auf die Seite geschoben, und ehe noch die Hälfte der Anwesenden den Saal verlassen hatte, stand dieser schon in hellen Flammen, die Kronleuchter stürzten einer nach dem andern herab, denen schnell Diehlen und Balken folgten. Zwar wurden große Wassermassen auf den Brand gegossen, diese lösten sich aber augenblicklich in Dampf und Dunst auf und es war an keine Rettung des Baues mehr zu denken. Auch ich hatte mich rücksichtslos hinaus und in den Garten gedrängt, von wo aus sich das gräßliche Feuerwerk furchtbar schön ausnahm, hier aber waren Verwirrung und Tumult wo möglich noch größer als im Saal selbst, aus dem brennende Damen flüchteten oder herausgeschleift und dann mit kothigem Wasser begossen wurden. Alles lief und rannte durcheinander, seine Angehörigen suchend, sie nicht findend, und von Niemand eine tröstliche Antwort erhaltend; dabei drängten sich die Hilfe leistenden Diener und Pompiers, alles was ihnen in den Weg kam, weder Krone noch Sterne achtend, rücksichtslos auf die Seite stoßend, durch die wehklagenden Massen, und die Damen rannten mit ihren Flittern, Flor- und Blondenkleidern, viele mit Brandflecken oder halbverbrannter Kleidung umher, ihre Männer oder Väter suchend. Das Flammen- und Rauchmeer wüthete fort, und in kaum einer kleinen halben Stunde war die ganze, prächtig zusammengezimmerte und ausgeschmückte Herrlichkeit ein Raub des Feuers, das trotz aller Hülfe der Spritzen schon das Hôtel des Gesandten selbst ergriffen hatte. Napoleon war unterdessen, nachdem er seine junge Gattin in Sicherheit gebracht, auf den Schauplatz des Unglücks zurückgekehrt, und nur der äußersten Anstrengung der Spritzenleute und der jetzt auf zwei Bataillone verstärkten Garden gelang es, das Hôtel von der gänzlichen Zerstörung zu retten. Er leitete nun selbst die Löschanstalten, befahl die Entfernung aller müßigen Zuschauer und ging mit dem vor Todesangst schwitzenden Polizeipräfekten, dem Grafen Dübois, eben nicht zum glimpflichsten um. Der durch den Mordkriegsrath, den er präsidirte, und der den Herzog von Enghien erschießen ließ, bekannte General Hülin mißhandelte in Gegenwart Napoleons, wahrscheinlich um dessen

Zorn von sich abzuleiten, den armen Spritzenmeister, der ein Gott hätte seyn müssen, wenn er die Flammen nach des grimmigen Kaisers Willen hätte bezwingen können, thätlich auf das empörendste und nichtswürdigste, so daß mir, der nur in geringer Entfernung davon stand, das Blut in den Adern kochte. Noch im Kerker mußte der Unglückliche der Ableiter der kaiserlichen Zornausbrüche seyn. Das Schrecklichste aber waren die verbrannten, zum Theil tödtlich verwundeten Personen, die hier verunglückt waren. Die Fürstin Pauline von Schwarzenberg hatte, wahrscheinlich ihre Tochter suchend, in den Flammen den Feuertod gefunden, und wurde lange vergeblich von ihrem trostlosen Gatten und den Dienern gesucht, die Königin von Neapel hätte um ein Haar ein gleiches Schicksal gehabt, der Großherzog von Würzburg war ihr Retter; die schöne Vicekönigin von Italien, Prinzessin Auguste von Baiern, rettete sich auch glücklich mit ihrem Gemahl durch eine kleine Thüre, als schon die halbe Decke des brennenden Saales eingestürzt war. Die Fürstin von der Laien und die Generalin Toussaint starben kurze Zeit nach dem Unglück unter den fürchterlichsten Schmerzen an ihren Brandwunden, ein gleiches Schicksal hatte die Gemahlin eines russischen Consuls, und der russische Gesandte selbst, Fürst Kurakin dankte seine Rettung nur dem damals schon durch seine außerordentlichen Kuren berühmten Doctor Koreff, der ihn auch völlig wieder herstellte, denn er war so beschädigt, daß man lange an seinem Aufkommen zweifelte. In Allem waren mehr denn 60 Personen, besonders Damen, mehr oder minder schwer verwundet und verbrannt. Dieses gräßliche Trauerspiel endigte sich würdig mit einer entsetzlichen Naturerscheinung, nämlich mit einem so furchtbaren Gewitter, wie ich mich nicht entsinne ein ähnliches erlebt zu haben; Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgten so allgewaltig, daß der unaufhörlich rollende Donner die Welt zu erschüttern schien, endlich entlud sich dasselbe in einem Wolkenbruch ähnlichen Platzregen, der nach und nach den Rest der Feuergluth löschte, als bereits der Tag anbrach. Napoleon war, sobald dem Feuer Einhalt gethan und die weitere Gefahr beseitigt war, zu seiner besorgten Gattin nach St. Cloud zurückgekehrt, wo er äußerst niedergeschlagen angekommen und ausgerufen haben soll: „quel terrible fête!“ Die Garden hatten unterdessen auf der Brandstätte ihr Bivouak aufgeschlagen und verzehrten mit gutem Appetit die köstlichen Speisen und Schüsseln,

die den Gästen zugedacht gewesen, und die sie ohne dies Unglück nimmer gekostet haben würden. Den andern Morgen fand man unter den Brandtrümmern eine Menge Schmuck, Degen, Armbänder, Halsgeschmeide, Diademe, Brillantschnallen und Knöpfe ꝛc., aber der gräßlichste Fund war die ganz verbrannte, halbverkohlte Leiche der Fürstin Schwarzenberg, die der Dr. Gall in des Platzkommandanten Gegenwart auffand, und die man nur an einem Halsband erkannte, das die Namen ihrer Kinder trug.

Welches Aufsehen diese schreckliche Begebenheit in Paris machte, ist unbeschreiblich. Da haben wir's, hieß es, dies sind die ersten Folgen der Verbindung mit Oestreich, es wird noch besser kommen, und Jedermann glaubte an eine tiefangelegte Verschwörung, welche dieses Fest hätte benutzen wollen, um die ganze buonapartische Familie auf einen Schlag zu vernichten; dies war nicht der Fall, wohl aber war das Feuer böswillig angezündet worden, es sey nun von Anhängern der Bourbonen, von der republikanischen Partei, oder auch nur aus Haß gegen Oestreich. In Paris und ganz Frankreich zweifelte Niemand daran als die Regierung, in deren politischen Kram es taugte, eine solche Meinung durchaus nicht aufkommen zu lassen. Ich war bis zum hellen Tag auf der Brandstätte geblieben, hatte löschen helfen und ermüdet Theil an dem Bivouak der Garden genommen. Welch ein Fest! Der Aberglaube sah es wenigstens als eine sehr schlimme Vorbedeutung an und das große Unglück, das bei den Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig XVI. und Maria Antoinette statt gefunden, kam Jedermann ins Gedächtniß. Die feierlichen Begräbnisse der Verunglückten, beinahe ein Paar Dutzend, diejenigen inbegriffen, die noch später unter unsäglichen Schmerzen an ihren Brandwunden starben, erfüllten die Gemüther aufs neue mit Trauer. Napoleon selbst war durch diese Begebenheit sehr angegriffen und gab sich düstern Ahnungen hin. Als ich den andern Tag zu dem Fürsten Y. kam, empfing er mich mit den Worten: Nun und Sie sind unversehrt davon gekommen? — Unkraut vergeht nicht!

— Ew. Durchlaucht können von Glück sagen und sich bei dem Podagra bedanken, denn Sie wären wahrhaftig bei lebendigem Leibe verbrannt.

— Hu, mich schaudert, wenn ich daran denke.

— Was Sie gestern noch als Tücke des Schicksals verfluchten, zeigt sich heute als wohlwollendes Geschick des Himmels.

So ist's in diesem sublunarischen Leben, was wir oft für das größte Unheil halten, ist nicht selten der Anker unsers Heils.

Ich mußte dem Fürsten alle Details der schauerlichen Begebenheit ausmalen; gewiß ist es, daß er, der kaum mit Hilfe einer Krücke in der Stube herumhinken konnte, unfehlbar verbrannt wäre, wenn er dem Fest beigewohnt hätte. Fürst Kurakin hatte seine Rettung hauptsächlich seinem goldnen Rock mit Diamantknöpfen zu danken, der ihn wie ein Harnisch gegen Flammen und Kohlen schützte, und es wurde so dem Dr. Koreff mit noch anderer Hilfe möglich, ihn aus der Masse zu schleifen, nachdem er schon gestürzt und mit Füßen getreten worden war.

Dies war das Ende der Vermählungsfeste, man hatte genug daran. Außer dem Fest, was die Stadt Paris dem Kaiser gegeben, hatte sie ihm auch noch sehr kostbare Hochzeitsgeschenke gemacht, nämlich ein Tafelservice von Vermeil von ungeheurem Werth, das später Ludwig XVIII. als dem Kronschatz zugehörig erklärte. Marie Louise erhielt eine Toilette aus demselben Metall von erstaunenswerther kunstreicher Arbeit.



Kurze Zeit nach der unglücklichen Begebenheit verbreitete sich plötzlich das Gerücht zu Paris von der Abdankung des Königs Ludwig von Holland, das eben nicht geeignet war, die etwas getrübte Stimmung der Franzosen zu erheitern, denn dieser Bruder Napoleons war auch in Frankreich geachtet und geliebt. Nach und nach gewann aber der Pariser Leichtsinn wieder die Oberhand, man vergaß die traurigen Begebenheiten und unterhielt sich mit Anekdoten und Erzählungen von der neuen Kaiserin, zum Theil Erfindungen müßiger Salonsköpfe, die von Mund zu Mund die Runde durch ganz Frankreich machten. Sie war übrigens fast nur das Echo ihres Gatten, dem sie, so sehr es sich thun ließ, in allen Stücken nachahmte. So fragte sie, dessen Beispiel befolgend, die Personen, die ihr vorgestellt wurden, jedesmal: Sind Sie verheirathet? Haben Sie Kinder? Diese Fragen hatte sie sich so angewöhnt, daß sie den nämlichen Personen, so oft diese Audienz bei ihr hatten, dieselben wiederholte. Ein Gesandter äußerte deßhalb einmal: „Die Kaiserin sollte doch endlich wissen, daß ich nicht verheirathet bin und keine Kinder habe, denn sie hat mich heute zum Zehntenmal darnach gefragt.“ Marie Louise hatte eine sehr frische, fast hochrothe Gesichtsfarbe und die Fähigkeit, ihre Ohren nach Gefallen bewegen zu können, beides gab zu mancherlei Spöttereien Anlaß, wozu

auch die Unerfahrenheit und Unbekanntschaft der jungen Kaiserin mit den französischen Sitten manchen Stoff liefern mußte. Von ihren französischen Umgebungen wurde Marie Louise nicht geliebt, sie war ihnen zu wenig mittheilend, zu kalt, frostig und ceremoniel, unterhielt sich nie vertraulich mit ihren Damen, weßhalb man sie für steif, unbeholfen und selbst stupid verschrie. Ihre Hauptbeschäftigungen waren: etwas Clavierspielen, weibliche Tapisserie-Arbeiten, Reiten wenn es das Wetter gestattete, fast immer im Galopp, dabei sagte man ihr nach, daß sie sechs Mahlzeiten des Tags zu sich nehme, namentlich sehr viel Creme esse, überhaupt einen Appetit für drei französische Grenadiere habe, und nicht im Stande sey, eine nur einigermaßen geistreiche oder wissenschaftliche Unterhaltung zu führen, oder ihr nur zu folgen, sondern statt zu antworten mit dem Kopf nicke, und höchstens von den unbedeutendsten Vorgängen im Pallast spreche. Hiebei mag nun viel übertrieben gewesen seyn, auch war ihr das Französische nicht so ganz geläufig, so viel ist aber gewiß, daß das Aeußere der jungen Kaiserin, so wie ihr Benehmen, besonders für Franzosen viel Abschreckendes hatte. Ich habe sie nur gesehen, aber fast nie sprechen gehört, freilich kam ich nie auch nur in die entfernteste Berührung mit ihr.

Unterdessen hatte ich noch einige neue Intriguen mit mehrern anmuthigen Pariserinnen angeknüpft, wie man sie bei einiger Gewandtheit und savoir faire zu Dutzenden daselbst mit verheiratheten Frauen haben kann, nicht so mit Mädchen aus den höhern Ständen, die hier selbst strenger wie in Italien gehütet werden und gehütet werden müssen, dafür revangiren sie sich auf das reichlichste einmal unter der Haube und lassen ihren Leidenschaften und Capricen freien Lauf. Einer dieser Damen konnte ich nur durch das Kamin meine Aufwartung machen, da sie ihr Mann, so oft er sie allein lassen mußte, einschloß; ein Grund mehr, Alles daran zu setzen, ihn zu hintergehen. Glücklicherweise war das Kamin sehr geräumig, und eine Oeffnung in einem obern Stock in dasselbe angebracht, durch die ich mich hinabließ; da es im Sommer war, so wurde ich auch nicht vom Rauch incommodirt, doch gab ich diese Kaminbesuche bald wieder auf. — Noch immer bombardirte mich Miollis mit Briefen, und wollte endlich durchaus wissen, woran er sey; auf seine Veranlassung und Briefe hatte ich noch eine ziemlich lange Unterredung mit dem Herzog von Feltre, den ich endlich

fragte, ob er nicht glaube, daß durch die Prinzessin Borghese, mit der ich bekannt sey, der Kaiser für das Gesuch des Gouverneurs von Rom zu stimmen sey. Clarke erwiederte mir lächelnd: ich und alle Minister haben strenge Befehle, kein Gesuch seiner schönen Schwester zu berücksichtigen; und was Ihren persönlicher Wunsch, zu den Garden versetzt zu werden, anbelangt, so würden Sie, wenn ich es durchsetzte, dennoch einen sehr schwierigen Stand haben, Sie müßten sich mindestens durch das ganze Corps der Lieutenants des Regiments, dem sie zugetheilt würden, schlagen, und würden, so gut sie auch den Degen führen mögen, endlich doch ihren Mann finden, und noch andere Unannehmlichkeiten treffen, ich rathe Ihnen deßhalb als Freund, von diesem Gesuch abzustehen. Bei der ersten Gelegenheit theilte ich Paulinen mit, was mir der Minister hinsichtlich ihrer gesagt hatte. Lachend erwiederte sie: „aber das wußte ich schon längst; müssen es denn gerade die Garden des Kaisers seyn, fuhr sie fort, suchen Sie doch lieber zu denen meines Schwagers Mürat zu kommen, die sind ja weit schöner und prächtiger und die Offiziere meistens Franzosen; wenn Sie dies wollen, das kostet mich nur ein Paar Worte an Mürat, und die Sache ist im Reinen.“ — Anfänglich wollte mir zwar dieser Tausch nicht sehr zusagen, bald betrachtete ich aber die Sache in einem andern Licht. Schön war die Garde des Königs von Neapel, und der Aufenthalt daselbst in mancher Hinsicht dem zu Paris vorzuziehen. Ich bequemte mich, die französischen Dienste zu verlassen und bat die Prinzessin, die nöthigen Demarchen zu machen, wozu sie sich sogleich bereitwillig fand. Sie selbst war indessen wegen einer kleinen Unart, die sie sich gegen Marie Louise erlaubt hatte, bei ihrem kaiserlichen Bruder in Ungnade gefallen, so daß sie noch weit weniger für mich bei ihm hätte wirken können. Sie hatte nämlich eines Tages der Kaiserin hinter ihrem Rücken allerlei Grimassen gemacht, und unter andern zwei Finger ihrer rechten Hand, den Zeigefinger und den kleinen, hörnerartig in die Höhe gestreckt, um so anzudeuten, daß sie Hörner tragen werde. Marie Louise hatte dies in einem großen Spiegel, sowie auch ihr Gatte, bemerkt, der nun voll Zorn seiner Schwester das Erscheinen in den kaiserlichen Gemächern untersagte.

In der Erwartung meiner baldigen Versetzung besuchte ich die noch nicht gesehenen Umgebungen von Paris, Bondy,

St. Denis, wo ich die Ueberreste der in der Revolution verwüsteten königlichen Gräber in der Abtei daselbst heimsuchte, u. s. w.

Eines Abends bemerkte ich in der Oper in einer benachbarten Loge ein recht freundliches Frauengesicht, das mir sehr bekannt vorkam, ich wußte aber nicht gleich wo ich es schon gesehen hatte. Ich lorgnettirte die Dame, wurde endlich auch von ihr bemerkt, und sie nickte mir lächelnd zu. Ich begab mich nun während einem Zwischenact in jene Loge und fand — Madame Viriot, dieselbe die ihr Gemahl vor ungefähr 5 Jahren in Nancy entführt hatte. Schnell war die alte Bekanntschaft erneuert; ihr Gatte war wieder in den Militairstand getreten, stand jetzt als Capitaine bei der Armee in Spanien und sie lebte bei einer reichen Tante zu Paris, und hatte ein niedliches vierjähriges Mädchen. Ich begleitete sie noch denselben Abend nach Haus, wurde auf den andern Tag zum Besuch eingeladen, wobei sie mich der Tante als einen alten Freund ihres Mannes vorstellte, ich suchte mich bei der alten Dame durch Artigkeiten zu insinuiren, und war bald im Haus gerne gesehen und Hahn im Korb, so lange ich noch zu Paris verweilte.

Ende Juli hatte Napoleon für gut befunden, den Parisern zur Abwechslung auf seine Vermählungsfeierlichkeiten ein höchst pomphaftes und prunkendes Trauerfest zu geben, nämlich die Leichenfeier des bei Eßlingen gebliebenen Marschall Lannes, dessen irdische Reste im Pantheon beigesetzt wurden. Das Gepränge dieser Ceremonie war außerordentlich. Mehrere Tage wehte eine schwarze, weiß eingefaßte Fahne von der Kuppel des Pantheons, in dem Tempel selbst war eine Catafalk in Form einer hohen Pyramide errichtet, an deren vier Ecken die Bildsäulen der Mäßigkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit und der Stärke angebracht waren, ihre Spitze krönte eine Urne mit einer eisernen Krone. Medaillen, die ausgezeichnetsten Thaten des Marschalls darstellend, wurden von Genien gehalten, unter der Pyramide stand der Sarcophag, bereit die Leiche des Verblichenen aufzunehmen. Auf den Stufen ringsherum brannten unzählige Kerzen auf silbernen Candelabern. An den beiden Seiten des Altars sah man die Bildsäulen des heiligen Ludwig und des heiligen Napoleon, die ganze Kirche war mit schwarzen Teppichen belegt und behängt, auf der schwarz drapirten Kanzel saß ein kolossaler Adler, für den Erzkanzler hatte man einen Sitz von Ebenholz mit silbernen Sternen

und Fransen verziert, errichtet. Alle Sitze der Cardinäle, Bischöfe, der Behörden ꝛc. waren auf ähnliche Weise geschmückt; auch alle Fenster waren schwarz behangen, mit weißem Saum. Von dem endlosen Zug aller Civil- und Militairbehörden gefolgt, wurde die Leiche des Marschalls vom Hôtel der Invaliden in das Pantheon mit großer Feierlichkeit und mit imponirender Trauermusik gebracht; auf dem Sarg lag der Marschallsstab, das Wappen und Lorbeerkronen. Achtzehn silberne Grabeslampen hingen an gleichen Ketten an dem Feinde abgenommenen Lanzen herab; überall waren Trophäen von eroberten Waffen und Fahnen angebracht. Die Waffen des Todten nebst Siegespalmen hielten zwei über dem Altar schwebende Renomeen in der Hand. Ueber ihnen las man die Worte: **Napoleon à la mémoire du Duc de Montebello, mort glorieusement aux champs d'Essling, le 22. Mai 1809.**"

Das Conservatorium führte eine großartige Trauermusik auf, die von Zeit zu Zeit durch die Töne der schwarz verhüllten Orgel unterbrochen wurde; hiezu hatte man die herrlichsten Compositionen Mozarts gewählt. Der Trauerwagen, auf dem die Leiche gebracht wurde, war mit vier Fasces aus Fahnen bestehend, welche das von Lannes befehligte Armeecorps erobert hatte, geschmückt. Der ganze Zug bestand aus vier Abtheilungen, einer geistlichen, einer militairischen, einem Trauerzug und einem Ehrenzug. Bei dem militairischen waren die Truppen aller Waffengattungen, Kanonen und Pulverkarren, die Tambours, Trompeter und Musikchöre der ganzen Garnison, die Lüfte mit lugubern Klagetönen erfüllend. Der ganze Generalstab mit den Fürsten von Neufchatel und Wagram, denen die Generalität, alle Stabsoffiziere und andere Offiziere folgten, waren an der Spitze des militairischen Zuges. Bei dem religiösen Zug, der sich vor dem militairischen bewegte, befand sich die ganze hohe und niedere Geistlichkeit von Notre-Dame und aller Kirchsprengel von Paris, mit unzähligen Kirchenfahnen, Kreuzen u. s. w., auch viele Greise und Kinder aus mildthätigen Anstalten und Pflegehäusern. Vier Marschälle, unter denen Moncey und Davoust, hielten die Zipfel des Bahrtuchs, auf beiden Seiten des Wagens trugen Lannes Adjutanten Standarten. Der Ehrenzug bestand aus des Marschalls leerem Wagen, zu dessen beiden Seiten wieder zwei seiner Adjutanten ritten, diesem folgten vier Trauerwagen für die Familie des Verblichenen, diesen

die Wagen der Prinzen, Großwürdenträger, Marschälle, General-Obersten, Minister und höchsten Behörden. Sämmtliche Züge schloß eine starke Abtheilung der Gardecavallerie, mit Trauermusik zu Pferde. So lange die Ceremonie währte, läuteten alle Glocken von Paris, und in kleinen Zwischenräumen fielen jedesmal 13 Kanonenschüsse. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, gab sämmtliches Militair Gewehrsalven und die Legionaire übergaben ihre Ehrenkreuze dem Großalmosenier, der sie durch den Erzpriester mit hinabsenken ließ. Davoust hielt eine kurze Rede, in welcher er die tiefe Trauer des Heeres über diesen Verlust aussprach, und nachdem der Erzkanzler eine zum Andenken an diese Todtenfeier geschlagene Medaille dem Sarge folgen ließ, war sie beendigt, und die Truppen zogen mit lustig klingendem Spiel wieder ab. In ganz Frankreich, Italien und wo französische Truppen standen, wiederholte sich diese Todtenfeier, durch welche Napoleon der Welt beweisen wollte, wie sehr er seine Helfershelfer zu ehren wisse, hauptsächlich um dadurch auf das Militair zu wirken.

Wenige Tage später gab die am Napoleonsfest, den 15ten August 1810, erfolgte Vollendung der Siegessäule auf dem Platz Vendome, die man zum Ruhm der französischen Armee im Jahr 1806 begonnen hatte, und die eine Nachahmung der Trajanssäule zu Rom ist, den Parisern abermals Stoff zur Unterhaltung und zu Festivitäten. Die 220 Fuß hohe Säule wurde aus 1200, den Oestreichern und Russen 1805 abgenommenen Kanonen errichtet, und stellte, nach Art der römischen, die hauptsächlichsten Thaten der Franzosen aus dem Feldzug von 1805 dar; sie steht auf der Stelle, wo die während der Revolution zertrümmerte Bildsäule Ludwig XIV. stand. An 2 Millionen Pfund Erz sind zu dieser Säule verwendet worden. Auf einer in ihrem Innern angebrachten Schneckentreppe gelangt man zu ihrer Spitze, auf der Napoleons 10 Fuß hohe Statüe gestellt wurde.

Am 25sten August, denselben Tag an dem man früher das Fest des heiligen Ludwigs feierte, fand jetzt das der Marie Louise statt und wurde zum Erstenmal mit außerordentlicher Pracht und großer Ostentation begangen. Einige Tage darauf hielt Napoleon im Bois de Boulogne Musterung über die holländischen Garden, die er nach Paris beordert hatte, und die hierauf in dem Gehölz so gut bewirthet und namentlich mit Wein so reichlich versehen wurden, als sie nur Lust zu trinken hatten, was für die Pariser

abermals ein neues Schauspiel war, das aber wieder ein sehr schmutziges Ende nahm. Die holländischen Plerums betranken sich en canaille, fingen dann zuerst Stänkereien und Streit unter sich selbst und dann mit den Zuschauern an, und als ein Gewitter und starker Regen die letztern schnell verscheuchte, hielten die Soldaten alle Frauen und Mädchen an, während sie die sie begleitenden Männer mißhandelten und zum Zeitvertreib die Bäume des Gehölzes umhieben, wodurch sich einige hundert kleine Gefechte, die zum Theil blutig ausfielen, entspannen. Einige der Zuschauer hatten sich nach St. Cloud geflüchtet und daselbst die fatale Mähr hinterbracht. Napoleon gerieth in Zorn über die Brutalität der Holländer und gab Ordre, sogleich viele und starke Patrouillen abzusenden, welche die Betrunkenen zur Raison bringen sollten, deren Anführern er selbst Verhaltungsbefehle gab, um die Ruhe wieder herzustellen. Ich hatte mich ebenfalls zu Pferd in das Boulogner Wäldchen begeben, die holländischen Garden tafeln zu sehen, und es gelang mir, einige Mädchen aus den Klauen dieser Trunkenbolde zu befreien. Diese Burschen waren nur Bier und Schnaps gewöhnt, der Wein war ihnen eine gar zu verführerische Neuigkeit. Als die Patrouillen ankamen, war es schon fast Nacht, und sie würden vielleicht wenig ausgerichtet haben, wenn sich nicht plötzlich das Gerücht unter den Soldaten verbreitet hätte, Napoleon selbst sey so eben angekommen, was die Burschen etwas nüchterner und gelassener machte, dieser hatte jedoch St. Cloud nicht verlassen. Die unmittelbaren Folgen dieses Gerüchts waren aber, daß sich die Holländer über Hals und Kopf aus dem Staub machten und eiligst in ihre Caserne zu kommen suchten, indessen wurden einige 50 verhaftet, und mehrere, die man en flagrant delit ertappt hatte, wurden streng bestraft.

Um diese Zeit, oder bald darauf verbreitete sich auch das Gerücht von der Schwangerschaft Marie Louisens, und da schon beinahe 6 Monate verflossen waren, ehe man etwas davon hörte, so glaubte man allgemein den Hauptzweck von Napoleons Ehescheidung und Wiedervermählung verfehlt, und war um so mehr über diese Trennung und Ehe ungehalten. Ein Theil des Publikums hielt Napoleon für impotent, während der andere seiner Gattin Unfruchtbarkeit zur Last legte; ja viele Personen wollten durchaus nicht an diese Schwangerschaft glauben, oder hielten sie für fingirt, und supponirten, daß der Kaiser damit umginge, ein

fremdes Kind unterzuschieben und zu seinem Thronerben zu machen; selbst nach der Geburt des Königs von Rom gab es noch viele Personen, die denselben für untergeschoben halten wollten und diese Meinung unter dem Volk zu verbreiten suchten. Die Ursache, warum Marie Louise nicht früher guter Hoffnung geworden, soll der zu häufige Gebrauch von Bädern gewesen seyn, die ihr nun untersagt wurden

Es war Anfangs September als ich meine Entlassung aus den französischen Diensten und mein Patent als Capitain bei der neapolitanischen Garde zu Pferd, Cavalli leggieri, erhielt. Ich hatte besonders darum gebeten, bei der Reiterei angestellt zu werden, mich deßhalb während der letzten Zeit meines Aufenthaltes zu Paris noch mehr mit den Manöuvres dieser Waffengattung vertraut gemacht, und allen Cavallerie-Uebungen zu Pferde beigewohnt. Da jetzt mein Schicksal entschieden war, so eilte ich nun Paris zu verlassen, wo es zwar alle Tage etwas Neues, aber auch manche eben nicht angenehme Neuigkeiten gab. Ich machte meine Abschiedsvisiten, empfahl mich besonders dem noch immer leidenden Fürsten Y., durch den ich doch manche vergnügte Stunde gehabt, und ging meiner neuen Bestimmung entgegen, den Weg über Orleans einschlagend, das ich noch nicht gesehen und doch gerne besuchen wollte. An Miollis hatte ich schon geschrieben, ihm die Aeußerung des Kriegsministers hinsichtlich der Prinzessin Pauline gemeldet, und daß durch diesen Canal nichts zu machen sey. Von Madame Bonnier nahm ich ebenfalls Abschied und Briefe an ihre Verwandten zu Pesaro mit, die ich persönlich zu übergeben versprach, so wie zu versuchen, daß sie die Dame bis zur Zurückkunft ihres Mannes in ihrem Schooß aufnehmen möchten, da sie sich so isolirt in dem gefährlichen Paris befinde. Dem Fürsten Y. that meine Abreise wirklich leid, auch er fand sich verlassen in der großen Stadt und hatte sich an meinen Umgang gewöhnt.

II.

Reise von Paris nach Neapel. — Orleans. — Turin. — Ankunft zu Neapel. — Mürats Garden und Hofstaat. — Fehlgeschlagene Expedition gegen Sicilien. — Grausame Maßregeln zur endlichen Vertilgung der Briganden in Calabrien. — Entstehung der Carbonari. — Mürat. — Die Königin Caroline. — Der Carneval zu Neapel. — Ein italiänisches Liebhabertheater. — Die Festini in San Carlo. — Die Marchesa im Schilderhaus. — Fastenzeit und Osterfeier. — Ein Pistolenduell. — Don Juan zum Erstenmal in Neapel aufgeführt. — Ein Schiff mit englischen Nachtgeschirren von der Douane weggenommen. — Ein Abentheuer in den Gärten zu Caserta. — Ein Souper suspendü. — Das Fest in der Kirche der Madonna di **Piedi-Grotta**. — Ein silbernes Ei. — Ein dreifacher Mord. — Weihnachtsfeier. — Verbrennung der englischen Waaren. — Ich falle in die allerhöchste Ungnade, und werde nach Tarent beordert.

Ein wenig sonderbar war es mir doch zu Muth, als ich Frankreichs Hauptstadt, in der ich so manches Abentheuer bestanden, so manches Vergnügen genossen, verließ und im Rücken hatte. In Orleans angekommen, hielt ich mich daselbst einen halben Tag auf, besuchte die Cathedrale, eines der schönsten und prächtigsten gothischen Monumente Frankreichs, mit sehr zierlichen Thürmen. Auf der schönen Brücke, die hier über die Loire führt und die Stadt mit der Vorstadt Olivet verbindet, stand ehedem ein Monument aus Erz, welches die Mutter Gottes darstellte, die Christus auf den Knien hielt, bereit ihn in das Grab zu legen, zu ihrer Linken kniete Johanna d'Arc, zu ihrer Rechten Carl VII., beide bewaffnet und das Ganze in Lebensgröße; 1771 wurde dieses der Jungfrau von Orleans zu Ehren errichtete Denkmal restaurirt und an die Ecke der schönen Straße **royale** und der der **Vieille Poterie** placirt, 1793 aber vom Pöbel zertrümmert. Seitdem wurde Johanna d'Arc ein anderes Monument errichtet. Orleans ist groß und weitläufig gebaut, und hat über 40,000 Einwohner. Aurelian gab ihr seinen Namen, aus dem nach und

nach Orleans entstand. Sie ist jetzt die Hauptstadt des Departements Loiret, und war vor der Revolution die des Herzogthums und Gouvernements Orleans. Nachdem Attila Cöln, Trier, Metz, Rheims, Besançon ꝛc. verwüstet und verbrannt hatte, kam er mit seinem Räuberheer vor Orleans, und hatte bereits einen Theil desselben erstürmt, als die Stadt noch zur rechten Zeit Entsatz erhielt und Attila mit Verlust abziehen mußte. Auf seinem Rückzug erlitt er durch den römischen Feldherrn Artius eine furchtbare Niederlage, wobei 160,000 Hunnen geblieben seyn sollen. 570 wurde sie vom Sachsenherzog Odoaker belagert, aber Childerich kam ihr zu Hilfe und zwang seinen Gegner, die Belagerung aufzuheben, verleibte aber die Stadt seinem Reich ein. 1429 von den Engländern belagert, wurde sie in der größten Noth, auf dem Punkt sich zu ergeben, durch Johanna d'Arc befreit. 1572 wurden in ihrer Hauptkirche St. Croix auf Befehl Carl **IX.** scheußlichen Andenkens, mehrere Tausend Calvinisten ermordet, 200 andere die sich an einem nicht gut anzugreifenden Platz tapfer vertheidigten, fanden ihren Tod in den Flammen, die man rings um sie angezündet hatte. Unter den Reliquien, die man bis zur Revolution, wo sie abhanden kamen, in St. Croix aufbewahrte, war unter andern ein Tropfen vom kostbaren Blut Christi und ein anderer Tropfen von der jungfräulichen Milch seiner Mutter!! auch das Kännchen, welches die drei Weisen aus Morgenland Jesus an der Krippe verehrten, wurde nebst ähnlichen Dingen den Gläubigen gezeigt.

Von Orleans setzte ich nun ohne Rast meine Reise über Lyon ꝛc. bis Turin fort, das in einer herrlichen, vom Po bewässerten Ebene an dem Fuß der Alpen liegt. Ich kam mit Sonnenaufgang vor der schönen Stadt an, die von den Strahlen der Morgensonne recht freundlich beschienen wurde, was mich freudig stimmte. Hier beschloß ich Rasttag zu halten, um meinen etwas zusammengerüttelten und steif gewordenen Knochen einige Ruhe zu gönnen. Ich fuhr durch die schnurgeraden Straßen in ein Albergho, wo ich mich sogleich niederlegte, und erst erwachte als Mittag längst vorüber war. Ich machte meine Toilette und schickte mich an, die Sehenswürdigkeiten der schönen Stadt zu besuchen. Plinius behauptet, Turin sey die älteste Stadt Liguriens gewesen; gewiß ist, daß sich ihr Ursprung in die fabelhaften Zeiten des grauesten Alterthums verliert. Sie hat an zwei Stunden im Umfang, an

100,000 Einwohner und mehr als 100 Kirchen. Die Neustadt ist vielleicht die schönste Stadt Europas, von allen Städten die ich kenne, kann sich nur ein Theil von Berlin und Nancy mit ihr messen. Mannheim und Carlsruhe haben zwar auch gerade und breite Straßen, aber die Häuser sind wahre Baracken im Vergleich mit den Pallästen von Turin. Zur Nachtzeit werden Schleußen losgelassen, welche die Straßen reinigen, die dann wie abgewaschen sind. Die Cathedrale, dem San Giovanni Battista geweiht, ist kein sehr ausgezeichnetes Gebäude, zu ihren schönsten Zierden gehören zwei treffliche Bildsäulen der heiligen Christina und der heiligen Theresia. Unter den andern Kirchen verdienen hauptsächlich noch die des heiligen Geistes, des St. Laurentius, des St. Borromäus und vorzüglich die des **Corpus Domini** gesehen zu werden. Der Marmor von Susa, der dem Verte antiqua sehr ähnlich ist, und ein blauer piemontesischer Marmor sind allenthalben mit großer Verschwendung angebracht. Der große Pallast, vom Herzog Carl Emanuel II. erbaut, liegt auf der Piazza Castello, und hat die Aussicht auf die vier Hauptthore der Stadt; in demselben befinden sich viele Prachtgemächer und vortreffliche Gemälde großer Meister, eine bedeutende Bibliothek &c., auch hat er einen großen Garten. Der Palazzo **del Castello** ist einer der ältesten zu Turin und wurde vormals von den Herzogen von Savoyen bewohnt, seine schöne Façade erhielt er aber erst 1620 durch die Herzogin Maria Jeanne von Nemours. Turin hat mehrere Theater, unter denen das große Opernhaus eines der schönsten Italiens ist, auch das 1787 abgebrannte und schöner wieder hergestellte Theater Carignan ist ein ansehnliches Gebäude. Das Arsenal der Stadt hat eine Kanonengießerei. An dem Ufer des Po liegt das kleine Schloß, welches Catharina von Frankreich 1660 erbauen ließ. Als ich mich zu Turin befand, war die neue, über diesen Fluß erbaute prächtige Brücke ihrer Vollendung nahe. Die Festungswerke Turins sind bedeutend, die Citadelle, ein regelmäßiges Fünfeck, ist eine der stärksten Vesten die es gibt; auch schöne Promenaden sind in der Nähe der Stadt. Uebergroße Müdigkeit und Bedürfniß nach Ruhe machte, daß ich Turins Herrlichkeiten nur sehr oberflächlich sah, und die meiste Zeit in meinem Zimmer auf einem Ruhebett zubrachte. Den dritten Tag nach meiner Ankunft setzte ich meine Reise fort. In Pesaro suchte ich die Eltern der Madame Bonnier auf, denen ich die Briefe, welche

mir ihre Tochter an sie mitgegeben, überlieferte. Sie wollten anfänglich wenig von ihr wissen, und sagten, die Sünde ihrer Tochter, das Kloster verlassen und geheirathet zu haben, sey ein ewiger Schimpf für die ganze Familie, eine unvertilgbare Schande, denn so etwas sey noch nicht erhört worden, so lange es Christen gebe. Ich suchte die Leute deßhalb zu beruhigen und eines Bessern zu belehren, aber meine Bemühungen halfen wenig, obgleich ich ihnen sagte, daß ich, als Helfershelfer bei der Geschichte, gerne die ganze Sünde auf mich nehmen wolle. Indessen brachte ich es endlich doch dahin, daß mir der Vater versprach, wenn sich eine passende Gelegenheit fände, er in Gottesnamen sein ungerathenes Kind kommen lassen wolle. Dies war freilich wenig Zuverläßiges und ich erwiederte, daß es gewiß besser sey, wenn Jemand von der Familie nach Paris reise, die Dame abzuholen, worauf mir aber ganz trocken geantwortet wurde: daß dies die Umstände nicht gestatteten. Ich empfahl mich nun ziemlich frostig, schrieb sogleich an Angelika das Resultat meiner Bemühungen und gab ihr den Rath, nicht weiter zu ihren Anverwandten zu verlangen, da dies herzlose Menschen seyen, die ihr das Leben zur Hölle machen würden. Sie befolgte diesen Rath, wurde bald darauf Wittwe, ihr Gatte, den sie nicht wieder gesehen, blieb in der Schlacht bei Salamanka; 1814 fand ich sie in Lyon als die Geliebte des Generals Albert, der früher als Augereaus Adjutant eine Anverwändte der Familie d'Orville, eine Mademoiselle Fuchs in Offenbach geheirathet hatte.

In Rom angekommen, stattete ich dem General Miollis mündlich Bericht über alle in seinen Interessen gethanen Schritte ab, und setzte ihm die Unmöglichkeit auseinander, durch die mir eröffneten Canäle und Instructionen die gewünschte Absicht zu erreichen. Andere Demarchen, die er zu demselben Zweck durch einen Bataillonschef in Paris machen ließ, hatten noch schlimmern Erfolg, denn vom Generalstatthalter in Rom wurde er nun erster Lieutenant des Gouverneur general de Rome. Ich fuhr ohne mich weiter in Rom umzusehen nach Neapel ab, wo ich gegen Ende September glücklich ankam.

Mein Erstes war, mich bei dem Baron Cäsar Dery, Generallieutenant und Commandant der Garde-Cavallerie, zu melden und dann bei dem Baron Livron, Oberst des Regiments. Bei beiden wurde ich wohl aufgenommen, worauf ich bei alten Bekannten

meine Privatvisiten machte. Helena befand sich mit ihrem Mann jetzt auf der Insel Capri, wo ich sie einigemal besuchte, auch kam sie fast jede Woche nach Neapel zu einer Freundin, wo wir dann intime Zusammenkünfte hatten. Bei dem Regiment waren die meisten Offiziere Franzosen, namentlich in den höhern Graden, nur wenige Neapolitaner waren in demselben so wie bei der Garde überhaupt angestellt. Diese, die **Casa militare del Re** genannt, bestand damals aus dem Stab, einem Generalcommandanten der Infanterie, einem der Reiterei, einem Gardegrenadierregimenten, einem Regiment Veliten zu Fuß, einem Bataillon Voltigeurs, der Ehrengarde (**Guardia d'onore**), den Veliten zu Pferd, den **Cavalli leggieri**, bei denen ich stand; der **Gensdarmeria scelta**, der reitenden Garde-Artillerie, dem Train **d'Artillerie**, dem Genie und der Garde Marine, auch waren noch Garde-Veteranen und Hellebarden vorhanden. Der Dienst dieser Truppen war im Ganzen angenehm und nicht sehr beschwerlich, die Garden selbst standen in gutem Ansehen, da sie meistens aus Fremden, hauptsächlich Franzosen zusammengesetzt waren, auch sehr reiche und kostspielige Uniformen, drei verschiedene Costüme hatten. Die Equipirung kostete viel Geld, und denjenigen Offizieren, die nicht hinlängliche Mittel hatten, half Mürats Großmuth, er machte ihnen reiche Geschenke an Pferden und Geld. Auch der Hofstaat des Königs von Neapel war jetzt überaus prächtig und glänzend eingerichtet, er bestand aus einem Großmarschall des Pallastes mit vier Pallastpräfekten, unter denen der Herzog von Circella war, einem Gouverneur der königlichen Palläste, Pallastadjutanten, **Marescalli degli alloggi**; Großkammerherr war der Fürst Colonna mit einem halben hundert Kammerherrn, meistens Principi, Herzoge, Marquis, Grafen und Barone; ein Großstallmeister mit 20 Unterstallmeistern, gleichfalls Principi rc. Ein Pagengouverneur mit einem Untergouverneur, ein Dutzend Professoren, unter denen sogar ein Lehrer der deutschen Sprache, ein gewisser Moser war, einige 30 Pagen, ein Groß-Jägermeister mit einem halben Dutzend Oberjägermeistern, ein Großceremonienmeister nebst Zugehör, ein Cardinal-Großalmosenier, ein Bischof von Nola, Oberalmosenier, 30 Almoseniere und Capelläne, aber noch bei weitem nicht genug, um all die vielen und großen Sünden des Hofes zu absolviren. Die Königin Caroline hatte außerdem ihren eigenen Almosenier, den Erzbischof von Tarent;

ihr Ehrencavalier war Fürst d'Angri, eine besondere Ehrendame eine Dame d'Atour und ein Viertelhundert Pallastdamen, unter denen die berühmtesten Namen Italiens, wie die Doria, Colonna, Imperiali, Spinelli, Carignani ꝛc. figurirten, die wunderschöne Herzogin von Atri (Giuglietta Colonna) und die nicht minder schöne Marchesa Cavalcanti, auch eine Catharina von Medicis waren. Die königlichen Kinder hatten ihre Gouverneure, Gouvernanten ꝛc., und in diesem Verhältniß war das zahlreiche Unterpersonale des Hofes organisirt. Zu den größern Hoffesten und Bällen wurde außerdem der zahlreiche neapolitanische Adel, die angesehensten Bürger der ganzen Stadt, alle Garde- und andere anwesende Offiziere gezogen. Außerdem hatte Mürat einige dreißig Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere, unter den letzteren viele Italiäner. Das Hofleben war in hohem Grad rauschend, üppig, pompös, und die Toiletten der Damen zeigten eine orienalische Pracht und Verschwendung, wobei die Königin den Ton angab und in mehr als einer Hinsicht das Muster war, nach dem sich ihre Damen und die vornehmen Frauen der Residenz richteten.

Meine Equipirung kostete mich nahe an 10,000 Franken, drei Pferde inbegriffen, glücklicherweise hatte ich einen ziemlich vollen Beutel mit von Paris gebracht, und wenn es fehlte, half Vetter Moritz aus, übrigens war der Gehalt ansehnlich.

Mürat selbst war, als ich in Neapel ankam, noch mit einem Theil der Garde in Calabrien; er hatte geraume Zeit vor mir Paris verlassen, projectirte eine Landung in Sicilien, und hatte deßhalb bedeutende Streitkräfte in der Sohle des italiänischen Stiefels und der Gegend von Reggio versammelt. Drei französische Divisionen, eine neapolitanische, ein großer Theil der Garden, in allem einige zwanzig Tausend Mann waren bestimmt, das Wagstück zu unternehmen. Lamarque und Partonnaux, welche unter dem König commandirten, waren mit ihren Divisionen zur Einschiffung bereit, nachdem vorher einige theils glückliche, theils unglückliche Gefechte zur See mit den Engländern statt gefunden hatten. Am Phar von Calabrien lagen eine große Anzahl Transportschiffe und mehrere Kanonierschaluppen vor Anker. Das Heer campirte an der Küste der Meerenge von Messina, die Garden und die Reservedivision im Centrum, Partonnaux befehligte rechts und Lamarque links von Scilla. Eine bedeutende englische Seemacht von 5 Linienschiffen, 6 Fregatten, mehreren Briggs und Ka-

nonierschaluppen, hatte sich zwischen dem Phar und Messina aufgestellt, verursachte der neapolitanischen Marine großen Schaden und hatte schon manches Convoie derselben weggenommen oder versprengt, auch in Amalthea viel Unheil angerichtet. Endlich nachdem es den Engländern zum Trotz gelungen war, eine hinlängliche Anzahl Schiffe in der Nähe des Lagers zu vereinigen, und die Aequinoctialstürme den Feind genöthigt hatten sich in die Häfen von Sicilien zurückzuziehen, bestimmte Mürat die Nacht vom 17. auf den 18. September zur Landung in Sicilien. Drei Regimenter leichter Infanterie, ein Regiment neapolitanischer Jäger nebst einem Bataillon Corsen wurden gegen Mitternacht eingeschifft und landeten gegen zwei Uhr Morgens zu San Stefano in Sicilien. General Cavaignac, der diese Division befehligte, glaubte, daß ihm der Rest der Armee unmittelbar folgen würde, griff sogleich alle ihm im Wege stehenden Posten an, von denen viele aus Engländern bestanden, die mehrere Regimenter in Sicilien hatten, und marschirte dann mit seiner Colonne bis Duchessa vor; allein während er sich mit dem Feind herumschlug, war eine gänzliche Windstille eingetreten, wodurch, so wie durch die Strömungen im Canal die übrigen Truppen am Abfahren verhindert wurden. Mürat selbst hatte sich eingeschifft und blieb bis zum Tag in seiner Chaluppe, vergeblich auf günstigen Wind hoffend, ließ er endlich den schon übergesetzten Truppen das Zeichen geben, wieder zurückzukehren. Als der englische General Stuart, der diese Landung für einen fingirten Angriff hielt, überzeugt war, daß die andern Truppen unmöglich nachkommen konnten, ging er auf San Stefano los, um die ausgeschiffte Division abzuschneiden. Diese Truppen wurden nun handgemein, und Cavaignac mußte sich vor der großen Uebermacht über Hals und Kopf an das Ufer des Meeres zurückziehen, wo man sich in der größten Unordnung unter dem feindlichen Feuer einschiffte. Zum Unglück war ein großer Theil der Transportschiffe schon wieder an die Küsten von Calabrien zurückgekehrt, und ein Theil der Division, von Oberst Ambrosia befehligt, mußte die Waffen strecken und sich gefangen geben. Mit einem Verlust von wenigstens 1500 Mann und vielen Verwundeten kamen die Uebrigen wieder auf dem festen Land an. Dieser schlimme Ausgang des ersten Landungsversuchs auf Sicilien entmuthigte Mürat und die Truppen. Kurz darauf machte ein Tagesbefehl dem Heer bekannt, daß Napoleons Ver-

langen bereits ein Genüge geschehen, indem dessen Absicht nur gewesen sey, die Streitkräfte der Engländer auf diesen Punkt zu ziehen, um die nöthigen Verstärkungen unangefochten nach der Insel Corfu schicken zu können, und daß vorerst die Expedition nach Sicilien verschoben werde. Wenige Tage darauf wurde das Lager abgebrochen, die Schiffe und die Garden kehrten nach Neapel zurück, wo auch Mürat etwas verstimmt und ungehalten ankam. Ueber die Ursache der so schnellen Aufgabe dieses Unternehmens wurden mancherlei Vermuthungen ausgesprochen, Viele wollten sie einem geheimen Befehl Napoleons zuschreiben, der nicht gerne sehe, daß sein Schwager allzumächtig würde, und den er schon mit mißtrauischen und neidischen Augen betrachte. Soviel ist sicher, daß seit jener Zeit ein Mißverständniß zwischen den beiden Schwägern bestand, das immer mehr Wurzel faßte.

Um dem noch immer in Calabrien, wenigstens theilweis bestehenden Brigandenunfug zu steuern und endlich auszurotten, nahm die Regierung Mürats ein System an, welches hauptsächlich darin bestand, daß man die Einwohner Calabriens selbst für die in dem Gebiet ihrer Cantone von den Briganden begangenen Unthaten verantwortlich machte. Die regulairen Truppen wurden jetzt nur noch dazu verwendet, die Einwohner zu zwingen, die Insurgenten selbst zu bekämpfen, zu fangen und auszuliefern, widrigenfalls man sie als deren Helfershelfer ansehen und bestrafen würde. Diese Maßregeln in Ausführung zu bringen, wurden 10—12,000 Mann in alle Theile Calabriens verlegt. Das Decret, welches deßhalb erschien, war sehr streng und grausam, und ließ auch Spielraum zu ungestrafter Befriedigung der Privatrache. Es wurden Listen mit Namen von Familien als des Einverständnisses mit den Briganden verdächtig, angefertigt, und ein jeder der ein solches Individuum tödtete oder gefangen ablieferte, erhielt eine Belohnung von 20—25 Ducati, war es aber ein Brigandenchef, so empfing er 500 Ducati. Wer den Insurgenten oder ihren Helfershelfern irgend etwas, es sey an Nahrung, Kleidung, Munition, Geld ꝛc. zukommen oder sie entwischen ließ, wurde augenblicklich erschossen. Der General Manches, ein sehr harter und heftiger Mann, wurde mit der Vollziehung dieses Decrets beauftragt und vollzog es ohne alle Schonung. Die Folgen waren, daß viele Tausende der Einwohner, sich nicht mehr sicher wähnend oder Privatfeinde habend, nach Sicilien entflohen. Aber diese

harte Maßregel hatte so ziemlich den erwünschten Erfolg, das Brigandenwesen hörte bald fast gänzlich auf und man konnte endlich ziemlich sicher in ganz Calabrien umherreisen. Freilich waren zahlreiche Familien das Opfer für ein einziges ihrer Mitglieder geworden, das sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen; denn Eltern, Geschwister und andere Anverwandte mußten das Vergehen des Einen büßen. Aber das Land war doch endlich nach 5 Jahren ziemlich beruhigt, so lange hatte der grausame Brigandenkrieg gewährt, eine sich ewig erneuernde Hyder, die unaufhörlich von Sicilien aus alimentirt wurde.

Eines der gefährlichsten Brigandenhäupter war zuletzt der sogenannte Brigandenfürst, Baron Bittiglioni gewesen, der mit großer Verwegenheit in Salerno sein Wesen trieb, ohne daß Jemand geahnt hatte, daß er einer der Haupturheber der Brigandenstreiche war. Endlich kam man diesem schlauen Fuchs, der alle Gestalten annahm, doch auf die Spur, er wurde nebst mehreren seiner Offiziere aufgehoben und sammt seinem ganzen Anhang zum Tode verurtheilt, viele Individuen aus den ersten Familien zu Neapel waren mit in diese Geschichte verwickelt und ihre Häupter traf dasselbe Urtheil. Mürat verwandelte jedoch die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß oder Kettenschleifen, zehnmal schrecklicher als der Tod. Mit der Rückkehr des alten Königshauses (1815) wurden aber die noch Lebenden wieder frei und sogar belohnt.

Ungefähr zu dieser Zeit war es, daß sich in Calabrien die berüchtigte Secte der Carbonari bildete, hauptsächlich durch die erwähnten strengen Maßregeln, so wie durch die abscheulichen Grausamkeiten des General Manches hervorgerufen, welche die Einwohner zwangen, sich so geheim als möglich zu verbinden, um dieser Tyrannei das Gleichgewicht zu halten und ihr wo möglich die Spitze zu bieten. Bald hatte sich dieser geheime Bund im ganzen südlichen Italien verbreitet, und wurde sogar von dem Polizeiminister Maghella, einem gebornen Genueser, der früher an der Spitze der Polizei der ligurischen Republik gestanden, unter der Hand wenn nicht gerade begünstigt, doch geduldet, wenigstens wollte er durchaus das Bestehen des Bundes ignoriren oder die Sache mindestens als eine unbedeutende Kinderei dargestellt wissen. Irrig ist es aber, daß er der Stifter des Carbonarismus gewesen, wie mehrfach behauptet wurde; ein sicilianischer Edelmann aus

Palermo Namens Caravante war, wenn vielleicht auch nicht der erste Gründer, doch zuverläßig der Stifter und Verbreiter der Secte in Calabrien. Noch immer gab es viele zersprengte Reste der frühern Brigandenbanden, die sich in die unzugänglichsten Wald- und Bergschluchten, von denen sie allein eine genaue Kenntniß besaßen, geflüchtet hatten, diese wurden nun förmliche Raubmörder und die Plage der Gegenden, in deren Nähe sie sich aufhielten. Die schon bestehenden Carbonari, deren Zweck jetzt war, das Land von der fremden Herrschaft zu befreien und ihm eine möglichst democratische Verfassung zu geben, wurden von Seiten der Engländer in Sicilien und der dortigen Regierung möglichst unterstützt und ihnen an die Hand gegeben, sich der noch in den Wildnissen vorhandenen Briganden zu ihren Zwecken zu bedienen. Den Namen Carbonari (Kohlenbrenner) erhielten sie weil sich die ersten Männer dieser Secte als solche verkleidet in Wäldern verbargen und ihrer Sicherheit wegen und dem Anschein nach dieses Gewerbe trieben; deßhalb hatten sie auch ihre Embleme, Benennungen und geheimen Erkennungszeichen von dem Gewerbe der Kohlenbrennerei entnommen, nannten ihre Versammlungsorte **Baracca-vendita** ꝛc., theilten sich nach Art der Freimaurer in verschiedene Grade, anfangs nur in 2 später in 4 ein, und machten den heiligen Theo zu ihrem Schutzpatron. Dies war das erste Entstehen des Carbonarismus, von dem man soviel gefabelt und soviel Albernheiten erzählt hat, und dessen Ursprung man bald in den Hochgebirgen Schottlands vor Jahrhunderten finden, bald von deutschen Köhlern, vielleicht gar von denen, welche den sächsischen Prinzenraub verhinderten, und ähnlichen Dingen ableiten wollte.

Eine Verordnung, welche Mürat zu jener Zeit erließ, um sich durch dieselbe unabhängiger von Napoleon und selbstständiger zu machen, besagte, daß in Zukunft alle Ausländer, die in neapolitanische Dienste treten oder in diesen bleiben wollten, das neapolitanische Bürgerrecht erwerben müßten. Als dies der Kaiser der Franzosen erfuhr, wurde er wüthend, und decretirte sogleich: daß allen Franzosen, als Mürats Landsleuten, dieses Bürgerrecht von selbst zustände und sie es nicht erst zu erwerben hätten, um Civil- und militairische Anstellungen im Königreich Neapel bekleiden zu können.

Da ich während meinem nun beinahe zweijährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Neapel Mürat und seinen Hof sehr genau

kennen zu lernen Gelegenheit hatte, so will ich hier in Kürze das Wichtigste und Interessanteste, den König, seine Gattin und die Hofhaltung betreffend, mittheilen.

Mürat wurde im Jahr 1767 zu La Bastide Frontonnière bei Cahors geboren, ein Dorf im ehemaligen Perigord und dem jetzigen Departement du Lot, wo sein Vater Gastwirth war und in einigen Geschäftsverbindungen mit der Familie Talleyrand stand. Kaum konnte der Knabe laufen, so saß er auch schon auf den wildesten Bauernpferden ohne Sattel und setzte bald mit diesen über Stock und Stein, Gräben und Hecken. Sein Vater hatte ihn erst zum geistlichen Stand bestimmt und durch Talleyrands Fürsprache eine Stelle im Colleg zu Cahors für ihn erlangt. Hier machte er aber schon sehr tolle Streiche, und als er von dort nach Toulouse kam, um daselbst den Priesterrock zu erhalten, verliebte er sich, kaum 19 Jahre alt, in ein hübsches Mädchen, schlug sich, obgleich er schon ein Abbé-Mäntelchen hatte, um und für seine Schöne, entführte und versteckte sie und sagte hierauf dem geistlichen Stand Valet. Hierauf half er seinem Vater eine kurze Zeit in der Wirthschaft, wo er dessen und die Pferde fremder Fuhrleute in die Schwemme ritt, viel spielte und zwar so unglücklich, daß er bald genöthigt war La Bastide zu verlassen. Er nahm nun als gemeiner Reiter Dienst in dem 12ten Chasseurregiment. Der Ex-Abbé war einer der schmucksten Cavalleristen im Regiment und wußte sein Roß so trefflich zu tummeln, daß er bald zum **Maréchal de Logis** (Sergeant) avancirte. Wegen einer Insubordination gegen einen im ganzen Corps verhaßten Offizier, ein Kamaschen- und Zopfheld der alten Zeit, wurde er aber cassirt und mußte das Corps verlassen, brachte wieder eine Zeitlang bei seinen Eltern zu, deren Gäste bedienend, eilte aber, nachdem die Revolution ausgebrochen war, nach Paris, wo er Dienste in der constitutionellen Garde des Königs nahm, die Parthei der Revolutionairen mit allem Feuer ergriff und jeden Tag Händel und Raufereien deßhalb hatte. Kurz vor der Auflösung dieses Corps wurde er als Unterlieutenant zu dem 13ten Chasseur-Regiment versetzt und zeichnete sich bei demselben fortwährend höchst exaltirt für die neue Freiheit aus, so daß man ihm den Namen Marat beilegte, den er einige Zeit führte. Während der Schreckenszeit avancirte er bis zum Rittmeister und 1794 wurde er Oberstlieutenant. Gleich Bonaparte nach dem 9ten Thermidor ab-

gesetzt, wurde er mit diesem bekannt mit ihm wieder angestellt unterstützte er ihn den 13ten Vendemiaire in der Vertheidigung des Convents. Als Bonaparte Obergeneral der Armee in Italien wurde, nahm er Mürat als seinen Adjutanten mit. Durch ihn überschickte er dem Directorium einige zwanzig den Oestreichern abgenommene Fahnen, und da er sich in verschiedenen Gefechten durch seine persönliche Tapferkeit sehr ausgezeichnet hatte, so ward er nun zum Brigadegeneral ernannt und auch bei diplomatischen Verhandlungen, wie am Hof zu Turin wegen dem Frieden, zu Genua, wo er es bei dem Dogen durchsetzte, daß dieser den östreichischen Gesandten auswies u. s. w., verwendet. Noch that er sich durch verschiedene glänzende Waffenthaten an der Spitze der Reiterei hervor, war mit Bonaparte auf dem Rastadter Congreß, wollte durchaus den dort von den östreichischen Husaren auf höhere Anstiftung an den französischen Gesandten schändlich begangenen Meuchelmord auf das blutigste gerächt wissen, und ging dann nach dem Kirchenstaat ab, dort ausgebrochene Empörungen zu dämpfen. Bald darauf begleitete er Bonaparte nach Egypten, wo er sich abermals sehr auszeichnete, namentlich bei der Verfolgung der Mameluken. Bei dem Sturm von St. Jean d'Acre verlor er seinen prächtigen Federbusch, den ihm ein Türke abgeschossen hatte, und den er lange nicht verschmerzen konnte, besonders da ihn die Türken, in deren Hände er gefallen war, als eine Siegestrophäe betrachteten. Er rächte sich aber glänzend, indem er Laffel entsetzte, die Schlacht am Tabor mitgewann, und bei den Pyramiden und in der Nähe von Gizeh über 12,000 Türken mit seiner Reiterei niedermetzelte, von denen einige Tausend in das Meer gesprengt wurden, und in dessen Fluthen ertranken, wobei aber Mürat mehrere Wunden erhielt. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, rettete er diesen am 18. Brümaire, indem er mit einer Grenadiercompagnie in den Rath der 500 drang und diesen auseinander jagte. Zur Belohnung all dieser Dienste gab ihm 1800 Napoleon seine jüngste Schwester, die schöne Caroline zur Frau, und machte ihn zum Commandanten der Consulargarden. Nach der Schlacht von Marengo, wo er die Reiterei befehligte und viel zum Gewinn derselben beitrug, wurde er Gouverneur der cisalpinischen Republik, und dann 1804 Gouverneur von Paris, wo er sein Möglichstes zur Thronbesteigung seines Schwagers als Kaiser der Franzosen beitrug. Nun wurde er Marschall, kaiserlicher

Prinz und Großadmiral von Frankreich. Im Krieg mit Oesterreich 1805 befehligte er abermals die sämmtliche Reiterei, schlug 12,000 östreichische Grenadiere und nahm sie bei Wertingen gefangen; den Erzherzog Ferdinand verfolgend, drang er nach Böhmen vor, ließ abermals 12,000 Oestreicher die Waffen strecken, und hatte allein zwischen Ulm und Nürnberg ein Dutzend östreichischer Generale, ein halbes Hundert Kanonen, anderthalb Tausend Wagen nnd an 20,000 Mann gefangen. Er war es der zuerst in Wien einrückte, und dann sehr thätig bei der Schlacht von Austerlitz war. Nun wurde er (1806) Großherzog von Berg, zeichnete sich abermals im Krieg gegen Preußen (1807) aus, und wurde 1808 zum General en chef über das in Spanien einrückende Heer ernannt, wo wir ihn bereits kennen lernten. Um ihn für die spanische Krone, die Mürat zu erhalten gehofft, zu trösten, machte ihn Napoleon zum König von Neapel und dadurch bald zu seinem erst geheimen, dann offenen Feind. Mürat hatte sich in den Kopf gesetzt, daß Napoleon den zur Expedition gegen Sicilien bestimmten Anführer der französischen Truppen geheimen Befehl gegeben habe, diese zu hintertreiben, und daß deßhalb die andern Truppen dem Oberst Cavaignac nicht gefolgt seyen, weßhalb er die Entfernung der französischen Regimenter aus seinem Reich auf das bestimmteste von dem französischen Kriegsminister begehrte, was ihm aber eben so bestimmt abgeschlagen wurde. Er sah jetzt in den, in französischen Diensten stehenden Generalen und Truppen nur noch Aufpasser, Spione und Vormünder, bestimmt seine Handlungen zu überwachen und eine Art Obervormundschaft auszuüben; sein Mißtrauen deßhalb verleitete ihn oft zu einem kleinlichen Benehmen, das ihm in der öffentlichen Meinung außerordentlich schadete. In diesem Unmuth war es, daß er das Gesetz erließ, daß jeder in seinem Reich Angestellte sich naturalisiren lassen müsse, und worauf sein Schwager mit dem erwähnten Decret geantwortet und noch hinzugesetzt hatte: daß in Betracht, daß das Königreich Neapel einen Theil des großen Reichs ausmache, der Fürst, der daselbst regiere, aus den Reihen der französischen Armee hervorgegangen und durch französisches Blut auf diesen Thron erhoben worden sey; Napoleon decretire, daß alle französischen Bürger von Rechtswegen auch Bürger von Neapel seyen. Der Schlag war geschehen und der Grund zur Feindschaft und zum Haß zwischen den beiden Schwägern gelegt. Mürat legte jetzt sein fran-

zösisches Ehrenkreuz und das große Band desselben ab, und zwischen ihm und seiner Gemahlin, welche leidenschaftlich die Partei ihres Bruders ergriff, gab es häufig sehr heftige und ärgerliche Auftritte; auch wurde sogar das Fest zu Ehren des neugebornen Königs von Rom bis auf weitere Ordre in Neapel vertagt. Die Kluft wurde immer größer. Mürat wußte, daß ihn sein Schwager in seinem Zorn, wegen der oft phantastischen Pracht seines Costüms, einen Theaterkönig genannt hatte, so wie daß man ihm wegen seiner Reiterkünste den Namen des Franconi der Armee beigelegt; selbst zu Neapel hörte man ihn öfters Torniero, der Name eines berühmten Stallmeisters, nennen. Als sich der Hof mit dem Beginnen des Sommers (1811) nach Caserta begab, zog sich Mürat maulend nach Capo di monte zurück, um sich dem Anblick der ihm jetzt verhaßten Franzosen, die er nicht hatte wegbringen können, zu entziehen. Täglich ließ er sich Polizeiberichte über das Treiben der Fremden einreichen, die er sehr sorgfältig prüfte und wodurch sich sein Mißmuth noch steigerte. In der That war er freilich nur ein Vasall oder Präfekt des großen Reichs. Von der Königin glaubte er, daß sie geheime Instructionen von ihrem Bruder habe, nach denen sie handle.

Mürats Kleidung war allerdings phantastisch genug, ja bisweilen karrikaturartig, bald war er als Araber, bald à la Henri IV. gekleidet, bald trug er ein reiches polnisches Costüm, bald war sein Anzug aus allen möglichen Ländertrachten, aus den verschiedensten Zeiten zusammengesetzt ꝛc., aber nie durften diamantene Agraffen und die prächtigsten und kostbarsten Federn fehlen, nie hat man Aehnliches auf irgend einem Theater gesehen. Sein Säbel oder Schwert hing in goldenen, mit Brillanten besetzten Ceintüren herab, sein großes stolzes Streitroß hatte meistens einen türkischen Sattel und eine reichgestickte, mit Edelsteinen bedeckte Schabracke von der kostbarsten Arbeit, eben solches Zaumzeug, Gebiß und Steigbügel von Gold. Seine Federn und Federbüsche kosteten oft über 50,000 Franken in einem Jahr. Da er eine schöne Gestalt hatte, vortrefflich ritt und seine persönliche, an Tollkühnheit grenzende große Tapferkeit allgemein bekannt war, so verglichen ihn seine Schmeichler oft mit dem Achilles, ja nicht selten mit dem Kriegsgott Ares selbst, und seine Gegenwart brachte vor dem Feind immer eine ungewöhnliche Wirkung hervor, so auch bei vielen Damen, die ihn wie einen Halbgott verehrten, doch

gab es auch andere, selbst an seinem Hof, die ihn als eine großartige Karrikatur betrachteten. Wenn, wie es zur Herbst- und Winterszeit fast täglich der Fall war, in den Nachmittagsstunden die Königin mit ihrem Hofstaat aus den Schloßthoren zur Promenade ausfuhr und diesen Wagen dann Mürat zu Pferde mit einer zahlreichen Suite und einer Abtheilung der Garden zu Pferde folgte, so war es als wenn das wilde Heer den Pallast verließ, denn wie ein Sturmwind jagte der ganze Zug aus den Pforten über den Schloßplatz, sauste meistens durch Toledo oder nach der Villa Reale zu, und selten daß nicht ein oder ein Paar Reiter stürzten, über welche dann die andern hinaussetzten. Um die Stunde in welcher diese höllischen Abfahrten statt fanden, war jedesmal eine große Menge Volk auf dem Platz vor dem Pallast versammelt, das grausig-prächtige Schauspiel anzustaunen. Ein Einzigesmal war auch mir ein Pferd, jedoch nur auf die Kniee gestürzt, erhob sich aber sogleich wieder und ich raste dem wilden Zug nach.

Die Königin Caroline, damals 28 Jahre alt, war noch sehr hübsch, obgleich sie schon vier Kinder gehabt, außerordentlich ehrgeizig, dabei sehr lebenslustig, spann aber eben so gerne politische wie verliebte Intriguen, hatte viel Verstand, aber wenig Kenntnisse, große Charakterstärke und Energie, aber ihre Unwissenheit in wissenschaftlicher Hinsicht war ebenso groß. Ihr Wuchs war nichts weniger als majestätisch; sie hatte etwas hohe Schultern, zu kurze Beine bei zu langem Leibe, auch war sie eben nicht sehr graziös, und spöttelte gerne, wodurch sie sich besonders unter den Hofdamen manche geheime Feindin machte. Bei den ernsten Scenen zwischen ihr und ihrem Gatten ging es eben nicht sehr königlich zu, beide warfen sich dann gegenseitig ihre gehabten Abentheuer vor, Mürat schimpfte auf seinen Schwager Napoleon und Caroline nahm ihren Bruder in Schutz und vertheidigte ihn mit großer Heftigkeit, die nicht selten ins Gemeine ausartete. Dieses Benehmen hatte auf den ganzen Hof, dem es wohl bekannt war, einen verderblichen Einfluß, die meisten Herrn nahmen Partie für die Königin, und die Damen für ihren Gatten, und es gab Anlaß zu Tausend Unannehmlichkeiten und Intriguen. Mürat sagte, daß er nicht unter dem Pantoffel stehen wolle, und Caroline schrie, daß sie, eine Schwester Napoleons, sich nicht mißhandeln und unterdrücken lassen werde. Da viele hohe Staats- und Hofchargen

von Franzosen bekleidet wurden, welche die Königin an sich zu ziehen gewußt, so hatte dies zur Folge, daß sie Mürat zu entfernen und durch ihm ganz ergebene Individuen zu ersetzen suchte, was aber seine Frau, mit ihrem allmächtigen Bruder drohend, schlechterdings nicht zugeben wollte; dagegen waren manche der Hof- und Pallastdamen der Königin ein Dorn im Auge, namentlich die schöne Herzogin von Atri und einige andere, die sie entfernt wissen wollte, was wieder Mürat nicht zugab, dies machte, daß das ganze Hofleben einen fortwährenden sehr bissigen Krieg darstellte, und oft ein wahres Höllenleben wurde. Napoleon charakterisirte seinen Schwager in einem Brief, den er an Caroline schrieb, ziemlich treffend, indem er sagte: „Dein Mann ist auf dem Schlachtfeld der Tapferste, aber wenn er den Feind nicht vor Augen hat, schwächer als ein Weib oder ein Mönch, er hat durchaus keinen moralischen Muth.“

Kurz nachdem Mürat von der verunglückten Expedition gegen Sicilien aus Calabrien zurückgekommen war, bedankte ich mich in einer erhaltenen Audienz bei ihm für die mir gewordene Anstellung, es fand sich dabei Gelegenheit, ihm in Erinnerung zu bringen, daß ich ihn schon zu Madrid und bei der Einnahme von Capri gesprochen habe, und er entließ mich mit den Worten: „eh bien j'espère que vous ferez votre chemin chez nous.“ Da mir jetzt der Dienst in der Residenz ziemlich viel Muße ließ, so widmete ich mich wieder mehr der Musik und den schönen Wissenschaften, las und studierte den Machiavell u. s. w.

Es existirte auch wieder ein französisches Liebhabertheater, bei dem mehrere Herrn vom Hofe und einige Offiziere und Offiziersdamen, auch eine der Pallastdamen, eine junge Französin, Mad. d'Arlincourt, mitwirkende Theilnehmer waren und das besonders von der Königin protegirt und besucht wurde. Einigemal übernahm ich Liebhaberrollen bei demselben, und hatte das Glück, auch dem anwesenden Mürat zu gefallen, da aber die Führung, Zusammensetzung und Austheilung der Rollen mir nicht zusagte, zog ich mich wieder zurück und war blos noch Zuschauer; indessen war ich dadurch in einige nähere Berührung mit den Hofleuten und Mad. d'Arlincourt gekommen, was bald mich weiter führen sollte.

Der Carneval von 1811 war äußerst belebt und glänzend, das Volk überließ sich dem Taumel dieses Vergnügens in vollem

Maß. Toledo wurde von Masken, maskirten Carri (Wagen) und Reitern nicht leer, ebenso die andern Plätze und Hauptstraßen. Es ist Thatsache, daß zu Neapel der Carneval im Ganzen weit lebendiger, tumultuöser und lärmender ist, wie der zu Rom, wenigstens so wie ich beide sah. Auch hier ist das Werfen der Confetti, Pralinen, **mandole tostate** (überzuckerten Mandeln), Chokolade-Bonbons und Gypskügelchen, letztere jedoch nur selten, eines der Hauptvergnügen und eine süße Ernte für die kleinen und erwachsenen Straßenjungen, welche die niederfallenden Bonbons oft mit Lebensgefahr unter den Wagen und Füßen der stampfenden Rosse hervorrissen. Die Balkone der Palläste in Toledo, von denen solche Süßigkeiten in großen Quantitäten herabgeworfen werden, sind alle mit prächtig geschmückten Damen geziert, an denen vorüber die Reiter und die in schönen Wagen sitzende Masken ihre Fensterparaden machen; zwischen ihnen drängen sich Schiffer und Fischer, Pfaffen und Militair, Lazzaroni und Bauern mit lustigem Geschrei durch, und erfüllen die Luft mit Singen, Pfeifen und Jauchzen, Klappern und Schnurren; dabei spielen auch die Blumen eine große Rolle, Hyacinthen, Narcissen, Rosen und Veilchen duften aus allen Wagen und werden von allen Balkonen herabgeworfen, manchmal macht aber auch ein furchtbares Gewitter, wie man deren hier häufig im Januar und Frühjahr erlebt, der ganzen Herrlichkeit ein plötzliches und nasses Ende, wie dies in diesem Jahr an einem der Carnevalstage der Fall war.

Mürat versäumte nichts, der Vergnügungssucht der Neapolitaner zu fröhnen, sämmtliche Theater empfingen während seiner Regierung Unterstützungen und San Carlo wurde ganz besonders gehegt und gepflegt, die besten Sänger und Sängerinnen Italiens für diese **Stagione** mit ungeheurem Gehalt engagirt und Unsummen Geldes auf Costümes, Dekorationen, Maschinerie &c. verwendet, lange hatten die hiesigen Bühnen keine solche Glanzepoche gehabt wie jetzt. — Bei Besuch des französischen Liebhabertheaters hatte ich Gelegenheit gehabt den Hrn. v. Longchamps, der Kammerherr des Königs und Oberintendant sämmtlicher Theater und Schauspieler war, kennen zu lernen, und mich auf einen guten Fuß mit ihm zu stellen, so daß ich allen Proben beiwohnen und auch während den Vorstellungen die Bühnen besuchen durfte; auch machte ich den Vorschlag, einige Ballette in Scene zu setzen, den er mit Dank annahm. Woran mir aber am meisten gelegen,

war endlich Mozarts Meisterwerk, den Don Juan, auf die italiänische Bühne zu bringen. In Florenz hatte man auf meine Veranlassung sich dazu entschlossen, aber nach sechswöchentlichen Proben die Sache als unausführbar wieder aufgegeben, die dortigen Musiker und Sänger hatten übereinstimmend geäußert: „diese Musik sey nicht zum Aufführen geschaffen!" — als ich dies gehört, schrieb ich dem dortigen Impressario, dem ich die Sache empfohlen hatte: „Ihr seyd Esel, in Deutschland wird der Don Juan schon seit beinahe zwanzig Jahren auf allen bedeutenden Bühnen gegeben." Die Herren wollten aber alle nach ihrer löblichen Gewohnheit auch diese Musik ad libitum singen und vortragen, italiänische Schnörkeleien hineinflechten, das Orchester sollte ihnen, wie sie es gewohnt, nachgeben, was bei einer solchen Instrumentation, die mit der größten Präcision ausgeführt werden muß, unmöglich ist, und so erklärte man die Sache für unthunlich und gab sie auf; dieß war mit Ursache, daß ich in Neapel anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um den Don Juan auf die Bühne zu bringen, was endlich nur ein königliches Machtgebot vermochte, wie wir bald sehen werden. Longchamps theilte mir eines Tages mit, daß die Königin gerne eine italänisches Liebhabertheater sich organisiren sähe, da sie eine besondere Vorliebe für diese, eigentlich ihre Muttersprache hege, und ihn beauftragt habe, wo möglich ein solches zu Stande zu bringen. Da ich jetzt das Italiänische schon ganz geläufig und vollkommen gut sprach, so erbot ich mich sogleich, thätigen Antheil an demselben zu nehmen, was dem Kammerherrn und Intendanten willkommen war, da er noch Niemand wußte, mit dem er das Fach der ersten Liebhaberrollen besetzen solle, er überschickte mir ein Paar Tage darauf die Titelrolle in Goldonis Lustspiel: l'Avventurie, mit welchem das neue Theater, das die Königin auf ihre Kosten sehr elegant im Pallast hatte einrichten lassen, eröffnet werden sollte. Die Sache fiel ganz zur Zufriedenheit der hohen Beschützerin aus, die sich lobend über unsere Leistungen aussprach und auf deren Wunsch jetzt mehrere von ihren Damen thätigen Antheil an diesen Vorstellungen nahmen, unter andern auch die schöne Herzogin von Atri und die Marchesa Cavalcanti. Die zweite Vorstellung war: „I falsi galant' uomini" von Federici; bei der jedoch nur noch einige Offiziersdamen mitwirkten, und ich die Rolle des Duca di Borgogna übernommen hatte. Diese Vorstellung gefiel Mürat so außerordentlich, daß er sie drei Tage

darauf wiederholen ließ, es war aber das Sujet, das ihn vorzüglich ansprach, und er rief aus: bei erster Gelegenheit werde ich einmal die Rolle des Herzogs Carlo in der Wirklichkeit in meinem Reich übernehmen, es blieb aber bei dieser Aeußerung. Wir studierten nun noch mehrere Lustspiele von Goldoni und auch einige Dramen ein, wodurch ich mit den mitwirkenden Hofdamen in vielseitige nähere Berührung kam, und namentlich der Herzogin von Atri, welche die erste Liebhaberin machte. Eines Tages sprach Longchamp mit mir von unserm Repertoir und ließ sich dabei vernehmen, daß die Königin den Wunsch geäußert habe, einige neue und pikante Sachen, die noch nicht allgemein bekannt seyen, aufführen zu sehen. Ich erbot mich, einige Stücke aus dem Deutschen zu übersetzen, die sehr interessant und in Italien noch gänzlich unbekannt seyen; mein Antrag wurde mit Dank angenommen und ich machte mich sogleich an Schillers Fiesko, eines meiner Lieblingsstücke; da ich indessen fürchtete, die Feinheiten und Subtilitäten der italiänischen Sprache nicht hinlänglich zu kennen, so suchte ich mir einen Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin, um das Stück noch zu feilen, und fand sie in der schönen Marchesa Cavalcanti, die aber auch die Rolle der Eleonore sogleich für sich in Anspruch nahm und die der Imperiali der Herzogin von Atri zutheilte, während eine Doria, deren nicht weniger als drei unter den Pallast- oder Hofdamen waren, die Bertha machte, die der Cameriere Rosa und Arabella wurden zwei Offiziersdamen zugetheilt; daß ich mir die Titelrolle vorbehielt, war sehr natürlich, so wie daß ich sie auch sehr natürlich spielte, den beiden schönen Damen recht con amore meine Liebe versichernd. Nichts war unterhaltender als die Proben dieser Vorstellungen, deren wir unzählige veranstalteten bis das Stück endlich vollkommen und zu meiner Zufriedenheit einstudiert war, und während denen ich alle Muße und Gelegenheit hatte, mich mit meinen Damen zu verständigen, wobei ich es so zu machen mußte, daß eine jede von der andern glaubte, diese spiele in Wirklichkeit die Rolle der Imperiali. Endlich waren wir nach einem Monat des Probirens so weit, daß das Stück in Scene gesetzt werden konnte. Dies war ein wahrer Festtag für mich und noch nie hatte ich die Bretter mit einem so freudigen Gefühl betreten; die Vorstellung, der der ganze Hof, die Minister, alle Offiziere und höhere Beamte beiwohnten, fiel über alle Erwartung gut aus und war auch hinsichtlich des Ar-

rangements und der Costümes auf das prächtigste ausgestattet. Der Beifall war fortwährend fast stürmisch, aber vor allem wurde die Scene des vierten Aktes donnernd applaudirt, und der Augenblick wo Fiesco, nachdem ihm die Imperiali mit den Worten: „Fiesco t'adoro“ (ich bete dich an) gestanden, wie sehr sie ihn liebe, die Draperien wegziehend, seine Gemahlin vorführend sagt: **Mi spiace, signora! Ecco mia moglie una donna celeste!** (Das bedaure ich, Signora, hier ist meine Gemahlin, ein göttliches Weib!) erschütterte das ganze hohe Publikum so gewaltig, daß es seinem Gefühl mit einem anhaltenden und donnernden **bravissimo** Luft machte, was freilich mehr auf Rechnung des unsterblichen Schillers als der Darsteller zu setzen war. Auch der Mohr Hassan, dessen Rolle ein neapolitanischer Offizier machte, erndete großen Beifall. Mürat war so entzückt von dem Stück, daß er es dreimal wiederholen ließ, und mich selbst aufforderte, noch mehrere dergleichen zu übersetzen. Ich machte mich nun an den Don Carlos, aber in Prosa, wodurch er natürlich verlieren mußte, dennoch gefiel er ungemein, freilich war die schöne Cavalcanti eine unvergleichliche Elisabeth, so wie die Herzogin von Atri eine nichts zu wünschen übrig lassende Eboli; den Posa hatte ich mir vorbehalten. Da auch dieses Stück gefiel, so munterte mich Mürat noch mehr zu ähnlichen Unternehmungen auf, machte mir einen kostbaren Brillantring zum Geschenk, und theilte mich provisorisch seinen Ordonnanz-Offizieren zu, wodurch ich alles andern Dienstes jetzt enthoben war, und mich ganz der Kunst widmen konnte. Ich übersetzte nun noch Zschockes Abällino, Kotzebues Don Ranudo de Colibrados, die Indianer in England, Pagenstreiche, den Wirwarr, die Kreuzfahrer, die mit Hilfe der Feile meiner Mitarbeiterin alle gefielen und wiederholt werden mußten, und Mürat äußerte einmal: Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß die Deutschen so reich an solchen dramatischen Produkten seyen, die es mit den besten Werken Racines, Corneilles und Molieres aufnehmen können. Don Ranudo de Colibrados gefiel ihm ganz besonders, er konnte sich nicht satt daran sehen. Aber damit nicht zufrieden, setzten wir bald auch Opern in die Scene und debütirten auf meine Veranlassung mit Figaros Hochzeit von Mozart, in welcher ich den Figaro sang, und eine ganz allerliebste Susanna in einer Doria hatte. Bei den Opern waren jedoch weit größere Schwierigkeiten zu überwinden und sie kamen daher

nur selten zur Aufführung, dagegen hatte ich mehrere große Ballete geschrieben, und die Musik dazu, meistens deutschen Opernmelodien entnommen, arrangirt. Mürat hatte sich geäußert: daß sobald sich eine passendere Stelle für den Oberintendanten Longchamp finden würde, er im Sinne habe, mir die Direktion der Theater zu übergeben. Auch für die königlichen Kinder, zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen ließ ich nun nach meinen Angaben ein kleines Puppentheater anfertigen, das mit einer bewundernswürdigen, auf Kupferrädern und Stahlfedern laufenden Maschinerie versehen war, die ein vorzüglicher Mechaniker verfertigt hatte, und wodurch ganze Heere kleiner Soldaten und Reiterei sehr natürlich in Bewegung gesetzt wurden, alle mögliche Evolutionen und Schwenkungen machten, auch ein Seesturm mit Schiffbrüchen vortrefflich dargestellt werden konnte. Die Dekorationen waren alle von dem berühmten Gioja gemalt. Dieses Theater, das ein Paar Tausend Dukati kostete, machte den königlichen Kindern unendlich viel Spaß und 1815 und 1816 ließ man es sogar für Geld in Paris sehen.

Ueber alle Beschreibung prächtig waren die großen Maskenbälle (Festini), welche Mürat damals in dem schönen Theater San Carlo gab, und zu welchen er an 4000 Einladungskarten austheilen ließ. Bei diesen Ballfesten durfte man nur in Charaktermasken oder mindestens bunten Dominos, schwarze waren gleich Civilkleidern ganz verpönt, erscheinen. Man denke sich das schönste und herrlichste Theater der Welt, in dem jeder Palcho (Loge) einen kleinen, höchst elegant meublirten Salon, mit Trümeau's, Divans, Armleuchtern, kleinen Lüstern und kostbaren Draperien versehen, bildet, in dem mehr als 4000 Kerzen sind, alle an Armleuchtern vor Spiegeln an den festonirten Pilastern oder Caryatiden welche die Logen trennen, brennend, und diese Lichter durch den tausendfachen Wiederschein der Spiegel Millionenmal vermehrt, dazu die reichen geschmackvollen Vergoldungen und Verzierungen des Saales, die ungeheure Bühne in einen transparenten Feengarten, Tempel oder Saal verwandelt, in sämmtlichen Logen die reichsten, prächtigsten und eleganteften Masken, die Damen mit Diamanten- und Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen übersäet, so daß das Blitzen und Flimmern der Agraffen und des Kopfputzes die Augen blendete; Mürat selbst mit seiner imponirenden, phantastisch gekleideten Figur, sowie die Königin mit ihrem zahlreichen Hofgefolge im höchsten Putz und Schmuck, dann

das Wogen eines Federn- und Blumenwaldes der sich drängenden und tanzenden Masken unten im Saal, alles von einer unaufhörlich rauschenden, wohl von 200 Instrumente starken Musik begleitet, und man wird es natürlich finden, daß die meisten Personen, die zum Erstenmal dieses Schauspiel sahen, kaum in einer halben Stunde von ihrer Betäubung und Verblendung wieder zu sich selbst kommen konnten, denn man war verblendet und betäubt zu gleicher Zeit. Was war dagegen ein Pariser Ball in der großen Oper und das Haus selbst! — Gleich nach Mitternacht wurde in allen Logen ein schwelgerisches Souper, alles auf königliche Kosten servirt, und in den illuminirten Lauben auf der Bühne wurden fortwährend alle möglichen Erfrischungen und Jedem gereicht was er begehrte. Bei einem dieser wirklich magischen Feste hatte ich einen Zug und eine Quadrille, Masettos Hochzeit aus dem Don Juan darstellend, arrangirt, und dabei, so wie wir eintraten, das Champagnerlied von den rauschenden Orchestern spielen lassen, was eine nicht zu beschreibende Wirkung auf alle Anwesenden hatte und mit daran Schuld war, daß ich bald darauf die Aufführung von Mozarts Meisterwerk durchsetzte. Ich hatte ein allerliebstes Zerlinchen, die Marchese Cavalcanti am Arm; Don Octavia, Don Elvira, Donna Anna, Don Gußmann und selbst der Geist fehlten nicht; Leporello trug mein fast mannsdickes Register unter dem Arm und mehr als dreißig reich gekleidete Lakayen umgaben uns mit beinahe drei Schuh hohen Champagnergläsern, in deren jedes der Inhalt einer Flasche ging, andere trugen die zierlichen lakirten Flaschenkörbe, und unaufhörlich wurde der Champagner, Rosé und Ai den Ballgästen in diesen Gläsern kredenzt, bis sich der Zug in eine Quadrille auflöste. Auf diesem Ball hatte ich noch ein ganz eigenes Abenteuer zu bestehen. Ich hatte mein hübsches Zerlinchen, die Marchesa C., deren Gatte einer der königlichen Stallmeister war, beredet, das Fest auf eine halbe Stunde mit mir zu verlassen um in einem nahen Kaffeehaus in einem Cabinet ein Glas Eis tête a tête mit mir zu nehmen. Wir entfernten uns, nachdem wir ein Paar Dominos übergeworfen, heimlich zu Fuß, glaubten uns aber, nachdem wir San Carlo verlassen hatten, verfolgt und zwar von einer Maske, die wir für den Marchese hielten. Ihr zu entgehen bog ich schnell um eine Ecke wo eine einzelne Schildwache stand, der ich mich als einen Offizier von der Garde zu erkennen gab und sie bat, zu gestatten,

daß ich die bei mir habende Maske nur auf zwei Minuten in das Schilderhaus verbergen dürfe, und ohne des Soldaten Antwort abzuwarten, ließ ich die Dame ins Schilderhaus treten und folgte ihr. Kaum waren wir darin, als die uns verfolgende Maske vorüberrannte. Nachdem wir sie entfernt genug glaubten, wollte ich das Schilderhaus wieder verlassen, aber in demselben Augenblick kam eine Offiziersronde, die, nachdem sie die Schildwache angerufen, erkannt und dann herangekommen war, auf einmal sagte: Kerl, da regt sich ja was im Schilderhaus! — Die Marchese hatte niesen müssen. — Der Soldat versetzte ganz verlegen: Ich glaube Sie irren sich. — Das wollen wir doch sehen, erwiederte der Offizier und trat an das Schilderhaus, aus dem ich aber sogleich heraustrat, den Offizier bei Seite nahm, mich ihm zu erkennen gab, ihm natürlich ohne einen Namen zu nennen, mittheilte, was vorgegangen, worauf er sich lachend entfernte. Wir fanden jedoch für gut auf den Ball zurückzukehren, und uns daselbst recht bemerkbar zu machen, so daß der zurückgekehrte Marchese, denn er war es allerdings gewesen, seine Frau ganz erstaunt anblickte, und ein: „das geht nicht mit rechten Dingen zu," ausstieß. — Ei was denn, **mio caro marito**? fragte ihn die Marchesa. — Nun ich werde schon noch dahinter kommen, erwiederte der Herr Gemahl, und dabei blieb es denn, er kam nicht dahinter, indem wir gewarnt, spätere Zusammenkünfte weit vorsichtiger veranstalteten. Auch die Hoffeste, zu denen ich jetzt immer eingeladen wurde, waren überaus prächtig. Eines Tages, als ich zum Erstenmal zur Tafel gezogen wurde, und in einem offenen Wagen in großer Uniform (wir hatten drei verschiedene Uniformen), weißen Casimir-Beinkleidern und gelben Stiefeln längs den Kais nach dem Pallast fuhr und das Meer sehr aufgeregt und stürmisch war, schlug der Schaum einer Welle in den Wagen und machte mich von oben bis unten naß. Jetzt war guter Rath theuer, ich hatte die Zeit sehr präcis abgemessen, konnte aber doch unmöglich in diesem Zustand im Schloß erscheinen, ließ also auf der Stelle umwenden, fuhr nach Giesu Nuovo, wo mehrere Offiziere von meinem Regiment wohnten, lieh von einem und dem andern was ich bedurfte, kleidete mich über Hals und Kopf um, jagte in vollem Carriere nach dem Pallast, wo ich noch zu rechter Zeit ankam, und konnte nun triumphirend mit einem Hofmarschall Kalb, wenn auch nicht: „und bin noch der erste in der Antichambre," ausrufen, doch:

„und kam gerade noch zur Suppe.“ Ich erzählte meine Avantüre einigen Hofdamen, die mich bedauerten, und Mürat, der sie auch erfuhr, lachte dazu.

Um gerecht zu seyn, muß ich jedoch eingestehen, daß Mürat trotz seiner Vergnügungs- und Prunksucht vieles Gute und selbst Treffliches während seiner kurzen Regierung in Neapel veranlaßte. Er ließ der Universität eine neue und weit bessere Organisation geben, führte das Decimalsystem in Maaß und Gewicht ein, unterstützte den Ackerbau und namentlich den Tabaksbau, hob die Industrie, gründete mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, und brachte in das sonst so träge neapolitanische Volk mehr Leben. Das Heer brachte er bis auf 50,000 Mann unter den Waffen, die gut eingeübt wurden, und obgleich er ein großer Freund der Damen war, so konnte sich doch keine rühmen, eine ausschließliche Herrschaft auf ihn auszuüben oder auch nur politischen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten zu haben, obgleich er ihnen sonst nicht leicht etwas abschlug, und jede Privatbitte gewährte, wenn es in seiner Macht stand. Indessen fielen doch öfters ziemlich eclatante Scandalosa bei Hof vor, und auch Caroline hatte fortwährend Intriguen, namentlich waren ihr die Stallmeister und Kammerherrn nicht gleichgültig, ihr Hofleben zu Caserta war eben nicht das musterhafteste und hatte großen Einfluß auf das ohnehin schon sehr sittenlose neapolitanische bürgerliche Leben. Die geheimen und galanten Hofgeschichten zu Caserta würden allein dicke Bände füllen. Mürat hatte sehr viel für die Verschönerung dieses herrlichen Schlosses gethan. Auch die Königin liebte sehr den Putz und die Moden, von denen sie die neuesten immer per Courrier aus Paris kommen ließ; ihre Damen mußten immer in der elegantesten Toilette erscheinen, und wenn diese den oft gleich einem **Orlando furioso** in seinen wunderlichen Costümes zu Pferde dahinrasenden König **un bel uomo** nannten oder gar im Enthusiasmus ausriefen: „**Oh quant' é bello il nostro Re!**“ so flüsterten viele Herrn: „**oh quant' é bellina la nostra Carolina.**“ Der Hofintriguen waren unzählige, auch nicht eine der jüngern Damen, von der ersten Pallastdame bis zur Cameriera, die nicht ihren Liebhaber gehabt hätte. Einigemal hatte ich auch während der Carnevalszeit frühere Bekanntschaften, namentlich Isaura und die hübsche Apothekerin auf Festinis getroffen, doch erneuerte ich sie nicht, und es blieb bei nichtssagenden Höflichkeiten und leeren Artigkeiten.

Die dem Carneval folgende Fastenzeit war nicht ohne Unterhaltung; bei Hofe gab es Concerte und musikalische Soiréen, in welchen Dilettanten sich hören ließen, und ich brachte es bald dahin, daß einzelne Morçeaus aus dem Don Juan, der Zauberflöte, dem Titus, und dem Opferfest vorgetragen wurden, die sämmtlich gut einstudiert waren und daher großen Beifall erhielten. Da meine Stimme einen großen Umfang hatte, so konnte ich auch ziemlich hohe Tenorparthien, ohne daß sie transponirt zu werden brauchten, singen, unter andern die Aria des Tamino: dies Bildniß ist bezaubernd schön rc. Während der Fastenzeit machte ich täglich Besuche in den Kirchen Neapels um die Schönen zu bewundern, die nun durch Knieen, Beten und Fasten ihre Carnevalssünden abzubüßen und Vergebung derselben zu erhalten hofften, um — aufs neue zu sündigen. Die Charwoche wird hier besonders feierlich begangen, fast alle Crucifire, Madonnen- und Heiligenbilder werden verhüllt oder mit schwarzen Schleiern behangen, täglich fanden Militairmessen statt, man hörte nur Klaggesänge, das Miserere und Trauermärsche, bis endlich der Kanonendonner der Forts und Castelle das Zeichen giebt, daß die Trauer ein Ende hat und die Osterfeier beginnt, nun bringen schön aufgeputzte Landleute und niedlich gekleidete Vilanellen alle mögliche Blumen, Gemüse, Früchte in die Stadt, und die Fleischer- und Wurstläden sind mit Schinken, Mortadellen, Bologneser-Würsten, Speckseiten, Preßköpfen rc. wieder reich versehen und mit Lorbeern, Blumen, Pflanzen und Blüth'en, die sich mit den Würsten zu Guirlanden verschlingen und Pyramiden und Obelisken von Butter, Speck und Fleischkäse umwinden, köstlich ausgeschmückt, dabei sind Gold- und Silberschaum nicht gespart, und die schönen Landmädchen aus der Umgegend und von den Inseln bieten Körbe voll bunter Eier, Rahmkäsen, auch Muränen und Ortolanen zum Verkauf aus. Sogar in dicke Kuchen oder Weißbrod sind hartgesottene Eier eingebacken. Alle Kirchen sind wieder mit Laub und bunten Draperien behangen und haben das, mitunter auch sehr prächtige Grabesansehen verloren, die Buden, die jetzt um sie herum aufgeschlagen werden, geben dem Ganzen das Ansehen eines Jahrmarkts. Nach den Fasten begab sich der Hof nach Caserta, aber Mürat, der mit seiner Gattin und seinem Schwager fortwährend schmollte, ging, wie ich schon erwähnte, nach Capo di Monte. Zu Caserta merkte man jedoch wenig von den Mißhelligkeiten des kö-

niglichen Ehepaars. In dem herrlichen Garten dieses Schloßes hatte ich nun öfters geheime Zusammenkünfte mit der schönen Marchesa C. Eines Morgens früh traf ich sie daselbst in einer Allee in einem ziemlich lauten Wortwechsel mit einer andern Hofdame, ihrer Vertrauten, begriffen, und hörte sie noch die Worte sagen: „nein, diese Unverschämtheit ist zu groß, so etwas würde sich kein Franzose erlaubt haben.“ Als sie mich erblickte, eilte sie auf mich zu und empfing mich mit den Worten: „Stellen Sie sich vor, welche Impertinenz mir so eben der Duca di Laviani (ebenfalls ein Stallmeister des Königs und Escadronschef) gemacht. Unter dem Vorwand, mir eine wichtige, die Königin betreffende Sache mittheilen zu müssen, hatte er mich hieher beschieden, und während ich nun ganz Ohr bin um zu hören was es sey, das Ihro Majestät betrifft, nimmt er mich plötzlich beim Kopf und will mich mit Gewalt küssen, der unausstehliche häßliche alte Pavian. Ich springe zurück, vertheidige mich so gut ich es vermag und schreie um Hülfe, glücklicherweise kommen ein Paar Kammerfrauen herbeigesprungen, die sich in der Nähe befanden, und der Signor Duca lauft brummend und fluchend davon. — Ist dies wohl ein Betragen für einen Offizier und Edelmann? — Was sagen Sie dazu?“ —

— Daß es die empfindlichste Strafe und Genugthuung fordert, und wenn Sie es mir gestatten, so übernehme ich die Ausführung für beides.

— Ja, Sie sind ein Franzose oder Tedesco, gleichviel, sagen Sie ihm tüchtig die Meinung, Sie sind ein galant' uomo ein uomo d'onore. — Mit der Meinung allein, Illustrissima, ist es nicht genug, ich werde noch ein anderes Wort mit ihm sprechen. — Während ich mit der Marchesa redend die Allee hinab gehe, wird diese plötzlich ganz bleich, zittert und ruft aus: eccolo! Ich erblickte nun ebenfalls den Laviani am Ende des Baumganges eiligst um eine Ecke biegend, setzte ihm auf der Stelle nach, donnerte ihm ein Halt! zu und brachte ihn so zum Stehen. Ich ersuchte ihn nun, mir zur Marchesa zu folgen, und da er sich nicht gleich gutwillig dazu verstehen wollte, so zwang ich ihn dazu, indem ich ihm sagte: wohlan so werden Sie mir sogleich an einen andern Ort folgen. Bei der Dame angekommen, hielt ich ihm in deren Gegenwart sein Benehmen gegen sie in ziemlich derben Worten vor und ersuchte ihn, dieselbe in meiner Gegenwart um Verzeihung zu bitten; da er Ausflüchte suchte, so erklärte ich ihm in dürren

Worten: er habe nur die Wahl, die Signora um Vergebung zu bitten oder mir Satisfaction zu geben, da ich mich einmal der Sache angenommen, und er sich zu hüten habe, daß sie vor den König komme, der, wie er wohl wisse, am allerwenigsten Poltronnerie verzeihe. Dies wirkte, Laviani wurde sehr geschmeidig und bat die Dame mit den Worten um Verzeihung, die ich ihm vorsagte, worauf er sich, noch etwas in den Bart brummend, entfernte. Als er weg war, sagte die Marchesa zu mir: Seyn Sie jetzt auf Ihrer Hut, Laviani ist ein eben so rachsüchtiger und heimtückischer, als feiger Mensch. Wir spazierten noch einige Zeit in den Gärten von Caserta herum und ich empfahl mich endlich mit einem: a rivederci. Einige Tage darauf erfuhr ich durch den Capitain d'Arlincourt, der ebenfalls Ordonnanz-Offizier und Stallmeister war, daß Laviani den Vorfall zu Caserta ganz zu seinen Gunsten herumgedreht erzähle und unter die Offiziere und Hofbeamten zu bringen suche. Ich schrieb ihm nun sogleich ein Billet, in welchem ich ihn mit einigen derben Epitheten beehrte, und ließ es, bevor ich es absandte, von einigen Offizieren lesen. D'Arlincourt, der ihm die Herausforderung hinterbrachte, sagte ihm zugleich, daß er sich am nächsten Morgen in dem Wald hinter Capo di Monte mit einem Secundanten einzufinden habe, er selbst war der meinige. Um fünf Uhr des Morgens befanden wir uns schon an dem unfern vom Jägerhaus liegenden Weiher, dem für das Duell bestimmten Ort, etwa 20 Minuten später traf mein Gegner mit dem Capitain Duca della Regina Capece, auch Ordonnanz-Offizier, ein. Wir begaben uns tiefer in den Wald und es wurden 15 Schritte abgemessen, da Pistolen zur Waffe beliebt worden waren, weil Laviani geäußert hatte, daß ich ihm mit der Klinge zu überlegen sey. Da ich den ersten Schuß hatte, so drückte ich ab und streifte, wie es meine Absicht gewesen, meinem Gegner die linke Schulter, denn ich wollte ihn weder tödten noch hors du combat setzen, er zielte nun ziemlich lange, aber, wie ich bemerkte, zitternd, auch war er, als ich meine Pistole angeschlagen, leichenblaß geworden, endlich drückte er ab, und die Kugel flog über mich hinaus. Ich ergriff nun eine zweite Pistole, zielte absichtlich etwas länger ihm gerade auf die Brust, weidete mich so einen Augenblick an seiner Todesangst und schoß dann in die Luft. Laviani stotterte nun, er wolle mir seinen Schuß schenken, ich aber rief ihm zu: dergleichen Geschenke acceptire ich nicht, Sie werden

schießen. Jetzt legten sich jedoch die Secundanten ins Mittel, behauptend, es sey der Ehre genug geschehen, ich habe volle Satisfaction ꝛc.; ich begnügte mich endlich damit, jedoch mußte Laviani noch vorher das: „ich schenke Ihnen den Schuß,“ zurücknehmen und eingestehen, daß er die Unwahrheit gesagt. So war die Sache für jetzt beigelegt, eine Einladung zu einem Frühstück von Laviani schlug ich aus und eilte nach Caserta, wo ich diesen Morgen aber nicht fand was ich suchte, dagegen der schönen Herzogin von Atri mit der Marchesa di Misuraca in dem Garten begegnete, diese Damen um die Erlaubniß bat, sie auf der Promenade begleiten zu dürfen, was mir freundlichst zugestanden wurde. Die Unterhaltung wurde bald recht animirt, die Herzogin machte mir Complimente über mein Schauspielertalent, indem sie mir sagte, daß sie mich immer mit großem Vergnügen auf der Bühne sehe. Eine gute Stunde hatte ich mich angenehm mit den Damen unterhalten, als diese fanden daß es Zeit sey sich zu entfernen, sich empfahlen und im Schloß, bis wohin ich sie begleitet hatte, verschwanden, mir aber beim Abschied erlaubten, diese Promenaden von Zeit zu Zeit mit ihnen wiederholen zu dürfen, was ich schon den nächsten Morgen, aber vergeblich versuchte, und Niemand in den Alleen begegnete. Einige Tage darauf war ich jedoch glücklicher und traf die Damen wieder. Diesmal war die Unterhaltung schon vertraulicher, wir kamen auch auf den Don Juan zu sprechen, der, wie ich hoffte, jetzt bald in der großen Oper in Scene gesetzt werden sollte, wobei mir die Herzogin, auf jene Quadrille anspielend, sagte: Ah siete un briccone signor Capitano; Neapel ist nicht so groß, daß man nicht erführe, was gewisse Leute treiben, besonders bei Hofe . . . dabei drohte sie mit dem Finger. Ich stellte mich jedoch, als verstünde ich nicht was sie damit meine, küßte ihr die Hand und wandelte noch eine geraume Zeit an ihrer Seite, als wir die Marchesa Cavalcanti mit ihrer Vertrauten in einer Allee auf uns zukommen sahen. „Ah, jetzt kömmt die Rechte, meinte die Herzogin, werden Sie nur nicht roth.“ — Illustrissima ich wüßte nicht..... Schon gut. Wir gingen auf die Damen zu, und als wir in ihrer Nähe waren, sagte die Atri zur Marchesa: Hier führe ich Ihnen einen Cavalier zu, der Sie schon lange sucht. — Das bezweifle ich, versetzte diese etwas ironisch, er war in zu guter Gesellschaft. — Die Unterhaltung wurde nun allgemein,

bis sich sämmtliche Damen wieder in den Pallast entfernten, worauf ich nicht sehr befriedigt nach Neapel zurücktritt.

Damals erlangte ich endlich durch Mürat, daß Don Juan in Scene gesetzt werden sollte, obgleich selbst Longchamp, der anfing mich mit neidischen Blicken zu betrachten, heimlich dagegen wirkte. Als die Proben begannen, denen allen ich beiwohnte, suchte man gleich bei der ersten dem Unternehmen allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, denen ich jedoch zu begegnen wußte, die man aber mit jeder Probe zu vermehren suchte. Es kam endlich so weit, daß auch hier mehrere der ersten Sänger die Sache als unausführbar erklärten, sich auf das berufend, was zu Florenz vorgegangen war. Ich sah wohl ein, daß hier andere Intriguen im Spiel waren, was mir auch von der niedlichen Sängerin, welche die Partie der Zerline übernommen hatte, an der dieser viel gelegen war und mit der ich auf einem vertrauten Fuß stand, bestätigt wurde. Ich theilte dies dem König freimüthig und ohne allen Rückhalt mit, da man mit Mürat ganz ungenirt und wie es einem um das Herz war, reden konnte. Dieser gab mir nun plein pouvoir in dieser Sache, was er auch dem Intendanten wissen ließ, so wie daß er darauf bestehe, Mozarts Don Juan vollständig und wie er geschrieben, hören zu wollen. Als nun die nächste Probe begann, sagte ich zu dem Sängerpersonale, daß es der unwiderrufliche Wille Sr. Majestät sey, daß der Don Juan so wie ihn der Meister componirt, in Scene gesetzt werde, und daß diejenigen Künstler, welche sich nicht fähig hielten, die ihnen zugetheilten Parthien, so wie sie seyen, zu singen, sofort, als unfähig bei der königlichen Oper mitzuwirken, entlassen würden. Dies wirkte, man zeigte sich nun sehr geschmeidig und gab sich alle Mühe, auch erlaubte ich nicht die geringste Abänderung, Schnörkelei oder unpassende Verzierung, und das Werk des unsterblichen Meisters wurde jetzt in so hoher Vollkommenheit aufgeführt, daß es allgemeinen Beifall erhielt und über hundertmal hintereinander mit immer steigendem Wohlgefallen aufgeführt wurde.

Damals trug sich ein komisch politischer Vorfall zu: die Douaniers an der Küste von Calabrien hatten eine von Sicilien kommende Barke mit Nachtgeschirren, lauter englische Waare, gekapert, als man nach Mitternacht landete um seine verbotene und doppelt gefährliche Waare einzuschmuggeln. Es waren dies nämlich

keine gewöhnlichen, sondern bemalte Nachtgeschirre, in deren Grund Napoleons Portrait mit weitaufgesperrtem Mund sich befand, gleichsam zum Empfang dessen, was in dasselbe gegossen wurde. Dergleichen Geschirre bedienten sich schon länger in England die eingefleischten Feinde des französischen Kaisers und hatten sie auch nach Spanien und Sicilien versendet und zum Theil daselbst verschenkt. Als die Sache vor Mürat kam, befahl er, die Geschirre sämmtlich zu zerschlagen und die Trümmer ins Meer zu werfen, die Schiffer aber, die sie gebracht, sollten vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, glücklicherweise waren sie entwischt. Bald aber kam die Polizei der Thatsache auf die Spur, daß schon mehrere solche Geschirre im Reiche eingeschmuggelt worden seyen, und es selbst in Neapel Personen gäbe, die sich solcher bedienten. Das Polizeiministerium wollte nun die Sache näher untersuchen und Haussuchungen bei Verdächtigen anstellen, Mürat war aber so klug, dies zu untersagen und die Sache niederzuschlagen, obgleich behauptet wurde, daß auch dergleichen Geschirre mit seinem Bild vorhanden seyen; eines mit dem Napoleons habe ich selbst als eine Curiosität bei Moritz gesehen, auch versicherte man, daß sich die alte Königin von Neapel, so wie der ganze Hof in Sicilien ihrer bediene. Als aber die Sache auf dem Festland ruchbar wurde, fanden die Besitzer derselben für gerathen, dieses gefährliche Eigenthum zu zertrümmern. Hätte Mürat die Sache nicht niedergeschlagen, so hätte es einen großen Scandal gegeben, der hundertmal mehr geschadet als genützt haben würde.

Ich brachte den Sommer so ziemlich in einem dolce far niente, was in dieser Jahreszeit in Neapel am zuträglichsten ist, und einen großen Theil meiner Zeit abwechselnd in Caserta und Capo di Monte zu. Im erstern Ort hatte ich nun öfters Gelegenheit, die hübsche Herzogin von Atri zu sehen und zu sprechen und kam endlich so weit mit ihr, daß ich auch nächtliche Promenaden in den reizenden Gärten Casertas mit ihr machte, wobei sie jedoch immer ihre vertraute Freundin, die Marchesa Misuraca, begleitete, die oft den Lauerposten übernahm. Eines Abends, es war beinahe Mitternacht, als wir eben recht vertraulich in einer Laube saßen und die Marchesa Schildwache stand, damit wir vor Ueberraschung sicher seyen, stürzte sie plötzlich mit den Worten: ecco la regina herein. Ich war mit einem Satz aus und hinter der Laube herum und eilte der entgegengesetzten Seite zu, von der ich die

Königin kommen wähnte, aber kaum hatte ich einige dreißig Schritte gemacht, so befand ich mich derselben, die von einigen Damen und Cavalieren begleitet war, en face. Ich konnte ihr nicht mehr unbemerkt entwischen und sie stellte mich sogleich mit den Worten: Ei, was machen Sie denn noch so spät zu Caserta? zur Rede. — Majestät, die herrlichen Nächte haben mich in diesem entzückenden Aufenthalt zurückgehalten. — Und vielleicht noch etwas anderes, versetzte die Königin. — Oh nicht doch, Majestät, sagte ich nun sehr laut, damit es meine beiden Damen hören sollten, um der Königin entgehen zu können; nur das Paradiesische dieses Ortes, dessen Zaubergärten ich auch einmal des Nachts durchwandern wollte, haben mich hierher gezogen. — Lassen Sie das künftig bleiben, sagte die Königin etwas scharf betonend, hören Sie. — Wie Ihre Majestät befehlen, erwiederte ich mit einer tiefen Verbeugung und entfernte mich nach erhaltener Erlaubniß. Ich wollte nun meine Damen noch aufsuchen, konnte sie aber nicht mehr finden, und machte mich nach Neapel auf, überlegend was diese Begebenheit wohl für Folgen haben könne. Caroline sah es nicht gerne, daß man sich zur Nachtzeit in den Gärten von Caserta umtrieb, denn diese waren auch der Tummelplatz ihrer verliebten Intriguen und galanten Abenteuer, deren sie nicht wenig hatte, wie hinlänglich bekannt war. Den andern Morgen schrieb ich sogleich ein Billet an die Marchesa Misuraca, um dieser meine kurze Unterredung mit der Königin mitzutheilen, damit sich die Herzogin Atri und sie darnach richten konnten. Eben war ich im Begriff, das Billet meinem Reitknecht, einem pfiffigen Burschen, zu übergeben, als sich ein Kammermädchen der Misuraca bei mir einfand, und mir mündlich im Namen ihrer Herrschaft zu wissen that, ich möchte mich diesen Abend nach Sonnenuntergang in der Villa Reale einfinden, wo man mich zu sprechen wünsche. Hier traf ich, nachdem ich einigemal auf- und abgegangen war, zwei verschleierte Damen an, die mir ein Zeichen gaben; es war die Marchesa mit einer Cameriera, erstere theilte mir mit, daß die Königin wisse, daß ich in jener Nacht mit Damen im Garten zu Caserta ein Rendez-Vous gehabt, und sie andere Damen beauftragt habe, sich alle Mühe zu geben, um zu erforschen wer jene gewesen seyen, dies habe aber nichts zu sagen, und ich würde dennoch ihre Freundin am sichersten und unbemerktesten in Caserta sprechen können, nur müsse dies nicht mehr in dem Garten selbst, sondern in dem angrenzenden dichten Ulmen-

und Eichenwald geschehen, und auf diese Weise setzten wir auch unsere Zusammenkünfte den ganzen Sommer ungestört fort. In Caserta fanden ebenfalls öfters französische und italiänische theatralische Dilettanten-Vorstellungen statt, bei denen ich thätig mitwirkte, während ich jetzt factisch eigentlich der Intendant der königlichen Schauspiele, namentlich von San Carlo war, und Longchamps wenig mehr als den Namen hatte. Ich wohnte fortwährend allen Proben bei, und regalirte nicht selten das ganze probirende Personale mit heißem Pollentakuchen, Rosolio ꝛc., wogegen die Cantatrice und Ballerine sich äußerst artig und gefällig gegen mich zeigten, und ich war nun so ganz in meinem Element, namentlich wiegte mich die Musik dieser, in dem chiaro-scuro gehaltenen Morgenproben in süße Träumereien ein, und brachte, wie jede schöne Morgenmusik, ein seltsames wohlthuendes Gefühl in mir hervor, mich in eine nicht zu beschreibende, fast übernatürliche Stimmung versetzend. Auch verlebte ich manche Nacht in der lustigen Gesellschaft dieser oft ausgelassenen aber liebenswürdigen Theaterprinzessinnen. Mürat selbst war ein so großer Theaterfreund, daß er sich öfters Morgens von den besten Schauspielern und Schauspielerinnen des französischen Theaters zu Neapel aus den vorzüglichsten Trauerspielen vordeklamiren ließ, und so laut, daß die Personen, mit denen die Vorzimmer angefüllt waren, glaubten, man habe sich im Cabinet bei den Köpfen oder es sey sonst ein Unglück vorgefallen. Eine, wegen ihrem ausgezeichneten Talent und ihrer großen Galanterie berühmte Actrice, die eines Morgens eine Audienz bei Mürat hatte, glaubte, als sie, bevor sie eingeführt wurde, ein solches Getöse im Cabinet vernahm, man habe den König ermordet, bis sie ein dienstthuender Kammerherr eines Bessern belehrte. Einer dieser Vorsäle war gewöhnlich mit den dienstthuenden und andern Offizieren angefüllt, welche sämmtlich in sehr reichen, mit Gold- und Silberstickereien bedeckten Uniformen prangten, so daß alle Fremde, welche in diesen Salon kamen, davon geblendet waren, und namentlich die Damen sie nicht genug bewundern konnten. Alle die irgend ein Gesuch bei dem König hatten, verließen ihn, nachdem sie ihn gesprochen, mit sehr heiterm Gesicht, denn der in der Schlacht furchtbar wilde Krieger war der gutmüthigste Mensch im Privatleben, aber nicht zum Regieren geschaffen.

Damals wurde auch unter den Offizieren und überhaupt den

höhern Ständen zu Neapel ganz außerordentlich hoch und viel gespielt, namentlich war das Haus des Prinzen Pignatelli eines der berüchtigtsten Spielhäuser, und ich hatte einen Abend über Tausend Ducati in demselben gewonnen, von denen ich aber bald sagen konnte: wie gewonnen so zerronnen. In manchen dieser Häuser ging es auch eben nicht zum ehrlichsten her, und die neapolitanischen Adeligen rupften die Offiziere und Angestellten nicht übel, sich allerlei Spiel-Kunstgriffe und Kniffe erlaubend. Eines Abends, es war nicht lange vor meinem plötzlichen Abmarsch von Neapel, pointirte ich stark im Pharo, ein gewisser Martin, ein Franzose, hielt die Bank, ich verlor ansehnliche Summen, aber der König, der hinter mir stand, encouragirte mich fortwährend zu dupliren, und als ich schon über 3000 Franken verloren und kein Geld mehr bei mir hatte, sagte er mir: „nur zu, ich repondire für Alles;“ ich verspielte nun noch 6000 Franken auf Parole, Mürat versprach mir, sie an Martin zu bezahlen, was er diesem auch zurief, und dem ich einstweilen einen Schein darüber zustellte. Mürat vergaß es und ich fiel bald darauf in Ungnade, wurde nach Corfu geschickt, und die Schuld blieb hängen. Anfangs Winter dieses Jahres veranstaltete Mürat ein seltsames Fest, zu dem die Gäste Einladungskarten für ein Festino und Souper suspendu im Saal von San Carlo erhielten. Jedermann zerbrach sich den Kopf, was dies wohl für ein Souper seyn möge, und die meisten meinten, daß man dabei wohl hungrig nach Hause gehen würde. Dem war aber nicht so. Als um Mitternacht der Tanz suspendirt wurde, lud man sämmtliche Damen ein, sich auf die, den Olymp vorstellende Bühne zu begeben, auf welcher eine große Tafel in Hufeisenform gedeckt war, auf der sich aber auch nicht eine Idee von einer Speise vorfand, man sah sich verwundert einander an, die Damen fragten die hinter ihnen stehenden Herren, was denn dies zu bedeuten habe, als sich plötzlich der Himmel, nehmlich der Theaterhimmel dicht und stark bewölkte, dann aber vertheilten sich die Wolken wieder, und zwischen Himmel und Erde schwebten unzählige silberne Schüsseln, aus denen der Geruch der köstlichsten Speisen dampfte. Die Schüsseln wurden nun bis beinahe vor die Nasen und Mäuler der harrenden Gäste herabgelassen, als aber einige darnach greifen wollten, da entschlüpften sie ihnen schnell, sich wieder in die Höhe erhebend, dann ließen sie sich wieder herab, um abermals den hungrigen

Mäulern durch das Hinauffahren zu entgehen. Dies Manöuvre wurde so lange wiederholt bis es schien als wollten die Gäste endlich die Geduld verlieren. Jetzt wurden alle Speisen, und mit ihnen die köstlichsten Weine, Liqueure und andere Getränke herab und auf die Tafel niedergelassen, wo sie unwandelbar stehen blieben und mit dem heitersten Humor von der Welt verzehrt wurden, worauf man wieder bis gegen Morgen tanzte. Das Stückchen war eigentlich meine Erfindung, ich ließ aber gerne Seiner Majestät die Ehre.

Anfangs September wurde einem alten Herkommen gemäß in der Kirche der Madonna di Piedi-Grotta am Pausilippo ein seltsames und sehr lebendiges Fest gefeiert, welches Carl III. nach dem Sieg bei Velletri, wo er ein Gelübde gethan, dieser Madonna mit seinem ganzen Heer zu danken wenn er siegen würde, stiftete. Weit her aus der Umgegend Neapels, von allen Inseln und selbst aus den Apuglien und Calabrien strömen die schön geputzten Landleute, besonders auch die Frauen in ihren romantischen Nationaltrachten herbei und treffen schon am Abend vor der Feier ein, wo sie die Nacht im Freien auf und unter dem Pausilippo mit Beten, Singen und Tanzen beim Fackelfeuer zubringen, und wo sich dann die zum Theil halb griechischen, mit Gold- oder Silberborden besetzten Trachten der Vilanellen beim Schein der Feuer, so wie die oft sehr hübschen und ausdrucksvollen braunrothen Gesichter recht malerisch ausnehmen. Uebrigens geht es hier ungefähr so zu wie bei manchen deutschen Wallfahrten, mit Ausnahme daß man keine Betrunkene sieht. Alle mögliche Eßwaaren, besonders Maccaroni und Eier werden in kleinen Buden feilgeboten, und ein ganzer Jahrmarkt hat sich um die kleine Kirche gebildet. Mit Sonnenaufgang strömt das Volk von Neapel in großen Massen durch die Villa Reale und längs der Chiaja hin, seinen Antheil an der frommvergnügten Feier zu nehmen, die vornehme Welt und der Hof begeben sich aber erst in den Nachmittagsstunden oder gegen Abend in ihren Prachtkarrossen dahin um zu beten und den Jubel des Volks zu schauen. Unter der Herrschaft der Bourbonen soll dieses Fest mit außerordentlichem Prunk von der königlichen Familie begangen worden seyn. Es endigte sich ziemlich bacchantisch, mit Tanz, Essen, Trinken und Feuerwerk, einige fünfzig Böller verrichteten Kanonendienste und wurden unaufhörlich abgefeuert. Den dritten Tag zogen die Fremden

aus den Provinzen und die Bewohner der Inseln unter Gesängen wieder ab.

Die Theater nahmen nun fast alle meine Zeit in Anspruch, und ich war darauf bedacht, für den Winter und den nächsten Carneval besonders hübsche Ballette in Scene zu setzen. Obgleich ich fortwährend mit Hindernissen und ewigen Intriguen zu kämpfen hatte, bei denen namentlich ein gewisser Montforte, Secretär der Intendanz, eine große Rolle im Trüben spielte, so ließ ich mich durch nichts abschrecken, und setzte, Energie und Beharrlichkeit zeigend, meinen Willen jedesmal durch; freilich hatte ich einen guten Hinterhalt an Sr. Majestät, die ganz Soldat, auch alles militärisch geordnet haben wollte, mit einem: so will ich es, alle Kabalen durchhieb, und mich dadurch in den Stand setzte, auf das wirksamste zu handeln. Für die Stagione des Carnevals hatte ich die beiden Theile der Nymphe der Donau, das bekannte Volksmährchen von Hensler zu einem Ballet bearbeitet, dabei die meiste Musik Kauers beibehalten, und aus noch vielen andern deutschen Opern, wie dem Opferfest, Maria Montalban, dem rothen Käppchen, der Zauberflöte ꝛc., die gefälligsten Melodien entnommen. Die Maschinerien wurden bewundernswerth ausgeführt, namentlich die Donau von wassergrünem Flor, der sich auf Walzen bewegend, die natürlichsten Flußwellen schlug, indem der Flor, auf der einen Seite des Theaters herein, auf der andern hinausströmend, unter der Bühne wieder auf die andere Seite überging und so fortwährend im Kreislauf wiederkehrte; ein einziger Mann setzte den ganzen mächtigen Strom in Bewegung, alle Verwandlungen, wie die des Baumes in eine Windmühle, des Gartenhauses in das Geisterzelt ꝛc. waren, so wie noch andere Verwandlungen, von meiner Erfindung, bewundernswürdig von dem Maschinenmeister ausgeführt; über alle Beschreibung prächtig war aber das sich aus den Fluthen erhebende Crystallschlößchen am Ende des ersten, und der Crystallsaal selbst, am Ende des zweiten Theils, alle Mosaikverzierungen dieser Dekorationen waren von bunt in allen Farben spiegelnden Steinen von Glas, hinter denen Lichter angebracht waren, wodurch das Auge wirklich eine Feerei zu erblicken wähnte. Die Tänzerin, welche die Nymphenkönigin Hulda machte, hatte einen wahren, fast ätherisch schlanken Nymphenwuchs, und die smaragdgrüne Schilfkrone stand ihrem schönen Gesichtchen allerliebst. In ganz Neapel sprach man von der be-

vorstehenden Aufführung dieses Wunderballets, für dessen Ausstattung keine Kosten gespart waren, wie von einem Phänomen, und freute sich darauf. Vier lebendige Schwäne wurden abgerichtet um Huldas Muschelwagen scheinbar zu ziehen, indem man sie gewöhnte, sich eine Viertelstunde lang in einer großen, mit Wasser angefüllten blechernen Kufe ruhig in derselben Lage zu halten. Die Tänze der Hochzeitsgäste waren zum Theil grotesk und charakteristisch, die in Huldas Wasserpallast äußerst graziös und wollüstig. Zwar hatte man auch hier meinen meisten Anordnungen bösen Willen entgegengesetzt, berief sich darauf, daß seit das Theater stünde, man das Wasser hin- und herzerre, daß tanzende Mehlsäcke nicht erhört seyen, Pagoden Niemand kenne, nur Harlequin aus einem Ei kriechen dürfe u. s. w.; ich schlug aber die Einwendungen meistens mit dem vorangeschobenen Willen Mürats nieder, und wenn man mir wegen der Maschinerie deren machte, so sagte ich: dann werde ich ein Paar Zimmergesellen aus Deutschland kommen lassen müssen, die werden mich sogleich verstehen und die Sache ausführen, ich sehe wohl, daß man aus jedem Tischler in Deutschland einen trefflichen Maschinisten in Italien machen kann. — Freilich machte ich mir dadurch wieder viele neue Feinde, aber ich konnte nicht anders, wollte ich durchgreifen.

Ende Oktober kehrte der Hof nach Neapel zurück und installirte sich wieder im Palazzo-Reale. Ich setzte mein Verhältniß mit der Marchesa Cavalcanti und der Herzogin von Atri fort, während ich auch die Liebkosungen meiner schönen italiänischen Donaunymphe nicht verschmähte. Meine Zusammenkünfte mit der Herzogin waren jetzt sehr romantisch, denn sie fanden meistens um Mitternacht auf der, in einen Garten verwandelten Terrasse eines Hauses statt, zu der ich nur durch ein anderes, drei Häuser davon entferntes Gebäude, von dem ich über die dazwischen liegenden Terrassen, alle von gleicher Höhe, nicht gefahrlos kommen konnte, wo wir uns dann in einer zwischen duftenden Blumenbeeten stehenden Laube trafen. Dieses Verhältniß mußte aus mehreren Gründen äußerst geheim gehalten werden, besonders aber weil ich seit Kurzem einen sehr mächtigen Nebenbuhler hatte, und der kein anderer als Se. Majestät selbst war, aber, wie mich die Herzogin feierlichst versicherte und beschwor, von ihr nicht erhört würde; ich zweifelte, denn ich wußte längst, was es mit diesen feierlichen Versicherungen und Schwüren der Damen auf sich hat.

Sie aber meinte, wir müssen unser Einverständniß um so geheimer halten, weil der König sonst leicht auf den Gedanken kommen könnte, ich schöpfe die ganze Kraft meines Widerstandes in den Armen eines andern Geliebten. Eines Abends stellte sie mir ein ziemlich schweres Päckchen, in ein Papier gewickelt, zu, mit der Bitte, es zu öffnen. Ich that es, und fand ein sehr zierlich gearbeitetes silbernes Ei von der Größe eines Enteneis an einer venetianischen Kette befestigt, das sich durch einen leichten Druck in der Mitte öffnete, wo sich dann ein goldner Dotter zeigte, auch dieser öffnete sich und man erblickte nun ein Herz von Rubinen, das durch eine blitzende Flamme von Diamanten entzündet und von einem Smaragdenband umgürtet war. Das Kleinod war von bewundernswürdiger Arbeit, das Innere des Eis hatte weiße, mit Perlen und Edelsteinen besetzte Emaille, Blumenbouquete bildend, ebenso das Innere des Dotters, nur waren sie noch weit kostbarer. Mariana, der Taufname der Atri, sagte mir, sie habe das prächtige Geschenk diesen Morgen auf ihrer Toilette gefunden, ohne den Geber zu kennen, der aber wohl kein anderer als der König selbst seyn könne. Ich entdeckte jetzt, daß sich auch das Rubinenherz noch öffnete, was die Herzogin bisher nicht gewußt, und fand ein mit Rosen verschlungenes brillantes und gekröntes M. in demselben. — Was soll ich nun damit anfangen? fragte sie mich; an ein Zurückgeben ist wohl nicht zu denken, da ich nicht einmal weiß, wer es überbracht und Niemand von meinen Leuten etwas davon wissen will; meinem Manne mag ich auch nichts davon sagen, dies wäre ganz unnütz. — Ich rieth ihr, mit etwas mißtrauischen Blicken, es zu behalten bis sie Gewißheit über den Geber habe. Dies Geschenk war jedoch Ursache, daß es einiges Schmollen zwischen uns setzte.

Eine sehr tragische Begebenheit, die um Weihnachten vorfiel, machte damals großes Aufsehen und setzte ganz Neapel und besonders die Geistlichkeit in Allarm. Ein Neapolitaner, der seine Gattin und deren Beichtvater en flagrant delit ertappte, hatte beide ermordet. Das in große Unruhe versetzte Heer der Pfaffen wollte, daß der Mann eine exemplarische Strafe, wenigstens den Feuertod erhalten oder geviertheilt werden sollte, das gewöhnliche Hängen, Erschießen oder Guillotiniren war ihnen viel zu gelinde, denn einem solchen Bösewicht, der es wagte, seine verruchte Hand an die geheiligte Person eines Beichtvaters zu legen, der, wenn

er auch ein sehr menschliches Verbrechen beging, doch immer eine gottgeweihte und geheiligte Person sey, müsse die ärgste Strafe, die zu erdenken, werden. Aber siehe da, nachdem die Sache gehörig untersucht war, begnadigte Mürat den Mörder dahin, daß er ihn mehrere Monate in einen Kerker der Festung Gaëta setzen, dann aber wieder frei ließ. Bald nachher fand man ihn ermordet in seiner Wohnung zu Neapel, ohne daß es möglich war, den Mörder ausfindig zu machen. Bei der Untersuchung hatte sich herausgestellt, daß der Pfaffe schon vor der Verheirathung der Gattin des nun auch Getödteten einen vertrauten Umgang mit derselben gehabt, und der Stifter dieser Ehe, die ein so furchtbares Ende genommen und allen dreien so übel bekam, gewesen war.

Die Proben meines Ballets, bei denen ich das Personal immer mit köstlichen Erfrischungen bewirthete und ein ordentliches Büffet errichtet hatte, hatten ungestört ihren Fortgang, und dasselbe sollte im Monat Januar (1812) zugleich mit einer neuen großen Oper zur Aufführung kommen. Die Weihnachten gingen auch dieses Jahr recht vergnügt für mich vorüber, die Buden der Tolebostraße waren auf das eleganteste herausgeputzt und mit künstlichen und natürlichen Kostbarkeiten, die letztern in den ausgesuchtesten Obstsorten, Gemüse, Früchten, gemästetem Federvieh, Raritäten aus dem Reich der Vierfüßler, der Fische und der Vögel bestehend, überladen. Riesenhummern und Ortolanen, Mandaringas und Ananas, Eiertrauben und frische Corinthen ragten einladend zwischen Blumen, Lorbeern und Myrthen hervor; aber weit anständiger wurde die Weihnachtsfeier und besonders die Mitternachtsmesse hier als in Rom begangen, wo die Römer meist einen bacchantischen Tumult in den Kirchen machen und alle mögliche Profanationen begehen. Auch die Neujahrsgratulationen wurden mit der gehörigen Feierlichkeit ausgeführt und dargebracht, und waren besonders bei Hof außerordentlich glänzend, nur bei meinem Vetter Moritz war es diesmal anders, er hatte durch eine unglückliche Baumwollspekulation, und zwar durch die Schuld der französischen Regierung, welche in Livorno Beschlag auf seine Schiffe, als verdächtig mit England commercirt zu haben, gelegt hatte, bedeutend verloren. Der Verdacht erwies sich zwar als völlig unbegründet, aber bis dies ausgemittelt war, worüber mehrere Monate vergingen, war die Baumwolle um 40 Procent gefallen, Moritz verlor über eine halbe Million und hatte nicht die mindeste Vergütung

zu hoffen. Dergleichen unverzeihliche Gewaltstreiche machte sich damals die französische Regierung oder vielmehr der an der Spitze derselben als unumschränkter Tyrann stehende Napoleon schuldig. Einer der tollsten und unsinnigsten der Art war ohne Zweifel die Verbrennung aller englischen Waaren auf dem Continent, eine Maßregel eben so lächerlich als fruchtlos, die alle Gemüther, selbst die der ergebensten Satelliten des Kaisers erboste; auch wurde sie an vielen Orten, namentlich in Neapel, mehr zum Schein als in der Wirklichkeit vollzogen, da man die größten Vorräthe verbarg und die Behörden selbst gerne durch die Finger sahen; doch hatte, was hier wirklich verbrannt wurde, immer noch einen Werth von mehr als 10 Millionen, und in ganz Europa weit über mehrere hundert Millionen. Ueberall knirschte trotz Polizei und Spionen das Volk mit den Zähnen, murrte und fluchte, als die Flammen die kostbaren Waaren verzehrten und diese in Rauch aufgingen. Wie viel Armen und Unglücklichen hätte man damit nicht aus größter Noth helfen können, wenn man denn durchaus einmal einen solchen unnützen und albernen Gewaltstreich begehen wollte; die Sache hätte dann wenigstens noch eine Art Entschuldigung, wenn auch absurd genug, gefunden; aber so war das gelindeste Urtheil, das man aus dem Mund des Volkes hörte, welches sich die Sache gar nicht zu erklären wußte: „der Napoleon muß ein Narr geworden seyn!“ — Doch die furchtbare Nemesis war bereits im Anzug.

Das erste Festino in San Carlo, welches der Hof dieses Jahr gab, besuchte ich wieder in einem prächtigen Don Juans-Costüme, einer meiner Kameraden machte den Leporello. Den Anzug hatte ich von dem Theaterschneider dazu machen lassen. Der Mantel von purpurfarbigem Thronsammet, war überaus reich und künstlich mit Gold und Perlen gestickt, hatte Bouillonfransen und war mit weißem Atlas mit goldnen Bienen besäet, gefüttert. Auf dem Hut waren fünf tadellose prächtige weiße Schwungfedern, durch eine brillantne Agraffe zusammengehalten, und die Kiele derselben mit Zahlperlen bis an die Spitze besetzt, der übrige Anzug harmonirte vollkommen mit dieser Pracht. Auf den Schuhen blitzten brillantene Rosetten und die Halskette war von kostbaren Edelsteinen. Alle diese Kleinodien hatte ich bei verschiedenen Damen geliehen. Den Saal mit meinem Leporello durchstreichend, fragte mich dieser bei jeder schönen weiblichen Maske: Signor

Don Giovanni, soll diese auf das Register? — und wenn ich bejahend zunickte, schrieb er sie sogleich in das bei sich führende Buch ein. Dieser Scherz zog mir aber schon auf dem Ball einige Verdrießlichkeiten zu, sollte aber noch ernstere Folgen haben, auch schien Mürat die Sache, so wie mein ganzer, zu brillanter Anzug eben nicht sehr zu goutiren, und er war, als ich ihn einigemal anredete, ganz gegen seine Gewohnheit kalt und kurz angebunden; auch merkte ich, daß meine Feinde zu meinem Nachtheil sehr thätig waren. Indessen lief auf dem Ball noch alles ganz gut ab, und ich verließ ihn zufrieden mit der Rolle die ich gespielt hatte, gegen Morgen. Als ich aber, nachdem ich ein Paar Stunden geruhet, erwachte, empfing ich ein Billet von einem Bataillonschef der Garde-Grenadiere, Namens Colard, der sich beleidigt fand, daß ich auch seine hübsche junge Frau auf mein Don Juans-Register hatte setzen lassen, mich deßhalb zur Rede stellte, und Auskunft verlangte. Ich begab mich auf der Stelle selbst zu ihm, ertheilte ihm mein Ehrenwort, daß die ganze Sache durchaus nichts als ein erlaubter Maskenscherz gewesen sey, erklärte mich aber zu gleicher Zeit bereit, ihm jede Satisfaction, die er nur wünschen könne, zu geben. Der Mann war aber mit meiner Erklärung zufrieden, lud mich ein, mit ihm zu dejeuniren, was ich annahm, seine liebenswürdige Frau erschien bei dem Frühstück, wo wir über den ganzen Vorfall scherzten; und wer weiß, ob Madame Colard nicht wirklich auf mein Register gekommen wäre, wenn mich nicht ein schon im Anzug befindliches Ungewitter im Sturm aus Neapel entfernt und weit über das Meer geschleudert hätte.

Damals begann man schon von einem neuen bevorstehenden Krieg, an dem das neapolitanische Heer und sein Herrscher thätigen Antheil nehmen sollte, zu murmeln, und da man wohl wußte, daß sich das Ungewitter in Nordosten zusammenziehe, so freute ich mich schon darauf, endlich einmal Deutschland wiederzusehen und mich in meiner Heimath und bei meinen Verwandten in meiner militärischen Glorie präsentiren zu können. Ich beeilte nun, so viel es an mir lag, die Aufführung des neuen Ballets, die Donaunymphe, da mir viel daran lag, dasselbe noch in Scene gesetzt zu sehen, bevor wir ausmarschirten. Schon war der Tag bestimmt, und die Generalprobe mit vollem Orchester, Costümen, Dekorationen und Maschinerie angesagt, der Mürat selbst beiwohnen wollte. Sie lief glücklich und zur Zufriedenheit aller Anwesenden ab, zwei Tage

darauf sollte die Vorstellung seyn; aber den Morgen nach dieser Probe erhielt ich in aller Frühe eine Ordre von dem Kriegsminister, mich bereit zu halten, binnen 24 Stunden mit einem Detaschement neapolitanischer und französischer Truppen nach Tarent abzumarschiren, wo mich weitere Verhaltungsbefehle erwarteten. Beim Durchlesen dieses Befehls war ich wie vom Himmel gefallen, hielt das Ganze anfänglich für einen Irrthum, eilte in das Kriegsministerium, wo ich durch einen der Büreauchefs erfuhr, daß kein Irrthum möglich, der Befehl vom König selbst gekommen sey, und zwar mit dem ausdrücklichen Beisatz, ihn augenblicklich zu vollziehen. Nun war ich wie vom Donner gerührt, und wußte mir die Sache nicht zu erklären, noch vor wenig Tagen hatte ich aus guter Hand erfahren, daß der König die Absicht habe, mich nächstens zum Stabsoffizier zu befördern und unter die Zahl seiner Adjutanten aufzunehmen, und nun diese plötzliche allerhöchste Ungnade. Ich eilte in den Pallast, konnte aber nicht vor Mürat kommen, sondern nur soviel von dem diensthuenden Kammerherrn herausbringen, daß wenn der Kriegsminister eine solche Ordre bekomme, es auch seine Richtigkeit damit und sein Bewenden dabei haben müsse, und dies theilte er mir mit sehr trocknen Worten mit, nachdem er wieder aus dem königlichen Cabinet gekommen war. Ich sprach noch die Cavalcanti, die aber von allem nichts wußte, und einige andere Bekannte, die mich mit ein Paar bedauernden Worten und Achselzucken entließen, und empfand so was es heißt, in eine königliche Ungnade zu fallen. Ich sah nun wohl ein, daß mir hier nichts anders übrig bleibe, als Ordre zu pariren, ließ packen und machte mich zum Abmarsch bereit. Noch aber wollte ich die Herzogin von Atri sprechen und begab mich deßhalb zu ihrer intimen Freundin, diese zu bitten, eine letzte Zusammenkunft zu veranstalten. Die Marchesa Misuraca fuhr sogleich zur Atri, kam jedoch sehr schnell wieder zurück, und entdeckte mir, daß diese seit vierundzwanzig Stunden äußerst streng von ihrem Gatten bewacht würde, so daß sie keinen Schritt ohne denselben zu thun vermöge, und daß dies durch den Einfluß einer allerhöchsten Person geschehe, der König sey jedenfalls dabei im Spiel. Durch ein späteres Schreiben von dieser Dame erfuhr ich, daß ich mir Mürats Ungnade sowohl durch meine Bekanntschaft mit der Herzogin von Atri, wie durch meine zu große Vertraulichkeit mit der ersten Tänzerin, auf welche Se. Majestät ebenfalls ein Auge ge-

worfen hatte, zugezogen. Ich meldete mich nun bei dem Bataillonschef, der die nach Tarent bestimmten Truppen befehligte, und mir eine Compagnie zur Führung übergab. Nach einer fast schlaflosen Nacht marschirte ich in aller Frühe mit diesen Truppen aus Neapel in einer höchst düstern und melancholischen Stimmung ab, so traurig hatte ich bis jetzt noch keine Garnison verlassen. Noch 24 Stunden vorher sah ich mich auf dem Gipfel des Glücks, hoffte bald ein Oberstpatent in meinem Portefeuille zu haben, sah mich als Mürats Adjutant, ein Generalspatent konnte dann auch nicht lange mehr ausbleiben, dem der Marschalsstab bald folgen mußte, mit dem jetzt immer ein Düc und vielleicht auch ein Herzogthum verbunden war, wenn mir das Glück in einem Feldzug günstig seyn würde, vielleicht gar einmal das Großherzogthum Frankfurt, und während ich so à la Milchmädchen träumte und Pläne machte, brach auch mein Topf und eine einzige Ordre vernichtete alle. — Aber wie bald sollte es nicht hundert Andern und selbst Mürat und Napoleon ebenso ergehen. — Erst in Tarent sollte ich völlige Gewißheit über mein Schicksal erhalten, und bis dahin plagte mich obendrein eine peinliche Unruhe, das Schlimmste von Allem. — Indessen wer weiß wozu es gut war; wäre es nicht so gekommen, so hätte ich mit nach Rußland gemüßt, vielleicht in dessen Eisfeldern mein noch junges Leben ausgehaucht, und dann wäre die Welt nie mit diesen Memoiren beschenkt worden. Wollte Gott, es wäre so geworden, höre ich manchen gestrengen Moralisten und gelehrten Zopfkritiker ausrufen. — Der Himmel hat es aber einmal nicht so gewollt, meine gestrengen Herrn von der Hallischen, Jenaer und anderer Litteraturbasen. — Bald darauf brachen Mürat, seine Garden und seine Armee nach Deutschland auf, um sich dem großen, sich daselbst versammelnden Heer anzuschließen, das Rußland — nicht eroberte.

III.

Marsch von Neapel nach Tarent. — Eine Zusammenkunft zu Caserta. — Die caudinischen Engpässe. — Avelino. — Dentecane. — Ariano. — Barletta. — Bari. — Tarent. — Einschiffung nach Corfu. — Seegefecht auf der Höhe von Tunis. — Ankunft zu Corfu. — Beschreibung der jonischen Inseln. — Ueberblick der Geschichte von Corfu. — Der heilige Spiridion und seine Feste. — Die griechischen Dorffeste. — Das Theater und Liebhabertheater. — Seltsame Zusammensetzung der Garnison. — Pallea Castrizza. — Ein Exorcismus. — Erdbeben. — Türkische Tabacksbeutel. — Ein giftiger Schlangenbiß. — Capo d'Istria. — Die Entführung einer Braut. — Ein Seeturnier. — Paxo. — Parga. — Prevesa. — Thiaki. — Santa Maura. — Der leukadische Felsen. — Fano. —

Kaum hatte ich noch so viel Zeit übrig gehabt, vor meinem Abmarsch meinen besten Freunden und Bekannten in Neapel ein Lebewohl im Vorübergehen zu sagen. Ueber fünf Vierteljahre hatte ich in dem schönen Parthenope ein äußerst angenehmes Leben in dolce giubilo und a fare l'amore zugebracht, und sah die Stadt, in der es mir so wohl ergangen war, der ich jetzt den Rücken wenden mußte, und noch manchen Blick schenkte, vielleicht für immer aus den Augen schwinden. Was mich mit am meisten schmerzte, war, daß ich mein Ballet, mit dem ich mir so viel Mühe gegeben, nicht einmal aufführen sehen sollte, dies wollte mir anfänglich gar nicht aus dem Sinn. Bei ziemlich trübem Wetter, das mit meiner Stimmung harmonirte, marschirten wir aus, unsere erste Etape sollte Nola seyn. Als wir auf dem halben Weg dahin Halt machten, kam ein zweirädriges Cabriolet in großer Hast gefahren, und hielt, als es die Truppen erreicht hatte, still; ein Mensch in Civilkleidern sprang heraus, erkundigte sich nach mir und übergab mir ein Billet, das ich schnell erbrach und in welchem ich im Namen der Duchessa d'Atri dringend aufgefordert wurde, mich, sobald ich diese Zeilen gelesen, doch sogleich nach Caserta zu begeben, wo mich erstere noch einmal

zu sprechen wünschte, sie habe jetzt nach meiner Abreise ihre Freiheit wieder erhalten; dem Ueberbringer möge ich Antwort mitgeben. Ich ging zum Bataillonschef, um von diesem die Erlaubniß zu erhalten, mich auf 6—8 Stunden entfernen zu dürfen, indem ich jedenfalls mit der Nacht in Nola eintreffen wolle. Dieser wagte es jedoch nicht die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und verstand sich nur dazu, meine Abwesenheit ignoriren zu wollen, so lange dieselbe unbemerkt bleiben und keinen Eclat machen würde. Ich schrieb nun mit Bleifeder auf ein Blättchen: daß ich in einigen Stunden zu Caserta an dem mir angegebenen Ort eintreffen würde. Das Detachement marschirte weiter, ich blieb mit einem Bedienten zurück, ritt in gestrecktem Trabe über Marigliano und Acerra nach Caserta und legte den 6 Stunden langen Weg in weniger denn zwei zurück. Die schweißtriefenden Pferde ließ ich einstellen und eilte in den Garten, wo ich Niemand fand. Bereits wartete ich an dem von Neapel kommenden Weg beinahe eine Stunde, als ich endlich ein Miethsfuhrwerk von daher antraben sah. Ich stellte mich hinter ein Gemäuer, um den Wagen ungesehen vorüberfahren zu lassen und erblickte in demselben zwei hübsche und sehr nett gekleidete Landmädchen, die ich aber bald für die Duchessa und ihre Freundin erkannte, ich eilte ihnen nach und half den schmucken Contadinen aus dem Wagen als er an der Lokanda hielt, wo ich mir schon ein Zimmer hatte geben lassen. Jetzt schloß ich die heftig weinende und mir um den Hals fallende Atri in die Arme, die mir schluchzend sagte, wie sehr ihr diese ganz unerwartete Trennung zu Herzen gehe, daß sie untröstlich sey u. s. w., daß sie überzeugt, daß der Schlag vom König selbst käme, ihn aber unsere gemeinschaftlichen Feinde herbeigeführt hätten. Ich suchte nun alle möglichen Trostgründe hervor, wie: daß Tarent nicht aus der Welt liege, ich später gewiß wieder nach Neapel zurückkommen würde, und Aehnliches, aber dies Alles fruchtete wenig, sie behauptete, daß wir uns jetzt zum Letztenmal sähen, und hatte Recht. Die beiden Damen waren, um ganz unbemerkt nach Caserta zu kommen, aus einem Casino in der Nähe von Neapel abgefahren, in welchem sie sich als Landmädchen verkleidet, und wohin sie den Miethswagen hatten kommen lassen. Wir brachten noch ein Paar selige Stunden hier zu und versicherten uns beim Abschied mit thränenden Augen ewige Liebe, Nimmervergessen und was dergleichen Larifari mehr

sind, meine theure Geliebte gab mir beim Abschied eine in Gold gefaßte Locke nebst einem Ring, wogegen ich ihr ein Büschelchen von meinen Haaren abschneiden mußte. Nach einem reichlichen Thränenbad von Seiten der Damen, stiegen diese in ihren Wagen, um nach Neapel zurückzukehren, während ich im Galopp auf dem entgegengesetzten Weg davon jagte, aber über Maddaloni und Arienza reitend mich verirrte und statt nach Nola in die Valle-Caudina (**Furcae Caudinae**), jene berühmten Engpässe gerieth, in welchen vor mehr als ein Paar Tausend Jahren (430 nach Erbauung der Stadt Rom) das römische Heer sammt seinen Consuln von den Samnitern so gänzlich eingeschlossen wurde, daß es schimpflicher Weise die Waffen strecken mußte. Die Consuln, aller Zeichen ihrer Würde durch die Lictoren beraubt, mußten mit dem Heer, fast nackend Mann für Mann durch das aus drei Lanzen gebildete Joch unter dem Hohngelächter der diesem Schauspiel frohlockend zusehenden Feinde ziehen. Die Römer konnten keinen Schlupfwinkel finden, der verborgen genug gewesen wäre, ihre Schande zu verstecken und verschmähten alles Anerbieten der großmüthigen Capuaner, die ihnen neue Waffen, Kleider, Lebensmittel und Pferde geben wollten, sie verkrochen sich vor dem Tag und vor den Menschen. Der Unwille des Volkes in Rom über diese Behandlung war aber so groß, daß es den Senat zwang, den geschlossenen Vertrag für null und nichtig zu erklären und die Consuln zurück schicken mußte, die aber die Samniter nicht annahmen. Es kam nun zur blutigen Erneuerung der Feindseligkeiten, denen die Samniter endlich unterlagen, und nachdem die Römer ihre 600 Geiseln befreit und das Heer der Feinde ebenfalls gefangen hatten, war es jetzt an diesen, das Joch zu passiren. Das blutige Spiel endigte sich mit dem gänzlichen Untergang der Samniter.

Ich ritt, in diesen Engpässen irrend, hin und her, und fand sie durchaus nicht so unübersteigbar, daß sich ein Heer, besonders nach Benevento zu, wo sich das Thal sehr erweitert, nicht hätte einen Ausgang bahnen können; auch sind die Berge auf beiden Seiten an vielen Orten nicht so steil, daß sie nicht zu erklettern wären, indessen ist es wohl möglich, daß auf einem so vulkanischen Boden, wie dieser Theil von Italien, sich seit jener Zeit das Terrain verändert hat, namentlich durch die häufigen Erdbeben. Während ich mich vergeblich nach einem nach Nola führen-

den Weg umsah, brach die Nacht herein; nach langem Umherirren kam ich endlich in ein elendes Dorf in der Nähe von Benevento, wo ich mich entschloß einen Theil der Nacht zuzubringen, da sowohl die Pferde wie ich zum Umfallen ermüdet waren. Zwei Stunden nach Mitternacht stand ich jedoch auf und machte mich, ohne viel geruht zu haben, wieder auf den Weg, denn ich fürchtete, daß weil ich mich nicht in Nola eingefunden, der Bataillonschef meine Abwesenheit melden möchte, was mir bei der Stimmung Mürats hinsichtlich meiner, höchst nachtheilig werden und die schlimmsten Folgen haben konnte. Da ich wußte, daß das zweite Nachtquartier in Avelino bestimmt, und sicher war, daß das Detachement bereits von Nola abmarschirt seyn müsse, so beschloß ich gerade nach Avelino zu reiten, und meine lange Abwesenheit mit meiner Verirrung zu entschuldigen. In Benevento nahm ich einen berittenen Führer mit, den ich gut bezahlte, und traf noch vor unsern Quartiermachern in Avelino ein, wo ich das Bataillon mit Sehnsucht erwartete. Es kam erst den Nachmittag an, ich meldete mich sogleich bei seinem Commandanten, dem ich die Fatalität meiner Verirrung mittheilte. — Es ist die höchste Zeit, daß Sie sich einfanden, versetzte er, denn sonst hätte ich Sie melden müssen. — Also noch nicht gemeldet, rief ich aus, und ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen. Ich erzählte nun dem braven Mann wie es mir ergangen, und bemerkte ihm lächelnd, daß wenn ich gewußt, daß ich in die forche caudine gerathen, ich mich gar nicht entfernt haben würde, indessen sey es mir als Soldat doch lieb, diese geschichtlich so merkwürdige Position kennen gelernt zu haben. Der gute Mann wußte aber gar nicht was ich damit sagen wollte, denn die Geschichte war ihm so fremd als das Innere der Erde; er ließ sich den Unfall der Römer von mir erzählen, hörte mir mit großem Vergnügen zu und hielt mich von jetzt an für einen grundgelehrten Mann und tüchtigen Militair, so daß er mich bei allen Kleinigkeiten auf dem ganzen Marsch um Rath fragte und ich auf dem besten Fuß mit ihm stand. Avelino ist ein altes häßliches Städtchen, aber befestigt, und liefert die in Neapel so beliebten und wirklich köstlichen Avelini, eine Gattung sehr wohlschmeckender Haselnüsse. Den nächsten Tag marschirten wir nach Dentecane und zwar bei einer für diese Gegend grimmigen Kälte, ein ganz abscheuliches Nest, das seinem Namen (Hundezahn) alle Ehre macht. Die Quartiere der Offiziere waren

abschreckend, selbst für baares Geld nichts zu haben und die Soldaten lagen wieder in den Kirchen. Den 4ten Tag kamen wir nach Ariano bei fortwährend steigender Kälte und starkem Schneegestöber. Diese Stadt liegt sehr hoch, hat an 10,000 Einwohner und über 20 Klöster, wir kamen halb erfroren und halb verhungert daselbst an, hatten einen Rasttag um uns zu restauriren, aber die Quartiere waren nicht viel besser als in Dentecane. Da ich meistens ritt, hatte ich mir beinahe die Füße erfroren, und konnte nur mit aller Mühe einige Paar wollne Halbstrümpfe auftreiben, mich vor der Kälte zu schützen, solches Wetter hatte ich im südlichen Italien noch nicht erlebt, ich trug in der Regel gar keine Strümpfe in den Stiefeln. Ariano liegt auf einem dreifachen sehr hohen Hügel, der die ganze Umgegend beherrscht; man übersieht von hier aus nicht nur die großen Ebenen der Puglia, sondern man erblickt auch das tyrrhenische und das adriatische Meer, so wie eine lange Kette der Apenninen. In einem der Klöster einquartiert, machte ich die Bekanntschaft einiger nicht ganz unwissender Mönche, die aus ihrem ziemlich leichtfertigen Klosterleben kein Hehl gegen mich machten. Nach zwei Tagen brachen wir bei fortwährend sehr ungünstigem Wetter über Bovino, Orbona, Cerignola, kleine und schmutzige Orte, nach Barletta auf, eine nicht unbedeutende Stadt von mehr als 15,000 Einwohnern, die am adriatischen Meer im Golf von Manfredona liegt. Sie hat einen guten und befestigten Hafen, eine schöne Lage und ist nicht schlecht von den Ruinen des alten Cannä erbaut, das durch den Sieg Hannibals über die Römer so berühmt ward. Hier hatten wir wieder einen Rasttag. In Bovino angekommen, waren wir auf das Gebiet des alten Apulia getreten, welches jetzt die Provinzen Bari, Otranto und die Capitanata in sich begreift. Das Land ist im Ganzen eben und sandig, aber dabei doch sehr fruchtbar, seine Weine sind vorzüglich und sehr beliebt, ebenso das Oel, das Schlachtvieh und die Angurien (eine Art köstlicher rother Wassermelonen). Auf dem Platz zu Barletta steht die Bildsäule des Kaisers Heraclius, den man für den muthmaßlichen Gründer dieser Stadt hält. Das Schloß derselben galt ehedem für eines der drei bedeutendsten in ganz Italien. Das alte Cannä, von dem nur noch wenig Ueberbleibsel vorhanden, lag mehrere Miglien seitwärts gen Westen, zwei nebeneinander liegende Hügel bezeichnen seine Stätte. Barletta ist durch ein besonderes historisches

Ereigniß merkwürdig geworden. Als nämlich im Jahr 1503 der tapfere spanische General Gonzalvo von Corbua hier sein Hauptquartier hatte, fand während eines kurzen Waffenstillstandes ein berühmt gewordenes seltsames Gefecht zwischen 13 Franzosen und 13 Italiänern, die sich gegenseitig herausgefordert und von ihren Feldherrn die Erlaubniß dazu erhalten hatten, bei dem nahegelegenen Flecken Quarato statt. Der Sieg soll nach einigen Geschichtschreibern den Italiänern, nach andern den Franzosen geblieben seyn. Dieses Ereigniß hat Stoff zu mehrern Gedichten gegeben, von denen eines von Vida, einem Zeitgenossen Gonzalvos, in lateinischen Versen verfaßt ist; auch in einen italiänischen historischen Roman hat man diese Begebenheit eingewebt. Ich war über die vielen hier an der Küste des adriatischen Meeres liegenden, ziemlich gut gebauten Städte, die meistens wohlhabend sind und Handel mit Landesproducten treiben, erstaunt. Die Bewohner dieser Gegend sind ein heiteres lebenslustiges Volk, ganz verschieden von den wilddüstern Calabresen. Von hier marschirten wir über Trani (das alte von Trajan restaurirte Trajanopolis), Biscaglia, das auf einem wegen seinem vortrefflichen Wein berühmten Felsen liegt, Molfetta, durch seine Fabriken und seinen Schiffsbau bekannt, Giovenazzo mit einem festen Schloß, lauter bedeutende, an dem Meeresufer liegende Städte, nach Bari, wo wir abermals einen Tag rasteten, das die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens ist, und über 20,000 Einwohner zählt. Sein guter Hafen, seine Fabriken, sein bedeutender Handel machen die eine treffliche Lage habende Stadt sehr wohlhabend. Hier wurden auch ehedem die Könige von Neapel gekrönt, und im Jahr 1098 hielt Urban **II.** ein Concilium in der Kirche des heiligen Nicolas, wodurch er bezweckte, die griechische mit der lateinischen Kirche zu vereinigen, aber seinen Zweck verfehlte, wie männiglich bekannt. Es war gerade Carneval als wir hier waren, und eine Menge Masken zogen zu Fuß und in Wagen durch die Straßen der Stadt. Von hier aus verließen wir wieder die Küste und marschirten nun durch eine fast ganz wüste Gegend und abscheuliche Nester und Wege nach Tarent. Es war Thauwetter eingetreten, der Boden beinahe grundlos, so daß man bei jedem Schritt stecken blieb, und die Leute die Schuhe oft wieder mit den Händen aus der Erde graben mußten. Die erste Nacht brachten wir in einzeln stehenden Gebäuden und Höfen zu. Wir schliefen



in Ställen auf Gerstenstroh, und hatten außer der magern Ration der Lieferanten, nichts erhalten können. Die Märsche waren jetzt immer beschwerlicher, der Boden seichter und die Entfernungen schienen endlos. Um 7 Uhr des Morgens hatten wir jenes Gehöfte, das, wenn ich nicht irre, Casamassima hieß, verlassen, und erst Abends nach 6 Uhr, bei schon dunkler Nacht, kam kaum ein Drittheil der Mannschaft in Gioja, ein ärmliches Städtchen, an. Der Rest des Bataillons hatte sich in Marode und Nachzügler aufgelöst, und kam einzeln bis nach Mitternacht, viele schuhlos angehinkt; selbst in Calabrien entsinne ich mich keines so abscheulichen Marsches, die Pferde sanken oft bis über die Knie ein und ich hatte fast den ganzen Weg zu Fuß gemacht. Schon war Mitternacht vorüber und noch immer fehlte die Arriergarde nebst dem Bagagewagen, auf dem sich auch mehrere Offiziersfrauen befanden, deren Männer jetzt in großer Angst waren, nicht wissend was aus ihren treuen Lebensgefährtinnen geworden. Höchst besorgt rafften sie einige Leute zusammen, sie aufzusuchen. Sie fanden endlich den Wagen am Saum eines Gehölzes bis an die Achsen im Koth steckend, die Damen aber einige hundert Schritte davon entfernt, tiefer im Wald um ein lustig brennendes Feuer, welches die Fuhrknechte angezündet hatten, sehr trübselig und zähneklappernd sitzen. Von der ganzen Arriergarde war nur noch der Offizier, ein Sergeant und ein Tambour vorhanden, die abwechselnd bei dem Wagen und dem Feuer wachten, die übrige Mannschaft hatte sich zerstreut oder verirrt, und kam erst den andern Tag vereinzelt in Gioja an. Die Damen wurden nun auf Pferde gesetzt und kamen so gegen Morgen in das Quartier. Vier oder fünf Tage mußten wir in dem erbärmlichen Gioja bleiben, das mir deßhalb merkwürdig war, weil die Erstgebornen des Hauses Atri den Titel Grafen von Gioja führten. Die Götter mögen wissen, wer diesem elenden Ort einen solchen Namen (Gioja, Freude) gegeben, der indessen doch nicht ganz ohne Freuden für mich war, da ich ein Quartier bei einer sehr hübschen jungen schwarzäugigen Bürgersfrau hatte, deren Mann eine gute Haut war, sich gerne zu Commissionen gebrauchen und verschicken ließ, wo ich dann seine Abwesenheit gut zu benutzen verstand. Während unsers Aufenthaltes daselbst kamen sämmtliche Offiziere in einer Art Kaffeehaus jeden Morgen zusammen, wo dann bei einem Eierkaffee, Milch gab es keine, Conseil gehalten wurde, ob wohl

an das Weitermarschiren zu denken sey, ich widerrieth es so viel als möglich, meiner liebenswürdigen Wirthin zu gefallen, endlich mußte aber doch der Sache ein Ende gemacht werden, und den fünften Tag unsers Sejours daselbst bestimmte das Conseil und der Commandant, daß wir den kommenden Morgen nach Tarent aufbrechen würden, wo wir nach zweimal 24 Stunden ziemlich wohlbehalten eintrafen und zu unserm nicht geringen Erstaunen ein französisches Geschwader in der Rhede vor Anker liegen sahen, das schon etwa vor 8 Tagen von Toulon gekommen war. Hier fand sich auch ein Befehl zu unserer Einschiffung vor, so wie daß unsere Bestimmung, und namentlich auch die meinige die Insel Corfu und ich dem zweiten, daselbst in Garnison stehenden Regiment etranger zugetheilt sey. Einen Brief von meiner geliebten Atri in einem andern der Marchesa eingeschlossen, fand ich poste restante vor, wie wir es verabredet hatten, derselbe enthielt nebst zärtlichen Betheurungen ewiger Liebe, die ausführliche Geschichte der Intrigue, die mich so plötzlich und unerwartet aus Neapel gebracht, und die Niemand anders gesponnen hatte, als mein Busenfreund Laviani im Verein mit Longchamp und dem Secretair Montfort. Er war nämlich meinem Verhältniß mit der Atri auf die Spur gekommen, und da er wußte, daß auch Mürat ein Auge auf die Dame hatte, so bestach er eine Kammerfrau der Herzogin, die ihm Briefe und Billets von mir auslieferte, welche dem König in die Hände gespielt worden waren, dem auch Longchamp steckte, daß sich meine ganze Theaterliebhaberei in der ebenfalls von Sr. Majestät gerne gesehenen prima ballerina seria concentrire. Daher die plötzliche allerhöchste Ungnade, die mich aus allen meinen Himmeln in die bodenlosen Gründe Apugliens gestürzt hatte. Jetzt war mir alles klar: o Leviathan Laviani, hätte ich dich doch noch einmal vor der Klinge! rief ich vergeblich zu Tarent aus, und die Aufführung der Donaunymphe, deren in Scenesetzen über 100,000 Franken gekostet hatte, unterblieb definitiv. Die Geschichte gab indessen der neapolitanischen schönen Welt hinlänglichen Stoff zu sehr unterhaltenden Klatschereien.

Da der Wind nicht günstig war, so konnten wir auch nicht sogleich abfahren, sondern verweilten noch ungefähr 8 Tage im Golf von Tarent. Diese uralte Stadt, ehedem eine der bedeutendsten von Großgriechenland, und hochberühmt in der Geschichte,

mochte jetzt etwa 20,000 Einwohner zählen, deren größter Theil von der hier sehr ergiebigen Fischerei lebt, außerdem ist ihr Handel mit Wolle, Oel, Corallen, Thunfischen, Sardellen ꝛc. bedeutend. Sie liegt auf einer Felseninsel an dem großen Golf, dem sie ihren Namen verleiht und ist durch eine Brücke mit dem Festland verbunden. Von dem alten Tarent sieht man noch Ruinen in der Nähe der heutigen Stadt, die den Raum einnimmt, auf welchem das Castell der alten stand, sie hat auch ein sehr festes fast uneinnehmbares Schloß, ihr Hafen ist sehr versandet und kann nur von leichtern Schiffen besucht werden, alle größeren müssen im Golf vor Anker liegen. Die Austern sind hier vortrefflich und die schmackhaftesten die es giebt, für einen Gran (etwa einen Kreuzer) erhält man ein ganzes Dutzend. Die Zeit während welcher uns die widrigen Winde noch zurückhielten, wurde mir gewaltig lang, ob ich gleich jeden Nachmittag bis zur Nacht in der Stadt zubrachte, und die — Kirchen besuchte. Von den berüchtigten Taranteln bin ich nichts gewahr worden, und wenn ich die Einwohner nach von der Tarantel Gestochenen fragte, so lachten sie. Der Stich dieser Spinne ist nicht gefährlicher als ein Scorpionstich. Die **ragno arrabiato** (wüthende Spinne), wie sie die Italiäner nennen, deren Biß, **Tarantiomo** (Tarentula), einen tollen Tanz herbeiführen soll, ist ein sehr zahmes Thier, das ohne große Noth gar nicht an das Beißen denkt, und dessen Biß nicht mehr Schmerzen verursacht als ein Rheinschnakenstich im Mannheimer Schloßgarten.

Endlich war uns der Wind günstig, und den achten Tag nach unserer Ankunft verließen wir mit angeschwollenen Segeln den Golf von Tarent. Ich war mit der Compagnie, die ich befehligte, auf dem Boreas, einem Linienschiff von 80 Kanonen, mit sammt meinen drei Pferden, in deren Besitz ich noch war, denn ich hatte keine Zeit und Gelegenheit mehr gehabt mich auch nur eines derselben zu entledigen, eingeschifft. Das Einschiffen dieser Thiere war komisch genug; nachdem man ihnen Gurte um den Bauch gebunden, wurden sie von einer Barke in die Höhe gewunden, so daß sie bald mit allen Vieren zwischen Himmel und Wasser schwebten, wobei es ihnen sonderbar zu Muthe gewesen seyn mag, und sie mit allen Vieren festen Fuß zu fassen suchten, daß es recht jämmerlich-ergötzlich anzusehen war. Als die Anker gelichtet waren, fuhren wir mit frischem Maestro in aller Frühe davon, aber ge-

gen Abend erhob sich ein gewaltiger Sturm, der die Nacht durch wüthete und die ganze Flotte, aus vier Linienschiffen und mehreren Fregatten bestehend, trennte und zerstreute, so daß wir mit dem anbrechenden Tag nur noch eine unserer Fregatten in weiter Ferne sahen. Da der Sturm noch immer währte, so waren längst alle Segel eingezogen und das Schiff dem Spiel der hochgethürmten Wellen und den tobenden Winden Preis gegeben. Zweimal 24 Stunden hielt dieses Wetter an, und wir befanden uns als es nachließ im Angesicht der afrikanischen Küste auf der Höhe von Tunis. Gegen Mittag zeigten die Wachen auf den Masten an, daß sie am Horizont gegen Norden mehrere Schiffe wahrnähmen, bald sahen wir diese auch vom Verdeck, man hielt sie für feindlich und hatte in kurzer Zeit die Gewißheit, daß es drei englische Fregatten waren, die mit vollen Segeln auf uns zufuhren. Der Capitain des Boreas war ein sehr tapferer und erfahrner Seemann, von großer Entschlossenheit. Er ließ das Schiff sogleich in den besten Angriffs= und Vertheidigungszustand setzen, alle Kanonen wurden angezogen, sämmtliche Mannschaft an ihre Posten aufgestellt und die Landtruppen, welche, so weit sie befähigt waren den Dienst mit der Marine zusammen zu versehen, wurden, was nicht seekrank (ein Dritttheil der Kompagnie), gleich als schlagfertig aufgestellt. Ich stand an der Spitze derselben auf dem Verdeck. Die englischen Schiffe kamen jetzt heran, fuhren pfeilschnell an uns vorüber, eine volle Ladung gebend, die wir sogleich erwiederten. Mehrere Kugeln hatten das Schiff von verschiedenen Seiten durchbohrt und die herumfliegenden Splitter des Holzes viele Soldaten und Matrosen verwundet. Als die dritte englische Fregatte vorüberfuhr, hatte eine Kettenkugel einen Artillerie=Sergeanten nebst drei Mann, kaum vier Schritte von mir entfernt, niedergerissen und mit fortgeschleudert. Ich gestehe, daß mir bei diesem Gefecht, wo wir nur eine durchaus passive Rolle spielten, eben nicht sonderlich zu Muthe war, die Unbekanntschaft mit der Größe der Gefahr, die Löcher die das Schiff erhielt, das wir glaubten entweder untergehen oder in die Luft springen zu sehen, das Getöse, Gepfeife, Gebrüll durch die Sprachrohre, der Lärm der Matrosen, war uns alles ganz neu. Die Engländer wiederholten noch einigemal ihre Manoeuvre, ohne daß wir ihnen einen bedeutenden Schaden hätten zufügen können, denn die abfeuernden Fregatten waren jedesmal wieder weiter, bevor wir unsere Ladung gaben,

die dann in Dampf und Rauch ging, hinter denen wir die Schiffe noch vermutheten, auch wendeten sie sich wohl viermal, bevor wir uns einmal wenden konnten, und feuerten dann wieder von der andern Seite ab. Ihre Manoeuvre waren den unsern in allen Dingen weit überlegen. Schon hatte das Gefecht beinahe eine Stunde gedauert, ohne daß noch etwas Entscheidendes geschehen wäre, jedoch hatte es allen Anschein, daß wir unterliegen würden, als mehrere größere Schiffe mit vollen Segeln auf uns zukamen und Signale machten, in denen wir die Linienschiffe der zu uns gehörenden Flotte erkannten, welche der Sturm verschlagen hatte. Nun fanden die Engländer für gut das Weite zu suchen und fuhren in aller Eile davon, uns noch ein Paar tüchtige Ladungen zurücklassend. Die Ankunft dieses Succurses war ein großes Glück für uns, denn wir würden sicher am Ende den Kürzeren gezogen haben; an ein Ergeben wäre nicht zu denken gewesen, unser Capitain hatte geschworen, das Schiff eher in die Luft zu sprengen, und er war der Mann der im Stande war sein Wort zu halten. Schon Jahre lang hatte er sich die Nägel an der linken Hand, an der er immer einen Handschuh trug, nicht abgeschnitten, da er ein Gelübde gethan, dies nicht eher zu thun als bis er ein englisches Schiff genommen oder in den Grund gebohrt haben würde. Wahrscheinlich ist er mit seinen langen Nägeln zu Grabe gegangen. Aber dies mag ein Beweis von dem Haß seyn, welcher zu jener Zeit zwischen den beiden Nationen bestand. So befreit, segelten wir nun mit den bei uns angekommenen Schiffen, es waren zwei Linienschiffe und eine Fregatte, weiter, verließen die afrikanische Küste, kamen an der südlichen Spitze von Sicilien vorüber und suchten baldmöglichst unsere Bestimmung zu erreichen, was den zehnten Tag nach unserer Abfahrt von Tarent der Fall war, wo wir gegen Mittag die Vesten und Thürme der Stadt Corfu zu Gesicht bekamen, in deren Rhede wir noch den nämlichen Abend die Anker warfen und den folgenden ausgeschifft wurden.

Was mir gleich beim Landen auffiel, war, daß ich außer dem Militair nur sehr wenige europäische und fast nur griechische, albanesische, türkische und andere orientalische Trachten zu Gesicht bekam. Besonders waren es die albanesischen Soldaten, von denen ein ganzes Regiment, meistens Ueberläufer von der Miliz des furchtbaren Ali Pascha in Janina, in französischem Sold stand,

die mit ihrem Nationalcostüme, ihren kostbaren Waffen und ihren ungeheuern großen silbernen oder goldnen Schnallen in Tellerform, mit silbernen Ketten belastet, welche bei jedem Tritt klirrten und rasselten, die mich am meisten frappirten.

Die neuangekommenen Truppen wurden sogleich in die Fortezza Vecchia kasernirt, die Offiziere erhielten Quartiere in der Stadt, die aber nur aus einem fast ganz kahlen Zimmer bestanden, in welchem ein Paar Blöcke mit einigen Diehlen, eine dünne Matratze, zwei Betttücher von Baumwolle, eine Decke von gleichem Stoff das Bett, und zwei Holzstühle mit einem kleinen Tisch das ganze Ameublement bildeten. Dies alles wurde durch das Quartieramt geliefert, auch die Stabsoffiziere waren nicht viel besser logirt, nur daß sie ein Paar Zimmer und Stühle mehr hatten. Die Soldaten schliefen auf den kahlen hölzernen Pritschen, und hatten nicht einmal Strohsäcke, noch weniger Decken, nur im Lazareth erhielten sie eine dünne Matratze. Diese Art zu kaserniren hatte wenigstens das Gute, daß die Leute von dem Ungeziefer, namentlich den Flöhen weniger zu leiden hatten.

Ich war zu dem zweiten Regiment étranger versetzt worden, von dem zwei Bataillone in Garnison in Corfu lagen, und bei dem ich viele alte Bekannte traf, denn es war zum Theil aus dem ehemaligen Regiment Y. gebildet, das, wie das Regiment Latour d'Auvergne und andere Regimenter der Art, in mehrere **Regimens étrangers**, die numerirt wurden, verschmolzen worden war. Ich wurde dem 2ten Bataillon zugetheilt, das erste stand noch in Italien, welches der Bataillonschef v. Brüge, derselbe mit dem ich schon in Genua in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, und dessen Tochter Josephine jetzt zu einem blühend schönen vierzehnjährigen Mädchen herangereift war, commandirte. Außer dieser Familie fand ich noch Madame Gasqui, die unter der Zeit Wittwe und die Geliebte des Gouverneurs der jonischen Inseln, des General Donzelot, geworden war, und mehrere andere bekannte Offiziere und Damen vor.

Die jonischen Inseln waren durch den Frieden von Tilsit (1807) an Frankreich gekommen, dem sie aber die Engländer alle bis auf das feste, mit Gewalt fast uneinnehmbare Corfu und das kleine Paro wieder abgenommen hatten*). Reizend sind die

*) Die hier im Auszug folgende kurze Beschreibung der jonischen In-

Umgebungen von Hyeres, einladend liegt das milde Nizza, herrlich das prächtige Genua da, nicht minder anziehend Cataloniens Hauptstadt Barcelona, und paradiesisch sind allerdings die Umgebungen von Neapel und die Insel Capri, aber unvergleichlich und wahrhaft himmlisch ist das Clima der jonischen Inseln, unter denen sich besonders Zante: „**il Paradiso del Levante**" durch seine Lage und die innere Beschaffenheit seines Landes auszeichnet. Unter einem fast ewig klaren Himmel vom reinsten Azur, den beinahe zehn Monate im Jahre kein Wölkchen trübt, von den smaragdgrünen Fluthen des mittelländischen Meeres umspült, von balsamischen Lüften umweht, liegen das alte Phäacien (Corfu) mit Alcinous Gärten; Leukadien (Santa Maura) mit seinen berüchtigten Felsen; Odysseus Heimath Ithaka (Thiaki); Cephalonien, Zante, Paro und endlich das der reizenden Schönheitsgöttin ergebene Cythere (Cerigo). Auf diesen Inseln setzt man bei jedem Schritt den Fuß auf altclassischen Boden und wandelt zwischen Lavendel, Myrthen, Lorbeern, Goldorangen, Limonen, Rosen= und purpurblühendem Cactus, unter den Düften der aromatischsten Kräuter, mit denen die ganze Atmosphäre angefüllt ist.

Nichts läßt sich mit dem Zauber der jonischen Sommernächte vergleichen, die hier fast volle neun Monate währen. Unter Oliven und Lorbeern liegen die Einwohner, den Blick zu den hier dreimal glänzenden Sternen gewandt, in behaglicher wollüstiger Ruhe die ganze Nacht und bringen sie mit Singen, Erzählen und Betrachtungen hin, die Nähe des allmächtigen, des unbegreiflichen, des schöpferischen Weltgeistes ahnend. In keinem andern Lande Europas, weder in Italien noch in Spanien, noch im südlichen Frankreich sind die Sommernächte so reizend und erwecken so hohe Empfindungen und Gefühle als auf den jonischen Inseln, unter dem jonischen Himmel. Nirgends wirkt die Natur so beseligend als in den Thälern von Corfu oder auf den Olivenhügeln von Zante. Ewig unvergeßlich sind mir die Paar Jahre die ich hier zubrachte, und sie gewähren mir die süßesten Rückerinnerungen. Mag seyn, daß man in einem Alter von einigen zwanzig Jahren anders sieht, denkt und empfindet als in den spätern Jahren, wo

seln ließ der Herausgeber dieses Werkes schon vor einigen Jahren (1844) im Ausland abdrucken, dessen Leser sie mit der größten Theilnahme aufnahmen und wodurch ein reicher Privatmann sogar veranlaßt ward eine Reise nach diesen Inseln zu machen.

sich alle Dinge anders gestalten und man sie mit weniger begeisterten Augen betrachtet. Indessen lernte ich das mittägliche Frankreich, Italien und Spanien ja noch früher kennen, aber nirgends haben mich Land und Klima so angesprochen, als in des Odysseus, Telemachs und Alcinous Heimath.

Die Insel Corfu, welche zur Zeit der französischen Occupation (1807—1814) etwas über 60,000 Einwohner, die 10—12,000 Mann starke Garnison nicht inbegriffen, zählen mochte, hat einen Umfang von beinahe dreißig deutschen Meilen. Ihre größte Länge ist zehn, ihre größte Breite vier Meilen. Sie ist ziemlich bergig und hat namentlich sehr hohe und steile Felsmassen, dabei aber auch die anmuthigsten Thäler, unter denen besonders das Thal Roppa in dem Canton Liapades, das vom Flüßchen Ermones bewässert wird, sich durch seine äußerst malerische Lage auszeichnet. Hier war früher ein See, den ein Erdbeben verschwinden machte, von dem man aber noch die Spuren sieht und der noch auf alten venetianischen Karten bezeichnet ist. Die Gegend, in welcher dieser See lag, ist wild, öde und schauerlich einsam, und seltsame Volkssagen sind über das Verschwinden dieses Wassers unter den Landleuten der umliegenden Dörfer verbreitet. Gleich Adlernesten liegen manche dieser Dörfer auf den höchsten Felsmassen, und schmale, in die Felsen eingehauene Staffeln führen zu ihnen, so daß es unbegreiflich scheint, wie man sich da anbauen konnte, aber oben angekommen wird man nicht selten durch eine ziemlich große und mit Oliven und Weinreben bepflanzte Ebene überrascht. Die Bewohner dieser Orte führen meistens ein fast patriarchalisches, mitunter auch halbwildes Leben. Ihr Hauptreichthum besteht in Oliven, Böcken und Ziegen, die ihnen Oel, Milch und Käse liefern. Kühe und Ochsen sind auf dieser Insel unbekannte Thiere. Das Ziegenfleisch aber, so wie die Milch dieser Thiere, die sich hier von lauter aromatischen Kräutern nähren, schmecken vortrefflich; Butter kennt man nicht, das köstliche Olivenöl ersetzt sie reichlich. Fleischspeisen sind bei den Landleuten sehr ungewöhnlich, nur an hohen Festtagen wird ein Ziegenlämmchen im Freien am Spieß gebraten, und die Familie sitzt singend und scherzend um das Feuer, bis der Braten fertig ist, der sodann unter fröhlichen Gesprächen verzehrt wird, wobei gemischter Wein in irdenen offenen Krügen herumgereicht wird. Ein berauschter Grieche ist auf den jonischen Inseln ein weißer Rabe.

Auf der ganzen Insel ist jetzt nur noch eine Stadt, die Hauptstadt Corfu, die außerordentlich gut befestigt und von zwei durch Gewalt uneinnehmbaren Citadellen oder Forts beschützt wird. Die Straßen der Stadt sind größtentheils sehr eng, krumm, hügelig und uneben, nur zwei derselben sind ziemlich breit, da man aber nie einem Fuhrwerk hier begegnet, so hat dieß nichts zu sagen. Kein Haus hat mehr als zwei Stockwerke, keines hat einen Hof oder gar einen Garten, fast alle haben aber Vorhallen und Arkaden, unter denen die Kaufleute ihre Buden haben und feil halten. Die Stadt zählt 12 bis 15,000 Einwohner, die übrigen Bewohner der Insel leben theils in 130 Flecken und Dörfern, theils in einzelnen Häusern und Hütten, die auf der Insel zerstreut liegen.

Die Venetianer hatten die ganze Insel in sieben Cantone eingetheilt, und diese Eintheilung wurde unter der französischen Herrschaft auch beibehalten. Die Cantone waren Corfu, Leschimo, Strongoli, Liapades, Spagus, Agrafus und Peritia, alle so ziemlich gut angebaut, d. h. mit Olivenbäumen und Weinstöcken bepflanzt. Getreide, Früchte und Gemüse bringt die Insel nur wenig hervor, und das wenige besteht meistens in Mais, etwas Weizen, Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Angurien, Melonen, Artischocken, wilden Spargeln u. dgl. Eigentlichen Ackerbau kennt man so wenig wie Gemüsegärten, der Weinstock wächst längs andern Baumstämmen wild hinan oder auf den zu diesem Zweck amphitheatralisch angelegten Terrassen der Berge. Die Natur thut hier fast alles, der Mensch wenig mehr als das was sie ihm bringt, sammeln und zusammenraffen. Die Oliven werden nicht einmal von den Bäumen gepflückt, sondern man wartet bis sie abfallen, recht sie dann zusammen und läßt sie durch ein Pferd oder ein Maulthier zwischen zwei großen Mahlsteinen zermalmen; Mühlen kennt man so wenig als Keltern, nur einige alte Windmühlen, die aber längst nicht mehr im Gange waren, entsinne ich mich vor dem Flecken Castrades an dem Ufer der See gesehen zu haben. Der Corfiote schläft in der Regel von der zehnten Stunde des Morgens bis zur fünften oder sechsten des Abends, vom Monat März bis Ende Octobers, und ruht dann des Nachts meistens unter freiem Himmel von den Strapazen, d. h. vom Schlafen des Tages und dem Essen aus. Letzteres ist freilich sehr mäßig, und ich glaube nicht, daß sich ein Oesterreicher von mit-

telmäßigem Appetit mit dem begnügen würde, was zehn Griechen verzehren. Vor dem Schlafengehen, d. h. um neun Uhr Morgens, ist ein Stückchen Brod, etwas Knoblauch oder Zwiebel oder ein Stückchen weißer Ziegenkäse das Mahl, mit dem er zu Bette oder vielmehr zu Boden geht, denn Bettstellen sind auf dem Land ganz unbekannte Dinge, und der Corfiote schläft mit seiner Familie auf einer groben wollenen Decke auf dem ungedielten Boden seiner Hütte, der aus der kühlen Erde, wie sie die Natur geschaffen hat, besteht. Beim Wiedererwachen wird das Mittagsmahl eingenommen, dessen Zubereitung in der Regel keiner Brennmaterialien bedarf. Etwas Kräuter mit Seesalz, Oel und Citronensaft angemacht, ein Stückchen Brod, ein gesalzenes Fischchen, nicht viel größer wie eine genuesische Sarbelle, und ein Schluck Mischwein reichen hin jedes Glied der Familie zu sättigen. Hiezu kommt noch, daß der Grieche fast ein Drittheil des Jahres Fasten hat, welche er auf das genaueste und strengste beobachtet, und während deren er sich nicht nur aller Fleischspeisen, Eier u. dgl. enthalten muß, sondern sich auch keiner Art von Fett bedienen darf, folglich auch des Oels nicht, ja nicht einmal Milch oder Käse darf er genießen; es bleibt ihm nun nichts übrig seinen Hunger zu stillen als Kräuter, Gemüse, die er roh oder abgesotten mit Salz und Citronensaft verspeist, und Brod oder Zwieback. Dabei sind die Leute kerngesund, kräftig, wissen nicht viel von Krankheiten und eben so wenig von Nahrungssorgen. Anders ist es freilich in der Stadt, deren Einwohner wenigstens zu einem Fünftheil aus Italienern, meistens Venetianern, bestehen, die Abkömmlinge venetianischer Familien sind, welche Speculation oder auch Verbannung nach Corfu führte; unter ihnen sind manche berühmte und bekannte Namen venetianischer Nobili, wie die Grafen Monzenigo, Dandolo, Contarini u. s. w.

Die reichen Einwohner der Stadt Corfu werden nach der Quantität Oel geschätzt, die sie alljährlich machen, und wie man zu Paris sagt, er hat so und so viel Tausend Franken Revenuen, sagt man zu Corfu, er hat so und so viel hundert Krüge Oel zu verzehren, ebenso bekommt eine Braut eine gewisse Zahl Olivenbäume zur Aussteuer mit. Diese Bäume sind hier von einer ungewöhnlichen Größe und Schönheit, so wie man sie in keinem andern Land Europa's, weder in Spanien noch in Italien sieht, und machen den Reichthum der Insel aus. Das Oel, besonders

das von Paro, ist vortrefflich, krystallhell und hat oft die Farbe des reinsten Quellwassers. Dieses Oel ist so wohlschmeckend und man gewöhnt sich so sehr daran, daß, als ich wieder nach Deutschland zurückkam, ich auch die beste Butter unangenehm schmeckend fand und mich erst wieder daran gewöhnen mußte. Die Besitzer der Olivenwälder sind große Herren, und verzehrten früher einen Theil ihrer Einkünfte in Venedig, wo sie meistens den Winter zubrachten. Während der französischen Herrschaft schmolzen ihre Revenüen jedoch fast auf nichts zusammen, da man das Oel nicht ausführen konnte, indem Corfu beständig von den englischen Schiffen blokirt wurde, so daß alle Schifffahrt und Versendungen aufhörten, und nur mit großer Mühe und Gefahr die Kanonierschaluppen der Regierung in finstern Nächten es wagten nach Otranto zu segeln, um die Verbindung mit dem festen Land einigermaßen zu unterhalten, und dennoch fielen auch diese nicht selten in die Hände der Engländer. So kam es denn, daß der Werth des Oels, für das man keinen Absatz mehr finden konnte — das meiste ging früher nach Venedig und Triest — fast auf Null herabsank, und der Adel und die Wohlhabenden in Corfu, deren Reichthum fast ausschließlich in diesem Product bestand, sich in der größten Noth und Geldverlegenheit befanden, so daß viele von ihnen ihre Olivenbäume umhauen, Kohlen daraus brennen ließen und diese verkauften, um leben zu können; ein ungeheurer Nachtheil und Verlust, da, wie bekannt, der Olivenbaum einer langen Reihe von Jahren bedarf, bevor er so weit ist, daß er Früchte bringt.

Alles Getreide der Insel, worunter der Calambochio und Mais das meiste liefert, reicht bei aller Mäßigkeit der Corfioten kaum für den Bedarf von vier bis fünf Monaten für die Bewohner der Insel hin, welche seit Jahrhunderten gewohnt sind, das mangelnde gegen Oel einzutauschen, da dieses aber ebenfalls während der französischen Herrschaft nicht möglich war, so war bisweilen das Brod so theuer, daß die Bewohner der Stadt das Commißbrod des Soldaten mit fünf bis sechs Piaster bezahlten, und verhältnißmäßig theurer den Schiffszwieback, wenn kein Brod zu haben war.

Der Wein, den man auf der Insel Corfu zieht, ist sehr stark, meistens schwarz und dick, und ungesund unvermischt zu trinken; die weißen Weine sind süß, feurig und dem Cypernwein sehr ähnlich, doch gibt es auch herbe und rauhe. Würden die

Weinberge sorgfältiger bebaut und wäre die Behandlung des Weins anders, so müßte hier ein ganz vorzügliches Getränk, das den besten spanischen und ungarischen Weinen zur Seite gestellt werden könnte, gezogen werden, besonders wenn man die alten Weinstöcke durch junge, aus guten Weinländern geholte ersetzte. Es lag aber in der Politik der venetianischen Regierung, daß die Insel Corfu kein Weinland werden sollte, weil sie einen ungeheuern Gewinn am Oel machte, das fast alles durch ihre Hände ging und von dem sie wenigstens 20 bis 30 Procente zog, deßhalb hatte sie auch das Anpflanzen korinthischer Weinstöcke auf Corfu bei schwerer Strafe untersagt, und nöthigte so die Corfioten, sich auf den Oelbaum zu beschränken. Zweimal werden hier die Oliven jedes Jahr geerntet, aber Orangen, Limonen, Citronen, Feigen, Granaten, Maulbeeren gibt es fast das ganze Jahr, und um Weihnachten und im Januar blühen Orangen und Citronen am schönsten. Die Maulbeeren gedeihen hier vortrefflich, und eine Seidenwürmerzucht im Großen müßte sehr gewinnreich seyn. Auch an Capern, Aloën, Nopal (indische Feigen), Cypressen, höher wie die italiänischen Pappeln, ist kein Mangel, und selbst Dattelpalmen sind nicht selten. Die Aloë wird oft zehn Fuß hoch, und man sieht deren zu jeder Zeit in der Blüthe. Alle diese Pflanzen, Gesträuche und Bäume, die man oft, nachdem man hohe Berge, die sich mit steilen Felsen endigen, mühsam erklommen hat, in den sich dann darbietenden schönen Flächen findet, gewähren einen sehr malerischen und romantischen Anblick, namentlich wenn sie zwischen alten verfallenen Gemäuer und Ruinen, die man so häufig im Innern der Insel antrifft, hervorragen.

Der älteste Name der Insel Corfu war wohl Scheria, dessen Homer, der sie die fruchtbare nennt, erwähnt. Später hieß sie Drepanum, von ihrer sichelförmigen Gestalt, dann Phäakia, Corcyra und endlich Corfu. Erst mit des Chersikrates Ankunft, der sich mit einer Anzahl Griechen, die aus Korinth verbannt waren, in Corcyra niederließ, beginnt die Geschichte dieser Insel mit einiger Sicherheit, also etwa 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Corcyra wurde damals eine Republik und führte lange und hartnäckige Kriege mit Korinth, das von dem ganzen Peloponnes unterstützt wurde; ohne den Beistand Athens, das ihm die thätigste Hülfe angedeihen ließ, würde es auch wahrscheinlich unterlegen seyn. Indessen hatten die Corcyrer doch eine sehr bedeutende See-

macht, die mehr als einmal die korinthische Flotte schlug. Als Themistokles und Aristoteles aus Athen vertrieben wurden, fanden sie eine freundliche Aufnahme in Corcyra, ebenso später Belisar, als ihn Justinian von sich stieß. — Auf sehr kurze Zeit fiel Corcyra in die Hände des Agathokles, Tyrannen von Syrakus. Pyrrhus zwang die Corcyrer, nachdem er ihre Hauptstadt genommen hatte, ihm gegen die Römer zu dienen. Unter Teuta's Regierung fiel die Insel in die Hände der Illyrier und endlich in die der Römer. Cäsar stellte jedoch für den Augenblick ihre Republik wieder her, ob sie sich gleich mit dem Pompejus gegen ihn verbunden hatte. Aber Augustus, gegen den sie Partei für den Antonius ergriffen hatte, beraubte sie aller ihrer Freiheiten, und jetzt sank sie allmählich von ihrer Größe und Blüthe herab, obgleich ihr die Kaiser Caligula und Claudius wieder große Vortheile und Begünstigungen einräumten. Sie unterstützte die römischen Kaiser fortwährend mit Hülfstruppen und Schiffen, so wie später die griechischen Kaiser, als sie zum morgenländischen Reich gehörte. Schon unter dem Kaiser Claudius wurde der größte Theil der Corcyrer Christen. Mehrmals wurde diese Insel schrecklich verheert, namentlich durch die Vandalen unter Genserich und durch Totila, den König der Gothen, der auch die Stadt Corcyra fast gänzlich vertilgte. Nicht minder schrecklich hausten einigemal die Saracenen. Der König Roger von Sicilien eroberte ebenfalls die Stadt, die jedoch der Kaiser Emanuel Comenes durch Hunger wieder bezwang, und dann aus dieser Insel, Epirus und Aetolien ein eigenes Herzogthum schuf. Der König beider Sicilien, Karl von Anjou, bemeisterte sich endlich der Insel, die er Johann, einem Sohn des Herzogs Michael IV., entriß, und von jetzt an erhielt sie den Namen Corfu, der wahrscheinlich von ihrer alten, auf hohen Felsen liegenden Festung herrührt. Der Sohn Karls von Anjou gab nun die Insel Corfu seinem Bruder Philipp dem Fürsten von Tarent als Lehn; nach dem Tod von dessen Sohne kam sie aber wieder unter die unmittelbare Herrschaft Neapels, bis sie unter der Regierung des Herzogs von Braunschweig sich empörte, die neapolitanische Besatzung vertrieb und sich nach so vielen Jahrhunderten wieder als Republik constituirte. Es dauerte aber nicht lange, so fanden die Corfioten für gut sich unter den Schutz Venedigs zu begeben, weil sie fürchteten eine Beute der Genueser oder anderer mächtiger Staaten zu werden.

Sie leisteten den Venetianern treffliche Dienste gegen die Türken und waren eine tüchtige Vormauer gegen das Umsichgreifen dieser Barbaren. Vier Jahrhunderte waren sie mit Venedig vereinigt, und hielten zwei denkwürdige Belagerungen gegen die Türken aus, denen die Stadt jedesmal den kräftigsten Widerstand und eine heldenmüthige Vertheidigung entgegensetzte, so daß die Barbaren trotz ihrer ungeheuern Uebermacht und großen Hülfsmitteln jedesmal unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, wobei sie freilich den unbeschützten innern Theil der Insel schrecklich verwüsteten, die Dörfer verbrannten, die Felder verheerten und alle Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, Männer, Frauen und Kinder, als Sklaven mit sich fortschleppten. Die erste dieser Belagerungen hatte im Jahre 1537 stattgefunden und die zweite im Jahre 1716.

Während der letzten befehligte ein Deutscher, der Graf von Schulenburg, General in venetianischen Diensten, die Besatzung. Die belagernde türkische Armee unter dem Großvezier Ali war über 30,000 Mann stark, und hatte sich schon aller die Stadt beherrschenden Anhöhen bemächtigt, die sie reichlich mit Geschütz versah. Nach einer 40tägigen vergeblichen, obgleich mörderischen Belagerung beschloß der Großvezier einen Hauptsturm zu wagen. Groß war die Wuth der Ungläubigen und ihr tolles Anrennen mit einem furchtbaren Geschrei begleitet, aber eben so vergeblich wie die frühern Angriffe; mit blutigen Köpfen wurden sie zurückgeschlagen und mehrere Tausend von ihnen fanden den Tod unter den Wällen und in den trocknen Gräben der Festung. Dem Grafen von Schulenburg setzten die dankbaren Corfioten und Venetianer eine Bildsäule von cararischem Marmor, die noch in der alten Fortezza vor dem Gouvernementspallast steht.

Einige Jahre nach diesem Ereigniß, wenn ich nicht irre 1719, traf die Stadt ein entsetzliches Unglück, der Blitz schlug nämlich am ersten Weihnachtsfeiertag in das in Felsen eingehauene große Pulvermagazin der Citadelle der alten Festung (fortezza vecchia), in welchem damals bedeutende Pulvermassen aufgehäuft waren. Die Erschütterung und der Donner der gesprengten Felsengewölbe war so schrecklich, daß die ganze Stadt wie bei einem gewaltigen Erdbeben, die hier sehr häufig vorkommen, bewegt wurde, und alle Einwohner glaubten, der Weltuntergang sey vor der Thüre. Fast kein Haus war unversehrt geblieben, die umherfliegenden Felsstücke schlugen mehrere Dächer, unter andern

das einer Kirche, völlig ein, und die Bestürzung unter den Einwohnern, die alle der St. Spiridionskirche zuströmten, war so groß, daß sie gleich Wahnsinnigen gegeneinander- und umherrannten, und jeden Augenblick den völligen Untergang der Insel und der Stadt und das jüngste Gericht erwarteten. Man kann sich einen schwachen Begriff von dieser Zerstörung machen, wenn man bedenkt, daß mehrere Tausend Centner Pulver in dem in einem ungeheuern Felsen eingehauenen Gewölbe lagerten, dessen Wände mehr als 50 Fuß Dicke hatten, und diese Massen wurden gewaltsam gesprengt! — Fünf Schiffe im Hafen wurden durch die herabfallenden Felsstücke in den Grund gebohrt, alle übrigen mehr oder minder stark beschädigt, in der Entfernung von mehr als einer Meile fand man die Trümmer eines Schilderhauses, das oben auf der Platform am Eingang zum Magazin gestanden hatte, und nicht weit davon die verstümmelten und verbrannten Glieder von Soldaten, welche die Wache oben gehabt hatten. Mehrere Tausend Personen hatten das Leben durch dieses furchtbare Ereigniß eingebüßt, von dem noch jetzt die Corfioten nicht ohne Schaudern erzählten. Das Magazin war wieder hergestellt und mit einem Blitzableiter versehen.

Durch den Frieden von Campo Formio kamen 1797 die jonischen Inseln und mit ihnen Corfu an die französische Republik, die aber 1799 schon wieder gezwungen war es durch Capitulation, nachdem alle Hausthiere und sogar die hier Heere bildenden Ratten aufgezehrt und acht Ausfälle gemacht worden waren, an die belagernde russisch-türkische Armee und Flotte zu übergeben. Die schwache Garnison erlangte einen ehrenvollen Abzug, und wurde nach Toulon abgeführt. Durch den Frieden von Tilsit kamen die jonischen Inseln wieder unter französische Botmäßigkeit. Die Corfioten bedauerten den Abzug der Russen, denen sie der Religion wegen sehr gewogen waren, außerordentlich, dagegen waren die Juden den Franzosen hold, die durch sie alle Freiheit und gleiche Rechte mit den Griechen und Italiänern erhielten, die sie früher so sehr unterdrückt und mißhandelt hatten.

In der ganzen Stadt Corfu ist auch kein einziges Gebäude, das als besonders merkwürdig erwähnt zu werden verdient, und selbst der Gouvernementspalast ist sehr mittelmäßig; an geräumigen Casernen und Magazinen ist zwar kein Mangel, aber sie sind weder bequem- noch mit Sorgfalt eingerichtet. Das Theater

ist ein altes seltsames Gebäude, das früher eine ganz andere Bestimmung hatte; unter den vierzig griechischen Kirchen und Kapellen ist keine einzige in architektonischer Hinsicht von Bedeutung, und nur zwei haben Thürme, von denen der eine, der des St. Spiridion, ein Glockenthurm ist. Die Glocken aller andern Kirchen sind an einigen Seitenportalen angebracht oder hängen auch frei auf dem Dach. Die Kirche des h. Spiridion ist ziemlich groß und geräumig, und wegen ihres hochverehrten Heiligen nicht nur in Corfu, sondern in ganz Griechenland und wo man sich zur griechisch-christlichen Religion bekennt, berühmt. Die Verehrung für diesen Heiligen ist so groß, daß Gott, Christus, der heilige Geist und die Jungfrau ihm weit nachstehen müssen, und während der Grieche gleichgültig zuhören würde, wenn man jene lästerte, so würde er sich mit Wuth auf denjenigen stürzen, der sich auch nur die leiseste unziemliche Anmerkung gegen diesen Heiligen erlaubte. Mit demselben, der in mehreren Särgen, von denen der letzte und größte von gediegenem Silber ist, in einer Kapelle der Kirche aufbewahrt wird, hat es folgende Bewandtniß. S. Spiridion soll nach der Legende auf der Insel Cypern geboren worden seyn, wo er zuerst ein armer Mönch war, der aber ein so makelloses und exemplarisch frommes Leben führte, daß er bald die allgemeine Verehrung genoß; noch unter Konstantin dem Großen wurde er zum Bischof erhoben und starb als solcher in der Stadt Tremanto auf Cypern. Später wurde seine Leiche nach Konstantinopel gebracht, wo sie unter den griechischen Kaisern mehrere außerordentliche Wunder verrichtet haben soll. Als Konstantinopel unter Mahmud II. durch die Türken erobert wurde, gelang es einem Griechen, den Heiligen der allgemeinen Verwüstung zu entziehen und ihn auf die Insel Corfu zu entführen. Ein Sohn des Griechen, der den S. Spiridion den Händen der Ungläubigen entrissen hatte, gab denselben seiner Tochter, die einen adeligen Corfioten Namens Stamati Bulgari heirathete, zur Aussteuer mit, und seit dieser Zeit ist der Heilige das Eigenthum dieser Familie, an der er allerdings das Wunder bewirkt hat, sie unermeßlich reich zu machen, da bei weitem der größte Theil der zahlreichen Geschenke und Opfer, die ihm von ganz Griechenland, wie ehemals dem delphischen Apollo, gebracht werden, in ihre Cassen fällt; auch ist immer ein Mitglied dieser Familie Protopapa, d. h. Oberpfarrer an der Kirche des heiligen Spiridion. Der

Körper dieses Heiligen, der, so wie sein Gesicht, das ein sehr grämliches Ansehen hat, ganz schwarzbraun ist, ist nichts anderes als eine ägyptische Mumie, die man in einem viereckigen, reich vergoldeten und mit Edelsteinen und Perlen besetzten Kasten, der an der Vorderseite offen und mit Glasscheiben versehen ist, so daß man sie bequem sehen kann, verwahrt, unten aber sehen die nackten schwarzen Füße heraus, die von den frommen Gläugen schon halb abgeküßt sind. Dieser Kasten wird in dem schon erwähnten silbernen Sarg verwahrt, aber acht Tage lang im Jahre am S. Spiridions-Fest herausgenommen, senkrecht in der Kirche aufgestellt, mit Wachen umgeben und so Tag und Nacht ohne Aufhören von allen Griechen der jonischen Inseln und des Festlandes, von denen selbst viele aus Kleinasien kommen, besucht und der Körper geküßt. Daß sich ihm keiner nähert, ohne ihm irgend ein Opfer zu bringen, von denen das geringste ein Silberstück vom Werth eines Gulden ist, versteht sich von selbst, aber viel Tausend Zechinen, ja wohl Ringe, Perlen, Edelsteine u. s. w. fallen in das große, von Priestern und Soldaten wohlbewachte silberne Becken, das zu diesem Behuf neben ihm aufgestellt ist.

Während dieser Zeit ist die Kirche auf das prächtigste ausgeschmückt, der Thurm derselben ist mit Festons von Lorbeern und Myrthen bis in seine höchste Spitze verziert, die Glocken läuten ohne Aufhören, die Gläubigen bringen so viel Wachskerzen herbei, daß man ganz Paris damit beleuchten könnte, und bezahlen außerdem kleine Läppchen, Bänder und andere Gegenstände, die durch die Berührung mit dem Körper des Heiligen selbst heilig geworden, mit schwerem Geld. Den letzten Tag wird nun noch der Heilige in seinem Kasten und in einem prächtigen griechischen bischöflichen Gewand in Procession durch die ganze Stadt getragen, wobei das Militär Spalier bildet, und der Gouverneur sammt seinem Generalstab, dem Senat von Corfu, der ganzen sehr zahlreichen Geistlichkeit und dem zahllosen Volk aus allen Gegenden dem Kasten folgen. Weiber legen ihre Kinder, noch in Windeln, mitten auf die Straße, damit der Heilige über sie wegschreite, und halten nun deren Glück für unfehlbar. Da diese Procession mitten im Sommer in der großen Hitze stattfindet und fast den ganzen Tag währt, so ist sie namentlich für das Militär sehr ermüdend, und unsere Soldaten wünschten dabei dem Heiligen alle möglichen Uebel, und das in Corfu garnisonirende

fremde Regiment nannte ihn nicht anders als den heiligen Spiriochs.

Auch bei besondern großen Calamitäten, wie bei Erdbeben, Pest, Belagerungen u. s. w., wird S. Spiridion aus seinem Sarg geholt und in Procession herumgetragen. Die glückliche Befreiung von den belagernden Türken schreibt man ihm allein zu, und kein Corfiote macht eine Reise oder eine wichtige Unternehmung, ohne dessen Schutz angefleht und ihn, also die Familie Bulgari, beschenkt zu haben. Ebenso kommen das ganze Jahr durch Geschenke und kostbare ex voto für ihn von den andern griechischen Inseln und dem Festlande von Leuten an, welche irgend ein Gelübde thun oder seinen Schutz in gefährlichen Krankheiten oder Unternehmen anflehen. Der stärkste furchtbarste Schwur der Corfioten ist: bei dem heiligen Spiridion, und selbst der durchtriebenste Spitzbube und Betrüger würde es nicht wagen, bei diesem Namen falsch zu schwören, wobei er die eine Hand auf dessen Sarg legen muß. Während der h. Spiridion ausgestellt ist, wagen es die Juden nicht leicht ihr Quartier zu verlassen oder sich gar in die Gegend der S. Spiridionskirche zu verlieren, weil sie sich gröblichen Mißhandlungen aussetzen würden. Die hiesigen Juden, welche, so wie die in Zante und Cephalonien, von denen abstammen, die Papst Paul IV. aus Ancona jagte, wurden zur Zeit der venetianischen Herrschaft außerordentlich gedrückt, ihr Quartier wurde zur Nachtzeit, so wie an allen griechischen christlichen Festtagen verschlossen und mit Wachen besetzt, sie mußten auf der Brust einen großen, runden, gelben Lappen tragen, waren aller Art Demüthigung, besonders von den Griechen ausgesetzt und durften keine Güter besitzen. Mit der Besitznahme der jonischen Inseln durch die Franzosen hörte dieß zwar alles auf, dennoch mußten die unglücklichen Hebräer, namentlich bei großen Festen, wie in der Osterzeit, noch oft militärischen Schutz nachsuchen, um nicht mißhandelt zu werden. — Die venetianischen Adeligen, welche in Corfu wohnen, haben mehrere Casinos, in der Art, wie man sie in Venedig kennt, eingerichtet; sie waren es auch, welche die meisten Logen in dem Theater inne hatten, in welchem italiänische Opern, Schauspiele und Ballette gegeben und während der Franzosenzeit gar nicht übel und sogar mit Pracht aufgeführt wurden. Das Orchester, wenigstens die blasenden Instrumente, bestand jedoch fast ausschließlich aus französischer Militärmusik.

Die Griechen auf den jonischen Inseln, und namentlich in Corfu, zeichnen sich von denen des Festlandes und vorzüglich von denen in Morea und Albanien durch Scharfsinn, Lebenslustigkeit, Gewandtheit und Bildung vortheilhaft aus, obgleich sie ihnen an Trägheit nichts nachgeben. Hochmuth und Rachsucht sind ihnen besonders eigen, und der geringste Zwist endigt sich in der Regel mit Messer- und Dolchstichen. Hundertjähriger Erbhaß ist in den Familien nichts Seltenes, und der sterbende Vater vermacht ihn dem Sohn, der die übertragene Blutrache nur zu treu vollzieht. Ihre Rache ist feig und hinterlistig, denn nie greifen sie den Feind offen, sondern immer unversehens, aus einem Hinterhalt oder nachdem sie ihm Fallstricke gelegt haben, an, und dieser Erbhaß dehnt sich über ganze Familien und deren Freunde und Verwandte aus. Unter der venetianischen Regierung war er nicht selten die Veranlassung, daß sich ganze Dörfer bekriegten, und dieß war dann ein wahrer Vertilgungskrieg, indem man sich mit der größten Wuth schlug, wobei Weiber und Kinder nicht verschont blieben, sondern gräßlich ermordet, verstümmelt und geschändet wurden, freilich weil sie, so sehr es in ihren Kräften stand, an dem blutigen Kampf Theil nahmen, indem sie, auf der Erde liegend, die abgeschossenen Gewehre ihrer Männer, Geliebten und Väter luden. Diesem Unfug machte die französische Herrschaft ein Ende, konnte aber den Privatmord nicht unterdrücken, da man der Mörder selten, ja fast nie habhaft werden konnte, indem sie sich nach vollbrachter That sogleich in einem Kahn in das nahe Albanien flüchteten, wo sie sich Jahre lang herumtreiben, bis ein günstiger Augenblick für sie kommt, und sie sich mit Sicherheit wieder nach Corfu, Zante u. s. w. begeben zu können glauben.

Aberglaube und Unwissenheit, worin sie ihre selbst höchst unwissenden Pfaffen — viele von diesen können weder schreiben noch lesen — zu erhalten suchen, machen, daß sie diese barbarischen Sitten und Gewohnheiten nicht ablegen, und kein Grieche der jonischen Inseln geht aus, ohne mit Waffen versehen zu seyn.*) Eifersucht ist meistens die ursprüngliche Triebfeder dieser Mordthaten. In einem kleinen Hafen, Porto Affiona, detaschirt, hatte ich einigemal ein wirklich wunderschönes Landmädchen eines be-

*) Dieß hat unter der englischen Verwaltung ziemlich aufgehört.

nachbarten Dorfes mit vielleicht zu großer Theilnahme angeblickt, als mich der Capo de Dicci (ein über zehn Familien gesetztes Haupt, eine Art Schultheiß) freundlichst warnte und bat, dieß zu unterlassen, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu seyn, erdolcht zu werden, was dann großes Unheil über das ganze Dorf bringen könnte. Ein anderer Offizier hatte die Tochter eines Capo de Cinguente (Haupt über fünfzig Familien, etwa Bürgermeister) entführt, und der Gouverneur hielt es für angemessen, nachdem er ihm eine derbe Strafpredigt gehalten, ihn mit der ersten Gelegenheit nach Italien zu versetzen, um ihn der griechischen Rache zu entziehen. Die jonischen Griechen sind im allgemeinen sehr wohlgebaut, von schlankem Wuchs, oft majestätischem Gang, man sieht sehr edle Gesichter unter ihnen, selbst in den Dörfern, Mädchen und Frauen von wahrhaft aphroditischer Schönheit und Grazie, reizendem Nymphenwuchs und Sylphidengang sind nichts Seltenes, und so eifersüchtig und rachsüchtig der Corfiote auch seyn mag, so sind ihm doch für Geld seine Töchter, Schwestern, ja Frauen nicht selten feil, und nach Umständen oft für sehr geringe Summen. Die Reichen aber sperren ihre Weiber ein, und man sieht sie nur an hohen Festen im Freien oder verschleiert und wohl bewacht in die Kirchen gehen, wo sie ihre besondern Sitze hinter dicht vergitterten Logen haben.

Da die Kost und Nahrung, so wie das ganze Leben der Jonier äußerst einfach ist, so sind Krankheiten sehr selten bei ihnen, die Aerzte haben deßhalb wenig zu thun und sind in den Dörfern gänzlich unbekannt und entbehrlich. Verwundungen, Entbindungen, Scorpionstiche und kleine Unpäßlichkeiten heilen sie unter sich und bedienen sich dabei gewisser sehr wirksamer Kräuter, ziehen wohl auch in schwierigen Fällen den Priester zu Rathe und der Aberglaube thut dabei oft Wunder. An Teufelsaustreibungen fehlt es auch nicht. Man sieht wenig alte Männer, doch oft noch rüstige hundertjährige Greise, die dann hoch verehrt werden; das Alter ist kräftig und gesund; daß es wenig Greise gibt, kommt wohl daher, daß die meisten Männer im schönsten Alter eines unnatürlichen Todes sterben.

Die Kleidung der Griechen auf dem Lande ist sehr einfach, eine runde Jacke, gewöhnlich von braunem grobem Tuch und ohne Kragen, aber mit rothen Schnüren, bei den Wohlhabendern auch mit Seide, Gold oder Silber besetzt, deckt den Oberkörper, die

Aermel derselben sind meistens am Ende mit Sammet gefüttert, und haben wo möglich silberne Knöpfe, unter der Jacke tragen sie noch einen Brustlatz, der gleichfalls mit Borden besetzt ist und Knöpfe wie die Jacke hat. Diese Knöpfe, wenn sie von Silber, sind rund und fast so groß als eine kleine Nuß. Die Jacke wird Condoguni und der Latz Socardi genannt. Die Beinkleider, die nur bis über die Knie reichen, sind von blauer oder auch grauer Baumwolle, nicht gespalten, aber doch so weit, daß man bequem ausschreiten kann; diejenigen Griechen, welche Strümpfe tragen, die dann meistens von blauer oder weißer, manchmal auch von brauner und grauer Farbe sind, befestigen dieselben mit einem rothseidenen Knieband, Scalfodeta genannt, an die Beinkleider. Nicht selten haben diese Bänder große silberne oder vergoldete Schnallen in der Form eines kleinen runden Schildes. Ein breiter rother oder gelber Gürtel von Wolle, manchmal auch von Seide, umgürtet ihre Hüfte und schnürt den Leib ein, so daß er gewissermaßen den Dienst eines Schnürleibes versieht. Die Hemden sind von Baumwolle. Taschentücher sind bei den gemeinen Griechen ganz unbekannt. Auch auf den Schuhen haben sie solche große Schnallen, viele Landbewohner tragen jedoch nur eine Art Sandalen von Schweinsleder, das noch Borsten hat und die sie Zaruchia nennen. Den Kopf bedeckt ein rothes rundes Käppchen, manchmal auch eine große Mütze von derselben Farbe mit einem seidenen Büschel. Die Haare werden meistens am Vorderkopf geschoren, so wie der Bart, nur Backenbärte und manchmal auch Schnurrbärte lassen sie stehen. Fast alle Griechen der jonischen Inseln bedienen sich noch des Fouka, eine Art von Shawl, der ihnen zu verschiedenen Zwecken nützlich ist, bald winden sie ihn als Turban um den Kopf, bald rollen sie ihn um den Hals, meistens aber tragen sie ihn auf einer Schulter, so daß er hinten und vorn herabhängt und dann, besonders wenn er neu und kostbar ist, als Schmuck dient. Ein kurzer Mantel mit einer Capuze, dem der neapolitanischen Lazzaroni ziemlich ähnlich, den sie Lewantine nennen und der von brauner ziemlich wasserdichter Wolle ist, schützt sie gegen Regen, Wind, Sturm und Sonne zugleich, und dient ihnen auch meistens statt Matratze und Kopfkissen.

Im Gürtel trägt der jonische Grieche beständig einen Dolch oder ein großes zweischneidiges Messer, dessen Griff oft von sehr künstlicher Arbeit in Elfenbein, Ebenholz oder Silber ist; sie nennen

es Moro. — Die Frauen tragen sehr lange Camisole von rothem oder blauem Tuch, möglichst reich mit Silber, Gold oder Seide, namentlich die Aermel, gestickt und besetzt, die sie Zileco nennen. Ihr Socardi oder Brustlatz ist von Gold- oder Silberstoff, auch von Seidenbrocat bei den minder Wohlhabenden. Außerdem haben sie aber noch ein anderes Bruststück, das man Petturina neunt, eine dreieckige Form hat und sehr reich verziert ist. Ueber alles dieß haben sie einen Oberrock, Carpeta, der bis auf die Fersen herabfällt, von Tuch, bei sehr Reichen von Sammet, und der mit breiten Borden besetzt ist. Ihre Haare durchflechten die Griechinnen mit rothseidenen Bändern, die sie Tastades nennen, und bedecken den Kopf dann auch noch mit einem lichtgelben Shawl von Musselin, der mit Spitzen besetzt und so lang ist, daß sie ihn noch hinten kreuzweise in dem Nacken zusammenlegen, dann wieder nach vorn ziehen, einen Theil der Brust damit bedecken, so daß die Enden mit den Spitzen bis fast an den Gürtel herabfallen und zur großen Zierde dienen. Dieser Shawl ist demnach zugleich Kopf-, Hals- und Brustbedeckung, und sie wissen mit demselben eben so gut und schelmisch zu kokettiren, wie die Andalusierinnen mit ihren Mantillen. Gern behängen sie sich mit goldenem Schmuck, Edelsteinen und Perlen, und tragen bei hohen Festen wohl auch Guirlanden von Zechinen in zwei- und dreifachen Reihen in den Haaren, auch lieben sie sehr die venetianischen Ketten, die sie an dem Hals, um die Aermel und wo es geht anbringen; ebenso bestecken sie alle Finger mit Ringen, und wenn sie es möglich machen können, stecken sie eine silberne oder goldene Diamantnadel, Fiori (Blume) genannt, in das Haar, das sie wohl auch mit Perlen durchflechten, die sie besonders gern zu Ohrringen verwenden. Es versteht sich von selbst, daß dieß alles nur von den Frauen der Reichen gilt, die der Armen müssen sich mit Tuch und Gewändern von Baumwolle begnügen, und sind froh, wenn sie dieselben mit einer silbernen Nadel befestigen können. Aber alle befestigen ihren Gürtel mit einer sehr großen metallenen Schnalle, die eine Platte in Form einer Muschel hat und sehr zierlich gearbeitet ist; sie ist nach den Umständen von Kupfer, Messing, Silber oder Gold, und oft so groß wie die Unterschale einer Tasse oder auch wie ein Dessertteller.

Eine Griechin hat in der Regel nur ein Festkleid für das ganze Leben, ja dasselbe muß nach ihrem Tod ihrer Tochter und

Enkelin ebenso dienen, die es meistens als Brautschmuck zur Aussteuer erhalten, und sie selbst hat es oft schon von der Großmutter ererbt. Ein solches Kleid dient Jahrhunderte, wird aber nur bei den allerhöchsten Festen, wie die Ostern, oder dem h. Spiridionsfest, oder dem des Schutzheiligen des Ortes, angelegt, und dann wieder auf ein Jahr lang sorgfältig in der Truhe verschlossen. Diese Kleider sind meistens von Brocat, reich mit Gold und Silber und sogar mit Perlen und Steinen besetzt, und oft so schwer, daß die arme Frau wie unter einer schweren Bürde seufzt und schwitzt, und manche wohl froh seyn mag, wenn der Augenblick gekommen ist, wo sie sich desselben wieder entledigen kann. Von den armen Frauen der Landleute haben die meisten nie die Stadt Corfu gesehen und überhaupt gar keinen Begriff von einer Stadt, ihr Dorf mit einer Stunde im Umkreis ist ihnen die Welt, sie fühlen sich deßhalb nicht unglücklicher, und ihre Männer halten sie gern vom Besuch der Stadt ab, und bringen ihnen zum Ersatz durch die Berührung des h. Spiridion geheiligte Dinge von dessen Fest zurück, wodurch sie sich überglücklich fühlen. Von den Griechinnen in der Stadt haben jedoch schon manche ihre griechische Sitten und Kleidung abgelegt und sich in beiden und noch andern Dingen so ziemlich französirt.

Aeußerst interessant und merkwürdig sind die ländlichen Feste auf den jonischen Inseln und namentlich auf der Insel Corfu, die immer unter freiem Himmel in Olivenwäldern oder unter Cypressen und Orangen gefeiert werden, und zu denen die Schutzheiligen der Dörfer größtentheils die Veranlassung geben. Bei einem solchen Fest, das die Corfioten Panigiri nennen, finden sich auch die Einwohner der Dörfer ein, welche in der nächsten Umgebung des Ortes liegen, wo es gefeiert wird, und diese Gäste kommen dann mit ihren Feierkleidern geschmückt und wohl bewaffnet mit Musik an der Spitze, d. h. eine Art von Schalmei, eine türkische Guitarre oder Mandoline und eine dreisaitige Violine, in wohlgeordnetem Zug an. Die Frauen, gleichfalls in ihrem höchsten Schmuck, reiten dabei auf Maulthieren, Pferden oder Eseln, welche die Männer am Zaum führen. Die Ordnung bei diesen Festen erhalten die zu diesem Zweck von der Gemeinde ernannten ältern Männer selbst, die zur besondern Auszeichnung mit Bändern geschmückt sind. Das Abfeuern von Gewehren und Pistolen kündigt das Beginnen des Festes an, das wie billig mit dem Got-

tesdienst eröffnet wird; ist dieser beendigt, so halten die Familien in verschiedenen Gruppen und im Freien eine Mahlzeit, bei welcher ein am Spieß gebratener ganzer Hammel oder auch eine Ziege die Hauptschüssel bilden, von der man nach Belieben herunterschneidet. Der Wirth und die Gäste lagern dabei auf dem dürren Gras im Kreis unter dem Schatten der Oliven oder Orangen und reichen sich einander den Mischwein, und die oben erwähnten Instrumente spielen auf. Nach diesem Mahl wird allerlei Gebackenes, Früchte, süßer Wein, Kaffee und Anisett oder Rosolio aufgetragen, und bleibt für jedermann zum beliebigen Genuß während der noch übrigen Festzeit stehen. Nun geht es an Tanz und Spiel, und die Romaika und Arnautka, die zwei beliebtesten Tänze, die unverkennbar noch altgriechischen Ursprungs sind, werden aufgeführt. Die ältern nicht tanzenden Männer spielen, schießen und trinken, andere halten Wettrennen oder bringen die Zeit mit Leibesübungen zu, in welchen sie sehr gewandt und behend sind. Aber auch der Geistliche des Ortes oder der Kirche, deren Fest gefeiert wird, weiß dasselbe zu seinem Nutzen auszubeuten; denn außer den freiwilligen Opfern, die an Kerzen, Geld, manchmal auch in ex voto gebracht werden, bezeichnet er eine Stelle an der Kirchenmauer, die man die wahrsagende oder prophetische Mauer nennt, und gegen welche man ein Stück Geld drückt; bleibt das Geld an derselben hängen, so kann man sicher seyn, daß das Unternehmen, welches man vor hat oder was man wünscht, gelingt, fällt es aber herab, so ist es nichts damit, das Geld gehört aber jedenfalls, es mag nun hängen bleiben oder herunterfallen, dem Schutzpatron des Ortes, d. h. dem Geistlichen. Mit dem Hängenbleiben hat es folgende Bewandtniß: der Papa beschmiert die Mauer hie und da mit einer transparenten klebrigen Materie, und wenn man gerade diesen Fleck trifft, so bleibt das Geld, gewöhnlich eine Gazetta oder ein türkischer Para, hängen. Diese Feste, besonders in der Nähe der Stadt Corfu, wie zu Potomo, Manduchio, Castrati, gewähren durch die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Trachten, — man sieht dabei außer den Griechen von verschiedenen Gegenden, Albaneser, Epiroten, Türken, Italiener, damals französische, jetzt auch wohl englische Uniformen, — und die fremdartigen Tänze und Spiele, eine sehr malerische und romantische Ansicht; dabei geht es recht lebhaft und munter zu, und ich habe mich bei denselben immer sehr belustigt.

Nach Beendigung derselben ziehen die fremden Gäste singend und schießend wieder ab, und die Bewohner des Dorfes geben ihnen unter beständigen Salven und Lebehoch das Geleit.

Die Insel Corfu hat große Salinen und versieht fast alle übrigen Inseln, Santa Maura ausgenommen, mit Salz; wenn man sich aber unter diesen Salinen etwa Salzwerke wie in Deutschland vorstellen wollte, so würde man gewaltig irren, denn es sind weiter nichts als einige Schuh in die Erde gegrabene Vertiefungen, in die man zur Zeit der großen Hitze das Meerwasser leitet, und welches dann von der Sonne in kurzer Frist in Salz verwandelt wird, das so wenig Werth hat, daß die Lieferanten der Lebensmittel für die Garnison den Soldaten erlaubten, so viel sie wollten davon nach Gefallen zu nehmen. Diese Salzgruben befinden sich bei Leschimo, Castrati und Potamo, und 1000 Pfund Seewasser geben an 600 Pfund Salz in ungefähr 20 Tagen. Ich sagte zwar, daß es keine anderen als Windmühlen auf der Insel Corfu gebe, doch erinnere ich mich eine Art kleinerer Oelmühlen an dem Flüßchen Messongi, die von dem Wasser desselben getrieben wurden, gesehen zu haben; ebenso sind auch bei dem Dorf Lebenizza im Kanton Leschimo einige sehr elende Getreidemühlen, die jedoch nur selten im Gang sind, nämlich dann, wenn sie während der Regenzeit und noch einige Monate später ein aus einer hohen Bergschlucht herabstürzender Strom treibt. Der Kanton Leschimo ist einer der romantischsten und malerischsten der ganzen Insel. Hohe Berge, Felsen, Schluchten, wilde Thäler wechseln unaufhörlich miteinander ab. Die dunkeln Cypressengruppen auf den Höhen, das hier so sehr schöne Grün der Ahornbäume, die unbenutzt wachsen und absterben, die Platanen, Orangen, Oliven, Lorbeern, Feigen und Limonen, auch eine Art Fichten geben die mannichfaltigsten Schattirungen, und hie und da stößt das Auge auf einige zerstreut liegende Häuser und Hütten, mitunter auch Ruinen. Besonders seltsam aber nehmen sich die häuser-, ja fast thurmhoch aufgespeicherten Salzhaufen aus, die oben wie die Häuser mit grünen oder rothen Ziegeln bedeckt sind, und von fern beim Sonnenschein wie Paläste von Krystall oder Edelsteinen glitzern und funkeln, so daß, wenn man diese sehr symmetrisch erbauten Salzpaläste nicht kennt, nicht weiß, was man davon halten soll. Dieses Salz wird einstweilen so aufbewahrt, bis es nach und nach verschickt werden kann, denn die Magazine in der

Stadt Corfu können nicht den fünfzigsten Theil fassen. Früher ging das meiste Salz nach Venedig, dessen Regierung einen ungeheuern Gewinn damit machte. In dem Kanton Leschimo sieht man auch hie und da Eichen, die einzigen auf der Insel. Dieser Kanton ist der bevölkertste und fruchtbarste, er zählt an 12,000 Bewohner, Menschen von schönem, wahrhaft altgriechischem Schlag, und bringt besonders auch Baumwolle, Getreide aller Art, selbst Roggen, Hülsenfrüchte, Honig, Wein, Wachs, Melonen, sogar etwas Seide hervor, Oel versteht sich von selbst, und Spargel und Artischocken wachsen wild, das Flüßchen und die Bäche liefern Forellen und Süßwasserkrebse; er ist von hohen Bergen und Felsen umgeben, und seine Bewohner zeichnen sich auch durch eine sehr reinliche, ja fast luxuriöse Kleidung und malerische Tracht vortheilhaft vor den übrigen Einwohnern der Insel aus. Leschimo ist Corfu's Arkadien.

Die beiden großen Forts, Fortezza-Vecchia und Fortezza-Nuova genannt, von denen die erste, die sehr viel große Wohngebäude, den Regierungspallast, Casernen, Magazine ꝛc. enthält und wieder eine besondere auf zwei hohen Felsen liegende Citadelle hat, (dieselben welche nach der altgriechischen Mythe durch die Verstümmelung des Uranos, welchem sein Sohn Cronos (Saturn) die beiden Schamtheile abschnitt und in das Meer warf, entstanden seyn sollen, so wie die ganze Insel durch das Sichelmesser, das Cronos nach gemachter Operation hinabwarf, den Namen Drepane, Sichel, deren Form sie hat, erhielt,) zu der nur ein einziger enger, durch einen Felsen gehauener gewölbter Gang führt, die Ost- und die Fortezza Nuova die Westseite der Stadt beschützt. Diese wird außerdem auf der Landseite durch sehr hohe Wälle und Bastionen vertheidigt, von der Seeseite aber durch die Insel Vido, die sich in geringer Entfernung längs der Stadt hinzieht, und dieser ein treffliches, mit mehrern Redouten befestigtes Bollwerk abgiebt. Auf der Landseite liegen dicht vor den Mauern der Stadt noch die Forts Abraham, San Salvator und andere große Verschanzungen. Die alte Festung ist außerdem noch durch einen Canal, über den eine Brücke führt, von der übrigen Stadt gänzlich getrennt, auf deren Seite sich längs diesem Canal ein großer breiter, beinahe eine Miglie langer Platz, eine Art Esplanade hinzieht, der sich zu den Manoeuvres der Truppen und großen Revüen trefflich eignet. Die beiden Castelle auf den er-

wähnten Felsen in der Citadelle der Fortezza Vecchia werden, das vordere **Castello di terra** (das Landschloß) und das hintere **Castello del mare** (Meerschloß) genannt. Die ehemaligen Quartiere der Slavonier, die zur Zeit der Venetianer hier garnisonirt waren, liegen zu ihren Füßen. Die alte Festung hat auch ihren eignen Hafen, der zwar sehr sicher aber auch sehr klein ist, und Mandrachio heißt. Das Arsenal, die Waffenmagazine, die Werkstätten für die Waffenschmiede, die ungeheuern Vorräthe an Zwieback, gesalzenem Fleisch, Käse, Speck, Reis, Bohnen, Erbsen ꝛc. für den bald eintretenden Fall einer Belagerung, befanden sich ebenfalls in dieser Fortezza, so wie mehrere Kirchen, die furchtbarsten Gefängnisse und in Felsen gehauene Kerker; auch viele griechische Victualienhändler hatten sich hier etablirt, die den Soldaten schlechte Eßwaaren theuer verkauften und sonst noch allerlei Commerz trieben. Was aber in all den Vesten, so wie in der Stadt selbst mangelt, ist frisches Wasser, und dieser Mangel könnte am Ende wohl bei einer Belagerung, bei welcher die Communikation zur See und zu Lande abgeschnitten wäre, die Stadt Corfu mit sammt allen ihren Forts zur Uebergabe nöthigen. Das Wasser wird in der kurzen Regenzeit, im November und December, für das ganze Jahr in den in Felsen gehauenen Cisternen gesammelt und aufbewahrt. Frisches Quell- und Trinkwasser aus Bächen der Insel wird in kleinen Fäßchen auf Pferden oder Mauleseln zum Verkauf in die Stadt gebracht und ist ziemlich theuer; 12 Paras (10 Kreuzer) das etwa 6—8 Maaß haltende Fäßchen. Die Stadt Corfu hat nur vier Thore, zwei Land- und zwei Seethore, aber mehrere unterirdische Gänge um Ausfälle machen zu können. Die große Esplanade zwischen der Stadt und dem alten Fort dient den ärmern Griechen und Albanesen zu einem Lagerplatz während drei Viertheilen des Jahres, wo sie ihre Nächte mit Singen, Schlafen und Spielen hinbringen; die ganze Nacht ertönen griechische und albanesische Nationallieder auf derselben, die mit einer kleinen Zither oder Laute begleitet oft sehr harmonische Accorde hören lassen; auch zwei kleine griechische Kirchen, die beständig offen sind, befinden sich auf derselben und werden fortwährend von Andächtigen besucht.

Die Rhede von Corfu ist gleichfalls durch die erwähnte Insel Vido und durch die Batterien der Fortezza Nuova und Vecchia geschützt, und bildet mit der Bucht von Manducchio, den

sichersten und größten Hafen in der ganzen Levante, in welchem die größten Kriegsschiffe und die größten, viele hundert Segel starken Flotten bequem vor Anker liegen können. Alle vor den Mauern der Stadt liegende Forts und Redouten sind durch bedeckte oder unterirdische Gänge mit derselben verbunden. Sämmtliche Werke und Befestigungen wurden während der letzten Occupation der Franzosen nicht nur in besten Stand gesetzt, sondern mit vielen neuen vermehrt, und die Parapets aller Wälle und Bastionen noch um die Hälfte erhöht.

Wenn man die Stadt durch das Thor Porta-Reale verläßt, so kommt man auf eine sehr breite und schöne Heerstraße, die sich nach einer Länge von etwa drei hundert Schritten in verschiedenen Richtungen nach allen vier Weltgegenden theilt, aber diese Straßen nehmen schon nach wenigen hundert Schritten alle ein Ende und man kömmt nun an steile, ganz unbequeme, schmale Feldwege, die über Felsen und Berge in das Innere der Insel führen. Diesen Anfang von vier Prachtchausseen ließen die Franzosen anlegen, sie weiter zu führen verbietet das Terrain. Etwa eine Stunde von der Stadt kömmt man an das kleine Flüßchen Potamo, welches das meiste frische Wasser liefert, und die einzigen Süßwasser-Fische hat.

Obgleich ein großer Theil der Einwohner der Stadt Corfu aus Italiänern und namentlich Venetianern besteht, so befindet sich doch nur eine einzige katholische, hier die lateinische Kirche genannt, in derselben, während sie der griechischen wohl ein halbes hundert zählen mag, dagegen waren desto mehr venetianische Cassinis, Spielhäuser, Caffeehäuser u. s. w. hier, so wie die venetianischen Sitten unter den Italiänern in der Stadt heimisch waren; die Griechen aber hatten trotz dem daß sie so lange Zeit der Herrschaft der Republik Venedig unterworfen waren, dennoch ihre Sitten, Gebräuche, Religion, Kleidung &c. getreu beibehalten, aber gegen das Ende der französischen Occupation fingen mehrere von ihnen an, französische Gewohnheiten anzunehmen und sogar französische Kleidungsstücke anzulegen; solche Individuen metamorphosirten sich jedoch nicht mit einemmal und plötzlich, sondern nur nach und nach wurde eines der griechischen Kleidungsstücke mit einem französischen vertauscht. So war es in der Regel das griechische Mützchen, das gegen einen runden Hut vertauscht wurde, dann folgten Stiefeln, dann ein Gilet, endlich ersetzte ein Ueberrock die runde kragenlose

Jacke, aber die anliegenden engen Pantalons waren immer das letzte Stück, durch das man die weiten ungespaltenen kurzen griechischen Pumphosen ersetzte, und es kostete große Mühe bis man sich dazu entschloß. War aber erst diese Schwierigkeit überwunden, dann war der griechische Franzose wenigstens dem Aeußern nach fertig, und nun suchte man sich auch französische Manieren ꝛc. anzueignen. Dies thaten jedoch nur einige reiche junge Leute aus adeligen Familien, der gemeine Mann blieb dem Costüme und den Sitten seiner Voreltern treu.

Bald nach meiner Ankunft zu Corfu wurde das Bataillon, bei dem ich stand, und welches in der Citadelle der alten Festung kasernirt gewesen, nach S. Theodor, einem ehemaligen griechischen Mönchskloster beordert, das auf der Stelle steht wo sich früher die Gärten des Alcinous befunden haben sollen, und wo nach Homer, Odysseus die holde Prinzessin Nausikaa und eine so freundliche Aufnahme fand. Dieses Kloster lag eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in einem Olivenwald hinter dem großen Flecken Castrades. Meinen Tisch hatte ich auf Einladung der Madame Brüge wieder bei dieser Familie genommen und es auch übernommen bei deren hübschen Tochter den Unterricht im Klavier und Gesang fortzusetzen, den ich vor vier Jahren in Genua mit ihr anfing; indessen war sie weit vorangeschritten, da sie seitdem in Italien bei guten Lehrern ihr musikalisches Talent ausgebildet hatte, aber in Corfu war an solchen gänzlicher Mangel, und mein Erscheinen daher der Familie Brüge sehr willkommen. Die Stimme meiner jungen Schülerin war stark und wohlklingend geworden, es war ein hoher lieblicher Silbersopran, und so machten mir diese Unterrichtsstunden großes Vergnügen, auch mit dem Tisch hatte ich große Ursache zufrieden zu seyn, da in Corfu auch nicht eine einzige gute Speiseanstalt war und die unverheiratheten Offiziere Menage zusammenmachten, wozu ein Soldat als Koch diente; man kann denken wie da gekocht wurde, doch machten einige dieser Menagen eine Ausnahme, indem sie zufällig auf ein Küchengenie gestoßen waren.

Außer dem Stadttheater, das nicht sehr groß ist, etwa 600—700 Zuschauer fassen konnte, und in dem Gebäude der ehemaligen Börse, die längst unnütz geworden, eingerichtet war, fand ich auch ein französisches Liebhabertheater vor, dessen (weibliche) Seele Madame Gasqui war, und die Vorstellungen fanden — **horribile**

dictu — auf der Hauptwache statt, das heißt, in einem kleinen Saal dieses Gebäudes, in dem früher Waffen aufbewahrt wurden. Ich war bald ein thätiges Mitglied dieser Bühne, wodurch mir der Vortheil erwuchs, daß ich die Bekanntschaft des Gouverneurs und anderer Autoritäten auf der Insel, wie des Generals Cardenneau, des Chefs des Generalstabs Baudouy, des Commissair-Imperial Lessep ꝛc. machte, und es nun an Einladungen zu Diners und kleinen musikalischen Soireen nicht fehlte.

In dem großen Theater, dessen Impressario ein gewisser Delungo, Balletmeister und Grotesktänzer war, wurden **Opera seria, Opera buffa** und große Ballette aufgeführt. Das Personale desselben war nicht wie in Italien auf eine Stagione, sondern immer auf ein ganzes Jahr engagirt, weil das öftere Wechseln hier mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre. Die **Prima donna seria** war eine Signora Mariana Recupido, die liebenswürdige Gattin eines schon an der Schwindsucht laborirenden Tenors; **prima Ballerina seria** war Signora Giuseppina Panzieri, ein allerliebstes blondgelocktes Mädchen, eine wahre Graziengestalt, nicht minder artig war die **seconda Ballerina**, Chiaretta Gaspari, die ein recht naseweises Roxelanennäschen hatte. Als ich in Corfu ankam, waren Guglielmi's **Amanti in scompiglio**, Meyers **Ginevra di scozia** und das Ballet **Didone abbandonniata** auf dem Repertoir. Oper und Ballet waren gut besetzt, besonders war der Castrat, ein gewisser Matuccio, der den Ariodante sang, vortrefflich, so wie die Recupido als Ginevra, deren Gatte mußte aber bald darauf die Bühne verlassen und wurde durch den Tenor Spiegoli, der eine sehr frische und schöne Stimme hatte und den Polinesso ausgezeichnet gut gab, ersetzt. — Auch das Ballet war nicht übel, den ersten Tänzer machte eine Dame die sehr schön gebaut war, die Panzieri war vortrefflich, und der Grotesktänzer machte furchtbare **Salti mortale**.

Das Leben der Garnison in Corfu war übrigens ein rechtes Schlaraffenleben, sie war mit Inbegriff der Albaneser wohl über 12,000 Mann stark und aus allen möglichen Nationen zusammengesetzt. Sie bestand aus dem 6ten französischen Linien- und dem 14ten leichten Infanterie-Regiment, jedes über 3000 Mann stark, zwei Bataillonen von dem 2ten Fremden-Regiment, einem Bataillon königl. italiänischer und ein anderes neapolitanischer Truppen, den Ruderas des Regiments **Chasseurs de l'orient**, das mit der

französischen Armee aus Egypten zurückgekommen war, einem Bataillon Septinsulaner, so genannt weil sie unter den Venetianern einen Theil der Garnison der 7 jonischen Inseln ausmachten und aus Dalmatinern, Slavoniern, Venetianern und einigen Griechen zusammengesetzt, einer Escadron Chasseurs a cheval an 100 Mann stark, die aber kaum 60 Pferde hatten, dem Regiment oder vielmehr der Horde undisciplinirter Albaneser, die nie in Reih und Glied zu bringen waren, und endlich einer sehr zahlreichen französischen und neapolitanischen Artillerie nebst mehrern Pionniercompagnien, dem Ingenieurcorps, Sapeurs und Mineurs. Die ganze Marine bestand aus zwei in dem Hafen stationirenden Fregatten, einigen Briggs und etlichen zwanzig Kanonierschaluppen. Dieses gewiß seltsame Quodlibet, bei dem sogar Afrikaner und Asiaten waren, bildete die Garnison von Corfu. — Sämmtliche Infanterie war zugleich für den Artillerie-Festungsdienst eingeübt worden, um sie im Fall einer Belagerung die Geschütze bedienen zu lassen, da die vorhandene wirkliche Artillerie kaum für den sechsten Theil derselben ausgereicht haben würde. Der Dienst im Allgemeinen wurde aber, wenigstens von den Offizieren ziemlich nachläßig versehen, und zwar so, daß sich dieselben erlaubten zur Nachtzeit die Wachen zu verlassen, und erst gegen Morgen wieder sich auf denselben einfanden. Viele derselben, so wie auch Unteroffiziere und Soldaten, waren hier förmliche Handelsleute, Krämer, Handwerker u. s. w. geworden, trieben alle mögliche Geschäfte und erschienen fast nur bei den Revüen unter den Waffen und in Uniform. Viele Offiziere machten allerlei kleine Handelsspeculationen, namentlich die der Septinsulaner, welche sich besonders auf den Schmuggel legten, andere hatten Bäckereien angelegt, noch andere sich mit dem Wasserhandel eingelassen, ließen die Wasserfäßchen durch Soldaten hereinbringen und billiger als die Griechen und Albaneser verkaufen u. s. w. Die Garnison hatte in der Regel anderthalb bis zwei Jahre Sold zu gut, und man sah ihr deßhalb von oben herab manches durch die Finger. Ein anderes Uebel das einriß, war, daß von den Generalen bis zum Tambour herab sich viele Militairs Maitressen beilegten, meistens arme Griechinnen, die sie mit Bewilligung ihrer Eltern zu sich nahmen, sie unterhielten, und die oft sehr schön waren. Die Griechen der niedern Classen verhandelten nicht selten ihre, oft kaum 12jährigen Töchter für wenige türkische Piaster, — das türkische Geld war das, was nebst

dem venetianischen am meisten cursirte — an Offiziere oder Soldaten und beschworen dabei, daß sie ihnen eine Jungfrauschaft überlieferten. War nun einer seiner Geliebten überdrüssig oder konnte sie nicht länger unterhalten, so verhandelte er sie an einen andern, öfters unterhielten auch zwei bis drei Kameraden ein solches Mädchen, andere tauschten ihre Maitressen gegenseitig aus, worauf der eine oder der andere noch einige Pokale Wein zum Besten geben mußte; dies alles mußten sich die armen Geschöpfe wohl gefallen lassen, waren manchmal auch mit dem Tausch ganz zufrieden. Diese Mädchen sprachen außer dem Corfiotischen neugriechisch, gewöhnlich etwas gebrochen venetianisch, lernten aber bald einige französische Worte plappern; sie hatten in der Regel einen natürlichen scharfen Verstand, waren aber in allen Dingen, die practische Liebe ausgenommen, im höchsten Grad unwissend, keine konnte schreiben oder lesen, selbst nicht die, welche wohlhabenden Familien angehörten, eben so wenig konnten sie nähen oder stricken, oder auch nur eine Suppe kochen. Den ganzen Tag lagen sie auf den Strohsäcken oder Matratzen wenn sie deren hatten, ihr Unterhalt kostete freilich wenig, da sie fast nichts aßen als Kräuter mit Oel und Citronensaft und etwas Brod und Mischwein, und eine kleine Kammer bewohnten, für welche der jährliche Miethzins wenige Piaster betrug. Die Offiziere und Sergeant-Majors, die eigene Zimmer hatten, nahmen sie meistens zu sich. Trotz dem daß der Sold so lange rückständig war und ausblieb, lebten die Soldaten doch nicht schlecht, ja manche viel besser als ihre Offiziere, da sie mit allerlei Arbeiten, die hier sehr gut bezahlt werden, viel Geld verdienten, außerdem stand die ganze Garnison fortwährend auf dem Feldetat, und erhielt folglich täglich außer dem Brod, ihre Portionen Fleisch, Wein, trockene Zugemüse, Salz, Holz, Essig 2c., das freilich oft schlecht genug von den Fournisseurs geliefert wurde, oft fehlte es auch gänzlich an frischem Fleisch, und man theilte dann gesalzenes oder Speck aus den Magazinen aus. Die Soldaten wurden von den Corfioten nicht selten auf das gewissenloseste geprellt, wenn sie etwas verzehrten oder kauften; man kann sich kaum einen Begriff von der Verschlagenheit, List und Schlauheit der Griechen im Betrügen machen, worin sie Meister sind, man mag sich stellen wie man will und noch so sehr in Obacht nehmen, immer wird man von ihnen übervortheilt; wollte man in Corfu nicht oder wenigstens

nicht so sehr hintergangen werden, so ging man zu den Juden um etwas einzukaufen. Die Sittenverderbniß war unter den Einwohnern Corfus, namentlich den Griechen in einem furchtbaren Grad eingerissen, Sodomiterei war nicht nur etwas ganz Alltägliches, sondern auch ein gewöhnlicher Gegenstand der Unterhaltung unter ihnen, sie suchten diese schmutzigen ekelhaften Gelüste auf alle Weise zu befriedigen, junge Soldaten zu verführen, und wurden öfters **en flagrant delit** in Casematten 2c. ertappt. Ja Kinder im zartesten Alter suchten sie zu ihren unnatürlichen Lüsten zu bekommen, und fanden dabei gar nichts Außerordentliches. Während meines Aufenthalts zu Corfu fiel es vor, daß ein Grieche seine abscheuliche Wollust an einem Jungen unter 3 Jahren zu befriedigen suchte, und als ihn der Commissair Imperial, die höchste Justizbehörde der Insel, deßhalb auf die Galeere schickte, erregte dies eine allgemeine Theilnahme der Einwohner für den: „**Poveretto; ma che gran cosa ha fatto?**“ sagten sie mitleidig, und der Mensch wurde allgemein bedauert. Auch ihre Frauen waren vielen feil, und selbst nicht ganz arme Männer erlaubten für einige Piaster, daß man ihren Ehehälften einen Besuch abstatten durfte.

Die griechischen Kirchen und der griechische Gottesdienst haben ein eigenes, nicht sowohl feierliches als mehr mysteriöses Wesen, wozu auch das Verlegen des Hochaltars hinter den meistens vergoldeten Thüren, die Gitterlogen der Frauen, die in den Kirchen gestreuten aromatischen Blätter und Blumen, das ewige Räuchern und Beräuchern eines jeden sich in denselben befindenden Individuums, er sey Grieche, Katholik, Protestant, Türke, Jude oder Heide, die oft so sonderbaren Gemälde auf Goldgrund, das ewige düstere Halbdunkel und Kerzenlicht, das näselnde Singen der Chormänner, die seltsamen Trachten der Priester und Laien das ihrige beitragen mögen. Es war mir anfänglich als ich diese Tempel besuchte, immer als wäre ich in dem Oratorium eines orientalischen Zauberers.

Die in Corfu lebenden venetianischen Familien hatten so ziemlich die Sitten und Gebräuche des Mutterstaates beibehalten und brachten die Tage und Nächte meistens in ihren Cassinis und Kaffeehäusern zu, wo sie wie auf dem Markusplatz zu Venedig kannegieserten und politisirten, auch gestatteten sie ausnahmsweise Fremden Zutritt in ihren Häusern. Ich hatte bald die Be-

kanntschaft eines Grafen Mocenigo, eines äußerst interessanten, höchst wissenschaftlich gebildeten Mannes gemacht, dessen Familie aus Venedig stammte und der mich bat, sein Haus wie das meinige zu betrachten, mir auch seine auserwählte Bibliothek zur Verfügung stellte und mir über alles was ich von der Insel Corfu zu wissen wünschte, die beste Auskunft gab. Der Mann hatte einen großen Theil Europas, die asiatische Türkei und auch einen Theil von Deutschland bereist, nämlich Oestreich. Er führte mich in ein venetianisches Casino ein, wogegen ich ihm Zutritt in dem französischen Liebhabertheater verschaffte, das ihm viel Unterhaltung gewährte.

Das behagliche Leben in Corfu war mir zwar nicht unangenehm, aber ich fand es viel zu ruhig und zwecklos, als daß es mich hätte befriedigen können, auch mußte ich gar manches, und namentlich Journale, Zeitungen und die Neuigkeiten der Litteratur überhaupt entbehren, da die Communication mit dem Festland äußerst schwierig war und immer seltener Schiffe aus Italien ankamen, aus Frankreich aber fast gar keine; ich entsinne mich nur einer einzigen Fregatte aus Toulon, die die ersten Kartoffeln, eine auf der Insel noch gänzlich unbekannte Pflanze, für die Garnison, aber nicht zum verspeisen, sondern zum anbauen brachte, da jedes Regiment und jede Compagnie brach liegende Ländereien in der Nähe der Stadt angewiesen bekommen hatte, um sie zu ihrem Nutzen mit Gemüse zu bepflanzen. Alles was Kleidungsstücke, Stiefeln, Schuhe, Hüte rc. betraf, war ungeheuer theuer, ein Paar Suwarowstiefeln bezahlte man mit 60 — 70 Piaster, für einen Hut ebenso viel, andere Luxusgegenstände waren kaum zu erschwingen; dies rührte daher, weil die Engländer Corfu fast beständig und namentlich in den letzten Jahren, 1812—1814, in immerwährendem Blokadezustand hielten und die Insel umschwärmten. Mehrere englische Linienschiffe, Fregatten, Briggs, Schaluppen rc. kreuzten fortwährend zwischen Corfu und Italien, und paßten mit der äußersten Wachsamkeit allen von dort abgehenden Schiffen und namentlich den französischen oder italiänischen Kanonierschaluppen auf, die den Dienst zwischen Otranto und Corfu regelmäßig versahen, und Depeschen, Briefe, Gelder, Angestellte, Montirungsstücke für die Besatzung an Bord hatten und überbringen sollten. Die Commandanten dieser Schaluppen hatten scharfen Befehl, sobald sie sich in Gefahr befänden in Gefangenschaft zu gerathen,

den Briefsack, an dessen beiden Enden Kanonenkugeln befestigt waren, sogleich in das Meer zu versenken, ebenso das Geldkistchen, in welchem sich in der Regel eine halbe Million Franken in Gold, und mehr, zur Bezahlung des Soldes der Garnison und der Festungsarbeiten befand. Auf diese Art fanden, während Corfu von den Franzosen besetzt war, wohl 15—20 Millionen ihr Grab im Grund des Meeres. Die immerwährende Blokade hatte außerdem noch das Unangenehme, daß man nur sehr selten Nachrichten von dem Festland und den Seinigen erhalten konnte, und daß das einzige Produkt, welches die Insel ausführt, nämlich Oel, endlich ganz werthlos wurde, während alle andern Waaren viermal theurer als gewöhnlich waren; dies verursachte, daß auch die reichsten Familien in große Noth geriethen und weniger Bemittelte sich gar nicht zu helfen wußten. Die Ueberfahrt von Otranto hatte große Schwierigkeiten, und man mußte die äußerste Vorsicht anwenden, sollten die Schaluppen nicht in englische Gefangenschaft gerathen. Zur Abfahrt wurde eine finstere mondlose Nacht gewählt, in welcher der Maestro, ein stark wehender Nordwind, aus vollen Backen blies. Mit diesem Wind fuhr man sobald es völlig Nacht geworden, mit vollen Segeln von Otranto ab und kam dann den andern Morgen, wenn alles glücklich abgelaufen war, in Corfu an. Bei der Ankunft eines solchen Seecouriers gab es allemal große Freude und Jubel in der Garnison und ein Paar fröhliche Tage, denn er brachte Geld, Neuigkeiten und Nachrichten aus der lieben Heimath und auch Avancements mit. Oefters währte es auch wohl drei Monate und länger, bis ein solches Schiff durchwischen konnte, in der letzten Zeit blieben sie fast ganz aus.

Unterdessen hatte ich die Bekanntschaft der Signora Mariana Recupido, Prima-Donna der Opera Seria, gemacht, eine sehr geistreiche, muntere, und reizende junge Frau, aus einer guten florentinischen Familie, ihr Vater war ein Conte Luciano, aber in Dürftigkeit gerathen, daher die Tochter von ihrem nicht alltäglichen Talent und ihrer schönen Stimme den besten Nutzen zu ziehen suchte und, einmal beim Theater, einen der besten Tenore Italiens in Bologna geheirathet hatte. Bald stand ich in einem sehr vertrauten Verhältniß mit dieser Prima Donna, ging ihre Parthien mit ihr durch, und führte sie auch bei der Familie Brüge ein, wo ich das Vergnügen hatte, sie Duette mit meiner liebenswür-

bigen Schülerin Josephine singen zu lassen, und wir dann Terzette mit einander einstudierten. Während ich mit Mariana Recupido, die ihrem Zunamen alle Ehre machte, im Vollgenuß der Liebe schwelgte, vergnügte ich mich noch bei den Präliminarien mit der giovin principiante Josephine.

Herr v. Brüge brachte seitdem er in Corfu war, die heißeste Jahreszeit in der Regel auf dem Lande und zwar an einem von der Stadt ziemlich entfernten Punkt zu. Für diesen Sommer hatte er Pallea Castrizza, ein altes griechisches Kloster, wie es deren noch viele auf der Insel gab, gewählt. Dieser Ort hatte eine wunderschöne, äußerst romantische Lage auf einer kleinen Erdzunge an der Westseite der Insel, war befestigt, und eine hohe Cypressen-Allee führte zu der Höhe, auf welcher das Kloster lag, zu dem man nur über eine Zugbrücke gelangen konnte. Am Fuß des Berges befand sich ein kleiner, zum Landen sehr bequemer Hafen, St. Nicola genannt; um diesen zu schützen und Landungsversuche der Engländer zu verhindern, hatte man eine Batterie auf dem Berg im Garten des Klosters angelegt, und eine Abtheilung Infanterie von etwa 80 Mann hierher beordert. Hr. v. Brüge wünschte, daß ich den Sommer daselbst mit seiner Familie zubringen möchte, und veranstaltete deßhalb, daß mir das Commando dieses Postens auf die Dauer seines Aufenthaltes übergeben, und durch meine Compagnie besetzt wurde. Mir war dies ganz willkommen, denn ich befand mich nicht wohler als in Gesellschaft meiner jungen Schülerin und vermißte die in der heißen Jahreszeit ohnehin nicht sehr angenehme Stadt gerne. Pallea Castrizza liegt ungefähr vier starke Stunden entfernt von derselben, der Weg dahin führt durch sehr malerische, bald felsige, bald waldige und immer sehr gebirgige Gegenden und ist, wie die ganze Insel, sehr uneben. Für Frau v. Brüge, Josephine und das Kammermädchen wurden Maulthiere herbeigeschafft, Hr. v. Brüge, ich und noch ein Offizier ritten den Damen zu beiden Seiten, vier Soldaten trugen mit vier andern abwechselnd das Piano-Forte meiner Schülerin, andere Maulthiere deren Effekten und Matratzen; so bildeten wir mit den Truppen einen abenteuerlichen, halb militärischen, halb patriarchalischen Zug, und die Landleute durch deren Orte wir kamen oder die uns begegneten, konnten sich kein Vorstellung von dem machen, was das für ein vierbeiniges Ding sey, das die vier Soldaten trugen. Auf dem halben Weg, bei dem Flecken Liapades, machten wir einen Halt,

und da die Hitze schon sehr groß war, so wurde erst gegen Abend wieder aufgebrochen und mit der Dämmerung rückten wir in das burgähnliche Kloster ein, dessen bisherige Besatzung in der Nacht abmarschirte. Das große Gebäude war nur noch von zwei griechischen Mönchen bewohnt, von denen der eine, ein oberster Papa, eine Art Abt, und der andere sein dienender Bruder war. Die Kirche die mitten im Klosterhof frei stand, war nach griechischem Gebrauch reich ausgeschmückt und gut unterhalten. Wir theilten uns nun in die Zimmer ein, die keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden und äußerst schlecht schließende Thüren hatten, und nur mit einigen hölzernen Bänken und ein Paar Tischen meublirt waren. Hr. v. Brüge nahm deren ein halbes Dutzend in Beschlag, die in einer Reihe lagen, und mir wurden zwei daran stoßende zu Theil.

Außer den Linientruppen und den Artilleristen befand sich auch noch ein Detachement von ungefähr hundert Albanesern mit zwei Offizieren dieser Truppen in Pallea Castrizza, diese hatten sämmtlich ihr Quartier in einer großen offenen Halle aufgeschlagen, welche am Abhang eines steilen Felsens am Meer lag und auf beiden Seiten durch Palmen beschattet wurde. All diese Truppen standen direkt unter meinem Commando. Nachdem wir uns gehörig installirt hatten, nahmen wir ein Abendessen, dessen Hauptbestandtheile frische Seefische und Langustien (eine Art große Seekrebse) ausmachten, den Wein dazu mußte der alte Klosterpapa liefern. Da in der Bucht von Pallea Castrizza eine bedeutende Fischerei war, so ließ sich Frau v. Brüge jeden Morgen die frisch gefangenen Fische präsentiren, und wählte die delikatesten derselben aus, die dann zum zweiten Frühstück zubereitet wurden. Nie habe ich köstlichere Fische gegessen wie hier, auch hatte Frau v. Brüge einen trefflichen Koch mitgenommen. Der Fischfang war so ergiebig, daß jeden Tag für viele hundert Piaster nach Corfu getragen und daselbst verkauft wurden, und die Hummern und Langustien hatten ein sehr wohlschmeckendes und zartes Fleisch, so auch das Muschelwerk. Frisches Fleisch, aber nur Ziegenfleisch, Wein, Hülsenfrüchte, Salz, Essig, Brod rc. für das Detachement lieferte ein Bauer aus dem nahgelegenen Dorf Spagus auf Kosten der Lieferanten in Corfu, wir erhielten aber Ochsen- oder Kuhfleisch, weißes Brod und andere Victualien alle zwei Tage aus der Stadt, Wein, Oel und andere

Ingredienzien für die Offiziere mußte das Kloster in hinreichender Quantität und guter Qualität geben, weßhalb auch dessen Papa, so wie weil ihm die Besatzung auch in manch anderer Hinsicht ein Dorn im Auge seyn mochte, dieselbe sehr ungern sah und nicht aufhörte, jeden Commandanten derselben zu versichern: daß es die **maledetti Inglesi** niemals wagen würden, hier an dem vom heiligen Nicolaus beschützten Kloster eine Landung zu versuchen. Da mir der alte Pfaffe fast so oft er mich erblickte, dieselbe Litanei wiederholte, so sagte ich ihm ernstlich, er möge sich deßhalb nur an Se. Excellenz den Gouverneur-General Donzelot wenden, der seiner Versicherung gewiß Glauben schenken würde. Der gute Papa war außerdem ein gewaltiger alter Sünder, der trotz seiner siebzig Jahre jede Woche mehrere Weiber aus den umliegenden Dörfern empfing, die sich von ihm exorcisiren ließen, wobei er dann, wie die zusehenden Soldaten bemerkt haben wollten, allerlei Manoeuvres und Handgriffe machte, um den Teufel aus dem Leib derselben zu treiben. Ein griechisches nicht mehr sehr junges Weib kam regelmäßig alle 14 Tage mit einem Korb voll ausgesuchter Victualien, um sich den Teufel, von dem sie besessen war, austreiben zu lassen. Der Papa, der weder schreiben noch lesen konnte, machte nun seine Faxen mit einem griechischen Crucifix und murmelte allerlei griechische Gebete und Formeln, das Weib gerieth nach und nach in die furchtbarsten Convulsionen, brüllte unverständliche Worte, heulte, warf sich auf die Erde nieder, und nun sagte der Pfaffe in gebrochenem venetianisch: „Sehet, gute Christen, welche Mühe es mich kostet, diesen Teufel zu bekämpfen, und wie sehr er sich sträubt und zur Wehr setzt, auch gelingt es mir nie, ihn ganz aus dem Körper der armen Frau zu treiben; bis in die große Zehe bringe ich ihn wohl, aber auch nicht weiter, und so wie sich, sobald die Frau weg ist, die Kraft meines Gebets und des Crucifixes nach und nach wieder verliert, so steigt auch der Böse allmählig in die Höhe, bis er ihr endlich wieder im Kopf sitzt.“ — Das Weib fiel zuletzt höchst ermattet in einen bewußtlosen Zustand, in dem sie über eine halbe Stunde blieb. Mehrmals habe ich mit der Familie Brüge diesem Schauspiel beigewohnt, und jemehr der Pfaffe den Körper der Frau mit dem Crucifix bestrich, desto wüthender gebärdete sich dieselbe. „Sehet, sehet, rief der Papa dann aus, was der Teufel für Sprünge in ihrem Leib macht.“ Oefters exorcisirte er aber auch

tête à tête ins Geheim: was dann der Teufel für Sprünge gemacht, mögen die Götter wissen.

Unser Tagwerk in Pallea Castrizza war so ziemlich jeden Tag dasselbe, morgens früh vor 5 Uhr stand ich auf, um 6 Uhr machte ich eine Promenade mit den Damen den Berg hinab längs dem Meeresufer oder auf eine der ringsumliegenden Höhen, öfters zu den Ruinen eines alten Schlosses, Castello S. Angelo genannt, das auf einem hohen Felsenberg unserm Kloster gegenüber lag, und wo ein Telegraph, der mit der Stadt correspondirte, angebracht war, um alle sich von dieser Seite nähernden feindlichen Schiffe sogleich signalisiren zu können. Besuchten wir nahe liegende Dörfer, so waren wir bald von dessen Bewohnern umringt, die uns als wilde oder-Wunderthiere anstaunten, mit denen wir uns nicht verständigen konnten, da Niemand von uns das Neugriechische sprach, von dem ich kaum ein Paar Worte aufgefangen hatte. Gegen 9 Uhr kamen wir in der Regel zurück, denn es fing dann schon an glühend heiß zu werden, und setzten uns zu einem delikat zubereiteten Frühstück, bei dem frische Fracazani-Feigen, Wassermelonen und andere Südfrüchte nie fehlten. Nach dem Frühstück ertheilte ich Josephinen ein Paar Stunden Unterricht in der Musik, aber jetzt nicht ohne Unterbrechungen wenn sich die Gelegenheit darbot, denn ich gab ihr nun auch Unterricht in der Liebe, und zwar in der practischen, während sich Papa und Mama bald nach dem Frühstück zur Siesta niederlegten, und die große Hitze in ihrem Schlafgemach verschliefen. Wir begaben uns dann erst gegen Mittag jedes in sein Zimmer zur Ruhe. Während wir Accorde auf dem Piano anschlugen, harmonirten wir oft Mund auf Mund, mit minutenlangen Gluthküssen, endlich verstummte Clavier und Gesang ganz und wir lagen einander wonnetrunken in den Armen, während die Eltern einer süßen Ruhe pflegten. Das Mädchen, eine Silphydengestalt, war wegen der großen Hitze äußerst leicht in ein Gewand von Cambrigde oder Mousselin gekleidet, unter dem sie höchstens, und das nicht immer, noch ein linnenes Unterröckchen über dem Hemd trug, so daß sich ihre schönen Formen sehr deutlich zeichneten und das Kleid einen antiken Faltenwurf annahm. Indessen wagten wir viel, denn wie leicht hätte uns Papa oder Mama in einem so Gott und die Welt vergessenden Zustand überraschen können. Später schlichen wir uns öfters in die vergitterten Frauenstühle der

Klosterkirche, und fröhnten in diesem heiligen Dunkel der cytherischen Göttin. Gegen Abend, wenn alles wieder aufgestanden war und Toilette gemacht hatte, fanden wir uns wieder zusammen, musicirten bis zum Mittagessen, das um 6 Uhr eingenommen wurde, worauf wieder Promenaden folgten, nach denen man bis lange nach Mitternacht im Klosterhof weilte, dem Gesang der Albaneser zuhörend, die recht schöne Melodien und mehrstimmige Lieder in ihrer Sprache sangen und mit Zithern und Lauten begleiteten. Bisweilen las ich den Damen etwas vor.

Oefters ritt ich nach Corfu, um daselbst allerlei Kleinigkeiten für die Damen zu besorgen und einzukaufen. Da Josephine auch recht artig zeichnete, so kamen wir auf den Gedanken, ein kleines Puppentheater zu malen, um mehr Abwechselung in unsere Unterhaltung zu bringen. Als ich um Farben zu diesem Zweck zu kaufen nach Corfu geritten war, und mich in die Calle verte zu einem Farbenverkäufer begeben wollte, hörte ich plötzlich ein starkes Getöse, das ein Geräusch verursachte, dem gleich wenn ein Paar Pferde mit einem Wagen auf dem Straßenpflaster durchgegangen sind; da es aber in Corfu, den Artillerietrain ausgenommen, der nur bei Revüen thätig war, gar kein Fuhrwerk gab, so war dies nicht wohl annehmbar. Zugleich sah ich alle Leute mit angstvollen Gesichtern vorüberspringen, trat deßhalb in eine offen stehende Cantine (Weinschenke), um zu fragen was dies bedeute, wo ich aber Pokale und Gläser auf den Tischen wankend und klirrend fand, und die Leute schrieen terramuoto, terramuoto! (Erdbeben), stürzten, mich über den Haufen stoßend, nach der Thüre, um nach der nächsten Kirche zu rennen, ich aber der jetzt begriff was es war, lief eiligst nach der nahen Esplanade, aber bevor ich dieselbe noch erreichte, hatte das Geprassel und die Erschütterung schon aufgehört, denn das Ganze währte nur wenige Secunden. Noch lange nachher waren aber Straßen und Kirchen, und namentlich die des heiligen Spiridion, voll Menschen, die auf dem Boden liegend inbrünstig zu dem Schutzheiligen beteten. Bei dieser Gelegenheit bekam ich auch viele der vornehmen griechischen Frauen und Mädchen zu sehen, die entschleiert in die Kirchen rannten, und unter denen sich manche ächt antik-griechische Schönheit befand. An das Farbenkaufen war für diesen Tag nicht mehr zu denken, da alle Buden schnell geschlossen wurden

und es den ganzen Tag blieben. Die Garnison hatte schnell ausrücken müssen, und bivouaquirte zweimal 24 Stunden auf der Esplanade, da sich solche Erdstöße auf den jonischen Inseln nicht selten in den nächsten 24 Stunden 3 bis 4mal wiederholen. Das Erdbeben war sehr stark und bedeutend gewesen, mehrere Häuser waren eingestürzt und ihre Bewohner, die sich nicht schnell genug hatten retten können, waren erschlagen worden, auch mehrere noch von der letzten türkischen Belagerung in Ruinen stehende Gebäude waren nun völlig zusammengefallen. Viele Personen hatten sich auf die Schiffe in der Rhede geflüchtet, auf denen man die nämliche erschütternde Bewegung wie auf dem Lande verspürte. Noch denselben Nachmittag jagte ich nach Pallea Castrizza, wo ich alles in großer Bestürzung und die Besatzung vor dem Kloster campirend fand, so auch Hrn. v. Brüge und seine Damen, nur die beiden Mönche und einige Griechen lagen noch betend in der Kirche auf den Knieen. Ich mußte nun Bericht über das was in der Stadt vorgefallen war, erstatten, und nicht ohne Angst was da kommen könne, begab man sich gegen Morgen zur Ruhe. Nach ein Paar Tagen war alles wieder im gehörigen Gleis, ich ritt abermals nach Corfu, die Farben zu holen, die ich diesmal glücklich mitbrachte, und wir begannen nun Decorationen zu malen. Den andern Morgen sagte mir Josephine bei der Musikstunde, sie habe in Papas Stube ein Papier voll langer Dinger von ganz feiner Blasenhaut gefunden, und als sie sie ihrem Vater gezeigt und gefragt, was denn dies sey, so habe er ihr sehr unwillig geantwortet: „Einfältiges Ding, das sind türkische Tabaksbeutel, du mußt deine Nase auch in alles stecken;“ ich glaube es aber nicht, fuhr sie fort, und möchte wohl wissen, was dies eigentlich für Dinger sind. — Auch ich konnte mir nicht gleich denken, was es wohl seyn könne, und sagte zu dem Mädchen, sie möge mir nur eines davon zeigen. — Ja wenn ich sie wieder erwischen kann, denn Papa hat sie schnell und aufgebracht weggethan. — Einige Tage darauf brachte sie mir ein solches Ding, indem sie sagte: aber die hat der Vater gut versteckt, sie waren in seinem Portefeuille verschlossen, ich fand sie in einem Bataillonsrapport eingewickelt, und habe ihm eins genommen. — Ich erkannte nun sogleich was es für Beutel waren, hatte mir dies schon halb und halb eingebildet, und da ich von Josephinen selbst wußte, daß Papa mit dem Kammermädchen auf einem intimen Fuß stehen müsse, da

sie gesehen wie er es heimlich geküßt, so konnte ich mir denken, wozu Hr. v. Brüge diese türkischen Beutel gebrauchte, da er einen Scandal fürchtete und vermeiden wollte, und ich fand bald Gelegenheit, seiner Tochter die Nützlichkeit derselben darzuthun.

Als wir uns eines Morgens nach der Musikstunde der großen Hitze wegen in ein altes halbverfallenes Kellergewölbe flüchteten, in das ich vorantrat, da wand sich, kaum eingetreten, eine dicke eiskalte Schlange, die sich von der Thürwölbung herabließ, um meinen nackten Hals, und Josephine that einen lauten Schrei, ich aber packte das eisige Thier mit beiden Händen um den Leib, wobei es mich in die Hand biß; ich riß es mit aller Gewalt herab und trat ihm mit beiden Füßen auf den Kopf, so daß ich denselben zerquetschte. Weder ich noch Josephine, noch die Leute denen ich das Reptil zeigte, wußten, zu welcher Schlangengattung es gehörte, aber einer der hinzukommenden Albaneser wollte es für eine der giftigsten Nattern erkennen, setzte jedoch sogleich hinzu, daß ich nichts zu fürchten habe, da er ein untrügliches Mittel besitze, den Biß unschädlich zu machen und die Wunde zu heilen. Er preßte das Blut heraus, sog es mit seinen Lippen ein, brannte dann mit Schwefelfaden die blutige Stelle, legte hierauf etwas von der geschabten frischen Wurzel eines Krautes darauf, und verordnete mir recht viel Citronenwasser und ja keinen Wein zu trinken, was ich befolgte; Frau v. Brüge hatte ohnehin jeden Tag eine große Bowle Limonade in dem Speisezimmer stehen, aus der wir ad libitum tranken, und die, so oft sie leer war, wieder gefüllt wurde; Citronen und Limonen kosteten ja nichts, eben so die bittern Pomeranzen, welche die Soldaten hier zu Schuh- und Stiefelwichse benutzten, und das damit frottirte Leder bekam völlig den Glanz des blanken Stahls. Das angewandte Mittel war probat, denn der Biß hatte nicht die geringsten unangenehmen Folgen für mich, ob aber die Schlange wirklich so giftig war, als der albanesische Aesculap vorgab, muß ich dahingestellt seyn lassen.

Was noch einige Abwechslung in unser sonst ziemlich einförmiges Leben zu Pallea Castrizza brachte, wo wir jetzt viele Zeit mit der Decorationsmalerei für das Puppentheater hinbrachten — ich zeichnete die Hintergründe und Coulissen und Josephine malte sie aus — waren die Feste in den umliegenden Dörfern, zu denen wir von den Capi di cinquante und dieci immer feierlich eingeladen wurden, bei denen wir uns einstellten, und wo es recht

fröhlich zuging; dies ist fast der einzige Tag wo der Grieche etwas Warmes und gebratenes Fleisch zu sich nimmt, jeder schneidet sich von einem am Spieß gebratenen ganzen Hammel oder Schwein nach Belieben ab. Das Schweinefleisch und namentlich der Schinken von den mit ausgepreßten Oliven gemästeten Schweinen hat einen ganz vorzüglichen Wohlgeschmack und ein transparentes hornartiges Ansehen. Wir vergüteten die Einladung und das Genossene reichlich, indem wir gar manchen Para, wohl auch Piaster an den klebrigen Mauern hängen ließen. Am abergläubischsten zeigten sich hiebei die Albanesen, die oft einen ganzen Monat ihres Soldes an diesen Mauern hängen ließen; einer dieser wilden Bergkinder, der schon 113 Jahre alt, dennoch bei jeder Musterung wohl bewaffnet erschien, und gleich den andern im Trabe wie eine Heerde Schweine defilirte und seine Pistolen und Gewehre abfeuerte, hatte über 50 Piaster angeklebt oder fallen lassen. Hundertjährige Albaneser sind keine große Seltenheit, woran wohl die große Abhärtung, ein Schafsmantel ist ihr Bett, ihr Obdach ihre Bekleidung und Regenschirm, so wie die außerordentlich mäßige Lebensweise Schuld seyn mag.

Da während unsers Aufenthaltes zu Pallea Castrizza das S. Spiridionsfest in Corfu gefeiert wurde, so redete mir Hr. v. Brüge zu, da ich dasselbe noch nicht gesehen hatte, mich während dieser Zeit in die Stadt zu begeben um demselben beizuwohnen, was mir ganz recht war, da ich bei diesem den Aberglauben und die Pracht der Corfioten und ihrer Frauen in ihrem ganzen Glanze erblicken sollte. Ich nahm Urlaub auf sechs Tage, während welchen ich die feierliche Narrheit mit aller Bequemlichkeit zu beobachten Gelegenheit fand, und schloß mich sogar eine ganze Stunde lang der Procession an, worauf ich aber genug hatte, mich weg und in das nahe venetianische Casino schlich, in welchem ich eingeführt war, und wo ich die Bekanntschaft eines jungen Capo d'Istria, eines Neffen des in russischem Staatsdienste stehenden Ministers dieses Namens machte, der eben so wenig als ich an die Heiligkeit der Mumie glaubte, und sich manche beißende und geistreiche Ironie über die Procession und das Gefolge erlaubte. Er bot mir eine Tasse Chocolade an und lud mich ein ihn öfters zu besuchen. Ich begab mich nun mit ihm in die reich und prächtig ausgeschmückte S. Spiridionskirche, wo wir die Rückkehr des Heiligen abwarteten, fortwährend griechischer Got-

tesdienst gehalten wurde, und die Musik der verschiedenen Regimenter abwechselnd spielte. Dem Eingang zur Vorhalle der Kirche, in welcher die Musik des 14ten Regiments spielte, gegenüber, hörte und sah ein allerliebstes Madonnenköpfchen mit großem Vergnügen dem militairischen Spectakel zu. Capo d'Istria, den ich darum fragte, sagte mir: ach dies ist die schöne Signora Enrichetta Viletta, die Braut des Advokaten Prosalenti, sie hat 30,000 Talari (venetianische Markusthaler) Aussteuer; sie hatte viele Freier, unter andern auch den jungen reichen Dandolo, aber ihr erzliederlicher Bruder, der alles verspielt, hat sie dem widerlichen Prosalenti verhandelt. — Hinter einem Fenster des Vestibüls der Kirche hatte ich Gelegenheit die Reize des jungen Mädchens unbemerkt mit aller Muße bewundern und sie selbst beobachten zu können. Capo d'Istrias Mittheilungen hatten mir die schöne Braut doppelt interessant gemacht, und wie ich aus seinen Reden entnehmen konnte, schien sie ihm auch nicht gleichgültig zu seyn. Er war ein junger interessanter Mann, mit einnehmenden Gesichtszügen, Mitglied der: **Società filodramatica**, welche italiänische Lustspiele und Dramen aus Liebhaberei aufführte, bei der er den jugendlichen Liebhaber nicht ohne Talent spielte, und von der auch ich den kommenden Winter ein thätiges Mitglied wurde und die in Neapel übersetzten deutschen Stücke, namentlich Fiesko, Menschenhaß und Reue, die Indianer in England ꝛc. zur Aufführung brachte. Die Recupido machte aus Gefälligkeit die erste Liebhaberin und gab die Elisabeth im Don Carlos und die Gurli ganz vortrefflich. Ein Meisterstreich wäre es, sagte ich zu Capo d'Istria, wenn man dem Prosalenti die schmucke und reiche Braut wegfischen könnte. — Ach ja, erwiederte er seufzend, aber es ist unmöglich. — Unmöglich? versetzte ich, so lange die Hochzeit noch nicht vollzogen, ist immer noch die Möglichkeit vorhanden, ich gebe nichts auf als die Todten. — Sie sehen das Mädchen gerne? — Freilich. — Und sie wissen daß sie den Prosalenti nicht leiden mag? — Allerdings. — Nun dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn wir sie ihm nicht aus den Klauen reißen sollten. Wann soll die Hochzeit seyn? — In sechs Wochen. — Noch überflüssige Zeit die Sache rückgängig zu machen und das Opfer dem Rachen der Bestie zu entziehen. — Wir verließen nun Arm in Arm die S. Spiridionskirche, grüßten im Vorübergehen die holde Enrichetta ehrerbietig, und erhielten einen freundlichen Dank, gin-

gen aber nur um die Kirche herum und auf der entgegengesetzten Seite wieder in dieselbe, uns abermals hinter das bewußte Fenster der Vorhalle placirend, zeigten uns aber von Zeit zu Zeit wieder an der Thüre der Schönen gegenüber, so daß diese bald unsere Gegenwart bemerkte und lächelte, und nun wurden Blicke gewechselt. Ich sagte jetzt meinem neuen Freund, er möge ein Briefchen schreiben, in welchem er Enrichetten seiner Liebe versichern und ihr erklären solle, daß er sie heirathen wolle; es kostete mich aber große Mühe ihn dazu zu bereden, auch fürchtete er die Rache des Bruders und Bräutigams, wenn diese unglücklicherweise dahinter kämen. — Pah, wenn man einem Mädchen nachstellt, muß man nichts in der Welt fürchten, sprach ich, und fuhr fort: wenn Sie mir die Leitung der Intrigue überlassen wollen, so stehe ich für Alles; schreiben Sie nur das Billet, und dann sorgen Sie für eine alte Hexe, die für ein Paar Zechinen selbst an den Teufel verkuppeln würde. — Capo d'Istria durch mich ermuthigt, verstand sich endlich zum Schreiben, und an solchen alten Weibern vom Mestiero war auch in Corfu kein Mangel, ehe 24 Stunden vergingen war das Geschriebene in den Händen der Braut, die Ueberbringerin, eine alte Griechin, die auch das venetianische gut sprach, brachte wenigstens eine mündliche Antwort, und erzählte etwas umständlich, welche Mühe sie gehabt, die Signora allein zu sprechen, sie zur Annahme des Briefchens zu bewegen, daß es ihr aber endlich sogar gelungen sey, sie zu überreden den Antrag des jungen Herrn anzunehmen, wenn er ihn ausführen könne, denn sie gestehe, daß ihr der bestimmte Bräutigam unausstehlich sey. — Was nun anfangen? meinte Capo d'Istria. — Hier bleibt nichts übrig als eine Entführung, erwiederte ich schnell. — Vor dieser aber scheute er wieder und willigte erst ein als ich ihm erklärte: ich wolle auch die Ausführung und die Gefahr derselben übernehmen, die Hauptsache sey vorerst, sich der Einwilligung des Mädchens zu versichern. Die alte griechische Hexe, die bereits zwei Zechinen zum Geschenk für ihre Bemühungen erhalten hatte, war auch bereit ihr möglichstes zu thun, die Signora Enrichetta dazu zu vermögen.

Das S. Spiridionsfest war vorüber und ich sollte nun nach meinem einsamen Pallea Castrizza zurückkehren, aber ein anderes, weit wichtigeres Fest war vor der Thüre, das Napoleons (der 15te August) und sollte recht prächtig gefeiert werden, namentlich durch ein Seeturnier, welches die Offiziere der Marine in

der Rhede von Corfu zu geben beabsichtigten, sodann war Souper und Ball bei dem Gouverneur, nebst Feuerwerk und was dazu gehörte. Ich erbat mir noch einen 14tägigen Urlaub, mehr wegen der beabsichtigten Entführung als um dem Napoleonsfest beizuwohnen, ritt aber noch vorher nach Pallea Castrizza, wo ich mit Sehnsucht erwartet wurde. Da ich aber auch an dem Seeturnier, gleich mehrern Offizieren von den Landtruppen, thätigen Antheil nehmen wollte, so theilte ich dies Hrn. v. Brüge mit dem Bemerken mit, daß ich schon den nächsten Tag wieder in die Stadt müsse, um mich zu der bevorstehenden Feierlichkeit gehörig einzuüben, wozu aber die Damen und besonders Josephine nicht das freundlichste Gesicht machten. Von der projektirten Entführung ließ ich kein Wörtchen fallen, beides wurde indessen auf das emsigste betrieben. Ich war zwar ein guter Schwimmer, dies war aber nicht hinreichend um Ehre bei den Turnier einlegen zu können. Die stechenden, ganz in buntes Papier gekleideten Ritter mußten auf einem kleinen sehr schmalen runden Brett, das an dem Hintertheil einer Barke, wenigstens einige dreißig Fuß hoch angebracht war und durch zwei schmale Balken gehalten wurde, Posto fassen, während das Schiffchen durch 24 Ruderer pfeilschnell getrieben wurde, mit einer langen hölzernen Lanze auf den Schild des anfahrenden Gegners einen kräftigen Stoß thun, und so suchen ihn hinab in das Meer zu stürzen. Wir probirten nun mehrere Tage dies Manoeuvre, aber auf gewöhnlichen Barken, wo man nicht viel höher als das Hintertheil des Schiffes war, stand, dabei waren wir ganz nackend, hatten vier Schuh hohe Schilder und zehn Schuh lange Lanzen. Bei diesen Proben lief alles ziemlich gut ab, ich fiel nur selten einmal in das Wasser und stieß meine Gegner mehrmals hinab; aber dies war nur eine Finte von den Marineoffizieren, diese Seeratten hatten sich verschworen die Landratten — so titulirten sich gegenseitig die Marine- und die Landtruppen — die es wagten mit ihnen in die Schranken treten zu wollen, auf das Eis und tüchtig heimzuschicken.

Während der Zwischenzeit ritt ich indessen oft am Abend nach Pallea Castrizza und kehrte am Morgen nach Corfu zurück, wo ich mich dann mit Capo d'Istria in die Vorhalle der Spiridionskirche begab, und wir uns an der Thüre derselben blicken ließen, sobald wir sicher waren, daß der **Sposo in spe** nicht anwesend war. Wir correspondirten nun vermittelst der Finger- und Zeichen-

sprache mit der mit uns einverstandenen holden Enrichetta, und die Entführung, zu der sie endlich, durch Briefe und Zureden der Alten bestürmt, eingewilligt, wurde auf den 15. August, dem Napoleonstag selbst festgesetzt, und zwar sollte sie auf dem Ball, den der Gouverneur an diesem Tag jedesmal gab, vollführt werden, da man daselbst die Abwesenheit der Signora nicht sogleich bemerken würde. Um jedoch sicher zu seyn, daß sie dem Ball beiwohnte, begab ich mich zum Chef de l'état major, Bauduy, um zu erfahren, ob die Vilettas, mit den andern venetianischen Familien, die man gewöhnlich zu diesem Feste zog, eingeladen seyen, und wenn dies der Fall nicht wäre, dies zu veranlassen. Zu meiner Freude fand ich sie auf der Liste der Geladenen stehen, und daß sie kommen würden, war die Sache der Signora.

Der 15. August war endlich herangekommen, und Alles sowohl zu dem Turnier wie zur Entführung gehörig vorbereitet. Hr. von Brüge kam nebst den Seinigen gleichfalls am frühen Morgen in die Stadt, der Parade und der Feier beizuwohnen. Nachdem alles militärische Gepränge, mit Kanonendonner 2c. begleitet, vorüber war, schickte man sich zu dem Seeturnier an, das um 4 Uhr Nachmittags beginnen sollte. Der Senat von Corfu hatte auf Kosten der Stadt mehrere Preise für die Sieger ausgesetzt, von denen der erste eine Brillantnadel von ungefähr 4000 Franken an Werth war. In der Rhede zwischen Corfu und Vido bildeten eine bedeutende Zahl Schiffe jeder Gattung und verschiedener Größe, alle beflaggt und bewimpelt, einen großen Halbkreis, der sich an seinen beiden Enden an das Ufer anschloß, auf dem ein bretternes Amphitheater errichtet war, auf welchem die Zuschauer Platz nahmen, für die Generalität, Stabsoffiziere, Damen der Garnison und vornehmen Corfiotinnen waren eigene, mit Teppichen behangene Logen eingerichtet. Zwei Fregatten schlossen die Mitte des Halbkreises, auf diesen hatten die Kampfrichter so wie die Musikchöre und die Admiralität und nichtthätigen Seeoffiziere Platz genommen, auf den andern Schiffen waren ebenfalls viele Zuschauer placirt. Die 24 Kampfbarken waren je 12 auf beiden Seiten in Schlachtordnung aufgestellt, aber es waren ganz andere als auf denen wir die Proben gehalten hatten, und die runden Brettchen, auf welchen kaum ein Mann Platz zum Stehen hatte, waren so hoch, daß sie bei der geringsten Bewegung schwankten, und man auch ohne einen Stoß schon Mühe hatte, sich auf denselben zu erhalten,

wenn man nicht wie die Marine an ein solches Schwanken durch das Klettern auf den Segelstangen und Mastbäumen gewöhnt war. Die Barken rechts waren roth und weiß, und die links blau und weiß angestrichen, auf einer jeden befanden sich ein Paar Tambours. Die turnierenden Ritter waren meistens in spanischem Costüme, und hatten goldne oder silberne Helme mit hohen Federbüschen auf dem Kopf. Alles war aber, so wie die ganze Kleidung und sogar die Stiefeln von Papier, aber so gut und so täuschend nachgemacht, daß man schon in einer Entfernung von wenig Schritten dies nicht bemerken konnte. Es war nöthig daß die Kleider aus diesem fragilen Stoff bestanden, damit sich derselbe sogleich auflöste, wenn man ins Meer fiel, und dessen entledigt, ungehindert schwimmen konnte. Als ich auf meinem Brettchen Posto gefaßt hatte und sich die Barke in Bewegung setzte, da war es ein ganz anderes als bei den Proben, wo wir kaum 3 Schuh über dem Wasser gestanden, und ich hatte die größte Mühe, nicht von dem in der Luft schwebenden Brettchen, das nicht viel mehr Raum als eine große runde Schüssel hatte, hinabzustürzen. Jetzt donnerte die Kanone los, die das Signal zum Abfahren gab, alle Tambours und die Musik fielen mit dem von mir componirten Sturmschritt ein, alle Ruder auf einen Schlag in das Wasser, und die 24 Barken fuhren pfeilschnell gegeneinander. Nur mit der größten Mühe gelang es mir noch, meine Lanze gehörig einzulegen, aber bald schwindelte mir, es wurde ganz schwarz vor meinen Augen, Hören und Sehen verging mir, und kaum von meinem Gegner berührt, stürzte ich fast bewußtlos in die See hinab, wo mich ein zu diesem Zweck bereitstehender Nachen auffischte und in das Garderobeschiff, wo wir uns angekleidet hatten, brachte. Glücklicherweise war ich nicht der Einzige dem es so ergangen war, alle Landoffiziere, acht an der Zahl, hatten gleiches Schicksal gehabt, und keiner verspürte Lust, sich nochmals anzukleiden, wie es die herabgestoßenen Seeoffiziere machten, um das Spiel von vorn zu beginnen, sondern wir versteckten uns hinter den übrigen Zuschauern, nachdem wir unsere gewöhnliche Kleidung wieder angelegt, und sahen dem noch über zwei Stunden dauernden Kampf nun recht behaglich zu, bis endlich ein auf dem Admiralitäts-Büreau angestellter Beamter, der zuerst zwölf Gegner hinabstürzte, den ersten Preis errungen hatte, die beiden andern Preise erhielten zwei Marine-Offiziere, welche nach

ihm die meisten Ritter in das Meer warfen. Als dies Turnier beendigt und die Preise unter Vivatgeschrei und dem Schmettern der Trompeten und Pauken vertheilt waren, begannen die Matrosen noch ein Wettspiel, welches darin bestand, auf einem langen Mastbaum, der horizontal von dem Hintertheil eines Schiffes etwa 20 Fuß lang in das Meer ging, und mit Seife sehr glatt gemacht war, mit bloßen Füßen und nackt dessen äußerste Spitze zu erreichen, und den daran hängenden Hut wegzunehmen, auf was eine Belohnung von 500 Franken gesetzt war. Vier solcher Maste und Hüte waren ausgesteckt, aber viele hundert Matrosen purzelten ins Meer bevor es einem gelang, den Hut zu erhaschen. Bis in die sinkende Nacht amüsirte die Soldaten, Seemänner und den Janhagel von Corfu dieser letzte Theil des Schauspiels, bei dessen Beginn sich die meisten andern Zuschauer und Damen en[illegible]nten.

Ich war ebenfalls vor dessen Beendigung weggegangen und hatte mich in meine Wohnung begeben, um mich zum Ball und zu der Entführung bereit zu machen. Da mit der Retraite alle Wasser- und Landthore geschlossen wurden, so war ich mit Capo d'Istria übereingekommen, die Entführte bis Tagesanbruch in meinem Qu[illegible]er, wo man sie sicher nicht suchen würde, zu beherbergen, und [illegible] sie eine griechische Mannskleidung anlegen und dann mit dem Oeffnen der Thore auf einem Maulthier die Stadt verlassen sollte, um sich von Capo d'Istria und mir begleitet nach dem Do[illegible]agus zu begeben, wo ich ein Häuschen für sie in Bereitschaft hatte setzen lassen. Wir hatten Mitternacht zur Stunde der Entführung bestimmt, damit unsere Abwesenheit nicht zu früh bemerkt werden konnte. Auf dem Ball tanzte ich mehrere Contretänze mit ihr und die Montfarinen tanzte sie abwechselnd mit ihren beiden Bräutigams. Als der entscheidende Moment nahte, wurde ihr doch nicht ganz wohl bei der Sache, und ich hatte alle Mühe, ihr während dem Tanz Muth einzusprechen. Gleich nach dem letzten Contretanze, nach dem Prosalenti eine Montfarine mit einer französischen Offiziersdame tanzte, und also seine Braut nicht in den Augen haben konnte, mußte der Schritt gethan werden, und halb gutwillig, halb mit Gewalt zog ich Enrichetta durch einige Seitenzimmer an eine Hintertreppe des Gouvernementspallastes; Capo d'Istria folgte uns auf dem Fuße nach, und so liefen wir

in meine, sich nahe bei der Porta Reale befindliche Wohnung, in der die Signora Viletta beinahe ohnmächtig auf einen Stuhl niederfiel, und wir alle Mühe hatten sie zu beruhigen. Capo d'Istria mußte jedoch schleunig wieder auf den Ball zurückkehren, damit er daselbst gesehen wurde und so kein Verdacht auf ihn fallen konnte, sobald man das Mädchen vermißte, bei der ich nun allein blieb, und mein möglichstes that, sie zu trösten und zu beruhigen, wobei ich es an den hiezu nothwendigen Liebkosungen nicht fehlen ließ, die sich aber nur auf ein mitleidiges in Arm nehmen, ein an mich drücken und einige Küsse auf die Stirn und die von Thränen benetzten Wangen beschränkten, was die holde Enrichetta in ihrer Angst ruhig geschehen ließ. Die griechischen Mannskleider lagen bereit, sie mußte sich bequemen sie anzulegen, wobei ich ihr bestens behüflich war, und dabei mußte ich natürlich in allerlei Berührungen mit ihr kommen, die mir das ohnehin schon heiße Blut noch vollends in Wallung brachten. Minutenlang fühlte ich ihr Herz an meiner Brust klopfen, und wer weiß was weiter geschehen wäre, wenn man nicht gerade gewaltig an der Hausthüre geklopft hätte. Es war Capo d'Istria, der, nachdem ich selbst geöffnet hatte, fast athemlos hereinstürzte und uns ankündigte, daß das Verschwinden der Braut bereits wahrgenommen worden sey und man allenthalben nach ihr suche. Er selbst habe noch mit Prosalenti gesprochen, um allen Verdacht von sich zu wenden; wenn wir nur jetzt schon glücklich zur Stadt hinaus wären, meinte er, und war dabei in einer solchen Aufregung daß er, das Mädchen küssend, kaum bemerkte, daß sie sich bereits in einen holden griechischen Knaben verwandelt hatte. Mein Bursche, den ich auf die Lauer gestellt hatte, um mir Rapport zu machen sobald das Stadtthor geöffnet würde, kam endlich gesprungen dies zu melden, und wir verließen nun alle drei meine Wohnung, kamen unangehalten durch die Porta Reale, eilten nach Castrades, wo wir ein Maulthier gesattelt fanden, auf dem sich Capo d'Istria sammt seiner schönen Beute davon und auf den Weg nach Spagus machte. Ich blieb noch bis gegen Abend in der Stadt und hörte daß diese Entführung, deren Urheber man noch nicht kannte, und bei der man den einen oder andern Offizier von der Garnison im Verdacht hatte, da es so häufig vorkam, daß diese Mädchen und Frauen entführten, ein gewaltiges Aufsehen machte, da die Entführte eine reiche Braut war. — In Vallea Castrizza an-

gekommen, erzählte ich die Sache der Familie Brüge, die nicht zum Ball geblieben war, als eine große Neuigkeit, ohne zu erwähnen welchen Antheil ich an derselben gehabt. Längere Zeit wußte Niemand was aus der Entführten geworden war, mit der sich Capo d'Istria ein Paar Tage nach der Entführung in aller Stille hatte trauen lassen, und seine junge Gattin, die fortfuhr heimlich in Spagus zu wohnen, jeden Abend heimsuchte. Nach mehrern Wochen wurde das Geheimniß jedoch entdeckt und man wußte allgemein, daß Capo d'Istria der Entführer gewesen. Dieser fand nun für gut, sich auf das feste Land nach Albanien zu flüchten, um vorerst den Dolchen der Viletta und Profalenti zu entgehen, und als man herausgebracht, daß ich bei der Geschichte sein Helfershelfer gewesen, erhielt ich von Sr. Excellenz dem Gouverneur General Donzelot einen Wischer. Bevor Capo d'Istria die Insel verließ, gab er seine junge Frau auf meinen Rath der Frau von Brüge zur Obhut, welche sich auf meine Verwendung dazu bequemte, die Hütung der hübschen Signora zu übernehmen. Josephine hatte nun eine angenehme Gesellschafterin und ich eine Unterhaltung mehr, denn es gelang mir bald es da fortzusetzen wo ich am Abend der Entführung unterbrochen worden war. Aber Josephine merkte Unrath, und brachte es bei ihrer Mutter dahin, daß die junge Frau wieder aus dem Haus und zu einer nahen Anverwandtin ihres Mannes gebracht wurde, wo ich indessen öfters Gelegenheit fand sie zu besuchen.

Längst hatte ich gewünscht, von den übrigen jonischen Inseln doch wenigstens das Vaterland des Odysseus, die Insel Thiaki (Ithaka), kennen zu lernen, aber dieses schien unausführbar, da unsere Erzfeinde, die Engländer schon längst im Besitz derselben, so wie aller andern Inseln, Corfu und das kleine Paxo ausgenommen, waren. Der Graf Mocenigo meinte aber, daß das Projekt dennoch ausführbar sey, wenn ich die Insel incognito und als Grieche oder Albanese verkleidet besuche. Ich theilte Hrn. v. Brüge mein Vorhaben mit, der meinte, es sey ein sehr gewagtes Unternehmen, indem ich leicht den Engländern in die Hände fallen könne. Ich ließ mich dadurch jedoch nicht abhalten, erbat mir einen 14tägigen Urlaub vom Gouverneur, angeblich um Paxo und Parga zu besuchen, da mir nach Thiaki natürlich keiner bewilligt werden konnte, doch wußte der General Donzelot um mein Vorhaben, das er aber ignorirte, und meinte, die Folgen die es

haben könnte, hätte ich mir selbst zuzuschreiben. Ich fuhr nun als ein ziemlich armer Grieche gekleidet, auf einer Barke nach Paro, das nur wenige Miglien südlich von Corfu liegt, und brachte daselbst eine Nacht und einen halben Tag zu. Diese kleine Insel ist sehr bergig, liefert aber das beste Oel aller Inseln und viel sogenanntes Johannisbrod, sie zählt etwa 6000 Einwohner, die sich erst kürzlich, von englischen Agenten verführt, gegen das französische Gouvernement empört, und eine kleine englische Besatzung aufgenommen hatten. Wir eroberten aber die kaum 6 Stunden im Umfang habende Insel mit 3 Compagnien wieder, das englische Detachement, etwa 80 Mann, gefangen nehmend, und zwölf Parioten, welche die Rädelsführer bei der Sache gewesen, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und auf der Esplanade zu Corfu erschossen, nachdem sie die Nacht vorher noch in einer der Kirchen auf diesem Platz zugebracht hatten. Die Parioten behaupten, der Apostel Paulus habe sich längere Zeit auf ihrer Insel aufgehalten, deren er in einem seiner Briefe erwähnt. Eine kleine halbe Stunde unter Paro liegt Antiparo, ein Inselchen, das keine Stunde im Umfang hat und nur von einigen Schwein- und Ziegenhirten sammt deren Heerden bewohnt oder vielmehr besucht wird.

Von Paro fuhr ich nach Parga, das an der albanesischen Küste auf einem hohen Felsen, Paro gegenüber liegt, eine Garnison von einigen hundert Mann und einige Artillerie hatte, und etwa 5000 Einwohner zählte. Der Commandant, dem ich mein Vorhaben mittheilte, rieth mir, einen zuverläßigen landeskundigen Albaneser von der Garnison mitzunehmen, der außer dem neugriechischen auch etwas venetianisch spreche, und den er mir mitgeben wolle. Mit Dank nahm ich dieses Anerbieten an und fuhr den folgenden Tag auf einer Fischerbarke längs der Küste bis nach Prevesa, eine Stadt mit einem Fort, die etwa 6000 Einwohner zählt. Von da schifften wir nach Vonitza über, eine auf einem steilen Felsen liegende Festung, von der wir unsere Reise zu Fuß immer längs der Küste hin fortsetzten, durch verschiedene türkische Flecken kommend, wobei mir mein Albaneser treffliche Dienste leistete, denn ich wüßte nicht wie es mir ohne ihn ergangen wäre. Endlich kamen wir an einen, Thiaki gegenüber liegenden Ort, von dem wir in einer Barke nach dem ehemaligen Reich des Odysseus, das kaum 15 Stunden im Umfang hat, übersetzten. Jetzt mochten etwa 9—10,000 Menschen auf der mit vielen Oel-

ven=, Cypressen=, Orangen=, und Granatbäumen besetzten Insel wohnen, deren vorzüglichstes Produkt Corinthen sind, die hier von außerordentlicher Güte reifen und von denen jährlich über 100 Centner ausgeführt werden. Ich durchstrich die Insel mit meinem Begleiter, dem ich täglich 2 türkische Piaster gab, nach allen Richtungen, bei jedem Tritt denkend: hier mögen wohl auch Odysseus und Telemach gewandelt und gehandelt haben. Nachts brachten wir gewöhnlich im freien Feld, manchmal auch in einem griechischen Kloster zu. Der größte Ort auf der Insel heißt Bathi, er liegt an einem Meerbusen und hat nicht übel gebaute zweistöckige Häuser, die ziemlich gut unterhalten sind. Die Frauen und Mädchen hier haben ein blühendes Aussehen, sind meist gut gewachsen, und werden auch nicht so eingesperrt gehalten wie auf den übrigen Inseln. Um den Ort herum liegen Weinberge, Olivenbaumstücke, und auf den Anhöhen mehrere achtflügelige Windmühlen. Bathi hat auch einen Hafen, mitten in demselben steht ein Kloster nebst einer Kirche auf einer kleinen Insel, S. Salvator genannt. Auf der rechten Seite von Bathi, der kleinen Insel gegenüber, liegen Ruinen eines alten Gebäudes, das man den Palazzo nennt, und von dem noch Mauern und Gewölbe übrig sind, auch fand man mehrere große viereckige Marmorsteine in dessen Nähe, zum Theil mit altgriechischen Inschriften. Diese Ueberbleibsel werden für die Trümmer von Odysseus Pallast ausgegeben, so wie andere, nicht weit davon liegende Ruinen man für die Reste der ehemaligen Hauptstadt von Ithaka hält. Beides ist indessen sehr ungewiß. Homer sagt, diese Stadt liege auf einem Berg, Oneion genannt, Cicero spricht von ihr als von einem hochliegenden Vogelnest, und Plinius sagt ebenfalls daß sie auf einem sehr steilen Felsen liege. Diese Hauptstadt, die aber später als Odysseus hier herrschte, erbauet wurde, führte gleichen Namen wie die Insel.

Nachdem ich des Helden Odysseus Heimath gehörig untersucht, ohne daß es mir gelungen wäre mich mit meinem Homer in der Hand gehörig orientiren zu können oder auch nur Wahrscheinlichkeiten ausfindig zu machen, schickte ich mich den dritten Tag nach meiner Ankunft nicht sehr befriedigt — die Insel ist sehr bergig und im Allgemeinen ziemlich kahl, hat aber viele zerstreut liegende Klöster und Kirchen — an, sie wieder zu verlassen. In einiger Entfernung von Bathi füllten wir unsere mitgebrachten

Gurden (kleine Kürbißflaschen) mit frischem Trinkwasser, das aus dem Felsen entspringt, welchen die Gelehrten der jonischen Inseln für den von Homer erwähnten Felsen Corax, die Quelle selbst aber für die Quelle Arthusa halten, und beides nicht ohne große Wahrscheinlichkeit.

Wir fuhren in einer gemietheten Barke ab, und da ich meinem Begleiter den Wunsch geäußert hatte, wo möglich auch noch Santa Maura, das alte Leucadien zu besuchen, so redete mir dieser zu, das Wagstück zu unternehmen; dies war es allerdings wegen der englischen Besatzung. Nach einigen Stunden landeten wir etwas oberhalb dem Cap Ducato auf St. Maura, von wo wir uns in das Innere der Insel begaben, die etwa 25 Stunden im Umfang haben mag. Sie war mit ziemlich viel Gehölz bedeckt und leidlich angebaut, besonders mit Baumwolle-, Oliven-, Corinthen-, Mandel- und Feigenbäumen. Eine Nacht brachten wir in einem sehr elenden Dorf zu, wo unser ganzes Mahl aus einem halben Dutzend wilder Artischocken mit Citronensaft bestand. Den folgenden Morgen begaben wir uns in die Hauptstadt, welche die Maurioten Amarchi, auch Amakuki nennen, und in einem tiefen, mehrere Stunden langen Sandfeld liegt, daher auch ihr Name Amakuki (Sandkorn). Als ich hier so vielen englischen Uniformen begegnete, ward mir doch etwas unheimlich, ich wagte mich nicht in die Festung S. Maura, die nicht unbedeutend ist, aber weder Stadt noch Festung enthalten irgend eine Merkwürdigkeit. Woran mir mehr gelegen, war, den berühmten Felsen aufzusuchen, von dem sich die verliebten altgriechischen Narren und die Sapho herabstürzten, aber mein Albaneser wußte so wenig davon, wie alle Maurioten die er darnach fragte. Ich wandte mich nun selbst an einen halb italiänisch gekleideten Einwohner, der venetianisch sprach und von dem ich erfuhr, daß der von mir gesuchte Ort das Cap Ducato wäre, in dessen Nähe wir gelandet hatten. Wir hatten vier starke Stunden zurückzulegen bis wir wieder dahin kamen, dies versetzte meinen Begleiter, der gar nicht begreifen konnte was ich an dem einsamen Felsen suchte, in ziemlich üble Laune; ein Paar Extra-Piaster gaben ihm aber schnell seinen guten Humor wieder. Ich bestieg das hohe und steile Vorgebirg und den Gipfel des Felsens, von dem herab die vom Phaon verlassene närrisch gewordene Dichterin in die Meeresfluthen gesprungen war. Daß dies wirklich der so bekannte leukadische Fel-

sen ist, auf dem der Tempel Apollos gestanden, dessen noch Virgil erwähnt, scheinen viele altgriechische Kritzeleien, die in demselben eingegraben sind, zu bestätigen. Beinahe wäre mir ein gleiches Loos, wenn auch nicht aus verliebter Raserei, wie jenen unglücklichen Narren, sondern aus Tücke des Schicksals, zu Theil geworden. Mein Begleiter und ich sahen plötzlich aus noch ziemlicher Ferne vier wohlbewaffnete Männer von einem englischen Offizier angeführt, mehr laufend als gehend gegen unsern Felsen zu eilen, von denen wir nicht ohne Grund vermutheten, daß sie nicht in der besten Absicht kämen, und so war es in der That. Ihnen zu entrinnen, daran war nicht mehr zu denken, wir hätten denn den halsbrechenden leukadischen Sprung machen müssen, wozu wir beide aber keine große Lust verspürten; uns lebendig fangen zu lassen schien mir eben so wenig rathsam, denn wir riskirten, als ein Paar Spione ohne weiters gehängt zu werden.

Nach einer kurzen Besinnung sah ich ein, daß uns nichts anders übrig bleibe als, da wir gut bewaffnet waren — jeder hatte zwei Pistolen und einen langen Dolch bei sich, der Albaneser außerdem noch seine Flinte — uns unserer Haut bestens zu wehren. Ich theilte diese Ansicht meinem Begleiter mit, ihn versichernd, daß ein Strick sein unvermeidliches Loos seyn würde, wenn man ihn lebendig finge, und machte ihm begreiflich, daß wenn wir auch nur zwei gegen fünfe seyen, wir doch den ungeheuern Vortheil der Position für uns hätten, und folglich auch den des Ausgangs des Kampfes. Dies begriff mein Reisegefährte sehr wohl, versetzte aber unwillig: das Unheil habt Ihr mit Euerm verfluchten Narrenfelsen über uns gebracht, daß wir uns so sehr darnach erkundigten hat die Engländer aufmerksam auf uns gemacht, die uns jetzt verfolgen, und zuletzt müssen wir doch noch unterliegen, denn ewig können wir nicht hier bleiben. Diese Logik war für einen halbwilden Albaneser so übel nicht. „Ja wenn noch Schätze hier zu holen gewesen wären, fuhr er fort, dann ließ es sich noch begreifen, aber so, ein kahler Stein.“ — All dies Raisonniren hilft jetzt zu nichts, die feindliche Patrouille ist keine 50 Schritte mehr entfernt, und schickt sich an heranzuklimmen, — fiel ich ihm ins Wort, und rief dem sich bereits am Fuß des Felsens befindlichen Feind ein donnerndes Halt zu, während mein Albaneser sein Gewehr anlegte; ehe er aber losdrückte, rief ich dem Lieutenant auf englisch zu: daß wenn er es auf uns abgesehen habe, er

uns wenigstens nicht lebendig fangen würde, und sein und seiner Leute Leben auf dem Spiel stehe, denn wir seyen trefflich bewaffnete Schützen . . . . . und ein Paar Spione, antwortete der Offizier, uns noch ein: „Ergebt Euch!“ zurufend. — Das sind wir nicht, erwiederte ich, sondern Ehrenmänner. Wir parlamentirten weiter, und ich gestand ihm zwar, daß ich ein Franzose sey, sagte jedoch nicht, daß ich in Militairdiensten stehe, sondern daß ich einzig und allein gekommen sey, um dem berühmten leukadischen Felsen einen Besuch abzustatten, was ihm als einem gebildeten Englishman gewiß sehr natürlich erscheinen müsse, da er ohne Zweifel von der Geschichte desselben und namentlich der der Sapho unterrichtet wäre. Ich suchte ihn nun noch bei der Ehre anzugreifen, mich auf die allgemein bekannte englische Loyalität berufend, und gab ihm zu gleicher Zeit mein Ehrenwort, daß ich nicht gekommen sey, das verächtliche Handwerk eines Spions zu treiben. Nach noch einigem Hin- und Herreden gelang es mir denn auch, ihn in seiner Muttersprache, was gewiß nicht wenig dazu beitrug, von seinem ungerechten Verdacht und meiner Unschuld zu überzeugen; er gab mir nun seinerseits das Ehrenwort, daß wenn ich herabsteigen wolle, weder mir noch meinem Begleiter das mindeste Leid geschehen solle, und wenn wir beweisen würden daß wir keine Spione seyen, man uns ungehindert ziehen lassen werde. Ich traute dem Engländer, der gegen seine Leute äußerte, daß er uns für keine Spione halte, und stieg den Felsen hinab. Er lud mich jetzt ein, ihm zum Commandanten zu folgen, was ich jedoch ablehnte, ihn bei Seite nahm und ihm die Wahrheit und die Ursache, die mich nach Santa Maura geführt, offen gestand; er war nun seiner Seits zuvorkommend artig und theilnehmend, und als ich äußerte, ich wünsche möglichst bald wieder das feste Land zu erreichen, hatte er die Gefälligkeit, uns bis an das, Livadien gegenüberliegende Ufer zu geleiten, wo wir eine Fischerbarke in Beschlag nahmen, in der wir übersetzten, nachdem ich mich bei meinem edlen Führer bedankt und wir gegenseitig unsere Adressen ausgetauscht und Abschied genommen hatten, worauf er sich eiligst entfernte. Kaum waren wir aber 20 Schritte vom Ufer abgestoßen, als sich mehrere bewaffnete Insulaner an demselben zeigten, und den zwei uns rudernden Schiffern in griechischer Sprache befahlen, umzukehren. Wir fanden aber für gut, denselben zu befehlen nicht zu gehorchen, son-

dern schnell das Weite zu gewinnen. Als dies die auf dem Land stehenden Griechen sahen, feuerten einige auf uns, während die andern längs dem Ufer hinab liefen ein Fahrzeug zu suchen, das sie aber glücklicherweise nicht fanden. Bald waren wir aus dem Bereich der Schußweite, und kamen nach anderthalb Stunden, nicht ohne große Anstrengung an der jenseitigen Küste an. Wir fuhren nun wieder nach Prevesa, von da legten wir den Weg bis Butrinto zu Land zurück, wo ich dann ein Schiffchen miethete, das uns glücklich wieder nach Corfu brachte. Ich entließ meinen treuen Begleiter, indem ich ihm noch ein kleines Geschenk machte, meldete meine Ankunft und begab mich dann wieder nach Pallea Castrizza, wo ich Hrn. v. Brüge und seinen Damen die gehabten Abentheuer mit allen Details erzählen mußte. Ich fand auch Neuigkeiten von Haus vor, nämlich einen Trauerbrief, der mir das Ableben meines Großvaters väterlicher Seits meldete, und eine Anweisung von 50 Louisd'ors, welche mir das Haus Heinzelmann in Venedig auf einen Juden in Corfu, Namens Mesulam, auf Veranlassung meines Vaters übermachte. Die Kanonierschaluppe, die während meiner Abwesenheit glücklich von Otranto angekommen war, hatte unserm Regiment auch einen Colonel en second zugeführt, und zwar den Bruder des bekannten Schriftstellers und Verfassers des goldnen Kalbes, Benzel-Sternau, der jetzt Finanzminister in Diensten des Großherzogs von Frankfurt war, und dessen Bruder bisher in russischen Diensten gestanden hatte, welcher nun das Commando der beiden in Corfu stehenden Bataillone des 2ten Fremdenregiments, das bisher Hr. v. Brüge gehabt, übernehmen sollte; aber der neue Oberst war ein äußerst gutmüthiger und ziemlich indolenter Mensch, der sich hier auf einem ihm ganz fremden Terrain befand, und Hrn. v. Brüge, ohne dessen Rath er nichts that, nach wie vor ganz gewähren ließ. So lange wir noch in Pallea Castrizza waren, kam er jede Woche einigemal uns zu besuchen und sich Rath zu holen, da er den französischen Dienst ganz und gar nicht kannte. Ueberhaupt hatten wir in der letzten Zeit fast täglich Gäste aus der Stadt, die sich unsere köstlichen Seefische, Langustien, den guten Wein des Klosters u. s. w. trefflich schmecken ließen. Nach der Tafel wurde musicirt, Josephine sang italienische Duette mit mir, unter denen besonders das „Per pietà deh non lasciarmi“ aus der Ginevra di scozia Furore machte, es wurde auch manchmal getanzt, wenn

mehrere Damen unter den Gästen waren, und so ging der Rest der heißen Jahreszeit munter und vergnügt zu Ende. Bevor wir das gastfreundliche Kloster verließen, machten wir noch einen Ausflug oder besser eine Ausfahrt nach der kleinen Insel Fano, die am nördlichen Cap von Corfu liegt, und wie die Sage will, dieselbe Insel ist, welche die Göttin Calypso bewohnte, deren Grotte man den Fremden noch zeigt, die aber weder göttliche noch selbst irdische Pracht aufweist, sondern eine gewöhnliche geräumige und feuchte Höhle mit mehreren Abtheilungen ist. Diese Insel hat ungefähr 500 Einwohner, Fanioten genannt, die halbwild sind, auch hatten wir eine Besatzung von ungefähr 100 Mann auf Fano. Hier, wie zu Corfu, zu Paro und Santa Maura, war noch allenthalben das in Stein gehauene venetianische Wappen, der geflügelte Löwe des St. Marcus angebracht, sein aufgeschlagenes Buch in der Tatze, grimmig aber ohnmächtig umherblickend. Ende September verließen wir endlich unsern pittoresken Sommeraufenthalt, um uns wieder unter den Schutz der Mauern der Stadt Corfu zu begeben, wo mir bald darauf eine interessante Mission nach Janina zu Theil ward.

IV.

Eine Mission nach Albanien. — Janina. — Ali Pascha; seine furchtbaren Grausamkeiten. — Ein lebendig Begrabener. — Govino. — Die Entführung einer jungen Griechin. — Rocca Timono. — Diverst. — Ein Soldat erschießt einen Fregattencapitain. — Ein Rattenmahl. — Die Prima Ballerina Giuseppina Panzieri. — Großer Theaterscandal. — Ludwig der Springer. — Die Feuerprobe. — Ein Duell. — Ein Banditenanfall. — Ein Schiffbruch. Die Gärten des Alcinous. — Eine verwünschte Prinzessin. — Auffindung der Ruinen von Chrysopolis bei der Anlegung eines verschanzten Lagers. — Ein großer Brand. — Die Räuber in Corfu. — Parga geht an die Engländer über. — Schlimme Neuigkeiten. — Mürats Abfall. — Napoleons Abdankung. — Rückkehr der Bourbons. — Ankunft der englischen und französischen Flotten. — Uebergabe Corfu's an die Engländer. — Unanständiges Benehmen englischer Offiziere. — Einschiffung der französischen Garnison.

Da die Communikation mit Italien jetzt immer schwieriger und auch die Fahrt nach Otranto durch die englischen Lanzen fast ganz unterbrochen wurde, so sandte man öfters kleine Detachements nach Albanien ab, wohin wir ohnehin häufig auf die Jagd gingen, um Transporte von Lebensmitteln, in Reis, Mais, Ochsen, Ziegen u. s. w. bestehend, die für die Garnison von Corfu gegen gute Bezahlung ziemlich schlecht vom Ali Pascha von Janina geliefert wurden, zu escortiren. Mir wurde nach meiner Rückkehr von Pallea Castrizza zuerst ein solches Commando zu Theil. — Als ich bei Butrinto mit meinen Leuten ans Land stieg, empfing mich ein Abgeordneter Ali's, der uns bis vor Janina begleitete. In allen Orten, durch welche das Commando passirte, wurde es von der staunenden Menge, die zum Erstenmal europäische Soldaten sah, angegafft, und Greise, Weiber und Kinder drängten sich um meine Leute, befühlten und betasteten sie, und Alles was sie an sich hatten, bis auf die bleiernen Knöpfe, die sie für silberne hielten, war ein Gegenstand ihrer Bewunderung. Als wir vor Janina angekommen waren, mußte ich Halt machen, und der Albaneser der uns bis hierher begleitet hatte, begab sich in die Stadt

um unsere Ankunft zu melden. Kaum war es daselbst ruchbar geworden, daß französische Soldaten von Corfu angekommen seyen, als eine unzählige Menge Volks beiderlei Geschlechts, Griechen, Türken und Albaneser herbeiströmten, die Wunderthiere zu sehen. Beim Besehen blieb es aber nicht, sondern sie mischten sich unter die Soldaten, betasteten deren Säbel, Gewehre, Patrontaschenschilder ꝛc., alles was blinkte und das sie für edles Metall hielten, da es bei ihnen Gebrauch ist, alle ihre Waffen, aus denen oft ihr ganzes Vermögen besteht, mit Silber oder Gold beschlagen und verzieren zu lassen. Manche öffneten sogar die Patrontaschen und befühlten die Cartouches und Tornister auf eine Weise, daß ich zu thun hatte, meine Leute, die sich dies nicht gefallen lassen wollten, ruhig zu erhalten. Am neugierigsten und dreistesten waren die Frauen und Kinder. Glücklicherweise kam der Albaneser, einer von Alis Garden, mit einem Offizier des Paschas zurück, der mit einem: Oxo, oxo, Morée, (Fort, fort, ihr Kerls,) das vor seinem Tyrannen zitternde Volk in einem Nu auseinander jagte. Er kündigte mir an, daß wir kein Quartier in der Stadt erhalten würden, sondern bis nach Ablieferung der Lebensmittel vor derselben unter Zelten, die man in Zeit von einer Stunde für uns aufschlagen würde, lagern müßten, es sey indessen den Leuten erlaubt, einzeln und ohne Bajonnette in die Stadt zu gehen, übrigens würde man für unsere Bedürfnisse in jeder Hinsicht reichlich Sorge tragen und der Pascha uns in ein Paar Stunden selbst mit seinem Besuch beehren. Dies alles wurde vermittelst eines Dollmetschers in italiänischer Sprache verhandelt. Bald darauf kündigte ein unordentlich im Galopp dahersprengender, sehr reich gekleideter Trupp albanesischer und türkischer Reiter Alis Ankunft an, dem er mit einer sehr zahlreichen und glänzenden Suite bald folgte. Ich ließ die Mannschaft ins Gewehr treten, präsentiren und die Tambours aux champs schlagen; sogleich ließ Ali durch den Dollmetscher fragen, was dies zu bedeuten habe, und als er vernommen daß dies die höchste militärische Ehrenbezeigung sey, gab er sein Wohlgefallen durch beifälliges Lächeln zu erkennen. Ich ließ hierauf, nachdem ich seine Zustimmung erhalten, noch einige Handgriffe und Wendungen vornehmen, mehrmals abfeuern, Peloton-, Glieder- und Rottenfeuer machen, was sowohl vom Pascha als seinen Umgebungen mit Beifallsbezeigungen aufgenommen wurde. Was ihn am meisten ansprach, ließ er mich durch

den Dollmetscher ersuchen zu wiederholen, erkundigte sich bis zu den kleinsten Details nach der Garnison von Corfu, und nachdem er mich seiner Zufriedenheit und seines Wohlwollens hatte versichern lassen, so wie daß noch vor Abend für alle unsere Bedürfnisse gesorgt werden würde, verließ er uns nach einer Anwesenheit von beinahe 2 Stunden. In der That war er kaum weg, als Lebensmittel aller Art, Wein nebst mehrern türkischen Zelten, auch einige Divans und Polster herbeigebracht wurden, denen vier Sänften von Sklaven getragen und albanesischen Wachen umgeben, folgten; vier türkische Frauen oder Sklavinnen befanden sich in denselben, die ihre besondern Zelte erhielten und die der besorgte Pascha zu meiner Privatunterhaltung bestimmt hatte, indem die Türken die Weiber wie ein jedes andere zu befriedigende nothwendige Bedürfniß betrachten. Ich machte ihnen, nachdem ihre Zelte aufgeschlagen waren, was zuerst geschah, einen Besuch um meine Neugierde zu befriedigen, und fand vier ziemlich robuste, wohlgenährte, korpulente Schönheiten, die gerade nicht mehr in der ersten Blüthezeit standen, hochroth geschminkt, schwarz bemalt waren, angestrichene Nägel und ziemlich grobe Züge hatten; genug es waren weder circassische noch griechische Schönheiten, ich verließ sie bald wieder und gestattete den Unteroffizieren und Soldaten sie zu besuchen, denn sie zurückzuschicken würde der Pascha für eine große Beleidigung angesehen haben. Als ich aber erfuhr, daß mir Ali ein Geschenk mit diesen Schönheiten machen wolle, die ich mit nach Corfu nehmen solle, ließ ich ihm am Tage unsers Abmarsches wissen, daß ich sehr bedaure dies nicht annehmen zu dürfen, indem es mir die französischen Gesetze verböten und ich bei meiner Rückkunft großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt seyn würde, wenn ich vier Weiber mitbrächte. — Diese Raison nahm er auch an. Den andern Morgen schickte er wieder Geflügel, eine große Quantität türkischen Taback nebst türkischen Pfeifen von rother Erde und vergoldet, für das ganze Commando; den Nachmittag kam er abermals selbst und ließ sich wieder einige Manoeuvres vormachen. Diese Besuche wiederholte er noch einigemal und beschenkte die Leute reichlich mit Taback. Des Morgens durchstrich ich die ungepflasterten Straßen Janinas und besah deren bunte Häuser, Moscheen ꝛc.; auch hatte ich zweimal Audienz beim Pascha in dessen Palast, wo er mich mit einem Kistchen von Sandelholz, welches zwei Dutzend Fläschchen köstlichen Rosenöls enthielt, einem Päck-

chen von den im Serail verfertigten Pastilien, und mehrern ausgezeichnet schönen türkischen Pfeifen, deren Rohre mit Caschmir überzogen waren, und zwei caschmirnen Shawls von Werth beschenkte. Meine von Zeit zu Zeit später abgeschickten Nachfolger waren nicht so glücklich, die Sache war nichts neues mehr, und als erst das Mißgeschick des französischen Heeres in Rußland bekannt wurde, da zog der Pascha von Janina ganz andere Saiten auf, und bald nachher traten zwischen ihm und dem Gouverneur von Corfu Mißhelligkeiten ein. — Einige Notizen über Janina und seinen merkwürdigen und grausamen Tyrannen dürften hier wohl an ihrem Platz seyn. — Der Anblick der Hauptstadt Albaniens ist ganz orientalisch und über alle Beschreibung schön. Janina liegt an einem großen breiten Landsee, dem acherusischen der Alten, unfern der Stelle wo das berühmte Orakel von Dodone war, und der sich am Fuß eines Berges hinzieht, in ihrer ganzen Herrlichkeit vor den Augen des erstaunten Ankommenden ausgebreitet. Die von Cypressenwäldchen umgebenen, stolz hervorragenden Minarets mit den vielen bunten dazwischen liegenden Häusern, machen einen sonderbaren Eindruck. In den See zieht sich eine Halbinsel mit schroffen Felsen, auf der das alte Serail des Paschas, oder sogenannte Fort, und ebenfalls eine von Cypressen umgebene Moschee liegen. Eine hohe Mauer trennt sie von der Landseite. Von dieser Halbinsel kann man die ganze Stadt gut übersehen; ihr gegenüber liegt eine kleine Insel, auf der sich noch ein dem Pascha zugehöriger Pallast befand. Janina hat einen sehr großen Umfang, viel offene Plätze und Moscheen. Die Bazars sind mitten in der Stadt und nehmen zwölf Straßen ein, ein jeder ist für ein besonderes Gewerbe bestimmt, der eine für Juweliere, der andere für Waffenschmiede u. s. w. Hier hängen die Gebäude auch ziemlich zusammen, die Häuser der Reichen sind sehr geräumig und haben alle Gallerien. Der Judenkirchhof befindet sich mitten in der Stadt, die damals an 40,000 Einwohner zählen mochte, und außer 16 Moscheen, auch 8 griechische Kirchen hatte, sogar sah ich einige Buchläden, in denen neugriechische Bücher verkauft wurden. In den Straßen begegnete man bewaffneten Arnauten, Mohren, Tartaren, Türken und Griechen, alle zu des Paschas Schaaren gehörend, dessen Pallast, der große Serail genannt, um ihn von dem seiner Söhne Muktar und Veli zu unterscheiden, im südlichen Theil der Stadt auf einer Anhöhe, die

dieselbe beherrscht, und eine Citadelle aus hohen Steinmassen bildet, liegt. Der obere Bau ist jedoch von Holz und ganz türkisch mit vorspringenden Dächern, langen Fensterscheiben und bemalten Außenwänden. Er ist von finstern Straßen umgeben, die sehr enge Zugänge bilden. Durch ein hölzernes Thor kömmt man auf einen breiten unregelmäßigen Platz, der von zwei Seiten durch den Serail eingeschlossen ist. Dieser Platz wimmelte von den Soldaten von Alis Leibwache, die sehr reich gekleidet war. Von da kömmt man in die Gallerie, die mit einer Menge Volk, als Türken, Albaneser, Mohren, Griechen, schwarzen Verschnittenen, Juden u. s. w. angefüllt ist, dann gelangte man in einen langen, reich verzierten Saal, in dem ein großer seidner Vorhang herabhing, welcher wenn Ali Audienz gab, in die Höhe gezogen wurde, wo alsdann ein prächtiges, mit vielen Säulen prangendes großes Gemach sichtbar ward, von dessen Fenstern man die Aussicht auf den Landsee und das Pindus-Gebirge hatte. Der Fußboden war kostbar ausgelegt und mit reichen Vergoldungen geschmückt, an den Säulen hingen Dolche und alle mögliche Waffen von großem Werth, dem Pascha gehörend, ringsum waren karmoisinrothe Divans, vor denen die kostbarsten Teppiche lagen. Ali selbst saß mit übers Kreuz geschlagenen Füßen unter einem karmoisin mit Gold gestickten prächtigen Thronhimmel. Er war von ziemlich hohem Wuchs, hatte ein dickes rundes Gesicht, eine offene Stirn, schlaue Züge und einen wilden grimmigen Blick. Er trug ein blaues, rothes oder gelbes, reich mit kostbaren Pelzen besetztes Oberkleid und bisweilen statt des Turbans eine Sammetmütze. Seine Stimme war sehr rauh und hohl und sein brüllartiges Lachen hatte etwas Fürchterliches und Erschreckendes an sich. Ali (Bey) war 1750 zu Tepeleni in Albanien geboren, wo sein Vater, Veli, Pascha war. Bei dessen Tod mochte er ungefähr 16—17 Jahre zählen. Als einige Zeit darauf ein Albaneser, Namens Ghalil, eine Empörung veranlaßte, mußte Ali mit 40 Paras (ein halber Gulden) in der Tasche von Tepeleni entfliehen, und seine Mutter und Schwester geriethen in Gefangenschaft der Einwohner von Gardihi, die ihn selbst in die Luft hatten sprengen wollen; 40 Tage blieben sie in dieser Gefangenschaft; später hat sich Ali Pascha durch ein schreckliches Gemetzel und abscheuliche Grausamkeiten an dieser Stadt und deren Bewohnern gerächt. In seinem zwanzigsten Jahr trat er in die Dienste des Coul Pascha zu Berrat, wo er aber

bald in den Verdacht kam, eine Verschwörung angezettelt zu haben, und dieserhalb entfliehen mußte; doch erlangte er eine schnelle Aussöhnung mit Coul, heirathete eine von dessen Töchtern, die ihm zwei Söhne, den Muktar und Veli gebar. Jetzt machte er einen Versuch, sich Janinas zu bemächtigen, der ihm vollkommen gelang, er verjagte den dortigen Pascha, und nun erkannte ihn die Pforte als Pascha von Janina und dessen Bezirk an. Hiemit war aber sein Ehrgeiz noch lange nicht befriedigt, sondern er bemächtigte sich nach und nach theils mit Gewalt, theils mit List fast aller Distrikte Albaniens, verstärkte sein Corps von kriegerischen Schypetaren (Albaneser oder Arnauten, die von den alten Macedoniern abzustammen vorgeben,) immer mehr, drang mit denselben durch die engen Päsfe des Pindus nach Thessalien, das er sich unterwarf, und ließ sich von der Pforte zum Deveny Pascha von Rumelien ernennen. 1798 leistete er derselben gute Dienste gegen den furchtbaren Paßwan Oglu und wurde dafür zum Pascha von 3 Roßschweifen ernannt. Während dieser Zeit war sein Schwiegervater Coul Pascha gestorben und Ibrahim dessen Nachfolger geworden, Ali konnte sich aber mit diesem nicht vertragen und hatte fortwährend Fehden mit demselben, denen endlich durch die Verheirathung seiner Söhne mit Ibrahims Töchtern ein Ziel gesetzt wurde. Dennoch überfiel er ihn 1811 wieder, nahm ihn gefangen, ließ ihm den Kopf abschlagen und vereinigte dessen Paschalik mit dem seinigen. Ibrahims Töchter aber, die beiden Frauen seiner Söhne, die er jetzt fürchtete, ließ der Unhold nebst noch 6 andern Frauen aus dem Harem in Säcke nähen und in dem See bei Janina ersäufen. Gleich darauf kam die Reihe an Mahomed, Pascha von Delvino, welcher Ibrahims Verbündeter gewesen, er nahm auch dessen Paschalik und die adriatischen Küsten in Besitz, und machte der Pforte außerordentliche Geschenke, damit diese sein Thun und Treiben billigte. Mahomeds Söhne flohen nach Corfu, wo sie Schutz suchten und ihn bei dem General Donzelot fanden. Schon weit früher, 1798, hatte Ali Prevesa, Vonitza, Arkanien, und Paramithia mit seinen Ebenen weggenommen. Nach fünfzehnjährigem Kampf hatte er die Sullioten, sehr tapfere Krieger, die zwischen Bergen und Felsen hausen, unterjocht, beinahe vertilgt, sich dann eines großen Theils von Macedonien bemächtigt, und war bis an die Grenzen von Attika vorgerückt. Sein Gebiet bestand nun in dem ganzen Epyrus, dem südlichen Theil von Il-

lyrien, einem großen Theil Macedoniens, fast dem ganzen alten Thessalonien, Aetolien, Phocis und einem Theil Böotiens. Er besoldete ein Corps von mehr als 30,000 Albanesern oder Arnauten, das, wenn es nöthig war, er mit leichter Mühe verdoppeln konnte, und dies waren die besten Truppen des osmanischen Reiches und so treffliche Schützen, daß sie selten einen Vogel im Flug fehlten, dabei die mäßigsten Männer, die keine andere Leidenschaft als das Spiel und Rauchen kannten und keine andere Liebhaberei als schöne Waffen, ihr Stolz, hatten. Alis Finanzen waren in dem blühendsten Zustand, sein Schatz an Silber, Gold, Juwelen, Perlen, Shawls, Rosenöl, Caschemir und kostbaren Vasen, seltenen Uhren und Kunstwerken war unermeßlich, jede Fehde bereicherte ihn um Millionen. Die Zahl der ihm untergebenen Seelen betrug über 3 Millionen, und seine jährlichen Einkünfte über 20 Millionen Piaster. Seine Soldaten, die gut und pünktlich bezahlt wurden, waren ihm sehr zugethan, ebenso seine griechischen Unterthanen, die ihn trotz seinen abscheulichen Grausamkeiten dennoch schätzten, denn in der ganzen Türkei war keine bessere Verwaltung und es wurde keine strengere Gerechtigkeit ausgeübt als in den Provinzen die unter seiner Herrschaft standen; mit einem Paß von ihm, oder von einem seiner Garden begleitet, konnte man sicher und ohne alle Gefahr durch sein ganzes Land und die wildesten Gebirgsgegenden reisen, so sehr hatte er seinen Namen zu fürchten und respektiren zu machen gewußt. Er war der gerechteste Mann sobald sein eigenes Interesse nicht mit im Spiel, und der verabscheuungswürdigste Wüthrich wenn dieses der Fall war. Er durchreiste häufig seine Provinzen, untersuchte und richtete alles selbst, und schlug dem Schuldigen gewöhnlich mit eigener hoher Hand den Kopf ab; er war Richter, Vollstrecker und Henker in einer Person und schlichtete Processe, mit denen man in Deutschland ein halbes Jahrhundert hingebracht hätte, in einer halben Stunde. — Die Hauptzüge des Charakters dieses außerordentlichen Menschen waren schlaue List und unerhörte Grausamkeit, mit einem starken Aberglauben verbunden, die größte Furcht und Ehrfurcht flößten ihm Derwische ein, hiezu gesellte sich noch eine unersättliche Habgierde, die eine Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit erzeugte, von der man in der Geschichte wenig Beispiele findet. Eine wahrhaft schauderhafte Rachsucht machte diesen wilden Charakter noch gräßlicher, nie vergaß er die geringste Beleidigung oder den kleinsten

Ungehorsam gegen seinen Willen, wobei ihm sein außerordentliches Gedächtniß sehr zu Statten kam. Hier einige Beispiele, die ihn am besten charakterisiren werden. Ein Albaneser hatte einen Vetter von ihm in zufälligem Streit getödtet; nachdem er dessen Weib und Kinder vor seinen Augen durch seine Tiger, deren er immer mehrere, so wie Löwen und andere Raubthiere in Käfigen unterhielt, hatte zerfleischen und auffressen lassen, ließ er ihn selbst langsam an einem Feuer braten. Der Bruder dieses Unglücklichen hatte sich noch bei Zeiten geflüchtet, einige dreißig Jahre später erfuhr Ali Pascha, daß sich derselbe auf der nahegelegenen Insel Santa Maura aufhalte, er schickte alsobald Abgeordnete mit sehr reichen Geschenken an ihn, die zu gleicher Zeit den Auftrag hatten, ihm die heiligsten Versicherungen zu geben, daß Ali längst Alles vergessen und vergeben habe und er seine ehemalige Strenge sogar bereue, er ließ ihm dabei die glänzendsten Versprechungen und lockendsten Anerbietungen machen, wenn er nach Albanien zurückkehren wolle. Der Unglückliche war schwach und leichtgläubig genug sich bethören zu lassen, und reiste mit den Abgesandten zurück. Kaum war er in Janina angekommen, als ihn der Wüthrich in Stücken hauen und seine Glieder in alle Straßen werfen ließ.

Um sich einen Begriff von seinem außerordentlichen Gedächtniß machen zu können, stelle man sich vor, daß er alle seine Offiziere, Soldaten und Angestellte bei ihrem Namen kannte, seine Truppen waren nicht wie in andern Staaten gleichmäßig besoldet, sondern jeder Soldat bekam monatlich etwas Gewisses, wie es Ali seinen Verdiensten angemessen bestimmt hatte, so daß fast keiner mit dem andern gleichgestellt war, und er wußte genau im Kopf, was jeder monatlich empfing.

In Janina gab es sehr reiche griechische Kaufleute, die, ohne je die Handlung gelernt zu haben, nach Italien, Triest, Rußland und Kleinasien handelten, oft weder lesen noch schreiben konnten, und dennoch die einträglichsten Speculationen machten. Sobald nun der Pascha durch seine Spione, deren er unzählige hatte, in Erfahrung gebracht, wieviel dieser oder jener bei einer solchen Speculation gewonnen, wovon er sich vorher auf das genaueste unterrichtet und die zuverlässigste Gewißheit verschafft hatte, schickte er einen von seinen Leuten an den Kaufmann mit der Bitte ab, er möge dem Pascha doch eine Summe von 100—1000 Zechinen

oder mehr leihen, je nachdem der Gewinnst ausgefallen war, von dem er in der Regel die Hälfte in Anspruch nahm, denn er fand es billig, gerade zu theilen. Wollte sich nun der Kaufmann mit Unvermögen und dergleichen entschuldigen, so fiel ihm der Abgesandte sogleich in die Rede und erklärte ganz lakonisch: „Mein Befehl lautet: das Geld oder den Kopf.“ Da blieb wohl keine Wahl übrig, auch wäre es Keinem zu rathen gewesen, den hohen Schuldner an das Geliehene zu mahnen.

Der französische Brigadegeneral Detry bekam einst vom Gouverneur eine besondere Mission nach Janina und wurde vom alten Ali sehr freundlich aufgenommen, der ihm in einem Anfall von besonderer Laune sogar seinen Harem aufschließen und seine zahlreichen Weiber vorführen ließ, eben so den seiner hübschen Knaben, die ihm dazu dienen mußten, seine ekelhaften unnatürlichen Lüste zu befriedigen, wenn ihn diese anwandelten. Als der General den Harem wieder verlassen hatte, fragte ihn der Pascha, welche von den Frauen ihm am besten gefallen habe, dieser bezeichnete ihm diejenige, die am meisten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ali bat seinen Gast eine Mahlzeit mit ihm einzunehmen, und ehe sich nach deren Beendigung Detry entfernte, fragte ihn der Pascha, ob er seine Geliebte noch einmal zu sehen wünsche? Der General bejahte es lächelnd, Ali gab ein Zeichen, ein Vorhang rauschte in die Höhe und ein schwarzer Verschnittener hielt das noch blutende Haupt der Unglücklichen an den Haaren! Der Wüthrich lachte grimmig, Detry über eine solche Unthat erbittert, entfernte sich schnell. Dies war zur Zeit geschehen, als es schon mit der napoleonischen Herrschaft auf die Neige ging, wovon er weit besser wie wir in Corfu unterrichtet war, früher würde er so etwas nicht gewagt haben, auch der französische Consul in Janina, Pouqueville ging eben nicht sehr gelinde mit dem Unmenschen um, drohte ihm mit des Kaisers Zorn, wenn er etwas bei ihm durchsetzen wollte, und betrat dessen Pallast oft mit ganz beschmutzten und kothigen Stiefeln, die er an Teppichen in den Gemächern abputzte, welche viele Tausend Piaster gekostet hatten, indem er zu ihm sagte: warum laßt Ihr Eure Straßen nicht pflastern und reinigen. Der alte Ali, der damals große Furcht vor den Franzosen hatte, verbiß seinen Ingrimm unter hohlem Lachen. In Verlegenheit setzte es ihn, wenn der englische oder der französische Consul zugleich bei ihm eintraten, da er beide gleich fürchtete, auch

suchte er dies möglichst zu verhindern, damit keiner sich eines Vorzugs rühmen könne.

Oefters ließ sich Ali bei den angesehensten Einwohnern Janinas zu Tische ansagen, wo er dann seine ersten Beamten, Diener und ein ganzes Gefolge von Garden und Sclaven mitbrachte. Er speiste ganz allein an einem Tisch, den Wirth des Hauses lud er gewöhnlich ein, sich in seiner Nähe niederzulassen, und es wurde dabei türkische Musik gemacht. Beim Abschied sah er es gerne wenn man ihn und sein Gefolge beschenkte, was aus guten Gründen nie unterlassen wurde; es geschah auch wohl daß seine Diener dem gastfreien Wirth einige nicht zu verkennende Winke gaben, welche Geschenke ihrem Herrn und ihnen selbst die willkommensten seyn würden. Alis Schlauheit war im ganzen Land zum Sprichwort geworden, und ohne die Diplomatie auch nur dem Namen nach zu kennen, überlistete er nicht selten die gewandtesten Diplomatiker. Bekannt ist, welch ein wohlverdientes Ende es noch im hohen Alter mit ihm nahm.

Gleich nach meiner Zurückkunft von Janina trug sich ein Vorfall in Corfu zu, der gewaltiges Aufsehen machte. Ein Capitaine, Quartier-maître-tresorier vom 6ten Linienregiment, ein Elsäßer und guter Bekannter von mir, war von einer schweren Nervenkrankheit heimgesucht und verfiel in eine so hartnäckige Asphyrie, daß ihn Jedermann für todt hielt und die Aerzte ihn dafür erklärten. Alle Anstalten zu seinem Begräbniß (wegen der großen Hitze wurden die Leichen hier schon in den nächsten 24, oft 12 Stunden nach dem Tod beerdigt) und zu den ihm zukommenden militairischen Ehrenbezeugungen waren getroffen. Obgleich Protestant, wornach Niemand fragte, wurde er doch in die sich zu Corfu befindliche einzige katholische Kirche gebracht. Der Sarg welcher der Kirche gehörte*), wurde in der Mitte derselben auf-

*) In Corfu wurden alle Leichen von einiger Distinction ohne Sarg in die unterirdischen Kirchengewölbe gesenkt, wo sie durcheinander verwesten, daher die Kirche einen allgemeinen Sarg hatte, in dem sie alle Todten abholen ließ und in welchem Jeder während den Ceremonien in der Kirche ausgestellt wurde. Diese Leichen wurden nach beendigtem Gottesdienst und wenn die Kirche geschlossen war, aller Kleider beraubt und nackt in die Gruft geworfen. Nur bei Personen, die sich ein besonderes, wegen dem geringen Raum der Kirche sehr theures Begräbniß erkauften, wurde eine Ausnahme gemacht. Die Soldaten wurden ohne Unterschied auf einem dazu bestimmten Platz vor der Stadt in die Erde verscharrt.

gestellt, mit allerlei Symbolen und sich auf den Tod beziehenden allegorischen Bilder, unter denen auch das Skelett der von der Natter gebissenen Cleopatra, behangen. Musik und Tambours zogen mit klingendem Spiel in die Kirche, vor deren Thüre die gebräuchlichen Salven gegeben wurden, worauf zuletzt noch Mann vor Mann einzeln sein Gewehr in der Kirche abfeuerte. All dieser Lärm vermochte nicht den Scheintodten aus seinem Starrkrampf zu erwecken, der aber, man denke sich den entsetzlichen Zustand, sein völliges Bewußtseyn hatte und jedes leise gesprochene Wort auf das deutlichste vernahm. Doch ich will seine eignen Worte hier anführen, mit denen er mir das schreckliche Ereigniß, das ihn betroffen, mittheilte. *) „Von dem Augenblick als ich in den Starrkrampf verfallen war, war es mir schlechterdings unmöglich, trotz dem starken Willen und aller Anstrengung, die ich deßhalb machte, auch nur die geringste Bewegung an irgend einem Theil meines Körpers hervorbringen zu können, es war als wären alle meine Gliedmaßen in eiserne Bande und Fesseln geschlagen und gänzlich gelähmt; dabei vernahm ich das leiseste Wort, das in meiner Gegenwart gesprochen wurde, auf das deutlichste, konnte meine Zunge nicht rühren, und hatte doch das heftigste und glühendste Verlangen, die Leute, die mich alle todt glaubten, zu enttäuschen; nun stelle man sich meinen entsetzlichen Zustand vor, als ich alle Anstalten zu meiner nahen Beerdigung wahrnehmen mußte, wie man mich wusch, dann in das Leichengewand kleidete, mich in den Sarg legte, in die Kirche trug, und nachdem alle Ceremonien und das Abfeuern der Soldaten beendigt war, in die schauerliche Gruft hinabsenkte. Alle meine Sünden fielen mir in diesem Augenblick ein und der Hölle fürchterliches Bild drängte sich mir mit Gewalt vor die Augen. Ich kam, nachdem man mich hinabgelassen, auf einen Haufen halb- und ganz verwester Cadaver zu liegen, und blieb noch etwa 5—6 Stunden in dem starren Zustand. Dann aber erhielt ich allmählig meine Bewegungskraft wieder, wozu wohl auch der pestilenzialische Geruch, der mich umgab, das seinige beitragen mochte. Ich richtete mich nun auf und tappte in der dichtesten Finsterniß auf Haufen von Leichen und Knochen

*) Wir haben allen Grund zu glauben, daß der todte Verfasser dieser Denkwürdigkeiten selbst der Lebendigbegrabene war, wie aus einigen von ihm geschriebenen Briefen ziemlich klar hervorgeht, was er aber, wenigstens bei seinen Lebzeiten, nicht gerne Wort haben wollte.

herum, kam endlich an eiskalte, von Feuchtigkeit triefende Mauern, an denen ich vergeblich einen Ausweg suchte, der mich aus diesem schrecklichsten aller Kerker befreien sollte. Um die Decke des Gewölbes zu erreichen, wozu aber meine Arme nicht auslangten, bemühte ich mich, die zum Theil halbverfaulten Körper zusammenzuschleppen und aufzuthürmen, um so einen Hügel zu bilden, auf dem ich oben ankommen und mich so vielleicht hörbar machen könnte. Die Verzweiflung gab mir Kraft und es gelang, ich gab mir nun die unsäglichste Mühe und strengte mich über die Maßen an, einen Gewölbstein zu lüften, der in die Kirche führte, aber alle meine Bemühungen waren vergeblich, da selbst mehrere Männer mit eisernen Hebeln dazu erforderlich waren. Ganz entkräftet sank ich wieder nieder, dumpfe Verzweiflung und namenlose Trostlosigkeit bemächtigte sich meiner. Noch einmal raffte ich mich zusammen, ergriff einen der dicksten Todtenknochen, mit dem ich nun so stark ich es vermochte wider das Gewölbe schlug, aber mehrere Stunden vergingen ohne daß ich irgend ein Resultat wahrnahm. Schon wollte ich mich hoffnungslos der Verzweiflung Preis geben, als ich plötzlich ein dumpfes Gemurmel von mehrern Männerstimmen über mir vernahm, Tritte hörte, bemerkte daß man bemüht war einen Stein zu heben, und endlich den Schimmer des Tageslichts gewahrte, worauf die Oeffnung bald völlig frei wurde. Nie hatten meine Ohren eine lieblicher klingende Harmonie vernommen als das hiedurch verursachte Getöse, und als der erste Strahl des Lichtes in den Schreckensort drang, da war es mir als würde ich neu geboren und träte in das Paradies ein. Als der Stein ganz gelüftet war, schwang ich mich mit Hilfe eines Strickes, den man mir reichte, in die Kirche hinauf, und stand mitten unter einem Haufen Menschen, die nicht wenig über meine Erscheinung erstaunt waren.“ — Die Kirchendiener hatten, als sie des Morgens die Vorbereitungen zur Frühmesse machten, den unterirdischen Lärm vernommen, aber zuerst sammt dem Geistlichen, der die Messe lesen sollte, die Flucht ergriffen, in der Meinung, die Todten seyen zum jüngsten Gericht auferstanden oder der Teufel selbst habe seinen Sitz im Gewölbe aufgeschlagen. Man hatte die Sache gleich dem Platzcommandanten gemeldet, der Befehl zur Eröffnung des Gewölbes ertheilte und zu diesem Behuf einen Adjutanten nebst einigen Sapeurs abschickte. Der Gerettete wurde wieder völlig hergestellt und wohnte später selbst noch mancher Leichenfeierlichkeit bei.

Ende October wurde ich mit meiner Compagnie nach Govino oder Gouin detachirt, oder vielmehr nach einer diesem Ort gegenüber errichteten Batterie, ebenfalls angelegt um hier eine mögliche Landung der Engländer zu verhindern. Das Dorf Govino war nur eine gute Stunde von der Stadt Corfu entfernt, hatte eine herrliche romantische Lage an dem Ufer einer kleinen Bucht und war von Oliven- und Limonenwäldchen umgeben. Ich nahm meine Wohnung in einem der Familie Bulgari gehörigen Landhaus, das hinter den Batterien versteckt lag und einen hübschen Garten hatte, in dem untern Stock desselben waren die Unteroffiziere und die Artilleristen einquartiert, der übrige Theil der Mannschaft lag in einer Art Casematte mit Schießscharten versehen. Diese Gegend war aber im Sommer so ungesund, daß die daselbst liegenden Truppen wenigstens alle vier Tage abgelöst werden mußten, und dennoch erkrankten viele Leute. Ehe man aber diese Erfahrung gemacht, hatte man sie theuer bezahlen müssen, denn von einer ganzen Compagnie, die des Hauptmann Gasqui, die man zuerst im Sommer einen ganzen Monat hatte daselbst liegen lassen, waren sammt dem Capitain, wodurch Madame Gasqui, die nicht mitgegangen, sondern in der Stadt geblieben, Wittwe geworden war, bis auf 17 Mann und den Oberlieutenant, 119 Mann in Allem gestorben, auch die am Leben Gebliebenen waren noch Jahre lang kränklich. Sobald aber die Regenzeit mit Ende October eingetreten, war auch die **cattiva aria** oder verpestete Luft verschwunden und der Winter und das Frühjahr daselbst sehr angenehm. Der Capitaine Roy, den ich ablöste, hatte, wie so viele Offiziere, eine hübsche junge Griechin als Maitresse bei sich, sollte sich aber in Kurzem mit der Tochter eines reichen Griechen verheirathen, nachdem ihm eine hübsche junge Französin, die Tochter des Commandanten der Gensdarmerie zu Corfu, Mademoiselle Fournier, der er den Hof gemacht und um sie geworben, einen Korb gegeben, weil er seine Maitresse nicht abgeschafft hatte. Die Griechin war nicht so empfindlich oder ignorirte die Sache und erhielt eine Aussteuer von 24,000 Talari, was jene nicht hatte. Als er mir den Posten übergab, bat er mich, doch auch zugleich seine Geliebte, Tonina, mit übernehmen zu wollen, da er in ein Paar Tagen Hochzeit machen müsse und sie folglich nicht länger bei sich behalten könne. Ich that ihm den Gefallen unter der Bedingung, das Mädchen

nicht länger als vier Wochen zu behalten, was man einging. Tonina war hübsch, nicht ohne Geist und hatte viel Scharfsinn, schon über ein Jahr hatte sie mit Roy gelebt, der sie dreizehnjährig von ihren Eltern weggenommen hatte. Als sie zuerst vernommen, daß sich Roy verheirathen und sie verlassen werde, war sie so wüthend geworden, daß sie nach ihm biß und kratzte, sich auf die Erde warf, **xaphnico ogni sorte, Diavolo smesso su. gamotti bisti su,** abscheuliche neugriechische Flüche ausstieß, und sich dabei convulsivisch auf dem Boden wälzte. Ich machte sie aber gleich damit bekannt, daß sie nur eine provisorische Stelle bei mir habe, sie fügte sich zwar darein, machte aber doch Umstände als die vier Wochen um waren, und ich bedurfte alles Ernstes, sie mir wieder vom Halse zu schaffen: du heirathest ja nicht, meinte sie. Glücklicherweise fand sich nach 6 Wochen ein Bataillonschef, der sie übernahm.

Von Govino aus machte ich Streifereien zu Fuß in die nächsten Umgebungen, nach dem romantisch gelegenen Potamo, der einzige Ort auf der Insel, der, die Stadt ausgenommen, einen Kirchthurm und einige Aehnlichkeit mit dem bei Frankfurt gelegenen Bornheim hat. Durch anmuthige Orangenwälder ging ich nach dem nahen Ipso, ein hübsches Dorf am Ausfluß des Schildkrötenbaches gelegen.. Der Aufenthalt in Govino war mir nicht unangenehm, gegen Abend ritt ich gewöhnlich in die Stadt, wo ich damals ein vertrautes Verhältniß mit der zweiten Tänzerin, Chiaretta Gaspari, hatte, eine von jenen schlanken Graziengestalten, deren Wuchs und Bewegungen so verführerisch wollüstig sind, und der auch der **Payeur général** nachstellte, dem ich aber zuvorgekommen war. Gewöhnlich ritt ich erst mit der Morgendämmerung beim Aufschluß der Thore wieder zurück. Eines Abends aber, es war an einem düstern regnerischen Novembertag, verließ ich die Stadt beim Thorschluß, hielt mich noch eine kleine Stunde in der Vorstadt Manduchio auf, wo ich eine Bestellung zu machen gehabt, und ritt dann bei stockfinsterer Nacht weiter. Der Weg bis zum Dorf Govino geht längs der Meeresküste, dann aber mußte ich hinter demselben herum und eine kurze Strecke durch den Wald um auf meine Batterie zu kommen. Auf diesem Theil des Wegs, der in mehrern kleinen Pfaden zwischen den Bäumen bestand, verirrte ich mich gänzlich, und obgleich ich ihn mehr als hundertmal am Tag gemacht, war es mir nicht möglich, mich bei dieser Fin-

sterniß, man sah keine Hand vor Augen, wieder zurecht zu finden; ich irrte schon lange umher, als sich plötzlich mein Pferd weigerte weiter voran zu gehen, obgleich ich es auf das kräftigste antrieb, ihm beide Sporen in die Rippen setzte, so war es doch nicht zu bewegen einen Schritt vorwärts zu thun, sondern setzte sich im Gegentheil auf die Hinterfüße, sich hoch bäumend. Ich stieg nun ab, um zu untersuchen was für ein Gegenstand das Thier am Weiterschreiten hindern könne, und fand, daß ich an einem jähen Abhang stand. Hätte das Pferd nicht bessere Augen als der Reiter gehabt, so wären beide in die Tiefe hinabgestürzt und hätten wahrscheinlich den Hals gebrochen. Ich führte es jetzt am Zügel und konnte lange keinen Weg mehr finden, bis ich endlich in noch weiter Ferne ein Licht schimmern sah, auf das ich zuging und ein kleines Häuschen fand, in dem ein Grieche mit seinem Weib und ein Paar Kindern die einzige Stube, Küche und Stall, alles in einem, bewohnten. Als ich ihm zu verstehen gab, er möge mir den Weg nach Govino zeigen, sagte er mir: dies sey über zwei gute Stunden entfernt, ich möge bis zum Tag bei ihm bleiben, dann wolle er mit mir gehen, und erbot sich, mir ein Lager von Blättern in einem Winkel seiner Hütte zu machen. Es blieb mir nichts übrig als dies Anerbieten anzunehmen, ich band mein Pferd an einen Baum und schlief ganz gut auf dem ziemlich feuchten Lager. Als der Tag graute weckte mich mein Wirth, indem er sich erbot, mich nun nach Govino zu führen. Wir brauchten in der That zwei Stunden bis dahin, wo ich meinen gastfreundlichen Führer mit ein Paar Piastern, die ich ihm zur Belohnung in die Hand drückte, was ihn sehr zufrieden machte, entließ.

Eines Tages besuchte mich der Chef d'état major der Garnison von Corfu, Oberst Bauduy, auf meinem Landhaus in Begleitung einer hübschen jungen Dame, beide kamen nebst einem Bedienten geritten. Die junge Dame war eine Pariserin, Bauduys Geliebte, und sehr geistreich, sie war die Gattin eines Pariser Bankiers, die er entführt hatte, und die nun mit ihm lebte. Ich begleitete gegen Abend beide in die Stadt zurück und wurde eingeladen, sie manchmal zu besuchen. Der Oberst bewohnte ein zwischen Ruinen aus der letzten Türkenbelagerung ziemlich einsam liegendes Haus hinter dem Gouvernementspalast, in der alten Festung. Ich machte bald von dieser Einladung Gebrauch, und zwar mehr als dem Herrn Oberst lieb war. Nicht sehr weit davon



hatte ein Offizier von unserm Regiment, der Capitain Stahl, sein Quartier, diesen besuchte ich jetzt öfters und nahm so die Zeit wahr, wenn Bauduy ausging, um der hübschen Madame Guidon — so nannte sie sich — einen Besuch abzustatten. Sie sang recht artige Romanzen, und wir sangen und spielten öfter zusammen und mit der besten Harmonie, die aber dem Chef d'état major eben nicht sehr lieblich zu klingen schien. Stahl hatte sich in eine junge, kaum vierzehnjährige Griechin aus einer wohlhabenden Familie verliebt, Gegenliebe gefunden und mir sein Geheimniß vertraut; der Hintertheil des Hauses, in dem seine Geliebte wohnte, ging in ein enges schmales Gäßchen, wo er dieselbe nur durch ein ziemlich hohes Fensterchen sehen und sprechen konnte, aber keine andere Gelegenheit hatte, in nähere Berührung mit ihr zu kommen. Das Mädchen sprach das Venetianische geläufig, Stahl aber nur ein Paar Worte schlecht italiänisch, beide hatten sich bisher mehr durch Zeichen verständlich gemacht und schienen vor Liebe fast zu vergehen. — Da bleibt nichts anders übrig als eine Entführung, sagte ich zu Stahl, da er nicht aufhörte mir seine Sehnsucht zu klagen. Dazu war er auch bald entschlossen, und es kostete uns keine große Mühe, die junge Griechin zur Einwilligung zu bringen. Wir kamen überein, sie in der nächsten Nacht, wo sie versuchen wollte das Haus ihrer Eltern nach elf Uhr zu verlassen, zu entführen, und gingen verabredetermaßen zur bestimmten Stunde in das kleine Gäßchen, wo wir zuerst noch ein Pourparler mit dem Mädchen hatten, die uns mittheilte, daß sie unmöglich zur Hausthüre hinauskommen könne, die verschlossen und verriegelt und von der der Schlüssel abgezogen sey. — Nun dann müssen Sie die Promenade durch das Fenster machen, rief ich ihr zu. — Unmöglich, es ist zu hoch. — Ich will schon Mittel finden, daß es gefahrlos geschehen kann. Ich hieß Stahl dableiben, während ich mich nach einer Leiter umthun wolle, und eilte in die nächste Kaserne, eine solche zu suchen, aber vergeblich, es war nirgends eine aufzutreiben. Ich requirirte daher vier Grenadiere von unserm Bataillon und lieh mir eine große baumwollene Decke bei einem Sergeant-Major, mit diesen kam ich zu Stahl zurück, dem ich sagte, daß, da ich keine Leiter gefunden, sich seine Geliebte schon zu einem kleinen Sprung bequemen müsse, es sey ja kaum zwanzig Schuh hoch, und sie könne sich unmöglich einen Schaden thun, da sie auf die von vier starken Männern gehaltene Decke falle. —

Ma ho troppo paura, lispelte die junge Griechin. — **Ma che paura, santa mattiamo, sakapaupoli**, erwiederte ich halb italiänisch halb griechisch, **saltate pure, sarete ben ricevuto.** (Was Furcht, Stern meiner Augen, springen Sie nur zu, Sie werden wohl empfangen.) Nach noch einigem Zureden entschloß sie sich zum Sprung, und lag im Nu auf der Decke, von der ich sie mit meinen Armen hob und denen Stahls überlieferte, der mit seiner holden Beute nach dem Fort vieux zu, in seine Wohnung eilte, während ich die Grenadiere, die das Mädchen aufgefangen hatten, belohnt heimschickte. Den andern Tag kam gegen Mittag Herr v. Brüge in aller Eile nach Govino geritten und verkündigte mir, daß ich höchst wahrscheinlich noch denselben Tag abgelöst werden würde, weil ich thätige Hülfe bei der Entführung der jungen Caloyera geleistet habe, der Gouverneur sey bereits von der ganzen Geschichte unterrichtet, höchst aufgebracht, der Vater des jungen Mädchens sey bei ihm gewesen, habe Stahl, zu dem er mit Dolchen bewaffnet gelaufen, zu ermorden gedrohet, und man habe den Mann nur durch das Versprechen, die Schuldigen zu bestrafen und daß der Capitain seine Tochter heirathen solle, beruhigen können. Brüge befragte mich nun nach den nähern Umständen dieses Vorganges und ich theilte ihm dieselben mit. Stahl hatte selbst angegeben, daß ich der Helfershelfer bei der Geschichte gewesen. Herr v. Brüge verließ mich mit den Worten: nun ich will wünschen daß es gut für Sie abläuft. Aber den andern Morgen erhielt ich Ordre, mit einem Detachement von 70 Mann nebst 30 Albanesern nach Rocca Timono aufzubrechen, ein wüster Felsen an der Westseite der Insel, in der Gegend von Vallea-Castrizza, an dessen Fuß der Hafen Affiona lag, eine kleine Bucht die ebenfalls bequem zu einer Landung war. Denselben Tag erschien auch noch ein Tagesbefehl des Gouverneurs, in welchem er diese Begebenheit streng rügte, Stahl erhielt scharfen Arrest, und der Oberst Benzel-Sternau drückte noch in einem besondern Anner der Ordre aus, daß es sehr bedauerlich sey, daß Offiziere von unserm Regiment die Veranlassung zu einem solchen Befehl gegeben hätten, und daß wenn sich dergleichen wiederhole, er es an den Kriegsminister berichten müsse. — Höchst mißmuthig brach ich nach Rocca Timono auf, vielleicht der ödeste Ort der ganzen Insel. Auf einem hohen Felsen, zu dem man nur zu Fuß mit Lebensgefahr an dem steilen Rand eines tiefen Abgrundes,

Mann vor Mann kletternd gelangen konnte, war eine kleine Reiserhütte mit Laub bedeckt von den Soldaten erbaut, die zwei Abtheilungen, eine für den Offizier, die andere für die Soldaten, hatte, und in die Wind und Regen von oben und allen Seiten drang; da es gerade in der Regenzeit war, so schwamm man beständig im Wasser und hatte weder bei Tag noch bei Nacht einen trockenen Fleck am ganzen Leibe, dabei hatte ich die strengste Ordre erhalten, mich unter keinem Vorwand, welcher er auch immer sey, von diesem Posten zu entfernen. Dies Commando hatte ich der Protektion meines Gönners, des Chef d'état major Bauduy, zu verdanken gehabt, wie ich später erfuhr, der mich gern aus seinem Bereich und Gehege vertrieb. Stahl, der zwar im Fort vieux blieb, mußte die Caloyera heirathen, mit der er einige Tausend Talari Aussteuer bekam. Einen ganzen Monat mußte ich auf dem rattenkahlen Felsenneſt, wo man kein Grashälmchen sieht, zubringen, und buchstäblich im Wasser liegen. Aus Langerweile ließ ich die Soldaten gymnastische Uebungen machen, Purzelbäume und Rad schlagen, und um Paras spielen und balgen. Dies war mir der verdrießlichste Monat meines ganzen Lebens. Endlich, nachdem ich wohl ein Dutzend Briefe an Benzel-Sternau und Herrn v. Brüge geschrieben, wurde ich erlöst, und nahm mir nun fest vor, mich nicht mehr mit den Entführungen Anderer zu befassen. Ich kam gerade noch zur Trauung Stahls, die, obgleich er Protestant war, doch in einer griechischen Kirche stattfand. Stahls junge Frau hatte unterdessen Bekanntschaft mit der Geliebten Bauduys gemacht, und nachdem ich erfahren, welchen Antheil dieser an meiner Versetzung genommen, beschloß ich mich mit Hülfe von Stahls Gattin desto mehr an ihm zu rächen. Dies war um so leichter, da Amelie — dies war ihr Taufname — jetzt sehr oft zu Stahls kam, wo ich dann oft mit den beiden Damen allein war, und die eine die Aufpasserin machte, während ich mit der andern tändelte. Eines Tages aber hatte ich es gewagt, als Bauduy, der anfing die Besuche seiner Geliebten bei Madame Stahl sehr ungern zu sehen, gerade zum Gouverneur gegangen war, Amelie in seiner Wohnung zu besuchen, in die ich in der Abenddämmerung durch ein Hinterfenster stieg, um von keinem Bedienten bemerkt zu werden. Aber kaum hatten wir uns herzlich bewillkommt, als der Oberst, der etwas vergessen hatte, zurückkehrte, so daß ich gerade noch Zeit hatte, mich in einen Schrank, den Degen in der

Hand, eiligst zu verbergen, so wie Amelie das Zimmer zu verlassen, welches sie abschloß. Als ich aber unten rumoren hörte und fürchtete, man möchte hinter mein Versteck kommen, verließ ich dasselbe eiligst und sprang aus einem Fenster wenigstens 15 Fuß hoch in einen kleinen, noch von einer Mauer umgebenen Raum hinab, aus dem ich hinauskletterte und mich in den Ruinen alter Häuser verbarg. Aber Freund Stahl begann nun auch eifersüchtig zu werden und meine häufigen Besuche ungern zu sehen; um ihm keinen weitern Anlaß zum Mißvergnügen zu geben, setzte ich sie vorerst aus und machte unterdessen der Madame Roy den Hof, deren Mann die erhaltene Aussteuer zum großen Mißvergnügen der Familie seiner Frau verkohlt hatte, und da ihm dieses Verkohlen nicht den fünften Theil der erwarteten Fonds einbrachte, so war auch er mißvergnügt, mit der Familie gespannt, und ließ sehr unklugerweise seinen Unmuth seine junge Gattin empfinden, die ich nun zu trösten unternahm. Madame Stahl sollte mir doch später werden, wenn auch erst auf französischem Boden. — Doch ich muß die Sache deutlicher erzählen wenn man mich verstehen soll. Die Aussteuer, welche die Töchter der wohlhabenden Familien in Corfu erhalten, und von der es heißt, sie sey 10, 20, 30, 50 und mehr Tausend Talari, besteht nur in sehr wenig baarem Geld, einigen sehr hoch angerechneten Prätiosen und der Rest in Land mit so und soviel Olivenbäumen, die in gewöhnlichen Zeiten eine bestimmte Rente abgeben. Jetzt aber, wo der Preis des Oels bis auf den fünften Theil seines frühern Werthes herabgesunken war, hatten natürlich auch diese Baumstücke einen weit geringern Werth. Roy der aber gerne baares Geld gehabt hätte und solches brauchte, ließ alle ihm gehörigen Olivenbäume, unter denen Tausende viele hundert Jahre alte Stämme waren, umhauen und zu Kohlen brennen, die er nach dem Gewicht auf dem Markt verkaufen ließ und so kaum 2 bis 3000 Talari daraus löste, die bald ausgegeben waren. Daher der Unwille seiner Schwiegereltern, der auf die Tochter überging, die sich nun fast mehr im Haus ihrer Mutter, wo ich sie täglich sah, aufhielt, als in der Wohnung ihres Gatten, und der mein Trost ganz willkommen war. Hier lernte ich auch eine andere, noch sehr junge Griechin, Marietta Vonda, ihre Jugendfreundin, kennen, die alle hellenischen Schönheiten in sich vereinigte, mit dieser knüpfte ich bald ein Verhältniß an, und da ihre Eltern ganz ohne Vermögen waren, so

willigten sie unter gewissen Bedingungen ein, daß ich das Mädchen auf eine bestimmte Zeit, drei Monate, zu mir nahm, während welchen ich alles andere vergessend recht vergnügt mit ihr lebte und sie dann einem Rittmeister der Chasseurs a cheval abtrat, der sie ganz behielt und später auch mit sich nach Frankreich nahm, und sogar heirathete. Nach ihr zerstreute ich mich auf kurze Zeit mit zwei recht artigen Israelitinnen, die in der Nähe meines Quartiers wohnten und sich Nina und Berna nannten, und dann wieder mit einer jungen Griechin, Anetta genannt. So brachte ich immer einige Abwechslung in das sonst ziemlich einförmige Leben zu Corfu. Manche meiner Kameraden machten es nicht viel besser, nur waren sie etwas beständiger. Noch immer hatte ich den Tisch bei Herrn v. Brüge, und gab dabei Josephinen Unterricht, jetzt auch im Deutschen und der Geschichte; einmal wurde ich jedoch in einer ziemlich zweideutigen Situation mit ihr von der Frau Mama ertappt, von der wir nun einen fast stundenlangen Sermon anhören mußten. — „Ach die Mama' hat es auch nicht besser gemacht, wie der Papa sagt," sprach Josephine als wir endlich wieder einen Augenblick allein waren. Um die Frau Mutter wieder zu besänftigen, schickte ich ihr einen prächtigen, mit Oliven gemästeten Indianer in die Küche, nebst einigen Pfunden Mandelconfekt, von dem sie eine große Liebhaberin war, es war gerade um Weihnachten, welche die Griechen besonders mit diesen Leckerbissen feiern. — Gleich nach Neujahr 1813 fiel eine tragische Begebenheit vor, die ungemeines Aufsehen in der Garnison erregte. Der Capitain einer der im Hafen zu Corfu stationirten Fregatten hatte einen auf derselben eingeschifften Marinesoldaten wegen einem unbedeutenden Vergehen mit Stricken, eine bei den französischen Matrosen damals gebräuchliche Strafe, hauen lassen. Dieser hatte sich aber verzweifelt gewehrt und geschimpft, indem er sagte, eine solche entehrende Züchtigung gehöre keinem französischen Soldaten, und der sie verordne sey ein infamer Büttel rc., er mußte sich aber zuletzt natürlich der Gewalt ergeben und die Strafe erdulden. — Einige Tage darauf, als er wieder eine Wache auf dem Schiff bezog, tauschte er mit einem Kameraden, dem der Posten vor des Capitains Cajüte geworden, um daselbst Schildwache zu stehen, und als der Offizier am Abend aus dem Theater kam und sich in sein Gemach begeben wollte, schoß ihn der Soldat mit den Worten: „Canaille, voila pour toi" nieder, hierauf ausrufend: „mo

voila content, qu'on me fasse fusiller a' mon tour.“ — Dies fand auch kurze Zeit darauf, nachdem er durch kriegsgerichtliches Erkenntniß zum Tode verurtheilt worden war, statt, und er wurde auf einem eigends dazu errichteten Floß mitten in der Rhede, im Angesicht der ganzen Marine und der Landtruppen erschossen. Ein seltsamer Zufall hatte mich durch diese Gelegenheit eine Delikatesse kennen lernen, von der ich mir niemals etwas hätte träumen lassen. Um die Exekution besser mit ansehen zu können, war ich mit einigen Kameraden nach der Insel Vido hinübergefahren; kaum war der Soldat erschossen, als sich ein so gewaltiger Sturm erhob, daß es schlechterdings unmöglich war, wieder nach Corfu zurückzufahren, und zu gleicher Zeit ließ sich auch ein Erdstoß verspüren, der jedoch nicht sehr bedeutend, desto heftiger aber stürmten die entfesselten Winde, und der Sturm wüthete so arg, daß für diesen Tag an die Ueberfahrt nicht mehr zu denken war, auch die Barken, welche alle zwei Tage die Lebensmittel für die etwa 800 Mann starke Besatzung nach Vido brachten und um Mittag kommen sollten, die Exekution hatte um 10 Uhr Morgens stattgefunden, blieben aus. Mit Sehnsucht warteten alle daß sich der Sturm legen würde, denn der geringe Vorrath einiger Marketender an Brod und sonstigen Victualien war schnell aufgezehrt und bald kein Stückchen mehr für Geld zu haben. Die Nacht kam heran, der Sturm tobte fort und die Wellen thürmten sich mehr und mehr. Lachend soupirten wir noch bei einigen Hühnern, die der auf der Insel Vido befehligende Bataillonschef, bei dem wir uns zu Gast baten und der auch das noch aufzutreibende Commißbrod aufgekauft hatte, zum Besten gab. Aber auch die ganze Nacht, die wir in Erdhütten zubrachten, denn andere Wohnungen gab es in Vido noch nicht, währte der Sturm und wurde womöglich den kommenden Morgen noch toller, so daß man an keine Communikation mit der Stadt denken konnte. Jetzt ging es an ein Schlachten aller vorhandenen Katzen und Hunde, die man mit schwerem Geld bezahlte, und da auch diese bei weitem nicht ausreichten, die hungrigen leeren Mägen zu füllen, so machte man sich auf die Rattenjagd, deren es unzählige, und namentlich sehr fette Wasserratten hier gab, bald hatten die Soldaten mehrere hundert derselben gefangen und boten sie à 3 bis 5 Franken per Stück feil. Oel fand sich auch noch etwas vor, und die getödteten Thiere wurden nun an Ladstöcken gebraten oder zu einem Ragout zugerichtet,

und ich gestehe, daß ich einen solchen Rattenbraten ganz vortrefflich fand und mit dem größten Appetit verspeiste, Katzen hatte ich früher schon öfters gegessen, sey es faute de mieux und weil ich großen Hunger hatte, oder weil die Ratte wirklich ein sehr delikates Fleisch hat, hätten wir nur Brod dazu gehabt. Der Sturm und die Rattenjagd dauerten noch bis gegen Abend, wo sich beides legte, und die heiß ersehnten Lebensmittel ankamen. Von jetzt an wurde ein kleines Magazin, auf acht Tage berechnet, von Vivres in Vido angelegt, damit man nicht wieder ähnlichem Fasten ausgesetzt war, wir aber wurden bei unserer Rückkehr in Corfu noch brav ausgelacht und geneckt, indem man uns versicherte, daß, da wir uns ohne Urlaub entfernt und auch Niemand gewußt was aus uns geworden, man im Begriff gewesen, uns als Deserteurs par contumace durch ein Kriegsgericht verurtheilen zu lassen.

Um diese Zeit fing man zu Corfu an, ganz insgeheim von dem unglücklichen russischen Feldzug und der schrecklichen Retirade der großen Armee zu munkeln; auch wurden wir durch die Engländer immer enger blokirt, die Lebensmittel seltener und stiegen sehr im Preis. Doch waren wir noch weit entfernt, das Mißgeschick Napoleons und seines Heeres in seinem ganzen Umfang zu kennen, und dessen ungeheuern Verlust zu ahnen. Man wußte nicht, wie die Sachen eigentlich standen, und erfuhr nur, was eine in Corfu gedruckte Zeitung, welche einmal wöchentlich erschien, und den Titel: Moniteur jonien führte, für gut fand, uns wissen zu lassen, zudem war sie immer um einige Monate zurück und druckte meistens nur das, was der Commissair-Imperial aus den Pariser Zeitungen, die ebenfalls 2—3 Monate nach ihrem Erscheinen erst nach Corfu kamen, roth anstrich. — Das Frühjahr 1813, das heißt, im Januar halfen schon die im vorigen Jahre zuerst gepflanzten Kartoffeln, welche die Griechen als nach Erde schmeckend, noch verschmähten, etwas aus, man bezahlte aber das Pfund noch mit einem Piaster oder mehr, wofür man sie den Soldaten abkaufte. Da die Lebensmittel immer seltener und theurer wurden, namentlich frisches Fleisch fast gar nicht mehr aufzutreiben war, so erließ der Gouverneur eine Ordre, durch welche er den Offizieren und Soldaten streng verbot, sich ferner noch mit der Unterhaltung von Frauen und Mädchen zu befassen, denn dies hatte zuletzt so überhand genommen, daß fast jeder Soldat ein

solches Liebchen hatte. Die Griechinnen liefen ihren Männern und Vätern, die sie beständig unter strengem Gewahrsam einsperrten, gar zu gerne davon, um mit den Franzosen, die sie überall mit herumführten, spazieren zu gehen, Schauspiele, Tanz und Weinschenken zu besuchen. Man brauchte fast nur zu winken, so hatte man schon eine solche, oft sehr schöne, aber immer sehr unwissende und lästige Plage am Hals. Diese Ordre und der eingetretene Mangel verhinderten zwar weitere Entführungen, aber es war schon gar zu viel altes Uebel vorhanden.

Die Frechheit der Engländer ging jetzt so weit, daß sich ihre Linienschiffe und Fregatten bis auf Schußweite den Festungswerken näherten. Eines Tages kamen zwei dieser Schiffe bis fast unter die Batterien des Meerschlosses, so daß sie von den auf sie geworfenen Riesenbomben beinahe in den Grund geschossen worden wären, sie suchten schnell das Weite. Ein anderesmal wagte sich eine englische Brigg sogar bis in den Hafen von Govino und zündete daselbst mehrere kleine Schiffe an, unsere Kanonierschaluppen suchten ihr zwar den Rückweg abzuschneiden, aber ehe diese noch segelfertig waren und die Anker gelichtet hatten, war die Brigg schon wieder in der weiten See. Die französische Marine hatte wenigstens eine Stunde mit Pfeifen und Vorbereitungen zugebracht, so daß wir alle, die wir dem Scandal von den Wällen zusahen, höchst entrüstet über dieses lendenlahme Verfahren waren, fluchten und schimpften; Reisinger rief ganz laut aus: Ei, so pfeift mir u. s. w. Es war wirklich unverantwortlich, mehr denn 20 Kanonierschaluppen lagen in dem Hafen von Mandrachio, und keine brachte es dahin flott zu werden, während die Brigg ihr Unwesen im Hafen von Govino trieb, was wir von Corfu genau beobachten konnten. Die Marine-Offiziere mußten sich deßhalb herben Spott von den Land-Offizieren gefallen lassen, es gab Reibereien und in deren Folge Duelle. Das Duelliren hatte überhaupt zuletzt unter der Garnison von Corfu und zwar unter den Unteroffizieren und Soldaten so sehr überhand genommen, daß fast keine Woche verging, wo es nicht einen Todten, der im Zweikampf gefallen war, gab, so daß endlich der Gouverneur eine sehr strenge Ordre an die Corpschefs erließ, um diesem Unfug Einhalt zu thun, und die Regimenter deßhalb öfters konsignirt wurden.

Trotz der immer steigenden Theurung, die bei den ärmern

Einwohnern bald Mangel verursachte, und den schlimmen Nachrichten vom Festland, mit denen man sich herumtrug, wurde dennoch der Carneval 1813 noch sehr fröhlich nach venetianischer Weise begangen, die große Esplanade war von 3 Uhr Nachmittags an mit Masken jeder Art angefüllt, die sich bis in die Nacht hinein mehrten, doch außer dem stummen Auf- und Abgehen und einigen Neckereien, wenig Unfug trieben, sondern meistens, besonders die Griechen, die Theil daran nahmen, sehr ernst waren. — Oft exercirte ein oder das andere Regiment zu gleicher Zeit auf diesem Platz und kam durch seine Schwenkungen mitten unter die Maskenhaufen, die es dann jubelnd auseinander jagte. Den Abend war das Theater sehr besucht, und nach demselben zweimal in der Woche Cavalchini oder maskirte Festini.

Damals machte die Prima-Ballerina, Giuseppina Panzieri, allgemein Furore, sie war eine geborne Mailänderin, noch nicht lange von Venedig gekommen, wo sie der Impressario Delungo selbst geholt, und eine von jenen Schönheiten, die da sagen können: veni, vidi, vinci. Sie hatte, was in Italien selten ist, blonde Haare und blaue Augen, aber keine von jenen schmelzenden, schmachtenden, wie man sie so häufig im Norden antrifft, sondern feurig-blaue, ein niedliches Gesichtchen mit schelmischen Zügen, und einen Wuchs, wie man ihn nur von einer Tänzerin verlangen kann; genug, geschaffen, um auch ein felsenhartes Herz noch zu rühren. Sie tanzte wie die Muse dieser Kunst selbst, machte Pirouetts, wobei einem schwindelte, und Entrechats, denen selbst das geübteste Auge nicht folgen konnte, und Alles mit einer Grazie, die, wie die Herren Theaterkritiker sich auszudrücken belieben, in der That nichts zu wünschen übrig ließ. Unter den mancherlei Köpfen, die durch ihre Kreiswendungen und Trillersprünge, ihre Battemens und Ailes de pigeons etc. verwirrt wurden, war auch der eines fünfzigjährigen, sehr reichen Lieferanten Namens Mastracha, und der des Commissairs-Imperial Lesseps, mit dem ich gut bekannt, öfters bei ihm zu Tische war und häufig auf die Jagd an die albanesische Küste mit ihm ging, letzterer mochte einige vierzig Winter zählen. Beide Nebenbuhler pochten auf ihre außerordentlichen Verdienste, die bei dem ersten in dem Besitz von vielleicht anderthalb Millionen Piaster bestehen mochten und bei dem andern darin, daß er die erste Civil-Autorität und letzte entscheidende Instanz in allen bürgerlichen An-

gelegenheiten zu Corfu war, und Napoleon gewissermaßen repräsentirte. Daß es dem gewichtigen Mann unter solchen Umständen auch nicht an Geld mangelte, kann man sich denken. Beide boten Alles auf um die Gunst der schönen Tänzerin zu erlangen. Mastracha scheute keine Kosten, er sandte der Angebeteten an ihrem Namenstag einen prächtigen Blumenstrauß a la Mürat, dessen Stengel aus einer Rolle von hundert Zechinen fabricirt war, und zwischen dessen natürlichen Blumen siebzehn diamantene Sternblümchen hervorblitzten. Der Mann hatte Geschmack und das Geschenk war wohl dazu gemacht, die Augen, wenn auch nicht das Herz einer Tänzerin zu blenden. Demungeachtet trug der Commissair Imperial den Sieg davon; sey es nun, daß seine hohe Würde oder sein noch kräftigeres Alter Peppina verführten, nach wenig Wochen bezog sie eine Wohnung, die ihr Geliebter dicht neben seinem Palazzo gemiethet und auf das Prächtigste für sie und ihre Mutter eingerichtet hatte. Um aber die Sache bequemer zu haben, hatte er eine Thüre durch die Mauer brechen lassen, welche beide Häuser trennte. Er war zwar vermählt und hatte Kinder, aber seine Familie lebte in Frankreich. Ich hatte das schöne Mädchen früher einigemal bei dem Impressario gesehen, wo ich manche Abende in Gesellschaft der Mariana Recupido und anderer Künstlerinnen zubrachte, aber damals, das Ballet war noch nicht im Gange, nicht so sehr auf sie geachtet, als ihre Reize es wohl verdient hätten, und es ging mir erst ein Licht auf, als ich sie zum Erstenmal auf der Bühne tanzend bewunderte. Aber jetzt war es zu spät und sie war bereits in Lesseps Händen. Was ich früher mit leichter Mühe erhalten hätte, sollte mir jetzt nur durch die raffinirteste List und Anstrengung zu Theil werden.

Bisher hatten die Offiziere die täglich von 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags dauernden Theaterproben nach Belieben besucht, ohne daß Jemand etwas Arges dabei gefunden hätte. Man frühstückte a la fourchette oder mit Gebackenem und dem hier sehr wohlfeilen Cyperwein, sang und sprang oft mit, und diese Proben waren keine kleine Unterhaltung für uns auf der an sonstigen Zerstreuungen ziemlich armen Insel; ja wir hatten weit mehr Genuß dabei als an den Vorstellungen selbst. Seitdem die schöne Tänzerin dabei erschien, war der Raum zwischen den Coulissen immer so angefüllt, daß kaum durchzukommen war; natürlich versäumte auch ich fast keine dieser Proben. Bald hatte ich

mich Peppina bemerkbar gemacht, und ihr Benehmen verrieth mir, daß ihr meine Aufmerksamkeit gerade nicht mißfiel, ihr aber meine heiße Liebe zu gestehen, zu ihren Füßen um die Erhörung meiner Wünsche zu flehen, dazu fehlte es durchaus an Gelegenheit, denn Lesseps ließ sie durch seinen vertrauten Kammerdiener auf jedem Schritt mit Argusaugen bewachen; dieser begleitete sie auf die Proben und verließ diese nur mit ihr, beobachtete jede ihrer Bewegungen und war so gut bezahlt, daß an Bestechung bei meinen jetzt ohnehin geringen Mitteln (wir bekamen keinen Gehalt und alle Geldsendungen waren durch die Blokade sehr schwierig, fast unmöglich gemacht) nicht zu denken war. Sogar in die Kirche verfolgte sie das dienende Gespenst, und stand während der ganzen Messe hinter ihr; dennoch war es mir gelungen, Peppina zwei Billetchen unbemerkt bei den Proben zuzustellen, und ich erhielt sogar eine Antwort, die sie in die Latte einer Coulisse, von Niemand als mir bemerkt, steckte, der ich mich sogleich bemächtigte. Aus derselben ersah ich mit Vergnügen, daß sie recht gerne in die von mir verlangte Zusammenkunft willige, wenn ich nur Mittel ausfindig machen könne, eine solche zu bewerkstelligen. Ich steckte ihr nun wieder ein Paar Zeilen zu, in denen ich sie versicherte, daß meine unnennbare Liebe zu ihr jede Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen wissen werde. Indessen mußte der Intimus des Commissärs doch Lunte riechen, oder vielleicht war ihm auch sein Bewachungsamt bei den Proben zu beschwerlich, da er wirklich hundert Augen hätte haben müssen, um Alles, was bei diesem Gewirre vorging, zu sehen. Genug, er berichtete eines Morgens seinem Herrn, daß er für nichts mehr stehen könne, da er weder allwissend noch allsehend sey, denn es ginge bei den Proben oft so bunt zu, daß ihm Hören und Sehen vergehe, es seyen immer ein Paar Dutzend Offiziere und noch andere Herren zugegen, die ein Charivari und ein Durcheinander veranlaßten, daß wenn er auch fünfzig Augen und Ohren hätte, diese dennoch nicht ausreichen würden, um zu bemerken, was sich dabei zutrage; Peppina sey beständig umlagert, man schiebe ihn bei Seite, so daß er sie gar nicht mehr erblicken, vielweniger beobachten könne. Diese Worte waren dem eben so eifersüchtigen als verliebten kaiserlichen Commissarius eben so viele Nadel- und Dolchstiche. — O, dem Unfug will ich bald ein Ende machen! rief er aus. Man hole mir sogleich den Impressario. — Dieser erschien

nach wenig Minuten mit hochgekrümmtem Rücken, hundert Bücklinge schneidend und unterthänigst fragend, was die Illustrissima Eccellenza zu befehlen habe? — Ich bin äußerst unzufrieden mit Ihnen, mein Herr Impressario, was ist das für eine Unordnung, die bei Ihren Proben herrscht, ich höre den Lärm nicht selten sogar in meinem Cabinet (seine Wohnung war in der Nähe des Theaters), man sollte glauben, der Teufel selbst habe seine Residenz da aufgeschlagen und das wilde Heer hause im Theater; wenn dies nicht anders wird, so sehe ich mich gezwungen, Sie von der Direction zu suspendiren und sie Jemand zu übergeben, der es besser versteht, Ordnung und Zucht unter dem leichtfertigen Volk zu erhalten. — Eccellenza halten zu Gnaden, stotterte der außer aller Fassung gebrachte und wie ein Espenlaub zitternde Impressario in **angustie.** Nicht meine Leute, Illustrissimo, Gott bewahre, das sind lauter Lämmer, die Herren Offiziere machen diesen Scandal.

— Was Offiziere, donnerte der sich recht ergrimmt und unwissend stellende Commissarius, Offiziere! wie kommen diese in die Proben? Wo in aller Welt hat man so etwas gehört; wie können Sie solchen Mißbrauch zugeben? gehen Sie einmal nach Paris und sehen ob man da einen Offizier auf der Bühne trifft, ja selbst in den kleinsten Theatern Frankreichs nicht. Was soll aus der Kunst werden, wenn sich das alles verheerende Kriegsvolk einmengt?

— Eccellenza haben vollkommen Recht, auch ich möchte oft verzweifeln, aber was soll ich machen? Da werden Gabelfrühstücke servirt, gegessen, getrunken, gesprungen, geschäkert und gelacht, ich muß **nolens volens** mittollen und mittrinken, sonst geht es gar nicht; statt zwanzig Proben, müssen fünfzig gehalten werden, und doch geht es nicht wie es soll; gerne wollte ich dem Uebel abhelfen, aber das steht nicht in meiner Macht, die Herren Offiziere nehmen von mir keine Raison an. Schon einigemal habe ich die Damen einzeln und zusammen bei Seite genommen und ihnen vordemonstrirt, daß sich solcher Unfug nicht schicke, daß ich mir dergleichen verbitte; aber, du lieber Gott, das half soviel wie nichts, sie lachten mich aus und sprachen: Im **Teatro di San Carlo** zu Neapel, **ala Scala** zu Mailand, **al Fonice** zu Venedig u. s. w., da geht es noch ganz anders zu, und man begegnete mir nur um so schnippischer.

— Ei was, fiel nun Lesseps ein, wir sind nicht in Venedig, Mailand oder Neapel, sondern in Corfu, und hier bin ich Herr, und befehle Ihnen, von heute an das Theater während den Proben zu schließen, und Niemand, wer es auch sey, der nicht zum Theater gehört, weder bei den Proben noch während der Vorstellung auf die Bühne zu lassen. Ich werde Ihnen eine Polizeiwache geben und Sie werden die Thüre nur für die Mitwirkenden öffnen lassen. — Wie Eccellenza befehlen, aber ich fürchte nur ... — Was fürchten Sie? nichts, gar nichts haben Sie zu fürchten, fiel die Excellenz donnernd ein, ich befehle es so, und damit Basta. — Mit einem submissesten Bückling, der selbst vor der Thüre noch permanent zu seyn schien, trat Delungo die Retirade an, sich zu Gnaden empfehlend, mit dem löblichen Vorsatz, der erhaltenen Ordre genau nachzukommen. Es war bald Zeit zur Probe, die versprochene Polizeiwache stellte sich ein und Delungo ließ die Pforten des Schauspielhauses schließen, die sich jetzt nur noch für die Eingeweihten öffneten, und alles, was sich der Gewohnheit gemäß einfand und nicht im Sold Apolls oder unter dem direkten Schutz der neun Musen stand, wurde auf das unbarmherzigste abgewiesen. Mit zerknirschtem Angesicht und gerührter Stimme machte der Impressario in einer Anrede sämmtliche Kunstjünger mit dem erhaltenen Befehl bekannt. Welche Bestürzung diese Trauernachricht unter dem weiblichen Kunstpersonale hervorbrachte, ist unbeschreibbar. Zuerst herrschte tiefe Stille, alle waren consternirt, denn der Schlag kam zu unerwartet und war zu heftig, er hatte auch die geläufigsten Zungen gelähmt; als man endlich allmählig wieder zu sich selbst kam, ging diese Stille erst in ein leises, dann in ein lautes Murren und endlich in ein brausendes Wüthen und Toben über, dem die heftigsten Verwünschungen gegen den Urheber dieses Befehls folgten. Selbst das männliche Personale äußerte, wenn auch mit mehr Mäßigung, seine Unzufriedenheit. Denn ach! — die herrlichen wohlschmeckenden Frühstücke, an denen Jedermann Theil nehmen durfte, fielen nun weg. Doch was half alles Lärmen und Lamentiren, die Sache war einmal nicht zu ändern, und — Probe mußte gehalten werden. Aber alles ging heute so lahm und schlecht von Statten, daß der arme, von allen Seiten geplagte Impressario, an dem man einstweilen seinen Zorn auslassen und seinen Muth kühlen wollte, fast zur Verzweiflung gebracht wurde; denn nichts, gar nichts, auch nicht eine einzige

Pantomime wurde ihm zu Dank gemacht. Auch Peppinen ließ man den allgemeinen Unmuth fühlen, obgleich das arme Kind im Innern über die abscheuliche Verordnung so gut wie die andern entrüstet war, nur durfte sie es nicht wagen ihr Mißfallen laut werden zu lassen, denn der Kammerdiener Argus beobachtete sie zu genau. Man wußte wohl, daß, wenn auch unschuldig, Niemand als sie die Ursache dieser verdrießlichen Neuerung war. Die Proben waren heute zwei Stunden früher als gewöhnlich beendigt, und als die verstimmten Leutchen den ihnen jetzt sehr öde und freudenlos scheinenden Tempel der Kunst verlassen wollten, fanden sie in dessen Vorhallen an hundert harrende Abgewiesene, die gleich den alten Römern, wenn auch kein forum competens, dennoch ein Forum daselbst hielten, ohne jedoch noch den Grund zu wissen, warum ihnen die sonst immer so freundlich offen stehenden Pforten heute so finster verschlossen wurden. Auch ich befand mich unter diesen Unglücklichen und war keiner von den minder Traurigen. Als sich endlich die Thüren erschlossen und unsere Lieben herausströmten, mischte sich sogleich alles untereinander und die — es ist doch fatal, daß Mund keinen Pluralis hat und man nicht sagen darf Mäuler, das hat schon Manchen in Verlegenheit gesetzt, ich werde also sagen — Schlünde thaten sich weit auf. Wessen das Herz voll, davon läuft der Mund über. In der Synagoge zu Jerusalem kann kein ärgeres Charivari gewesen seyn, als jetzt in den Vorhallen des corcyrischen Kunsttempels. Das war ein Durcheinanderschreien, Rufen, Fragen, bis man sich verständigt und alles Wissenswerthe mitgetheilt hatte, als handle es sich um der Welt Untergang. Nur Peppina, die Arme, durfte keinen Theil an den allgemeinen Ergießungen nehmen und ging, von ihren Trabanten begleitet, stumm wie ein Fisch durch die rebellischen Reihen, im Vorübergehen warf sie mir einen verstohlenen Blick zu, und seufzte kaum vernehmbar. Als aber endlich die Ideen gegenseitig ausgetauscht, und Alle gehörig unterrichtet waren, da hallten Drohungen und Verwünschungen der aufgebrachten Abgewiesenen gräßlich in den Hallen wieder. Verschwörungen und Umtriebe wurden angezettelt, Ein Interesse und Ein Ziel verband alle aufgereizten Gemüther, auf den kaiserlichen Commissarius und den theatralischen Impressarius hatte man es abgesehen. Letzterer hatte sich, den schrecklichen Tumult vernehmend, in die unterirdischen Gewölbe der Bühne verkrochen,

und wagte es erst sich zu entfernen, als die Tumultuanten weg waren. Die Zeit, welche man durch die Verkürzung der Proben gewonnen, kam jetzt den Berathschlagungen zu statten, die nicht weniger als zwei gute Stunden währten, und noch länger gedauert haben würden, wenn die respectiven Mägen nicht ebenfalls etwas rebellisch erinnert hätten, daß auch sie befriedigt seyn wollten. Endlich trennte man sich mit den gegenseitigen Versicherungen, daß es um jeden Preis anders werden müsse, und wenn selbst Blut fließen solle. Die Abgewiesenen gaben den Priesterinnen der Kunst Hand und Wort darauf, daß noch denselben Abend eine Vorstellung im Theater stattfinden solle, dergleichen in Corfu noch nie gesehen worden, wobei das Bühnenpersonale Zuschauer, die Zuschauer selbst aber Schauspieler seyn würden.

Um halb acht Uhr war das Parterre diesen Abend gegen die Gewohnheit schon zum Erdrücken voll, auch die Logen füllten sich früher als es sonst der Fall war. Die Ouvertüre begann, alles war mäuschenstille. **Il Zipario in alto va** (der Vorhang rauschte in die Höhe). Die Oper **Ginevra di Scozia** und das Ballet **Astrea** waren an der Tagesordnung. Als aber die Introduction begann, ertönte von allen Seiten ein so fürchterliches und durchdringendes Pfeifen, Zischen und Stampfen, mit dem Rufe: **a bas! a bas! a bas!** begleitet, daß Einem Hören und Sehen verging; die Damen hielten sich die Ohren zu, viele waren einer Ohnmacht nahe und einige verfielen wirklich in diesen Zustand, andere lachten, und von Musik und Gesang hörte man keinen Laut. Der Lärm ging immer **crescendo** bis endlich der Vorhang fiel und mit seinem Fallen die vorige Stille wieder eintrat. Nach einer Viertelstunde rollte die leinene Scheidewand abermals in die Höhe, man versuchte wieder anzufangen, aber derselbe Tumult stellte sich wieder ein, und zwar mit verdoppelter Kraft, und hörte nicht auf bis die Gardine zum Zweitenmal fiel. — Aller guten Dinge sind aber drei. Man zog sie also zum Drittenmal auf, und diesmal trat der Impressario vor und wollte das Publikum anreden, konnte aber eben so wenig zu Worte als das Personale zum Gesang kommen. Zum Drittenmal senkte sich der Vorhang, um zum Viertenmal aufgezogen zu werden, und nun zeigte sich ein wohlconditionirter Polizeibeamter, der mit einem hellgellenden Hohngelächter empfangen und so lange ausgelacht wurde, bis er sich, etwas confus gemacht, wieder zurückgezogen

hatte. Jetzt ließ man die Gardine zum Letztenmal für heute Abend herab. Das Publikum unterhielt sich noch eine Zeitlang sehr laut und lebendig, denn der größte Theil war noch nicht von der Ursache des extraordinairen Tumults unterrichtet, bis nach einer Stunde sich fast alle Zuschauer verlaufen hatten und das leere Haus geschlossen wurde. Lesseps war wüthend und schwur hoch und theuer, der Sache morgen ein Ende zu machen. Er hatte so gut wie die andern Zuschauer bemerkt, daß es fast nur Militär war, welches den höllischen Lärm gemacht, und namentlich Marine-Offiziere und Maitres Cannotiers, die ihre langen gellenden silbernen Schiffsdienstpfeifen mitgebracht hatten, womit sie die Matrosen bei den Manoeuvres avertiren. Noch denselben Abend begab sich Lesseps zum Gouverneur Donzelot, diesen aufzufordern, dem abscheulichen Unfug zu steuern und durch eine Ordre du jour dem Militär das Pfeifen, Zischen und Lärmen im Theater zu untersagen, wozu dieser sich aber nicht verstehen wollte, sondern meinte, ein solcher Tagesbefehl würde lächerlich seyn, da er ja keine Dienstsachen betreffe; indessen wolle er die gehörigen Maßregeln ergreifen, fernere Unruhen im Theater möglichst zu verhüten, und zur nächsten Vorstellung vier Stabsoffiziere kommandiren, die mit dem Ringkragen decorirt, die Aufsicht und Inspection im Parterre haben sollten, um alle diejenigen in Arrest zu schicken, die sich erlauben würden, die Ruhe auf eine auffallende Weise zu stören. Damit mußte sich der Herr Commissär begnügen und empfahl sich, nachdem er noch vom Gouverneur erlangt hatte, daß die Chefs de Corps ihren Untergebenen wenigstens mündlich Ordnung und Ruhe im Theater anbefehlen sollten. Von da begab sich der Mann zum Contreadmiral, um auch diesen für seine Sache zu gewinnen und den Seemännern, Seelöwen, Seebären und Seehunden und sonstigen Seeungeheuern, wie er sie in seinem Zorne nannte, die Rachen zu stopfen. Zuletzt ließ er noch den Polizeidirektor und Delungo zu sich rufen, um auch von der Civilseite jedem Unfug zu begegnen. So hoffte der gute Mann aller fernern Störung vorgebeugt zu haben, und legte sich, von den vielen Strapatzen ermüdet, etwas beruhigter zu Bette. Den kommenden Morgen wurden alle Vorkehrungen bekannt, die der Commissär getroffen, und die Chefs empfahlen bei der Parade ihren Untergebenen möglichste Ruhe an. Dieß diente aber nur dazu, gehörige Gegenmaßregeln zu ergreifen, um die beorderten Aufseher

irre zu machen und den begonnenen Spuk fortzusetzen. Der zum Theil gefürchtete, zum Theil erwünschte Abend kam heran, jeder der beorderten Stabsoffiziere übernahm eines der vier Quarré's, in die das Parterre abgetheilt worden, zur besondern Aufsicht, außerdem hatte man jedem Viertel noch Polizeibeamte zugetheilt, um die bürgerlichen Lärmmacher im Zaum zu halten. Aber alles war umsonst, sobald der Vorhang in die Höhe rauschte, fing der infernalische Lärm des vorigen Abends wieder an, und ward noch dreimal ärger, aber seltsamerweise sah man Niemand weder mit dem Mund noch mit Instrumenten pfeifen, und doch waren die Pfiffe weit schneidender und gellender. — Was vermag der menschliche Erfindungsgeist nicht? — Ein Maitre Cannotier hatte in der Eile ein Paar hundert Pfeifen mit kleinen Blasbälgen verfertigen lassen, die unter das Militär vertheilt wurden und die ein Theil der Verschwörer unter dem Arm, ein anderer unter den Füßen angebracht, und mit kaum bemerkbarer Bewegung brachten sie so die gellendsten Töne hervor; das Lächerlichste bei der Sache war, daß der Lärm immer im Rücken der kommandirten Aufpasser geschah, denn sobald einer den Kopf nach dem Ort, wo man gepfiffen, richtete, erschollen gleich wieder ein Paar Dutzend Pfeifen von hinten her, so daß sich die Herren unaufhörlich wie Wetterhähne nach dem Wind drehten, ohne etwas entdecken zu können, woran ihnen wohl auch wenig gelegen seyn mochte, denn sie lachten selbst mit. Es war als trieb eine Legion Dämone ihr neckisches Spiel. Die Sache nahm dasselbe Ende wie bei der letzten Vorstellung, und wurde die folgenden zwei bis drei Tage mit gleichem Kraftaufwand wiederholt. Man hatte sich geschmeichelt, die Lärmmacher würden das Ding endlich von selbst satt werden, aber vergeblich, sie trieben den Rumor so lange fort, bis eines Morgens plötzlich auf den, nach italiänischer Sitte quer über die Straßen an Stricken hängenden Theaterschildern mit deutlicher Schrift in französischer, italiänischer und sogar neugriechischer Sprache mit großen Lettern zu lesen war: „Von heute an ist der Besuch bei den Proben wieder erlaubt.“ — Diese durch die Gewalt der Pfeifen ertrotzte Erlaubniß wurde auch sogleich bestmöglichst benutzt. Zu Hunderten strömte man noch denselben Morgen auf die Bühne, wo durch ein köstliches Bankett, das sich bis beinahe gegen Abend verlängerte, der errungene Triumph jubelnd gefeiert wurde. Die Vorstellung selbst wurde jetzt nur noch von Zeit zu Zeit durch

stürmischen Applaus unterbrochen, und so kam Alles wieder ins vorige Geleise. Aber der eifersüchtige und nun auch gedemüthigte, racheschnaubende Commissär Imperial hatte seine mittelbare Aufsicht unter diesen bedenklichen Umständen nicht nur verdoppelt, sondern vervierfacht, er gesellte nämlich seinem Kammerthier noch drei andere dienstbare Geister zu, die unter dessen Befehlen standen, hinter und zwischen den Coulissen um die gefeierte Prima Ballerina herumschlichen und auf alle ihre Blicke, Mienen und Bewegungen spähten. Dennoch wußte ich durch eine von mir bestochene Figurantin mich mit ihr in Rapport zu setzen; längst waren wir einverstanden und hofften mit Sehnsucht endlich auf einen günstigen Augenblick, uns ohne Zeugen sprechen zu können. Schon oft hatte ich mir den Kopf zerbrochen, wie dieser herbeizuführen, und konnte kein Mittel ausfindig machen. Ich wußte mich erhört und konnte, ein zweiter Tantalus, die Frucht jeden Tag vor Augen sehend, sie nicht erhaschen. Der Zufall zeigte mir endlich den Weg, auf dem meine heißen Wünsche, denn je größer die Schwierigkeiten, desto größer die Lüsternheit und die Begierde sie durchzusetzen, in Erfüllung gehen sollten. Eines Morgens sagte mir Delungo im Vorübergehen, er sey wegen einem Sujet für ein Ballet verlegen, das er zum Beschluß des Carnevals in Scene setzen wolle. Diese Worte des Impressarios fuhren mir wie ein Wetterstrahl durch den Kopf, entzündeten mein Gehirn daß es augenblicklich Licht in demselben ward, und ich erwiederte: „Wenn Ihnen weiter nichts mangelt, dann seyn Sie unbesorgt, ich habe ein vortreffliches Sujet, das Sie in wenig Tagen ausgearbeitet erhalten sollen. Sie wissen, daß ich schon mehrere Ballette mit Erfolg auf die Bühne gebracht, und es wird dies auch in Corfu der Fall seyn.“ — Delungo nahm das Anerbieten mit Dank an, und Peppina ließ ich noch denselben Tag durch die dienstfertige Chortänzerin wissen, daß ich das Mittel zu einer Zusammenkunft gefunden zu haben glaube. Zu Hause angekommen überlegte ich, welches Sujet wohl am besten zu meiner Absicht passe. Die Donaunymphe war für das Theater in Corfu zu kostspielig, ebenso das Sternenmädchen, ich dachte an das Opferfest, die Zauberflöte, den Abällino, die Kreuzfahrer und andere Stücke aus der romantischen Theaterwelt, keines wollte mir genügen. Ein eigenes Sujet zu erfinden, war theils die Zeit zu kurz, theils hatte ich auch meine Gedanken nicht genug beisammen. Endlich verfiel ich auf

Hagemanns Schauspiel: „Ludwig der Springer,“ und erkannte es, wenn sich gleich dasselbe nicht sonderlich zu einem Ballet zu eignen schien, dennoch für das beste, mein Vorhaben auszuführen; um es dem Geschmack des Publikums anzupassen, ließ ich es an glänzenden und effectvollen Festen, Gruppirungen und Aufzügen nicht fehlen. Ich ließ die Handlung mit einem prächtigen Turnier und Ballfest beginnen, wobei Adelheide von Stade dem Grafen von Thüringen ein heimliches Rendez-vous in einer abgelegenen Laube des Burggartens gibt. Die Sache wird dem Pfalzgrafen Friedrich verrathen, er überrascht Beide in der Laube, läßt sie, wie in Hagemanns Schauspiel, durch seine Leute gefangen nehmen, mit Ketten belasten, Ludwig nach Giebichenstein ins Gefängniß und Adelheide in sein Burgverließ bringen. Ersterer entspringt wie bekannt aus dem Felsenneſt in die Saale, und über die Pfalzgräfin wird ein Gottesgericht gehalten, wobei sie ihre Unschuld durch das Festhalten eines glühenden Eisens beweisen soll und — beweist! — Diese Scene war es, durch die ich endlich glücklich zu werden hoffte. Adelheide mußte als arme Sünderin auf einer unterirdischen Treppe und durch eine Fallthüre in das Zimmer gelangen, in dem das schreckliche Gericht gehalten wurde. Ich hatte die Handlung so eingerichtet, daß die Pfalzgräfin Zeit hatte, sich ein halbes Stündchen, ehe sie vor ihren Richtern erschien, in ihr unterirdisches Gemach, oder vielmehr in die finstern Gänge unter der Bühne zu begeben, währenddem der Herr Landgraf sein Testament dictirte, seinen Luftsprung machte, durch die Saale ans Ufer schwamm, und nach gehöriger Verwandlung das Gericht zusammen kam, wo dann endlich auf des Pfalzgrafen Befehl der Kerkermeister die Fallthüre aufschloß und die reizende Verbrecherin, mit silbernen Ketten geschlossen, heraufschleppte. Nachdem das Unschuldig einstimmig von den Richtern ausgesprochen, steigt Adelheide auf Befehl ihres Gatten wieder in den Kerker, die Nachricht von Ludwigs Befreiung trifft durch einen Herold ein, der zugleich auch die Herausforderung an den Pfalzgrafen ergehen läßt, ein Zweikampf findet statt, Ludwig tödtet seinen Gegner, befreit seine Geliebte, und Evolutionen der Knappen, Gruppirungen und Tänze beschlossen das Ganze. Mein Plan erhielt zwar Peppinens Beifall, doch schien ihr unsere Zusammenkunft, die während des Laufs der Handlung in dem unterirdischen Labyrinth der Bühne vor der Scene des Gottesgerichts stattfinden sollte, etwas gewagt,

ich beruhigte sie aber deßhalb, indem ich sie wissen ließ, daß ich die Theatergewölbe gehörig untersuchen und mich eine gute halbe Stunde früher durch eine geheime Thüre an den bewußten Ort begeben würde, zu der ich mir den Schlüssel verschafft. Sie dürfe jedoch nur ganz allein herunterkommen und dann die Thüre hinter sich sogleich verriegeln; um allen Verdacht zu beseitigen, würde ich mich während der Vorstellung nur selten auf der Bühne, desto mehr aber im Parterre sehen lassen, so daß Niemand meine Abwesenheit bemerken werde. Das Manuscript war in drei Tagen fertig, die Proben sollten beginnen, als eines Morgens Delungo ganz bestürzt mit dem Worten: „Da haben wir die Bescherung, die Censur läßt Ihr Ballet nicht passiren,“ in das Zimmer trat. Auch ich fragte ganz erschrocken — Warum? — Es sey gegen die gute Sitte, daß eine Ehegattin und ihr Geliebter über den Gatten so den Sieg davon trügen. — Ist es weiter nichts, versetzte ich, dem können wir schon abhelfen. Ich setzte mich nieder, strich das hinter Adelaide stehende Wort: **sposa** (Gemahlin) aus, ersetzte es durch **Nipote** (Nichte), und machte sie so wieder zur Markgräfin von Stade, den Pfalzgrafen aber zu ihrem Oheim, Vormund und Tyrannen. Nun erhielt das Ballet die Approbation der Censurbehörde und die Proben begannen.

Alles ging in gehöriger Ruhe und Ordnung vor sich, jede Probe wurde mit einem fröhlichen Bankett geschlossen, der heißersehnte Tag, an dem wir glücklich werden sollten, denn während den Proben durfte Peppina nicht durch die unterirdischen Gemächer, sondern nur aus den Coulissen kommen, rückte heran. Nur in der Generalprobe, die den Abend zuvor mit allen Decorationen, Costümen ꝛc. stattfand, kam sie von unten herauf; da ich mich aber auf der Bühne befand und fast Niemand im Parterre war, so durfte ich es dennoch nicht wagen, mich schon diesen Abend an den bestimmten Ort zu begeben, da meine Abwesenheit sogleich bemerkt worden und dann alles verscherzt gewesen wäre. Es waren ja auch nur noch 24 Stunden bis zur Aufführung, und diese mußte man sich noch gedulden, so groß auch die Ungeduld seyn mochte.

Endlich erleuchteten die Strahlen der Sonne den Tag, der meine unsäglichen Bemühungen krönen sollte, ich kam nicht mehr aus dem Schauspielhause, um noch die gehörigen Anordnungen für den Abend zu treffen, damit alles recht zusammengreifen solle.

Schon um 7 Uhr war das Haus zum Ersticken voll und mehrere hundert Personen mußten abgewiesen werden. Der erste Act einer neuen Opera Seria, Arminio, eröffnete die Vorstellung. Nach neun Uhr begann das Ballet, um halb zehn schlich ich mich an den bestimmten Ort, und um 10 Uhr lag die schöne Markgräfin in meinen Armen! Alles war nach Wunsch gegangen, die Spione Lesseps befanden sich fast alle unter den Zuschauern, und keinem fiel es ein, daß während der Vorstellung des Ballets wohl eine Zusammenkunft stattfinden könne. Noch versicherten wir uns ewige Liebe, hatten Theater, Ballet und die Welt vergessen, als drei starke Hammerschläge ertönten, das Zeichen zur Eröffnung des Gottesgerichts, und wir so aus unserm Taumel erwachten. Bald darauf wurde die Fallthüre geöffnet, ich geleitete die Geliebte bis an die Stufen der Treppe, entfernte mich schnell durch die geheime Thüre, und sah durch eine Gitterloge die eben meinen Armen entschlüpfte Adelheid recht heldenmüthig die Feuerprobe der Unschuld bestehen, und wie sie, nachdem man das wirklich glühende Eisen gelöscht, das hölzerne roth angestrichene mit beiden Händen ergriff und unversehrt festhielt. Ich freute mich innig über das vollkommene Gelingen meines Planes. Kein anderes Stück hätte mir gleiche Dienste geleistet; bei einer gewöhnlichen Versenkung wären Leute nöthig gewesen, so aber hatte nur der Kerkermeister die Fallthüre auf der Bühne zu öffnen, und unten befand sich Niemand außer uns Beiden.

Das Ballet war beendigt und hatte außerordentlichen Beifall gefunden; ich hatte die besten und zur Handlung passendsten Musikstücke von Mozart, Winter, Cherubini, Salieri, Portogallo, Guglielmi und andern ausgesucht; die Scenerie, Decorationen, Gruppirungen, Comparsen rc. waren trefflich ausgeführt, besonders gefiel ein Fahnentanz, wobei alle Knappen Fahnenlanzen hatten, und sämmtliche Tänzer durch ihre Reihen chassirten, dann die Schlußgruppe, die einen großen Knalleffect hervorbrachte, formirten. Nachdem der Vorhang gefallen, wurde der Autor mit großem Halloh verlangt, der sich aber in der Gitterloge verbarg, bis endlich einige Kameraden zu mir kamen und mich aufforderten, dem Publikum zu willfahren, um dem immer ärger werdenden Spektakel ein Ende zu machen. Ich mußte endlich nachgeben, und wurde mit einem Donner von Applaus empfangen, Kränze flogen mir um den Kopf. Doppelt glücklich zog ich mich nach einer dreifachen

Verbeugung zurück und hatte nun das Vergnügen, daß auch meine reizende Geliebte gerufen und mit einem Hagel von Blumen, Bändern, Sträußen, Gedichten &c. empfangen wurde. Nach beendigter Vorstellung schlich ich mich solo nach Haus, aber kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen. — Das Ballet wurde den nächsten Abend und noch einige dreißig darauf mit gleichem Glück gegeben, nur nahm Peppina zur größern Fürsorge eine Figurantin, unsere Vertraute, mit in die unterirdischen Gänge hinab, um jeden Verdacht zu vermeiden. Zwei unangenehme Episoden, die aber außer einem kleinen Schrecken wenig zu bedeuten hatten, störten auf Augenblicke unser Glück. Einmal warf der Frohnknecht das mit glühenden Kohlen gefüllte Becken um, welches dazu diente, das Eisen glühend zu machen, und einige feurige Kohlen fielen durch die Coulissenrinnen in die Unterwelt hinab und beinahe auf unsere Häupter, was Peppina für eine sehr schlimme Vorbedeutung hielt, die leider auch, wie wir bald sehen werden, auf eine schreckliche Weise in Erfüllung ging. Man pochte bald darauf an der Pforte des Souterrains, worauf ich mich eilig entfernte, die Vertraute öffnete, und mehrere Leute traten mit Wassergefäßen ein, um ein etwa entstehendes Feuer gleich zu löschen. Ein andermal war die hölzerne Treppe, auf welcher Adelheide in die Oberwelt steigen sollte, so knapp an das Podium angelehnt, daß als sich kaum Peppinens Köpfchen den Zuschauern zeigte, die Treppe abglitt und sammt ihrer holden Bürde hinabstürzte. Da man nun nicht wußte, ob sich das arme Mädchen beschädigt habe, und für den Augenblick auch der Gang der Handlung unterbrochen war, so gab es Lärm und der Vorhang wurde herabgelassen. Gleich darauf meldeten sich mehrere Männerstimmen an der Thüre, an der zugleich ungestüm gepocht wurde; ich ließ aber nicht eher öffnen, als bis ich mich überzeugt hatte, daß die Arme keinen Schaden genommen, entfernte mich dann schnell, und in einer Viertelstunde ging das Stück wieder seinen Gang fort. Daß wir uns sonst auf keine Weise vergaßen und Peppina nie zu spät erschien, dafür sorgten die Hammerschläge. Doch — „der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht.“ So ging es leider auch hier. Ein Capitain vom 2ten italiänischen Linienregiment, Namens Vilgano, war wie noch mancher andere, in diese anmuthige Priesterin Terpsichorens sterblich verliebt, ohne sich jedoch der mindesten Begünstigung, ja nur eines Blickes erfreuen zu können. Freilich

waren weder sein Aeußeres noch seine Manieren geeignet, ein hübsches Mädchen zu fesseln; eine ziemlich große, dicke, vierschrötige Gestalt, ein grobzügiges, mit einem ungeheuern Schnauz- und Backenbart bewachsenes Gesicht, ein sehr unbeholfenes, tölpelhaftes und gemeines Benehmen waren die glänzendsten Außenseiten des Prätendenten, während dessen Geist und Rede denselben vollkommen entsprachen. Dieser hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß ich vor der Feuerprobe jedesmal unsichtbar wurde, war mir endlich nachgeschlichen und hatte entdeckt, daß ich durch eine kleine, unter die Bühne führende Thüre verschwand. Aber auch ich hatte wahrgenommen, daß man mir gefolgt war, und Vilgano erkannt, doch achtete ich nicht darauf und hielt die Sache für einen bloßen Zufall; den folgenden Abend aber, als ich unter die Bühne kam, schien es mir, als hörte ich zuweilen in einiger Entfernung leise athmen, doch glaubte ich mich zu täuschen. Bald darauf kam Peppina mit ihrer Begleiterin und ich empfing sie wie gewöhnlich mit einem Kuß, aber kaum war dies geschehen, als auf einmal ein heller Lichtstrahl durch die uns umgebende Finsterniß — nur ein mattes Lämpchen brannte jeden Abend in einer Ecke des Ganges — drang und uns beleuchtete. Ich sah mich nach der Ursache dieser unerwarteten Erscheinung um und erblickte zwei Männer, von denen der eine eine Blendlaterne in der Hand hielt. Mit bloßem Degen stürzte ich auf ihn zu und schlug ihm die Laterne aus der Hand, worauf alles wieder in das vorige Dunkel gehüllt war; die beiden Männer erhoben aber ein großes Geschrei. Peppina verlor den Kopf, und mit dem Ausruf: Assassini, birbanti, eilte sie mit dem andern Mädchen der Thüre zu, die sie aufriegelte, und dann die Corridors entlang, wo die Ankleidezimmer waren. Ich lief ihr nach, meinen Degen wieder einsteckend, stieß aber am Eingang auf mehrere Personen, die ich auf die Seite schob um die Fliehenden einzuholen und zurückzubringen, hatte sie jedoch aus dem Gesicht verloren, glaubte aber, sie seyen auf die Bühne gegangen, und begab mich in eine Loge in der Meinung, sie würde in zahlreicher Begleitung wieder in das Souterrain zurückkehren, ihre Rolle fortzuspielen. Als ich in die Loge trat, war Ludwig eben erst aus dem Thurm und in die Saale gesprungen, wurde an das Ufer gebracht und bestieg das Streitroß, das ihm Wilhelm von Brenna zugeführt hatte. Hierauf verwandelte sich die Scene in das Gerichtszimmer, und nachdem die

Ritter, Richter und Frohnen mit ihren Vorbereitungen fertig waren, öffnete der Kerkermeister die Fallthüre um Adelheide zu citiren, die aber — nicht erschien. Man denke sich meine Angst; ich saß wie auf Kohlen, jetzt stieg der Mann selbst hinab, kam aber ohne die Gefangene zurück, die für heute wirklich aus dem Kerker entsprungen war. Der Mann machte nun allerlei unverständliche Pantomimen gegen das Gericht, aber das Publikum begann unruhig zu werden, bis, nachdem man die Verschwundene allenthalben gesucht, Delungo vortrat und das lärmende Auditorium durch die Nothlüge beruhigte: der Prima Ballerina sey eine plötzliche Unpäßlichkeit zugestoßen. Hierauf fiel der Vorhang und der 2te Act der Oper begann. Jetzt eilte ich auf die Bühne, wo mir Delungo mit ganz verstörter Miene entgegenkam und zurief: Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht? es ist alles entdeckt, alles verrathen; man hat Sie mit Peppinen gesehen, so eben war der Commissair Imperial hier und wüthete schrecklich; alle meine Betheurungen und Versicherungen, daß ich unschuldig sey und von nichts wisse, fanden kein Gehör, er drohte mir mit augenblicklichem Fortjagen und verließ das Theater im heftigsten Zorn. Ich suchte den Unglücklichen bestens zu trösten, ihn versichernd, es werde sich alles wieder machen, bat ihn, sich zu beruhigen, während ich selbst in der größten Unruhe war und nicht wußte was aus dem Mädchen geworden. Ich eilte nach ihrer Wohnung, fand sie aber verschlossen und sah nirgends Licht, dagegen hörte ich Lärm und erblickte viele wandelnde Lichter im Palazzo des Commissairs, der bald darauf in Begleitung mehrerer Bedienten aus dem Haus trat, und zu einem zurückbleibenden sagte: Sucht noch einmal alles durch, ich muß sie finden und wenn sie sich in den Mittelpunkt der Erde versteckt hätte! — Also ist ihr Aufenthalt noch nicht entdeckt, dachte ich, etwas beruhigter, denn ich hatte gefürchtet, daß ihr eifersüchtiger Commissair sie in der ersten Hitze mindestens arg mißhandeln würde. Ich war entschlossen, sie im äußersten Fall zu mir zu nehmen, ging nun auch in das Theater zurück, wo immer noch gespielt wurde, und hörte, daß Lesseps den Impressario so eben in das Vorzimmer seiner Loge habe rufen lassen. Auf der Bühne war man schon von Allem unterrichtet und zischelte sich überall in die Ohren als man mich sah. Erst nach Beendigung des Schauspiels kam Delungo auf die Bühne zurück, nahm mich bei Seite und erzählte mir, daß Lesseps zwar etwas ruhiger sey,

aber den Verdacht habe, Peppina befinde sich in meinem Quartier; er bat mich daher, wenn dies der Fall wäre, sie doch ja gleich herauszugeben, um ihn, das Mädchen und vielleicht mich selbst nicht unglücklich zu machen. Ich betheuerte ihm meine Unschuld und erbot mich, meine Wohnung sogleich durchsuchen zu lassen, indem ich hinzufügte, ich befände mich selbst in der größten Unruhe wegen dem armen Mädchen, da ich fürchtete, sie habe sich ein Leid angethan. — Das verhüte Gott! rief Delungo aus, ich muß nun zum Commissair zurück, der mich erwartet, um den Erfolg meiner Nachforschungen zu hören. — Ich entließ den Director in tausend Aengsten, ihm mein Ehrenwort gebend, daß ich den Aufenthalt Peppinens nicht kenne, allein nicht eher ruhen wolle bis ich ihn in Erfahrung gebracht. Aber alles war vergeblich, obgleich ich die ganze Nacht umherirrte, Kundschafter aussandte und nachforschte, ich konnte keine Spur von ihr entdecken. Nur in meinem Quartier wurde mir berichtet, daß nach elf Uhr zwei Damen ängstlich nach mir gefragt, und als sie gehört daß ich nicht zu Hause sey, sich gleich wieder entfernt hätten. Als es Tag wurde, eilte ich, ohne nur eine Sekunde geruht zu haben, zu Delungo, den aber Lesseps schon wieder hatte kommen lassen, wartete jedoch seine Zurückkunft ab. Nach einer Viertelstunde trat Peppinas Mutter herein und rief aus, als sie mich erblickte: **Ah, Dio sia benedetto, che finalmente vi trovo!** — Und wo ist Ihre Tochter? — In der Locanda di Venezia habe ich sie versteckt, antwortete sie mir. — Die Mutter wußte um unser Geheimniß. — Ach wie unglücklich haben Sie uns gemacht! fuhr sie fort, nun ist alles aus, wir sind unglückliche Leute, wie wird es uns noch ergehen! — Dafür lassen Sie mich sorgen, Signora, ich werde Alles wieder gut machen. Sagen Sie mir nur, wo Peppina gestern Abend so schnell hinkam. — Meine Tochter kam bewußtlos zu mir in ihr Ankleidekämmerchen, riß mich mit sich fort, und nachdem wir eine Zeitlang zwecklos in den Straßen umhergeirrt, suchten wir Sie in Ihrer Wohnung, aber Sie daselbst nicht findend, führte mich mein trostloses armes Kind in die Locanda di Venezia, denn nach Hause zu gehen, wo wir der ganzen Wuth Lesseps ausgesetzt waren, hielten wir nicht für rathsam. — Jetzt trat Delungo in das Zimmer, dessen Gesicht beim Anblick von Peppinens Mutter plötzlich erfreut strahlte. Seine erste Frage war: wo ist Ihre Tochter? und als er von allem unterrichtet war, rief auch er ein: **Oh dio sia be-**

nedetto! aus und erzählte uns, daß sich alles viel besser gestalte, als er je zu hoffen gewagt. Lesseps sey zwar über das Durchgehen seiner Geliebten noch sehr aufgebracht, aber zugleich untröstlich, und habe schon geäußert: er wolle gerne verzeihen, wenn er nur wisse was aus ihr geworden sey. Ich habe ihm so gut ich konnte, fuhr Delungo fort, die Sache ausgeredet, und ihn fürchten lassen, daß das arme Kind vielleicht Hand an sich selbst gelegt habe; dies letztere habe Eindruck gemacht und wenn Peppina die Sache klug angreife, so könne sie nicht nur seine gänzliche Verzeihung erlangen, sondern ihm noch obendrein ein Mährchen aufbinden. Bald waren wir einig über das was geschehen müsse. Die Mutter sollte ihre Tochter noch an diesem Morgen in ihre Wohnung zurückbringen, nachdem der Wirth der Locanda dem Commissair Imperial angezeigt hätte, daß sich beide seit gestern Abend bei ihm befänden. Peppina sollte ihrem Argus erzählen, daß zwei Männer sie unter der Bühne überfallen hätten, glücklicherweise sey ich durch den Lärm herbeigelockt, dazu gekommen und habe sie mit dem Degen in der Hand befreit, sie aber sey aus Furcht ermordet zu werden, mit ihrer Mutter davongelaufen, und da sie sich nicht nach Hause getraut, indem sie geglaubt, man passe ihr dort auf, so habe sie sich in das Gasthaus geflüchtet, woselbst sie die Nacht zugebracht. Dies war ein ben trovato, das manches Wahrscheinliche für sich hatte, und Lesseps begnügte sich damit. Er war überglücklich, seine theure Geliebte wiedergefunden zu haben, der Friede wurde geschlossen, und alles kam wieder in den gewohnten Gang. Nicht so leicht war es, dem Publikum ein X für ein U zu machen, die Geschichte wurde im Gegentheil noch mit hundert Zusätzen vermehrt erzählt; Vilgano hatte dafür gesorgt, sie sogleich unter die Leute zu bringen, und er selbst war der Urheber derselben, doch hatte er die Sache nicht fein genug gesponnen, seine versteckten Helfershelfer waren viel zu früh hervorgetreten, als daß sie den beabsichtigten Zweck hätten erreichen können. Ich vermuthete gleich, von wem der Streich kam, und blieb nicht lange in Ungewißheit deßhalb, denn Vilgano war einfältig genug, sich desselben im Militair-Caffeehause bei mehreren Personen zu rühmen; seine Aeußerungen, die keinen Zweifel übrig ließen, wurden mir hinterbracht, und ich nahm mir vor, mich auf eine eclatante Weise zu rächen. Ich hielt ihm sein schlechtes Benehmen in Gegenwart mehrerer Offiziere seines Regiments vor;

nannte ihn einen niederträchtigen Verläumder, und erbot mich, es sogleich mit der Degenspitze zu bekräftigen. Der Italiäner verwarf die Klinge und schlug Pistolen vor, was ich annahm. Das Olivenwäldchen hinter Castrades wurde zum Kampfplatze ersehen, und das Duell sollte noch den nämlichen Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang vor sich gehen. Zur bestimmten Zeit traf ich mit meinem Sekundanten ein, einige Minuten später mein Gegner mit dem seinigen und einem Chirurgen. Wir loosten um den ersten Schuß, Vilgano wurde vom Glück begünstigt. Er war indessen blaß und zitterte als die ausgemachten fünfzehn Schritte abgemessen waren. Jetzt stand er mir gegenüber, ich sah ihn mit ernsten festen Augen an, obgleich mein Blut auch in Wallung war, bemerkte aber das Schwanken seines Armes und sein unsicheres Zielen, er drückte endlich ab — die Kugel sauste mir in einer Entfernung von mehreren Schritten am linken Ohr vorüber. Jetzt hob ich langsam meine Hand empor, zielte einige Augenblicke, während welchen ich deutlich die Todesangst meines Feindes wahrnehmen konnte. Ich wollte ihn nicht länger auf der Folter lassen, machte eine Bewegung mit dem Arm und sandte meine Kugel mit den Worten: Non voglio la vostra morte, et vi perdono, zu den Wolken. Mit dem Knall der abgeschossenen Pistole stieß Vilgano einen unwillkührlichen Schrei aus und war einer Ohnmacht nahe. Ich ging sodann auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach: Alles sey vergessen, lassen Sie solche Händel, die eines ehrlichen Mannes und Offiziers unwürdig sind. Der Italiäner jedoch, weit entfernt, durch meine Großmuth andern Sinnes zu werden, schwur mir heimlich fürchterliche Rache, machte einen sehr ernsthaften Banditenanschlag auf mein Leben, der aber, da ich Wind davon bekam, gänzlich zu seinem eignen Verderben ausfiel. Durch ein anonymes Schreiben wurde ich benachrichtigt, daß Vilgano beabsichtige, mich in einer der nächsten Nächte, wenn ich schliefe, in meiner Wohnung bewaffnet überfallen zu wollen, ich möchte mich daher in Obacht nehmen. Das Billet war in italiänischer Sprache geschrieben, und wie es schien, von einer Frauenhand. Es war nichts leichter als ein solcher Ueberfall, da ich bei unverschlossener Haus- und Stubenthüre schlief. Ein zweites Billet zeigte mir nun die Nacht an, in der es geschehen solle. Ich versah mich mit einer Blendlaterne und legte mich angekleidet auf mein Bett. Es war Mitternacht als ich leise die Treppe heraufschleichen hörte,

ich sprang auf und stellte mich mit gezogenem Degen hinter die Stubenthüre. Als der Bandit eingetreten war, tappte er längs den Wänden, im Finstern mein Bett suchend, und als er dies gefunden, stach er mit einem langen Dolch herzhaft drei bis viermal rasch hintereinander in die Mitte desselben; jetzt machte ich helle, sprang auf ihn und rief ihm donnernd zu: Meuchelmörder, das soll dir schlecht bekommen. Er fiel vor Schrecken auf die Knie, ließ den Dolch fallen, den ich sogleich aufhob, und meinem Burschen zurief, er solle die nächste Wache holen. Vilgano, denn er war es selbst, flehte und bat, aber ich ließ mich nicht erweichen, übergab ihn der ankommenden Wache und ließ ihn durch dieselbe zum Platzkommandanten führen, dem ich über den Vorfall Bericht erstattete. Der Verbrecher saß mehrere Monate auf der Fortezza nuova gefangen, und da ich selbst nicht auf strenge Untersuchung und Bestrafung drang, so ließ man ihn endlich laufen, sich anderswo hängen zu lassen, mit dieser Weisung wurde er nach Albanien geschickt. Von all diesen Vorfällen waren natürlich die Garnison und die Einwohner Corfus unterrichtet, man sprach acht Tage davon, und die ganze Geschichte wurde wie Millionen andere vom Meer der Vergessenheit verschlungen. Was mich aber am meisten kränkte, war, daß jetzt jede Zusammenkunft mit Peppina so ziemlich unmöglich war, nur schriftlich und vermittelst der vertrauten Figurantin konnten wir noch kommuniciren. Indessen verzweifelte ich nicht, abermals ein Mittel ausfindig zu machen, uns unter vier Augen zu sehen, aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen, das durch seltsame Umstände herbeigeführte tragische Ende der blühenden Giuseppina trug alle meine Hoffnungen deßhalb zu Grabe.

Bald nach den erwähnten Vorfällen war ihre Serata (Benefizvorstellung), zu der man ein neues kleines Ballet einstudiert, das am Schluß desselben und dann nicht wieder gegeben wurde. Der Erfolg war so glänzend als möglich, die Einnahme weit über Tausend Zechinen, das silberne Becken war voll Goldstücke und andere Geschenke von kostbaren Bijouterien. Bei ihrem Erscheinen auf der Bühne wurde sie mit Blumen und Gedichten überschüttet. Auch ich hatte ein kleines italiänisches Gedicht auf sie verfertigt, und mehrere hundert Abdrücke davon auf Atlas machen lassen, die ich, mit Velinpapier couvertirt, durch die Ventilatoren in das Parterre und die Logen werfen ließ.

Den Morgen nach dieser Vorstellung erhielt Lesseps einen Besuch vom Gouverneur, der ihm ein von Paris vom Ministerium erhaltenes Schreiben mittheilte, das sehr ungünstige Aeußerungen, ja sogar Drohungen gegen Lesseps, wegen der übeln Geschäftsführung seines hohen Postens enthielt. Einige dienstfertige Freunde hatten nämlich nach Paris berichtet, daß vermittelst eines kleinen Geschenkes von 20—30 Napoleon, welches man der schönen Tänzerin durch deren Mutter übergeben lasse, man nicht nur sehr vieles bei der Civilverwaltung von Corfu durchsetze, sondern auch schon gesprochene Urtheile der Gerichte wieder umstoßen könne. — An dieser Sache war allerdings etwas Wahres, obgleich die Berichte sehr übertrieben gewesen seyn mögen. Peppina selbst war unschuldig, ihre Mutter aber die Urheberin solcher Intriguen. Der Gouverneur wurde in jenen Briefen gefragt, was an der Sache sey, und im Falle es sich so verhalte, müsse der Commissair augenblicklich abberufen werden. Die beiden Herrn standen aber auf einem sehr freundschaftlichen Fuß mit einander und hielten Rath was zu machen sey. Donzelot war der Meinung, das beste Mittel die Beschuldigung zu entkräften, sey, die Tänzerin unverzüglich nach Italien zurückzuschicken, wodurch jeder Grund zu einer weitern Klage gehoben würde. Hievon wollte aber der verliebte Commissär nichts hören, bis ihm der Gouverneur kategorisch erklärte: **Eh bien, ça sera vous qu'on renverra**, und er endlich nach großem Kampf in Peppinens Abreise willigte. Sobald diese Neuigkeit bekannt wurde, gab es manche traurige und fröhliche Gesichter beim Theater und dem Publikum, unter den letztern konnte man außer Lesseps Feinden auch viele Damen, sowohl französische wie italiänische und griechische zählen; unter den traurigen war ich. — Dem armen Mädchen selbst kam die Eröffnung dieses Beschlusses, den ihr der Commissair mit aller möglichen Schonung mittheilte, wie ein Donnerschlag; aber es war nun einmal nicht zu ändern, man mußte sich allerseits in den Willen des eisernen Schicksals, dieses starrköpfigen Lenkers aller menschlichen Vorsätze und Projekte, fügen. Der Tag der Abreise war mit dem ersten günstigen Wind festgesetzt, sie schiffte sich mit ihren Verwandten und ungefähr 50,000 Franken in Gold und Juwelen, die sie während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes zu Corfu erworben hatte, auf einem für sie eigends eingerichteten kleinen Schiff ein. Nur noch einmal sprach ich sie, und zwar als sie schon eingeschifft war, be-

vor sie abfuhr. Ich hatte zu dem Ende die Bekanntschaft des Schiffskapitains gemacht, diesen durch einige Artigkeiten gewonnen, und brachte so noch ein Paar selige Stunden mit ihr an Bord in ihrer Cabine zu, verließ sie endlich mit den Worten: **ci rivedremo in Italia**, (in Italien werden wir uns wiedersehen) und sprang in das kleine Boot, das mich wieder ans Land brachte. — **Ci rivedremo in Italia** hatte auch sie wiederholt, und so schieden wir mit einem langen Abschiedskuß.

Nach Peppinas Abreise war Lesseps untröstlich, er schloß sich in sein Zimmer ein, wollte Niemand Gehör geben, und überließ sich einer schwarzen Melancholie. Dieser Zustand wurde mit jedem Tag ärger, so daß man anfing für seinen Verstand zu fürchten. — „Ich muß sie wieder haben, oder ich sterbe,“ rief er einmal über das andere aus. Unterdessen war von Otranto Nachricht gekommen, daß das Schiff mit seinen Passagieren daselbst glücklich angekommen sey und eine neunzehntägige Quarantaine halten müsse. Der Gouverneur bot alles auf, seinen Freund zu trösten, als er aber sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos waren, sagte er endlich: Wohlan, lassen Sie das Mädchen zurückkommen, Delungo mag sie abermals engagiren, aber machen Sie das Verhältniß nicht zu auffallend, und lassen Sie es nicht den mindesten Einfluß auf Ihre Dienstgeschäfte haben, meiden Sie alles Zusammentreffen mit der Mutter. — „Sie sind mein Retter, mein Engel!“ rief der entzückte Lesseps aus, seinem Freund um den Hals fallend. — Alles was Sie wollen gehe ich unbedingt ein, wenn ich nur das Mädchen wieder habe. — Noch denselben Abend wurde eine Kanonierschaluppe abgefertigt, Peppina zur Rückfahrt zu beordern. Auch diese gelangte glücklich an ihre Bestimmung und die Rückkehr sollte mit dem ersten Maestro stattfinden. Peppina schiffte sich mit den Ihrigen und ihren Schätzen ein, und als die zur Abfahrt günstigen Umstände, mondlose Nacht und starker Nordwind, eingetreten, und sich das Gestirn des Tages in die Fluthen des mittelländischen Meeres gesenkt hatte, ging dieselbe mit vollen Segeln vor sich. Der Wind war sehr stark und die Nacht so finster, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Um 1 Uhr nach Mitternacht ertönte auf einmal der Ruf: „wir sind verloren!“ und die Schaluppe befand sich unter den Batterien eines englischen Linienschiffes, von dem man schon die hohlen Töne der Sprachrohre vernahm, mit denen sie die Schiffe anrufen. Der Steuermann

wollte durch eine schnelle Wendung der Gefahr des Gefangenwerdens entgehen, aber der so heftig wehende Wind, der mit aller Kraft in die Segel blies, schlug die Kanonierschaluppe um, und die ganze Mannschaft sammt allen Passagieren, unter denen auch ein Familienvater von 7 Kindern und seine Gattin waren, ertranken. Den andern Tag erhielt der Gouverneur die Nachricht dieses Unfalls durch einen englischen Parlamentair. Lesseps, der sich als die alleinige Ursache dieses traurigen Unfalls betrachtete, wollte verzweifeln, sperrte sich abermals 8 Tage lang in sein Zimmer ein und — ließ sich am 9ten durch eine niedliche Groteskntänzerin trösten. Auch mir ging der schauderhafte Vorfall zu Herzen, lange konnte ich mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die schönen und zarten Glieder der liebenswürdigen Peppina, die ich sammt dem Publikum so oft mit dem größten Entzücken auf der Bühne bewundert hatte, die Beute der Hay- und anderer Raubfische geworden sey. — „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde,“ seufzte ich und philosophirte über das Vergängliche alles Irdischen mit der liebenswürdigen Mariana Recupido.

Bald nach dieser unglücklichen Begebenheit wurde das Bataillon, bei dem ich stand, nach San Theodor, einem ehemaligen griechischen Kloster, das eine halbe Stunde von der Stadt entfernt hinter Castrades zwischen Oliven liegt, beordert; wir bekamen ziemlich geräumige Zimmer in demselben angewiesen, dasselbe lag sehr romantisch auf einem altklassischen Boden, nämlich mitten in der Gegend, von der man behauptet, daß sich daselbst die Gärten des Alcinous befanden, von denen außer Orangen, Lorbeern, Granaten und andern aromatischen Stauden, und ein etwas üppigerer Boden als an andern Orten, nichts mehr vorhanden war. Auf einer nahen Höhe hat man eine hübsche Aussicht auf die Bai von Castrades und den Canal, der Corfu von der Türkei trennt. Diese Gärten müssen jedenfalls einen sehr großen Umfang gehabt haben, da alle Salzwerke von Castrades und der Gegend auf mehrere Miglien zu ihnen gezählt werden. Indessen war man über die eigentliche Lage derselben ungewiß und im Streit, die Gelehrten und Alterthumsforscher zu Corfu konnten sich darüber nicht einigen, und schrieben voluminöse Abhandlungen voll Muthmaßungen; besonders viel Mühe gab sich der Zahlmeister der italiänischen Truppen, den Umfang und die Grenzen dieser Gärten recht genau

zu bestimmen und sogar geometrisch zu vermessen, und kam deßhalb häufig nach San Theodor, wo er mich versicherte, der noch vorhandene kleine Klostergarten sey gerade der Mittelpunkt von Alcinous Gärten gewesen. Ganz nahe dabei, unfern der Bai von Paläopolis, lag eine alte griechische Kirche, deren noch ganz gut erhaltene Façade von einem alten heidnischen, wahrscheinlich dem Apollo geweihten Tempel herstammte. Hinter dieser Kirche befand sich eine Grotte, und in dieser ein großes Loch, dessen Boden man selbst mit einem Senkblei nicht hatte ergründen können. Eine Volkssage erzählte, daß dies der Eingang zu dem unterirdischen Pallast einer bezauberten griechischen Prinzessin sey, die ihrer Erlösung harre und unermeßliche Schätze besitze, mit denen sie ihren Erlöser glücklich machen werde. Alle 7 Jahre sey ihr erlaubt um Mitternacht sammt ihrem Gefolge das Loch zu verlassen und eine Tour durch die Insel zu machen, um einen Erlöser zu suchen; wenn sie aber in einer gewissen Zeit keinen finde, müsse sie zurückkehren. Als Bäuerin verkleidet durchstreife sie die Flecken und Dörfer. Einige Aspirants von der Marine ließen sich mit Stricken und Lichtern hinab, da aber eine böse Luft letztere bald löschte, so gaben sie schnell das Zeichen, sie wieder hinaufzuziehen; noch einigemal wurde dieses Experiment mit eben so wenig Erfolg versucht, und das Loch blieb unergründet.

Um die Stadt Corfu und ihre Vesten noch mehr gegen einen feindlichen Angriff von der Landseite, den man jetzt immer mehr zu fürchten begann, zu schützen, beschloß der Gouverneur ein verschanztes Lager anlegen zu lassen, welches die Stadt und alle ihre Außenwerke und Redouten von dem übrigen Theil der Insel trennte. Dasselbe wurde an der Bai von Paläopolis begonnen und bis an die Mündung des Flüßchens Potamo geführt und vor demselben noch ein breiter und tiefer Graben angelegt. Bei dieser Arbeit stieß man auf die Ruinen des alten Chrysopolis, die ehemalige Hauptstadt der Phäacier, und Alcinous Hafen, von dem rechts dessen Gärten lagen. Man fand die Trümmer von prächtigen Gebäuden, Säulenhallen, Bäder mit Mosaik-Fußböden von Marmor, auf denen Abbildungen der verschiedenartigsten Seefische u. s. w. künstlich eingelegt waren, Altäre, Opfergefäße, Lampen rc. Hierdurch wurde nun die Lage der Hauptstadt von Phäacien unwiderruflich ergründet, und die des Hafens stimmte ganz genau mit den Beschreibungen Kallimachus und des Apollonius überein. Man

fand bei dieser Gelegenheit auch eine große Menge goldner, silberner und kupferner Münzen, so wie Vasen, Urnen und andere Dinge aus der grauen Vorzeit, deren Bestimmung man zum Theil nicht mehr kannte. Eines Tages trug es sich zu, daß an der Stelle wo ein italiänisches Bataillon arbeitete, — die ganze Garnison von Corfu wurde zu dieser Arbeit verwendet — einer der Soldaten mit seiner Hacke einen kräftigen Hieb führend, ein unter der Erde verborgenes Gefäß von Thon spaltete, aus welchem eine Menge glänzender Goldstücke umhersprangen. Der Soldat der diesen köstlichen Hieb gethan hatte, war so verblüfft, daß er das Gold wie bezaubert anstarrte, während seine Kameraden rechts und links darüber herfielen und er kaum einige Stücke davon für sich behielt. Diese schönen Goldmünzen waren aber aus den spätern Zeiten der griechischen Kaiser, wo sie während kriegerischen Unruhen wahrscheinlich Jemand hierher vergraben hatte. Von den Medaillen die man fand, waren viele dem Zeus, dem Poseidon, Dionysos, Ares, der Pallas Athene, dem Herakles, der Aphrodite ꝛc. gewidmet, und andere bezeugten die Macht, welche Corcyra zur See gehabt haben mußte. Hätte man bei diesen Arbeiten, statt die vorgezeichnete Linie für die Werke verfolgend, den Spuren der Ruinen nachgegraben, wer weiß welche herrliche Kunstschätze man noch aufgefunden haben würde.

Herr v. Brüge wäre mit dem Beginn des Sommers (1813) gerne wieder nach dem durch fortwährende Seewinde fast immer kühl erhaltenen, herrlich gelegenen Pallea Castrizza gezogen, aber die immer bedenklicher werdenden Umstände ließen es nicht zu, und er bezog ein kleines Landhäuschen, das sich in dem kaum eine Stunde von Corfu liegenden Dorf Viro befand, wohin ich nun einigemal in der Woche von S. Theodor ritt, um meinen Musikunterricht bei der immer schöner und blühender werdenden Josephine fortzusetzen.

Auch diesen Sommer wurde, trotz den schlimmen aber überzuckerten Nachrichten, die von dem Continent und der großen Armee einliefen, aber nie die Vorfälle der Wahrheit gemäß enthielten, der 15te August nochmals mit großem Pomp gefeiert. Statt des Seeturniers fand ein Ringstechen statt, und nach Beendigung desselben kam noch ein Gänsehauen, eine albanesische Uebung, an die Reihe. Zu diesem Ende wurden lange Schranken auf der Esplanade errichtet und hinter denselben mit Teppichen behängte am-

phitheatralische Sitze und Logen angebracht. Vierzehn Tage lang währten die Vorübungen zu diesen Spielen, und ich übte mich so ein, daß ich zuletzt nur selten das Centrum des dreifachen Ringes en pleine carrière mehr fehlte. Die Costüme waren nach Belieben, einer war in arabischer, der andere in persischer, ein dritter in spanischer Tracht u. s. w., ich hatte mich a la Henri IV. gekleidet. Um 4 Uhr Nachmittags begann das Stechen, nachdem wir, 12 Trompeter an der Spitze, dreimal durch die Schranken geritten waren. In der Mitte derselben befand sich auf der rechten Seite die prächtig drapirte Loge für die Generalität, und ihr gegenüber die, in welcher die die Preise vertheilenden Schönen saßen, an deren Spitze Madame Gasqui, noch immer die Geliebte des Gouverneurs, thronte. Zwischen diesen beiden Logen, genau im Mittelpunkt der Schranken, hing der Ring an einer Stahlfeder. Auf den beiden Seiten der Gouvernements-Loge waren die Tribünen für die Trompeter, Pauken und Musikchöre angebracht, die, so oft als der Ring mit einer Lanze aufgefangen und durchstochen wurde, wenn man in die erste Abtheilung traf, eine, in die zweite, zwei, und in das Centrum, drei Fanfaren erschallen ließen, worauf die Musik noch spielte. Man übergab sodann den an der Lanzenspitze hängenden Ring den Herrn Kampfrichtern, die unter der Generalsloge ihren Sitz hatten, und die gewonnenen Points notirten. Wer die ersten hundert Points hatte, erhielt den ersten Preis, einen Ehrendegen mit einem goldnen Knopf, in dem ein Diamant gefaßt war. Das Centrum des dreifachen Ringes, zwischen den weißes Papier gesteckt war, um die Abtheilungen besser sehen zu können, zählte 10 Points, die zweite 5 und die dritte nur einen Point. Diesmal war ich glücklich genug, den ersten Preis zu erhalten, den mir die schönen Hände der Madame Gasqui überreichen mußten, wobei sie aber mit vielsagenden Blicken murmelte: „Je suis bien fachée, que ce soit vous.“ — Mais pourquoi donc? flüsterte ich und nahm den Degen in Empfang. — Nach diesem Spiel kam das Gänsehauen an die Reihe. Eine todte Gans wurde mit einem Strick an dem Kopf da aufgehängt, wo der Ring gewesen, und man mußte plein carrière den Rumpf derselben vom Kopf trennen. Dies war nicht so leicht und es gehörte eine sehr gute krumme scharfe Säbelklinge dazu, da die freihängende Gans immer nachgab, auch war es ein türkischer Albaneser, der den Gänsepreis mit seinem ächten Damascener davontrug. Die Söhne

des vor dem Ali Pascha geflüchteten Paschas gaben nun noch einige türkische Manoeuvres und Uebungen zum Besten, und zeigten besonders ihre Geschicklichkeit im Dscheritwerfen, welches darin besteht, daß sich die Reiter beständig in einem Kreise herumjagen und dabei mit langen Stöcken werfen, die sie aber geschickt pariren und in vollem Jagen wieder von dem Boden aufheben.

Den Abend war wieder ein großer Ball bei dem Gouverneur, und gegen Mitternacht wurde das Feuerwerk abgebrannt, zu dem diesmal eine griechische Dame den Drachen anzündete und losließ, wobei sie sich aber ein Loch in das Kleid brannte. Einige Tausend Raketen flogen in die Luft und alles ging glücklich ab; aber ein Paar Stunden darauf, als wir noch recht vergnügt tanzten, ertönte auf einmal der Ruf: au feu, al fuoco, au feu, wir sprangen an die Fenster und sahen längs der Esplanade ungeheure Rauchwolken und Feuersäulen gen Himmel lodern, der uns selbst bald ganz gluthroth erschien. Es war jetzt als trennte eine ungeheure hohe, an 500 Schritte lange Feuerwand die alte Festung von der Stadt. Im ersten Augenblick wußte sich Niemand zu erklären, was dies für ein Feuer seyn könne, Alles lief in Bestürzung durcheinander und die Offiziere den Pallast hinab. Jetzt fand man, daß es das, seit 5—6 Jahren längs der Esplanade am Kanal, der sie von der Festung trennte, aufgethürmte Reserveholz der Garnison sey, wohl über 1000 Klaftern, welches in Brand gerathen war. Durch das lange Lagern in der großen Hitze war es so ausgedörrt, daß es wie Stroh flackerte. Ob vielleicht brennende Raketenstöcke oder Bosheit dasselbe angezündet hatten, war schwer auszumitteln, doch das letzte am wahrscheinlichsten, da die Flammen in dieser großen Ausdehnung fast zu gleicher Zeit, wie auf Schwarzenbergs Ball, emporloderten. Fest und Ball waren nun natürlich schnell beendigt. Wir raunten in seidnen Strümpfen und Escarpins zu dem Feuer, aber die Hitze war so stark, daß man sich demselben auf eine große Strecke nicht nähern konnte, und an ein Löschen mit Wasser war ohnehin nicht zu denken, da Spritzen und Feuereimer in Corfu, wo es nie brannte, ganz unbekannte Dinge und für Millionen nicht zu haben waren. Es blieb jetzt nichts anderes übrig, als so nahe wie möglich Erde und Sand aufzuwerfen, damit einen Wall gegen das Feuer zu bilden und dessen Gluth allmählig zu ersticken Gefahr für die Stadt und Festung war keine

vorhanden, da das Feuer von beiden zu sehr entfernt, von der ersten durch die breite Esplanade, von der andern durch einen Kanal und hohe Wälle getrennt war; der Schaden war aber unermeßlich, weil das Holz hier ein sehr theurer Artikel ist und nach dem Gewicht zum Kochen verkauft wurde. Indessen war es gleich, indem es 10 Monate später doch in die Hände der Engländer, unserer Erzfeinde, gefallen wäre.

Immer trüber wurde jetzt der politische Horizont, das Geld immer seltener, die frischen Lebensmittel desgleichen, man schränkte sich von allen Seiten auf das Aeußerste ein, selbst das Theater wurde nur wenig besucht, und das Liebhabertheater ging ganz ein. Noch einige Zeit vorher hatte ich die Aufführung eines deutschen Stückes, und zwar die Räuber von Schiller, veranstaltet, wozu mich die anmuthige Gattin des bei unserm Regiment stehenden Hauptmanns von Gemmingen veranlaßte, welche die einzige Frauenrolle im Stück, die Amalie, gerne spielen wollte. Das Komische dabei war, daß kein Exemplar dieses Stückes vorhanden, sondern daß ich es, so gut es sich thun ließ, aus dem Kopf niederschrieb, was mir nicht so schwer ward, da ich die Rolle des Karl Moor mit ihren Stichwörtern noch völlig auswendig wußte. Bei dieser Vorstellung war der Saal anfänglich zum Erdrücken voll, obgleich neun Zehntheile der Zuschauer kein Wort deutsch verstanden, sondern dieselbe nur der Neugierde halber besuchten. Aber so voll es im ersten Akt war, so leer war es im fünften, wo sich kaum 80 Personen, ausschließlich Deutsche, noch gegenwärtig befanden. Nach Beendigung eines jeden Aktes hatte sich immer ein großer Theil des Auditoriums verloren. Dazu war noch gekommen, daß der Offizier der den Schufterle geben sollte, — ein Lieutenant, der früher als Hauptmann in östreichischen Diensten gestanden und in dem Feldzug von 1809 gefangen worden und Dienste genommen — am Morgen vor der Vorstellung Arrest erhalten hatte und in der Eile durch einen andern ersetzt werden mußte, der seine Rolle natürlich nicht mehr gehörig hatte auswendig lernen können. Die Ursache dieses Arrestes war sonderbar genug. Der General Carbenneau ging meistens in Civilkleidern aus, in solchen kam er an einem Thor vorüber, an welchem gerade dieser Offizier die Wache hatte und die Schildwache verhinderte, vor dem General die Mannschaft in's Gewehr zu rufen und selbst zu präsentiren. Dieser ließ den Offizier aus der Wachtstube rufen, und da derselbe fast gar

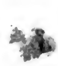
kein Französisch sprach, durch einen verdollmetschenden Sergeanten fragen, warum die Wache nicht vor ihm in's Gewehr getreten sey und die Schildwache weder präsentirt noch herausgerufen habe. — „Sogens halt dem Herrn Generalen, erwiederte der Lieutenant, daß wenn er in Bauernkleidern is, d'Woch nit vor ihm raustreten darf.“ — Der Sergeant übersetzte dies wörtlich, indem er „**habit de paysan**“ sagte,*) worauf der General versetzte: „Sagen Sie dem Offizier, daß man im französischen Dienste nicht dem Rock, sondern dem Mann und dessen Würde die Ehrenbezeugung giebt, und er wenn er abgelöst, 3 Tage Zimmerarrest habe.

Die Nachrichten, die uns jetzt von dem Krieg in Deutschland zukamen, waren oft so widersprechend, daß man nicht wußte, was man davon denken und glauben sollte, die Wahrheit aber wurde uns absichtlich verhehlt, auch waren sie immer schon sehr alt. Zeitungen kamen gar keine mehr und nur über Janina und Albanien erfuhr man zuweilen etwas Neues, was die von daher kommenden Griechen, nur sehr geheim und vorsichtig, mitzutheilen wagten. Immer enger wurden wir von den Engländern eingeschlossen, deren Lanzen, (lange schmale Bööte mit einer Kanone und 24 Ruderern, welche zu den Linienschiffen gehören und bei Windstille den Feind angreifen) auch selbst im Canal von Albanien auf alle Barken Jagd machten. Das frische Brod wurde so selten und theuer, daß mich Moncenigo, Capodistria und Mesulam ersuchten, ihnen doch manchmal einen Laib Offiziersbrod für 3 Piaster zukommen zu lassen. Was ich an Brod ersparen konnte, gab ich ihnen umsonst; aber bald bekamen auch wir fast nur noch Zwieback aus den Magazinen, so wie abwechselnd gesalzenen Speck oder Käse. Eines Tages, es war schon gegen das Ende des Jahres 1813, wo wir aber noch nichts von der Schlacht bei Leipzig wußten, kam plötzlich die Nachricht nach Corfu, daß Ali Pascha an der Spitze von 30,000 Mann vor Parga stehe, dasselbe zur Uebergabe auffordernd und mit gänzlicher Vertilgung drohend, wenn diese nicht in kürzester Frist stattfände; die Parganiotten aber seyen fest entschlossen, sich eher unter den Trümmern der Stadt zu begraben, als sich an diesen Wüthrich zu ergeben. Sie ließen den Gouverneur bitten, ihnen zu erlauben, ihre Weiber, Kinder und

*) Das östreichische Militair titulirt jeden Civilisten oder Bürger als Bauer, und nennt mithin dessen Kleider: Bauernkleidung.

Greise nach Corfu schicken zu dürfen, um sich dann desto besser vertheidigen zu können. Dies wurde ihnen nicht nur gestattet, sondern der Gouverneur ließ in der ganzen Stadt Wohnungen in Privathäusern für die Flüchtlinge in Bereitschaft setzen, die er selbst in Begleitung des Chef de l'état major besichtigte und möglichst bequem einzurichten befahl. Ein Paar Tage darauf kamen über 2000 dieser Unglücklichen auf vielen kleinen Schiffen im Hafen von Corfu an und wurden sogleich untergebracht, unter ihnen waren auch die Frauen vieler Türken, die so wenig wie ihre Männer in Alis Hände fallen wollten; aber während die Parganiotten ihr Theuerstes in Corfu wußten, und einsehend, daß sich Parga in die Länge nicht gegen die Uebermacht des Pascha würde halten können, unterhandelten sie heimlich mit den Engländern, die ihnen Anträge gemacht und versichert hatten, daß es ohnehin mit der französischen Herrschaft in Corfu wie allenthalben zu Ende ginge, und sie dieses nicht länger zu schützen im Stande seyen. Sie waren bald über die Bedingungen mit diesen einig geworden, und in einer Nacht ließen sie durch Verrath und Gewalt die Engländer in die Stadt und den Hafen, deren Commandant sammt 3 — 400 Mann französischer Garnison, die aber fast nur aus Italiänern bestand, nun englische Kriegsgefangene wurden. Als Ali den andern Morgen die englische Flagge auf den Wällen der Festung wehen sah, zog er, seinen Ingrimm verbeißend oder an den Seinigen auslassend, wuthentbrannt und unverrichteter Sache ab, denn mit den Engländern wagte er nicht anzubinden, während er die Franzosen nach dem russischen Feldzug, und besonders nach der Schlacht bei Leipzig, zu fürchten aufgehört hatte. Es kamen nun englische Parlamentaire nach Corfu, um wegen der Zurückgabe der sich hier befindenden Individuen aus Parga zu unterhandeln, die ihnen vermittelst einer bedeutenden Zahl Ochsen, Ziegen, Schafe und anderer Lebensmittel bewilligt wurde, so erhielten wir wieder auf eine Zeitlang frisches Fleisch. — Man hatte auch den Versuch gemacht, das in französischen Diensten stehende Regiment Albaneser nach Italien einzuschiffen, um dann als Plänkler bei der französischen Armee verwendet zu werden; diese aber erklärten, sie hätten sich nur für den Dienst auf der Insel verpflichtet, und als man Anstalten machte, sie zum Einschiffen zu zwingen, nahmen sie eine so drohende Stellung an, daß man eiligst alle Wachen verdoppeln mußte, ihre offenbare Empörung fürchtend, und für gut fand, sie

in Corfu zu lassen, man hätte sie zwar leicht überwältigen und am Ende mit Kartätschen niederschießen können, was man eben nicht thun mochte. Der Winter ging sehr still und trübselig herum, und erst geraume Zeit nach dem Neujahr 1814 erfuhren wir das Nähere über die Leipziger Schlacht; auch der Carneval ging still genug vorüber, obgleich ein neuer Impressario, Namens Concetta, keine üble Schauspielergesellschaft aus Italien mitgebracht hatte, bei der sich eine allerliebste prima amorosa befand, mit der ich mir die jetzt so traurige Zeit bestmöglichst zu verkürzen suchte. Um diese Zeit kam uns auch die unglaublich scheinende Nachricht von Mürats Abfall zu, und die sich zu Corfu befindlichen neapolitanischen Truppen wurden nun entwaffnet und kriegsgefangen erklärt. Jetzt erfuhren wir fast gar nichts mehr vom festen Land, da auch Otranto feindlich geworden war. Noch in der letzten Zeit unsers Aufenthaltes in Corfu machte mir eine kleine Intrigue manche Kurzweil. Ich war in dem Hause des Payeurs vom Ingenieurcorps, Namens Coste, der eine hübsche Griechin geheirathet hatte, mit der ich auf dem besten Fuß stand, wohlgelitten; diese hatte noch eine jüngere Schwester, in welche sich ein Artillerielieutenant, Namens Conge, dessen Compagnie in Vido stand, der aber ein früheres Verhältniß mit der Frau seines Capitäns gehabt, verliebt hatte. Als diese Frau nun hinter seine neue Inclination kam, wußte sie es bei ihrem Mann dahin zu bringen, daß derselbe unter allerlei Vorwänden dem Lieutenant die Erlaubniß öfters nach Corfu zu fahren, verweigerte. Es entspann sich ein Briefwechsel zwischen Conge und seiner Geliebten, die mich dabei zu ihrem Vertrauten, und da sie selbst nicht schreiben konnte, zu ihrem Secretär machte. — Es gelang meinen Bemühungen auch endlich, die Erlaubniß zur Trauung der beiden Leute beim Gouverneur zu erwirken, und Conge fuhr nun triumphirend nach Vido, während die Frau seines Hauptmanns sich vor Zorn und Aerger nicht mehr zu helfen wußte. Kaum war aber die Hochzeit vorüber, so setzte die verlassene Geliebte, ebenfalls eine Griechin, alles in Bewegung, das alte Verhältniß mit Conge wieder herzustellen, was ihr auch nach einigen Wochen vollkommen gelang. Jetzt triumphirte sie über die nun ihrerseits trostlos gewordene Nebenbuhlerin, und eines Nachmittags, als ich mich gerade bei Conges befand, gingen beide Frauen — die des Capitäns besuchte öfters den Conge — mit Dolchen aufeinander zu, nachdem



sie vorher einen heftigen Wortwechsel in griechischer Sprache geführt, von dem ich nichts verstanden hatte. Nur mit der größten Mühe gelang es mir, sie von einander entfernt zu halten, und als ich endlich die Capitänsfrau weggebracht hatte, rieth ich der andern, sich die Sache nicht so sehr zu Herzen zu nehmen, sich zu trösten und an dem undankbaren Mann zu rächen. — Ja, das will ich auch, und zwar blutig, fiel sie mir ein, und Sie, mein Trauzeuge, müssen mir dazu behülflich seyn. Ich war dazu erbötig, aber nicht auf eine Weise, wie sie es anfänglich beabsichtigte, denn sie führte mörderische Gedanken im Schild, ich wußte sie ihr auszureden, und bald befand sie sich bei meinem Rath ganz wohl und vergnügt.

Eines Morgens, es war am Pfingstfest, wurden wir zu San Theodor plötzlich durch ein anhaltendes Knallen, gleich dem wenn Bomben platzen, geweckt, und erblickten zugleich auf dem Fortneuf einen starken Pulverdampf. Das Knallen wollte gar kein Ende nehmen, ich eilte nach Castrades, wo mir die Einwohner Corfus in Schaaren entgegen kamen, namentlich die Juden mit ihren Weibern und Kindern, alle waren verstört, mit todesbleichen Gesichtern, zitternd und händeringend, und sagten aus, man erwarte mit jedem Augenblick, daß die ganze Fortezza nuova und mit ihr die halbe Stadt in die Luft springe, denn das Pulvermagazin sey angegangen. Dies konnte natürlich nicht seyn, weil sonst das Fort sammt dem in seiner Nähe liegenden Judenquartier längst in die Luft gesprengt wäre, aber ich konnte mir nicht wohl erklären, was es eigentlich sey. Das Knallen und der Rauch ließen endlich nach und ich erfuhr, noch ehe ich die Stadt erreicht hatte, durch einen Artillerieoffizier, daß ein Kanonier, der im Laboratorium, das dicht am Pulvermagazin war, nebst andern gearbeitet, bei dem Füllen von Bomben so unvorsichtig gewesen sey, mit einem Stein an eine derselben zu klopfen, wodurch die eben gefüllte Bombe Feuer gefangen habe und zerplatzt sey, und sich dadurch nach und nach über 500 daliegende und bereits gefüllte Bomben entzündet hätten ohne weitern Schaden zu verursachen, als einige Arbeiter, die sich geflüchtet, zu verletzen. Glücklicherweise war das Laboratorium durch eine sehr dicke Mauer von dem Pulvermagazin geschieden, denn wäre dieses gesprungen, da es bis oben mit Pulverfässern gefüllt war, so wäre sicher die halbe Stadt mit in die Luft gegangen. Die geängstigten Einwohner

und Juden kehrten erst gegen Abend, als Alles längst vorüber war, in ihre Quartiere zurück.

Allmählig fing man in Corfu an, obgleich man alle Augenblicke große Siegesnachrichten, die Vertilgung der Alliirten rc. verkündend, verbreitete, sich mit allerlei sonderbaren Gerüchten ganz geheim herumzutragen, man munkelte sogar von einer Einnahme von Paris und dergleichen, aber Niemand von der Garnison wollte solchen Nachrichten Glauben schenken, als eines Mittags ein Schiff mit zwei weißen Flaggen, nämlich die eine als das Zeichen eines Parlamentärs, und die andere konnte man sich nicht erklären, einlief, und mehrere englische und französische hohe Offiziere landeten und sich zum Gouverneur begaben. Noch denselben Tag klärte ein Tagesbefehl zum eben so großen Erstaunen als zur Bestürzung der Garnison, die Sache auf. Er verkündigte nicht nur Napoleons Abdankung, die Einnahme von Paris durch die Alliirten, sondern auch zu gleicher Zeit die Wiedereinsetzung der Bourbonen auf dem französischen Thron, und befahl für den folgenden Tag die Annahme der weißen Cokarde und die Abnahme der dreifarbigen, ferner die nahe bevorstehende Uebergabe Corfus an die Engländer u. s. w. Wir waren fast alle wie aus den Wolken gefallen, denn so etwas hätte sich Niemand auch nur im Traum einfallen lassen, noch zwei Tage vorher hatte man einen großen Sieg Napoleons über die Heere der verbündeten Mächte, die alle in völliger Auflösung begriffen seyen, bekannt gemacht, und nun eine solche Gewißheit, man fragte sich einander, ob es auch wahr, ob es möglich sey, ob man nicht träume? — Die Sache kam mir um so ungelegener, da ich erst vor ein Paar Wochen von dem Gouverneur zum Bataillonschef bei dem Kriegsminister vorgeschlagen worden war; die erwartete Ernennung fiel nun in die Brüche, so wie alle Träume von künftigen Generalepauletts, Marschallsstab u. s. w.

Zwei Tage nach der Ankunft dieses Parlamentärs legte sich die englische Flotte, aus einigen dreißig Segeln bestehend, unter denen mehrere Linienschiffe, Fregatten, Corvetten, Briggs u. s. w., in der Rhede von Corfu vor Anker. Einige Tage später kam auch die französische Flotte, fünf Linienschiffe stark, unter denen zwei Dreidecker, mehrere Fregatten, Corvetten rc., von Toulon an, endlich erschienen mehrere italiänische und neapolitanische Kriegsschiffe, von Genua, Neapel und Venedig kommend, um die diesen

Ländern angehörigen Truppen abzuholen. Die französische Flotte hatte links von der englischen und die Italiäner rechts von derselben Anker geworfen. Alle diese Schiffe waren in zwei Linien der Stadt gegenüber aufgestellt und gewährten einen sehr imposanten Anblick. Jeden Morgen, nachdem die Reveilleschüsse gefallen waren, spielte die Musik der Linienschiffe der Reihe nach und den ganzen Tag wimmelten Hafen und Rhede von unzähligen kleinen Booten, die von einem Bord zum andern fuhren.

Weit über zehn Millionen hatten die neuen Festungswerke und die Wiederherstellung der alten die französische Regierung gekostet, und fast eine eben so große Summe hatte sie zu andern nützlichen Zwecken für die Stadt und Insel verwendet, von der sie während ihrem siebenjährigen Besitz auch keine Obole zog, nur in den letzten Monaten, als die Noth am dringendsten geworden, verordnete der Gouverneur eine gezwungene Anleihe von ein paarmal hunderttausend Piastern. Mit der Uebergabe der Stadt und Festungswerke beeilte man sich nicht sehr, sie fand nur allmählig statt. Von der Aufsteckung der weißen Cokarden, welche der königlich französische Commissär von Toulon in hinlänglicher Quantität mitgebracht hatte, wollten die französischen Truppen zuerst gar nichts wissen und traten sie mit Füßen, auch ging es nicht ohne Reibereien zwischen den französischen und englischen Offizieren ab, wozu das sehr arrogante Benehmen der letztern meistens Veranlassung gab, und die manchmal blutig endigten. Zwei französische und drei englische Offiziere fanden den Tod im Zweikampfe; das Betragen dieser Rothröcke war in der That oft von der Art, daß es die Franzosen nicht wohl ungerügt lassen konnten. Wir waren, da man uns über fünfzehn Monate Sold schuldete, natürlich sehr geldarm, während Albions Söhne goldgefüllte Taschen hatten und uns dieß bei jeder Gelegenheit durch Prahlsucht und lächerliche Verschwendung fühlen lassen wollten, indem sie geringe Gegenstände, wenn Franzosen in der Nähe waren, weit über ihren Werth bezahlten, das Gekaufte dann verschenkten oder auch wegwarfen. Eines Tages trat ein englischer Marine-Offizier in das Militärkaffeehaus auf der Esplanade, ließ sich ein Glas Rosolio reichen und gab dem Aufwärter einen Markusthaler, um zu bezahlen. Als ihm derselbe den ihm zukommenden Rest, meistens in venetianischen Gazettis und türkischen Paras bestehend, brachte, nahm er das Geld und warf es zu Boden, indem er sagte: „mit

solchem Quark darf ein englischer Offizier seine Taschen nicht beschmutzen.« Einige Gazettis fielen unglücklicherweise auf die Füße eines französischen Capitäns, von den Chasseurs de l'Orient, der den ägyptischen Feldzug unter Bonaparte mitgemacht hatte. Dieser sprang sogleich auf und gab dem Engländer eine derbe Ohrfeige, der nun rasch seinen Dolch zog, um den Franzosen niederzustechen, welcher aber zurückweichend eben so schnell seinen Degen gezogen, die übrigen anwesenden Offiziere sprangen hinzu, verhinderten daß es zu weitern Thätlichkeiten kam, es folgte eine unmittelbare Herausforderung, und das Duell fand noch in der nämlichen Stunde in dem Olivenwäldchen hinter Castrades statt. Der Engländer kam schlecht weg, der Franzose brachte ihm eine gefährliche Wunde in den Unterleib bei. Auch geschah es mehrmals, daß berauschte und sich unanständig aufführende Engländer an öffentlichen Orten zur Thüre hinausgeworfen wurden.

Endlich mußte man jedoch, nachdem man lange genug gezögert hatte, in den sauern Apfel beißen, und ein Posten nach dem andern wurde von den Engländern besetzt. Zuerst die Außenwerke, dann die Stadtthore, das neue Fort und zuletzt die alte Festung sammt der Citadelle. Noch eine bittere Unannehmlichkeit entstand für die Franzosen, welche die besten Kanonen und Mörser von Erz bei Nachtzeit heimlich eingeschifft hatten; da dieß nun gegen den Vertrag und den Engländern verrathen worden war, so mußten die bei Nacht eingeschifften Geschütze bei Tage wieder ausgeschifft werden, wobei sich die französischen Artilleristen absichtlich so ungeschickt benahmen, daß mehrere Stücke in die Tiefe des Meeres fielen. Der Gouverneur Donzelot und der Commissär Imperial Lesseps, der sich jetzt **Commissaire général** nannte, erließen rührende Abschiedsproklamationen an die Einwohner, von denen die des Letztern durch ihren Laconismus merkwürdig war. Sie bestand aus drei Zeilen und lautete:

Habitans de Corfou! Je vous quitte comblé des marques de votre estime et de votre attachement (Sic!) c'est la plus douce récompense de mes travaux. Soyez heureux. Corfou, 20 Juin 1814. Le Commissaire général, L. — Der englische Generallieutenant James Campbel, der nun Besitz von Corfu im Namen des Prinz Regenten von England, als Protektor der jonischen Inseln, nahm, erließ ebenfalls eine Proclamation, in

der er den Corfioten gewaltig viel Gutes versprach, das nie erfüllt wurde.

Als nun endlich Alles in Ordnung, der letzte Posten abgelöst und der letzte Mann der französischen Garnison eingeschifft war, sank die französische Fahne von der höchsten Spitze der alten Veste, wurde sogleich durch die sich rasch erhebende englische ersetzt, und letztere mit allen Kanonen der englischen Flotte salutirt. Endlich lichtete die französische Flotte die Anker, und steuerte der albanesischen Küste zu. Nicht ohne Wehmuth sahen wir die sich unsern Augen immer mehr entziehende Insel schwinden, auf der wir manche Freuden genossen hatten und die uns manche angenehme Erinnerungen ließ. Auch die Corfioten sahen uns nicht gleichgültig ziehen, sie hatten jedoch gewünscht unter russische Protektion zu kommen.

V.

Ueberfahrt von Corfu nach Marseille. — Das Schiffsleben. — Die Meerenge von Messina. — Die Fata Morgana. — Haifische. — Napoleon auf der Insel Elba. — Das Pestlazareth und die Quarantaine zu Marseille. — Marseille. — Stimmung der Einwohner. — Abmarsch nach Avignon. — Meuterei in Aix. — Die Familie Giraud und ihr Beichtvater. — Die rasenden Weiber in Avignon attaquiren uns. — Ankunft Ludwig Philipps zu Avignon. — Lyon. — Einzug des Grafen Artois (Carl X.). — Fontainebleau. — Paris. — Preußische Vergeltung. — Die zurückgekehrten Emigranten. — Ich lasse mich auf halben Sold setzen. — Abreise über Rheims nach Straßburg. — Die heilige Oelflasche. — Straßburg. — Der Herzog von Berry. — Abreise nach Frankfurt. — Ankunft daselbst.

Die Schiffe der französischen Flotte waren, um mehr Raum zu gewinnen, alle desarmirt, das heißt, man hatte die Geschütze, bis auf wenige Allarmkanonen, in Toulon zurückgelassen. Das Einschiffen war keine Kleinigkeit, denn es befanden sich sehr viele Beamten-Frauen und Kinder unter den Abfahrenden, die manche Habseligkeiten, die sie nicht hatten veräußern können oder noth-

wendig bedurften, mitnahmen. Der Zudrang von nicht verheiratheten, unterhaltenen Frauen und Mädchen war außerordentlich, viele derselben wurden unbarmherzig zurückgewiesen, und schrieen dann, sich die Brust zerschlagend, jämmerlich am Ufer. Das Regiment der Albaneser war zurückgeblieben und in englischen Sold getreten, ihren rückständigen Gehalt hatte man ihnen in Lebensmitteln aus den Magazinen bezahlt, wir aber hatten für unser Guthaben Anweisungen auf die französische Regierung erhalten, die manche Offiziere noch in Corfu mit einigem Verlust versilberten. Die von den Truppen urbar gemachten Ländereien hatte man um einen Spottpreis an die Einwohner verkauft, die anfingen sich allmählig an den Erdgeschmack der Kartoffeln, den, wie sie sagten, dieselben hätten, zu gewöhnen. Die noch vorhandenen Lazareth-Ochsen waren sammt den Pferden eingeschifft worden, erstere hatte man an den Hörnern mit Stricken hinaufgewunden, und es war komisch, diese Thiere, keinen Boden mehr unter sich fühlend, so senkrecht zwischen Himmel und Erde zappeln zu sehen, während die Pferde horizontal aufgewunden wurden. Obgleich auch viele Transportschiffe mit von Toulon gekommen waren, so fehlte es dennoch sehr an Raum; alle Kranken aus dem Lazareth hatten wir ebenfalls eingeschifft, so daß kein lebendiger französischer Soldat zurückblieb. Noch zwei Tage hatten wir in der Rhede von Corfu, schon eingeschifft, verweilt, bevor wir abfuhren, während welchen ich einige Besuche auf englischen Linienschiffen machte, und die außerordentliche Reinlichkeit und Bequemlichkeit derselben zu bewundern Gelegenheit fand, man hätte von den Fußböden der Verdecke essen können, so spiegelglatt und sauber waren sie gehalten, während auf den französischen Schmutz und Unreinlichkeit zu Hause war. Ich war zuerst auf dem Romulus, einem Zweidecker von 74 Kanonen, eingeschifft, den ich aber wieder verlassen mußte, um mich an Bord der Danube (Donau), ebenfalls mit 74 Kanonen, zu begeben, auf dem auch Hr. v. Brüge mit seiner Familie, der Payeur général, der die niedliche seconda Ballerina Chiaretta Gaspari, mit der er mehrere Kinder gezeugt, bei sich hatte, der Capitain Stahl mit seiner jungen Frau rc. embarquirt waren. Trotzdem daß die Schiffe desarmirt, waren wir doch furchtbar zusammengedrängt, denn es befanden sich auf einem Zweidecker wenigstens 1800 Menschen. An Hängematten für die Soldaten war nicht zu denken, sie mußten auf dem platten Boden liegen. Die

Offiziere, mit Ausnahme der Stabsoffiziere, waren nebst den Employés, Aerzten rc. alle in dem sich über der St. Barbe (der Pulverkammer) befindlichen Raume, der sonst gewöhnlich den Maitres Canotiers und andern niedern Schiffsgraden gehört. Wir waren an hundert Menschen, von denen ein Drittheil Frauen und Kinder, die hier untereinander hausten und zum Theil in Hängematten, zum Theil auf einer Art ganz niedrigen Bettstellen, mit grober Leinwand überzogen, schliefen. Die Verheiratheten hatten eine solche dreifache Schlafstätte für sich inne, um die sie ein Tuch spannten, und so wenigstens nicht gesehen werden konnten. Nun denke man sich die Ausdünstungen so vieler Menschen bei der Nacht, wo alle Sabords oder Stückpforten und Schiffsläden fast hermetisch geschlossen werden; das Geschrei der Kinder und Frauen, deren Bedürfnisse, wozu sich auch schnell die Seekrankheit und mit ihr unaufhörliches Erbrechen gesellte, dies alles von dem immerwährenden Knarren des Balkens des großen Steuerruders begleitet, der sich auch in diesem engen Raum bewegte, und man wird mir eingestehen, daß dies einen Vorschmack von der Hölle geben konnte; auch hielt ich es die erste Nacht kaum eine halbe Stunde in diesem Behälter aus und begab mich auf das Verdeck, wo ich mich in ein Boot legte und diese und alle folgenden Nächte, die wir eingeschifft waren, unter freiem Himmel — es war der Juni- und Julihimmel des mittelländischen Meeres — zubrachte. Waren die Lagerstätten schlecht, so war der Tisch dagegen vortrefflich, für jeden eingeschifften Offizier bewilligte die Regierung 65 Franken Tafelgelder und wir wurden dafür sehr gut genährt. Es gab fast alle Tage frisches Fleisch, Braten, oft Geflügel, man schlachtete die eingeschifften Ochsen, Hämmel u. s. w. an Bord, buck jeden Tag Weißbrod, nur das frische Wasser ging uns ab; das noch einmal an der Küste von Albanien eingenommene wurde jeden Tag schlechter, zuletzt gar nicht mehr trinkbar, schwarz, übelriechend und voll Gewürm, man filtrirte es zwar durch Löschpapier, aber dies nahm ihm doch den schlechten Geschmack nicht; dabei hatte man immer großen Durst, da auch viel gesalzene Speisen genossen wurden, der Wein aber, der **a discretion** gegeben wurde, den Durst nicht löschte, 5—6 Mal setzte man an, schüttelte sich, besonders die Damen, und mußte doch endlich den bittern Kelch mit zugedrückten Augen leeren. Wir speisten wohl an 100 Personen an der im Assembléesaal servirten Tafel, die in Form

eines Hufeisens aufgestellt wurde; die Sitze und Tische waren auf dem Boden amarrirt, d. h. mit Tauen befestigt. Komisch war es anzusehen, wenn das Schiff auf einer Seite liegend man bei Tische saß, die einen hoch über den andern, die tief unten saßen, schwebten, und durch eine Wendung des Schiffes kamen dann die welche oben saßen plötzlich zu den Füßen der andern die sich erhoben; es war das Bild des gewöhnlichen Weltlaufes: der ist heute oben der morgen unten liegt; anfänglich machte uns dies viel Spaß. — Den 24sten Juni hatten wir die Anker gelichtet, und die ersten Tage gingen bei der sehr langsamen Fahrt noch ziemlich fröhlich vorüber; gegen Abend spielte die Musik auf dem Hintertheil des Verdeckes, man tanzte mit den sich an Bord befindenden jungen Damen, der Capitaine du vaisseau war so galant, Erfrischungen in Orgeade, Limonade u. s. w. reichen zu lassen, dabei ging es recht munter zu, und ich walzte mit Josephinen, Madame Stahl und andern. Diese Unterhaltungen nahmen jedoch bald ein Ende, da die meisten Tänzer und Tänzerinnen schnell auf der Nase lagen, obgleich wir meistens große Windstille hatten, und nur lavirend sehr langsam vorwärts kamen. Den 26. Juni hatten wir noch einmal vor den Küsten Albaniens Anker geworfen, den 30sten erblickten wir die wilden pittoresken Küsten Calabriens, die mit alten Thürmen, welche sie gegen die Ueberfälle der Barbaresken schützen sollten, in Zwischenräumen von je tausend Schritten versehen sind. Um nur ein wenig vorwärts zu kommen, mußte man die Landwinde benutzen, welche in der heißen Jahreszeit in der Regel hier Morgens und Abends an den Küsten wehen. Den 2. Juli sahen wir erst den Rauch des dampfenden Aetnas und erblickten bald darauf die reizenden Küsten Siciliens, in der Gegend des Cap Grosso; wir segelten nun durch die Meerenge von Messina, dessen Umgebungen sehr schön sind. Amphitheatralisch liegen prächtige Villas, Klöster, Kirchen, Gärten, Ortschaften, zwischen Pomeranzen- und Citronenhainen, Weinbergen und Gebüschen an dem Ufer. Vor Messina machte die ganze Flotte Halt und wir warfen so nahe bei der Stadt Anker, daß wir deutlich die am Meer spazieren gehenden Menschen, unter denen besonders viele Pfaffen und Mönche waren, erkennen und uns sogar mit ihnen unterhalten konnten. Fast einen ganzen Tag brachten wir vor Messina zu, wo wir Piloten nahmen, die uns sicher durch die Meerenge und zwischen der Charybdis und Scylla durchbrin-

gen sollten. Jedes Schiff erhielt seinen eigenen in einer Barke von 4—6 Ruderern, in der sich auch noch ein Sanitätsbeamter befand, um zu beobachten, daß Niemand in Berührung mit der Schiffsmannschaft käme. Bei dieser Durchfahrt hatte ich Gelegenheit, über die große Unerfahrenheit mancher französischer Marine-Offiziere, selbst der höhern Grade, zu staunen. Es war nämlich bei Tische die Rede davon, was wohl ein solcher Pilot fordern oder erhalten würde; da meinte der eine von der Marine, 50, der andere 30, der dritte gar nur 20 Franken, ich aber lachte darüber, denn ich hatte schon als Kind in einem geographischen Werk gelesen, daß die Piloten, welche durch die Meerenge von Messina geleiten, 25 Louisd'ors erhalten, und dies später durch Moritz in Neapel bestätigt gefunden. Ich sagte nun, die Herren würden sich wohl irren, die Piloten würden wahrscheinlich 600 Franken fordern, worüber man laut lachte. Wir kamen glücklich durch die Strudel, Wirbel und Strömungen der Meerenge, bis auf den Ulm, ein Linienschiff von 80 Kanonen, das etwas zu nahe am Land, sich festfuhr, und dessen Wiederflottmachen unsägliche Mühe kostete; eine Fregatte, die Galathee, gerieth in eine Strömung, die so stark war, daß sie trotz der aufgespannten Segel eine gute Strecke rückwärts trieb. Als wir eine ziemliche Weite über den Torro di Faro von Messina hinaus und folglich die Gefahren beseitigt waren, wurden die Piloten gefragt, was sie für ihre Mühe begehrten, und die Antwort war: 25 Louisd'or für jedes Schiff. Dies fand man allgemein exorbitant, fragte bei dem Admiralsschiff an, wie man sich zu verhalten habe, und kam endlich überein, jedem Piloten 50 Franken statt den geforderten 600 zu bezahlen. Keiner derselben wollte dies Geld annehmen und behauptete, die von ihnen gemachte Forderung sey die gewöhnliche Taxe, die selbst Kauffahrteischiffe, welche die Meerenge passirten, bezahlten. Dies half den Leuten nichts, man erwiederte ihnen, daß das französische Gouvernement nicht mehr gut thue, in Frankreich werde man die Sache der Regierung berichten, und was diese mehr genehmige, solle ihnen später durch den französischen Consul in Messina ausbezahlt werden. Hiermit mußten sich die Leute vorerst begnügen, ob sie später noch etwas erhielten, habe ich nicht erfahren. Offenbar waren 50 Franken viel zu wenig, denn sie mußten ja schon dem Sanitätsbeamten ein Bedeutendes abgeben und auch noch ihre Leute bezahlen.

Den folgenden Tag waren wir noch im Angesicht von Sicilien auf der einen, und Reggios auf der andern Seite, und hatten das seltsame Schauspiel einer Fata Morgana vor Augen, eine eigne, zauberartige Erscheinung, die sich nicht nur im Wasser, sondern auch wie in der Luft schwebend zeigt, und die sonderbarsten, wunderlichsten und mannichfaltigsten Gebilde hervorbringt. Wir erblickten unabsehbar Colonnaden, Bogenhallen, Alleen, seltsame Bäume und Gesträuche, Heerden weiden 2c., dies Alles in der Luft schwebend, während unter dem Wasser nicht minder seltsame Gegenstände zu sehen waren. Als sich aber der Landwind mehr und mehr erhob, verloren sich diese Nebelgebilde. Wir segelten jetzt längs den mir wohlbekannten Küsten Calabriens hinauf, noch lange den rauchenden Aetna im Auge, in der nächsten Nacht erreichten wir die liparischen Inseln; Stromboli warf fortwährend Feuer aus; den 7. Juli erblickten wir den Vesuv, Capri, Ischia und Neapel, den 8ten war fast gänzlich Windstille, den 9ten waren wir Gaëta und den 10ten Terracina gegenüber. — Diese Seereise wurde täglich langweiliger und wegen der großen Hitze unausstehlich, alles was nicht zur Marine gehörte, war sehr abgespannt und durch die Seekrankheit ermattet, namentlich die Frauen, und die Qual des Durstes unausstehlich; ich las oder schrieb fast den ganzen Tag; bisweilen unterbrachen die Matrosen das ewige Einerlei durch einen Schiffstanz. Der Fang eines Haifisches brachte auch einiges Leben an Bord und die Mannschaft ließ sich das Seeungeheuer, das alle Todte, die man über Bord wirft, verzehrt, trefflich schmecken. Wir hatten schon 4 bis 5 Leichen gehabt, weßhalb eine ganze Heerde dieser Fische jedem Schiff folgte; fiel Jemand lebendig in das Wasser, wie dies auf einem Schiff der Fall war, so war er verloren, ein solches Ungeheuer schnappte ihn sogleich auf und begrub ihn in seinem Bauch. Eines Tages fiel einem von unsern Soldaten ein großer Schiffsnagel von einem Mastkorb auf den Kopf und tödtete ihn auf der Stelle, auch er fand eine Stunde nachher ausgekleidet sein Grab in den Wellen oder dem Rachen eines Hais.

Den Schiffsdienst versahen wir mit der Marine zusammen, soweit dies die Landtruppen im Stande sind, die Offiziere hielten die Quart, eine vierstündige Wache oder Aufsicht, die in einer gewissen Zeit immer wiederkehrt; jeden Tag zog eine Wache auf und es war Wachtparade, öfters Inspection 2c. Den 12. Juli

befanden wir uns auf den Höhen von Civita-Vecchia und Rom, den 13ten kamen wir an den Inseln Giglia, Monte-argento, Rossa und Gianuta vorüber und begegneten einem französischen Linienschiff, la ville de Marseille, das den Herzog von Orleans, Louis Philipp, nach Palermo bringen sollte, der daselbst seine Gemahlin abholte. Durch dieses Schiff erhielten wir auch zuerst die Nachricht von dem zu Paris definitiv abgeschlossenen Frieden. Den 14ten kamen wir an den Küsten von Toskana und der Insel Elba vorüber, von welcher bereits der abgedankte Kaiser Besitz genommen hatte; wir segelten an Porto Ferrajo vorbei, und hätte Napoleon geahnt, welche günstige Stimmung für ihn auf der vorüberfahrenden Flotte herrschte, so hätte er vielleicht damals schon mit derselben nach Frankreich zurückkehren können; denn als wir nach Porto Ferrajo mit trefflichen Fernrohren hinüber sahen, erblickte man ihn auf den Mauern; jetzt wurden auf den Schiffen Offiziere, Soldaten und Matrosen, alles unruhig, und plötzlich ertönte der Ruf: vive l'Empereur! man konnte nicht verhindern daß die ganze Mannschaft auf das Verdeck strömte, Hüte und Tücher schwenkte, wie ausgelassen tobte und schrie, und verlangte daß die Musik spielen solle. Der Capitaine und die Commandanten befanden sich in keiner geringen Verlegenheit und dankten dem Himmel als wir endlich über die Insel Elba hinaus waren. Hätte Napoleon nur einige Winke gegeben, so würde sich ganz gewiß die ganze Mannschaft empört und zu seinen Gunsten revoltirt haben. Wir segelten nun bald am Cap bianco, der Insel Corsika vorüber und hatten nach und nach die meisten Schiffe der Flotte aus dem Gesicht verloren. Am Golf von Genua vorüber, kamen wir den 17. Juli in der Rhede von Toulon an, wo wir einen garde de santé an Bord nahmen, da von diesem Augenblick an unsere Quarantaine begann. Ein stürmischer Nordwind, der sich plötzlich erhoben, hatte uns gezwungen, in dieser Rhede einzulaufen, die wir den 20sten wieder verließen und den 22sten zu Marseille, unsere vorläufige Bestimmung, ausschifften, um vorerst die Quarantaine in dem Pestlazareth zu beziehen, das für sich eine Stadt mit verschiedenen Quartieren bildet.

Diese Anstalt ist sehr groß und bewundernswürdig, man findet in derselben Wohnungen für hohe Herrschaften und Privatleute, Kasernen, Gasthäuser, in denen man Alles, freilich sehr theuer, haben kann, Krankenhäuser rc. Das ganze Lazareth ist in sieben

Abtheilungen oder Quartiere eingetheilt, die sämmtlich durch hohe Mauern von einander getrennt sind, deren Thore bei Nacht wie in Festungen geschlossen werden. Drei dieser Abtheilungen sind allein für Waaren bestimmt und haben geräumige Hallen zu diesem Zweck. Für wirkliche Pestkranke sind ganz besondere Räume und Gebäude vorhanden. Das ganze Lazareth ist mit 25 Fuß hohen zweifachen Ringmauern eingeschlossen, wovon aber eine von der andern 40 Fuß weit entfernt ist; zwischen diesen beiden Mauern machten Sanitätswachen Tag und Nacht die Runde. Diese Anstalt hat ihre eigene Sanitätsverwaltung und Polizei; ein Commandant, der Lazarethcapitain genannt, steht an ihrer Spitze und hat seine Lieutenants oder Adjutanten. Wir lagen damals an 8000 Mann zu gleicher Zeit in der Quarantaine, und zwar in verschiedenen Abtheilungen, da die Garnison von Corfu nicht zu gleicher Zeit angekommen war, nämlich das 6te Linienregiment, das 14te leichte Infanterieregiment, zwei Bataillone von unserm Regiment, Artillerie, Pionniers, Sapeurs, Mineurs rc., nebst einem Heer von Beamten. Die Polizei im Lazareth wird mit großer Strenge gehandhabt, um jede Annäherung eines Quarantainairs mit dem aus einer andern Abtheilung zu verhindern, und wer etwas in dem Wirthshaus der Quarantaine kaufen will, wird von einem garde de santé, der mit einem 10 Schuh langen Stab oder Spieß bewaffnet ist, begleitet, so daß wenn man einen andern Quarantainair mit seinen Wächtern begegnet, man vermittelst dieser Stäbe immer 20 Schuh weit auseinander gehalten wird. Alles Geld was man bezahlt, wirft man in eine mit Weinessig gefüllte Schüssel, welche vor dem Gitter steht, das das ebenfalls abgeschlossene Wirthshaus, eine kleine Veste, umgiebt. Mit Bekannten aus der Stadt kann man sich durch die in den doppelten Mauern angebrachten Stacketengitter unterhalten, aber keine Geheimnisse verhandeln, da man wegen der 20 Schuh weiten Entfernung sehr laut sprechen muß. Der Commandant so wie alle Angestellten im Lazareth, selbst die Aerzte und Wundärzte dürfen nicht verheirathet seyn. Jeden Abend werden sämmtliche Quarantainaire in ihren Wohnungen eingeschlossen und die Schlüssel an den Commandanten abgeliefert. Alle diese Einrichtungen bestehen erst seit dem Jahr 1720, wo durch Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit ein Schiff, das aus der Levante kam und auf dem unterwegs schon ein halbes Dutzend Menschen an der Pest gestor-

ben waren, und das man dennoch nur eine Quarantaine von acht Tagen halten ließ, diese schreckliche Geißel nach Marseille und dem ganzen südlichen Frankreich brachte; die große Stadt war in Zeit von 6 Wochen wie ausgestorben, über 80,000 Menschen hatte die Pest in derselben weggerafft, fast alle Häuser standen leer und in den Straßen begegnete man keiner Seele mehr, im ganzen Lande aber wurden viele Hunderttausende das Opfer dieser Plage. Ein gräßlich=schönes Gemälde im Hôtel de Ville von Marseille stellt furchtbare Schauerscenen aus jener Unglückszeit dar.

Wir hatten je zwei Offiziere ein Zimmer oder vielmehr Kämmerchen, nur die Verheiratheten hatten ein besonderes. Mein nächster Nachbar war der Capitain Stahl, der seine junge Frau mit einer fast wüthenden Eifersucht hütete, weßhalb es schon auf dem Schiff manche Neckereien und Unannehmlichkeiten abgesetzt hatte, so daß er oft gar nicht zu Tische mit ihr kam. Die Frau aber, die, gleich allen Griechinnen, ein feuriges heftiges Temperament hatte, verdroß dies so sehr, daß sie mehr als einmal bei mir äußerte: „gerade weil er es so macht, muß er Hörner tragen, die ich ihm bei der ersten Gelegenheit aufsetzen werde." Diese fand sich dann auch, trotz allem Bewachen, bald genug, und zwei Tage nachdem wir die Quarantaine verlassen hatten, wußte die verschmitzte Frau schon ihr löbliches Vorhaben auszuführen, wozu ich ihr denn auch bestens an die Hand ging. Während sie Stahl mit Madame Roy in der Kirche glaubte, wohin er beide Frauen begleitet und sich dann nach dem Hafen in Dienstangelegenheiten begab, brachte sie eine süße Stunde in meinen Armen im Hôtel der Ambassadeurs zu, wo ich mich einquartiert hatte.

Alle Griechen und griechische Frauen, die mit von Corfu gekommen waren, konnten sich nicht genug über die Größe, Pracht und schönen Gebäude von Marseille wundern, und riefen einmal über das andere aus: O che palazzi! — Marseille ist aber auch eine der schönsten Städte Frankreichs und ihr Hafen der prächtigste und sicherste im mittelländischen Meer, seine Kais sind fast durchaus mit prachtvollen Häusern geziert, Linienschiffe können jedoch nicht in denselben einlaufen, weil er nicht tief genug ist; wir hatten bei der Insel If Anker geworfen, von wo wir in Booten an das Lazareth gefahren wurden. Marseille hält man für die älteste Stadt Frankreichs, und sie mag es wohl auch seyn. Die Phönicier gründeten hier 600 Jahre vor Christi Geburt eine

griechische Colonie. Ihre Cathedrale ist gleichfalls die älteste Kirche Galliens und auf den Ruinen eines Dianentempels erbaut, von dem noch schöne Granitsäulen in der Kirche selbst angebracht sind. Das Arsenal, das große Theater, die Börse, den Gouvernementspallast, den Cours, eine der schönsten Straßen die ich gesehen, die Straße Beauveau, den Platz Canabiere als Paradeplatz der schönen Welt, darf man nicht versäumen aufzusuchen. Es machte mir großes Vergnügen, den mitgekommenen Damen von Corfu alle Merkwürdigkeiten Marseilles zu zeigen und mich an ihrem Staunen zu ergötzen, namentlich waren es Madame Conge und Coste, deren beständiger Begleiter ich war. Auch das Leben und Treiben in Frankreich, die Freiheit welche alle französische Frauen genießen, die Sitten und Gebräuche, dies alles war eine neue Welt für sie. — Da ich das daselbst etablirte deutsche Haus Ellenberger und Imer kannte, an das ich schon früher, als wir in Toulon lagen, empfohlen war, und durch welches ich mir noch in der Quarantaine allerlei Lebensmittel und Weine hatte schicken lassen, die sie mir in bester Qualität und ganz vorzüglich besorgt hatten, so ließ ich mir von demselben ein Paar hundert Franken gegen Anweisung auf Frankfurt geben, und hatte so einige Mittel in Händen; auch wurden uns, ehe wir die Quarantaine verließen, zwei Monate rückständiger Sold ausbezahlt, den die Kaufleute von Marseille vorgeschossen, um den von Corfu ankommenden Truppen Muth zu machen und sie für die Bourbone günstig zu stimmen, denn Marseille, so wie die ganze Provence und Languedoc waren auf das äußerste gegen Napoleon erbost, da hier aller Handel und die Gewerbe während seiner Herrschaft stockten und fast auf Null herabgesunken waren. Ihre Anhänglichkeit zur zurückgekehrten Dynastie sprach sich enthusiastisch aus, das Volk zu Marseille hatte sogar kurz vor unserer Ankunft ein Artillerie-Bataillon unter dem Gewehr auf dem Paradeplatz umstellt und dasselbe gezwungen, seine Adler von den Czakos herabzunehmen, bevor es denselben verließ, einige Offiziere waren mißhandelt worden. Einem Obersten, der noch kaiserliche Abzeichen an sich hatte und diese auf das Geheiß des Pöbels nicht sogleich abnehmen wollte, rissen sie die Epaulettes von den Schultern.

Marseille liegt in einer weiten, von Bergen umgebenen Ebene, an dem Golf der seinen Namen führt, und hat über 100,000 Einwohner und 14,000 Häuser, viele große Vorstädte, weit mehr Kir-

chen wie Paris und über dreißig, zum Theil sehr große Plätze. Die Stadt selbst wird in die Altstadt und das Quartier neuf eingetheilt, in welchen letzterm die reiche und vornehme Welt wohnt. In der Umgebung der Stadt, die sehr öde ist, liegen wohl einige Tausend Bastiden, weiß angestrichene Landhäuser, die in der Regel aus einem Salon, ein Paar Nebenstuben, einer Küche u. s. w. bestehen, und von einem kleinen Garten umgeben sind, in welchem sich die Besitzer in den Sommermonaten eine sehr bescheidene Erholung erlauben; ein jeder nur einigermaßen bemittelte Bürger hat eine solche Bastide. Wir blieben nur kurze Zeit in Marseille, schon in der dritten Woche nach unserer Ankunft daselbst erhielt unser Regiment Ordre, nach Avignon abzumarschiren. In Aix aber brach eine förmliche Meuterei unter unsern Leuten aus, die erklärten nicht weiter marschiren zu wollen, bis man ihnen den sämmtlichen, noch rückständigen Sold ausgezahlt habe. Die Sache drohte in eine förmliche Empörung auszuarten, die Soldaten wollten sich an ihre Offiziere und Chefs halten, stießen unzweideutige Drohungen gegen dieselben aus, von ihnen den rückständigen Sold fordernd. Um sie im Zaum zu halten, ließ man die Nationalgarde von Aix unter die Waffen treten und in starken Abtheilungen durch alle Straßen patrouilliren. Dies und die Auszahlung von noch einem Monat Sold, den die Stadt Aix vorschoß, beschwichtigte die Murrenden, und den vierten Tag marschirten wir nach Avignon ab, wo sich aber schon ein Befehl des Kriegsministers vorfand, welcher das Regiment nach Avesnes im Departement du Nord beorderte, wo die Leute ihr ganzes Guthaben und diejenigen die nicht länger Frankreich dienen wollten, ihren Abschied und eine Marschroute bis an die Grenze erhalten sollten. Die meisten Leute nahmen dies an und wurden, nachdem sie ihren Abschied erhalten und ihre Waffen abgeliefert hatten, in Transporten von 50—100 Mann bis zur deutschen Grenze geführt; die dabei bleibenden Offiziere wurden auf halben Sold gesetzt. Man zählte damals an 30,000 Offiziere, die auf halben Sold gesetzt wurden, worunter alle die, welche aus russischer, preußischer, spanischer, englischer rc. Gefangenschaft zurückgekehrt waren. Ich hatte wegen einem Fieber das mich überfiel, in Avignon zurückbleiben müssen. Die lange Seereise, auf der ich nie die eigentliche Seekrankheit gehabt, dagegen aber immer eine Unbehaglichkeit und Ueblichkeit verspürte, und sehr an hartnäckigen Obstructionen litt, hatte mir wohl diese Krank-

heit zugezogen. Ich wollte nun meine Genesung, die auch bald erfolgte, in Avignon abwarten, und miethete mir eine angenehme Wohnung auf dem großen Platz mitten in der Stadt bei einem ziemlich wohlhabenden Bürger, Namens Giraud, der sich in Ruhestand gesetzt, und ein liebenswürdiges sechzehnjähriges Töchterchen, das einzige Kind, hatte. Ich suchte auch meine frühern Bekannten wieder auf, aber der Madame Croizet war bereits das Loos aller Sterblichen geworden, sie war schon seit Jahren todt und begraben. Die Gebrüder Blavet hatten schlechte Geschäfte gemacht und waren mit dem Haus Mumm in Frankfurt in einen schweren Proceß verwickelt, der so bedeutend war, daß gewissermaßen das Fortbestehen ihres Hauses davon abhing, der aber zu ihrem Glück in Avignon anhängig war. Von hier aus schrieb ich an meine Eltern und erhielt neue Empfehlungen an das Haus Aymard, das einen Sohn als Volontair in Frankfurt hatte, und sich daher sehr meiner annahm. In kurzer Zeit war ich, wie gesagt, wieder von meiner Krankheit genesen, brachte aber noch ein Paar Wochen in Avignon zu, wo mich die hübsche Tochter meines Hauswirthes, Marguerite Giraud, fesselte. Die Einwohner von Avignon waren eben so erbitterte Feinde Napoleons, wie die zu Marseille und in den andern Städten der Provence, sie nannten den abgesetzten Kaiser nur **le vieux Nicola**, hatten ihn im Bild verbrannt, und einen, Napoleon vorstellenden Strohmann lange in dem Straßenkoth herumgeschleift. Hier würde ihm, so wie in Orgon und andern Orten übel mitgespielt worden seyn, hätte man ihn bei seiner Durchreise erwischt, auch hatte er sich schnell über Hals und Kopf weiter gemacht, als er die entstandene Gährung wahrnahm. Die Weiber der niedern Klassen tanzten noch täglich die Farrandole beim Schall einer Baskotrommel, sich an Taschentüchern an einander haltend, wie besessen in allen Straßen und auf öffentlichen Plätzen, sangen dabei Spottlieder auf den **père Nicola**, wie sie ihn nannten, und waren berauscht. Eines Abends ritt ich mit dem Chirurgien-Major Colombe vom 6ten Linienregiment, das mit uns in Corfu gewesen und jetzt in Avignon garnisonirte, zum Rhonethor hinaus spazieren, in dessen Nähe am Kai ein Bataillon dieses Regiments exercirte. Kaum waren wir vor dem Thor, als ein Troß solcher toller tanzender Weiber uns umringte und im dortigen Patois zurief, wir sollten: „**vive Louis XVIII., vive les Bourbons**“ schreien. Ich erklärte ernst

und kurz, daß ich auf kein Commando schreie, aber Colombe wollte Bravaden zeigen, und schrie aus vollem Halse: „Vive Napoleon.“ Nun fielen ihm die wilden Weiber gleich in die Zügel, rissen ihn vom Pferd herab, während ich mich frei machte und den Degen zog, mein Pferd sich bäumen ließ und mich so in Vertheidigungsstand setzte. Sicher würde es ihm ergangen seyn wie dem armen Sänger Orpheus, diese modernen Bacchantinnen würden auch ihn in Stücke gerissen haben, wenn nicht glücklicherweise das ganz in der Nähe exercirende Bataillon sogleich eine Patrouille abgesandt hätte, den unglücklichen Chirurgien-Major zu befreien. Das Spazierenreiten war ihm nun vergangen und er begab sich heim, sein Roß demüthig am Zügel führend. Ich sah noch eine Zeitlang den Manoeuvres des 6ten Regiments zu und ritt um die Stadt herum ebenfalls nach Hause. Schlimmere Folgen hätte beinahe meine Bekanntschaft mit Marguerite Giraud gehabt, ich hatte jetzt auch den Tisch bei den guten Leuten, und eine alte Tante, die so ziemlich das Hausregiment führte, hatte es auf eine Heirath zwischen mir und der 16jährigen Marguerite abgesehen. Häufig besuchte ein katholischer Pfaffe, der Beichtvater der Familie, dieses Haus, und rieth den Leuten, daß sie mich bereden sollten meinen Abschied zu nehmen und mich häuslich in Avignon niederzulassen, weßhalb mir die alte Tante jeden Tag zusetzte. Eines Morgens nahm ich mir vor, die guten Leute mit einem deutschen oder vielmehr Frankfurter Frühstück zu regaliren, das man in Frankfurt in der Regel nur in der Fastnacht genießt, und aus in Rahm und Milch zerlassener Butter und ganz heißem Weiß- oder Milchbrod besteht, warme Wecken genannt, und so heiß als möglich genossen wird; allein es gehört ein sehr guter Magen dazu, um es ohne Beschwerden verdauen zu können. Dem alten Herrn Giraud mundeten diese warmen Wecken außerordentlich, er aß deren beinahe ein halbes Dutzend hintereinander, aber gleich darauf wurde es ihm so übel, daß er glaubte er müsse den Geist aufgeben. Dem Geistlichen, der auch von der Parthie gewesen und tüchtig mitgegessen hatte, wurde ebenfalls übel, dann kam die Reihe an die alte Tante, und selbst Marguerite befand sich nicht ganz wohl darnach. Die Tante fing nun auf einmal an wie besessen zu schreien: Ach wir sind vergiftet, wir sind alle vergiftet! ich vermochte sie nicht zu beruhigen, obgleich ich ihr vorstellte, daß ich am meisten von dieser Speise genossen hätte; sie schickte nach einem Arzt, der auch schnell

ankam, und die noch übrige Butter, Milch und Brode untersuchte, während sich die Patienten bald auf dem Wege der Besserung befanden. Als ich ihm die Sache auseinandersetzte, meinte er lächelnd: ja zu deutscher Kost gehört auch ein deutscher Magen. — Einige Gläser Liqueur brachten die verdorbenen Mägen wieder so ziemlich in Ordnung, doch hatten Herr Giraud und die Tante ein Paar Tage zu thun bis sie völlig wieder hergestellt waren, aber Niemand spürte mehr Lust, sich noch ferner a l'allemand von mir regaliren zu lassen, und man gestand, daß man nicht ganz von dem Verdacht einer absichtlichen Vergiftung frei gewesen sey. Für die alten, mehr als 60jährigen Mägen war das Experiment allerdings ein wenig zu stark; auch Marguerite maulte 24 Stunden mit mir. Als ich bei Aymards die Geschichte erzählte, wollte man sich halbtodt lachen, doch hatte Niemand Lust die Speise zu versuchen, wie ich es auch ihnen vorgeschlagen hatte. Aber ein ganz anderes Donnerwetter zog sich über meinem Haupt zusammen, als ich eines Tages bei Tische zufällig erwähnte, daß ich ein Protestant und zwar ein Lutheraner sey; man lachte anfänglich dazu und meinte, ich scherze, denn auch diese Leute stellten sich unter einem Lutheraner noch eine Art Ungeheuer vor, bis ich sie ganz ernstlich versicherte, daß ich die Wahrheit gesagt, und sie auch durch Erkundigungen herausgebracht hatten, daß ich wahr gesprochen. Eines Morgens erhielt ich ein Billet vom alten Giraud, in welchem er mir erklärte: „daß er von heute an nicht mehr an einem Tisch mit mir speisen könne, indem ihm sein und der Seinigen Seelenheil zu theuer sey, als es so auf das Spiel zu setzen; ich möge mich daher je eher je lieber um eine andere Wohnung umthun, sofern ich mich nicht bekehren und in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren wolle, um auch das Heil meiner armen Seele zu wahren. In diesem Fall könne ich auf seine innigste Freundschaft und Liebe, so wie der seiner Angehörigen fest zählen, und man würde mir alles zu Gefallen thun was ich nur wünschen könne und in ihren Kräften stehe, ich möge mich nur an ihren braven Beichtvater wegen meiner Bekehrung wenden.“ Wie ich wohl merkte, war der Herr Pater die Haupttriebfeder bei dieser Sache und hatte auch dieses Schreiben veranlaßt, da ich aber eben so wenig Lust verspürte katholisch zu werden, als Marguerite zu heirathen, auch wieder hergestellt Avignon bald zu verlassen gedachte, antwortete ich Herrn Giraud, daß da ich in

Kurzem abzureisen gesonnen sey, er mich noch die wenigen Tage dulden möge. — Marguerite, mit der ich auf einem sehr vertrauten Fuß gestanden hatte, doch so, daß kein Unglück daraus entstehen konnte, wie ich es mit allen Mädchen hielt, kam auf mein Zimmer und bat mich in Thränen gebadet fußfällig: „ich möge doch katholisch werden, weil ich sonst dem Teufel mit Haut und Haar verfallen sey und sie mit, da sie das Unglück gehabt, einen Lutheraner zu lieben.“ Ich konnte das arme Kind nicht zu einer vernünftigen Ansicht bringen, und trostlos verließ sie das Zimmer; sie hatte mir gestanden, daß ihr der Beichtvater gesagt, daß ihr ihre Bekanntschaft mit mir, wenn ich mich nicht bekehre, die ewige Verdammniß zuziehen könne. Das ganze Haus war in größten Allarm gerathen und die Frauen weinten unaufhörlich. Ich ging zu den Leuten und suchte sie zu beruhigen, aber ich glaube, der Teufel selbst hätte ihnen jetzt keine größere Furcht einflößen können als mein Anblick, alle bekreuzigten sich und gaben mir zu verstehen, indem sie die Gesichter abwendeten, ich möge doch das Zimmer verlassen. Es kam mir vor, als sey ich unter Wahnsinnige gerathen, und da ich sah, daß nicht daran zu denken war, auch nur ein vernünftiges Wort mit diesen Menschen zu reden, entfernte ich mich unwillig und ging zu Aymards, denen ich die Sache mittheilte. Diese riethen mir, lieber eine andere Wohnung zu miethen, da diese Leute, wie die große Mehrzahl in Avignon, im höchsten Grad bigott katholisch seyen, und das Zusammenwohnen mit ihnen mir große Unannehmlichkeiten zuziehen, ja sogar gefährlich werden könne, da deren Beichtvater ein sehr fanatischer und boshafter Priester sey. Ich nahm mir deßhalb vor, auf die wenigen Tage noch ein anderes Logis zu miethen, und sah mich sogleich darnach um; als ich aber nach Hause kam, trat mir ein Dienstmädchen mit einem offenen Papier entgegen, das sie mir übergab, und auf welchem geschrieben stand: daß die Familie, aus guten Christen bestehend, auch keine Stunde länger mit einem in alle Ewigkeit verdammten Ketzer unter einem Dach zubringen könne und sich daher so lange auf das Land begeben habe, bis ich ausgezogen sey; die Miethe möge ich nur an das Dienstmädchen entrichten, welches Befehl habe, den Betrag dem Beichtvater einzuhändigen, der ihn zum Frommen der Kirche verwenden werde, um die Sünde, mich so lange im Haus geduldet zu haben, einigermaßen wieder zu sühnen. — Ich bezog nun auf die wenigen Tage,

die ich noch in Avignon verweilte, ein Zimmer in einem Gasthof und habe nie wieder Jemand von Girauds gesehen. Hier mußte ich gleich den ersten Tag als ich an der Table d'Hôte speiste, einen heftigen Streit zwischen einem Offizier und einem Bürger von Tarascon mit anhören. Letzterer schimpfte so wüthend über Napoleon, nannte ihn einmal über das andere einen hergelaufenen Vagabunden, einen Spitzbuben, Schurken, infamen Betrüger, dem sein eigener Oheim, als er noch Lieutenant und krank gewesen, täglich eine Armensuppe geschickt, und der später einen Wagen von einem seiner Bekannten entliehen, den er, so wie gar manche andere Dinge zurückzugeben vergessen habe, wie er beweisen könne u. s. w., so daß es allerdings kaum zum Anhören war. Aber der Offizier, der seinen ehemaligen Souverain vertheidigen wollte, wurde überschrieen und stand endlich vom Tisch auf, das Zimmer unwillig verlassend. Ich war in Civilkleidern, hatte mich in die ganze Sache nicht gemischt, und mußte noch eine geraume Zeit das Schimpfen und die schlechten Streiche, die sie dem Exkaiser vorwarfen, den sie einen Menschenschinder und ein nichtswürdiges Subjekt nannten, mit anhören. Am andern Tage ließ ich mir auf dem Zimmer serviren, um solchen Dingen nicht mehr ausgesetzt zu seyn. Damals war es im ganzen südlichen Frankreich höchst gefährlich, sich günstig über Napoleon zu äußern; was den Provençalen aber mit einen so großen Haß eingeflößt, war besonders die Conscription; allerdings wurden ihre Kinder, so wie die aller Franzosen zu Hunderttausenden zur Schlachtbank geführt, um der Herrschsucht eines einzigen Menschen, der noch obendrein ein Korse war, zu fröhnen.

Kurz vor meiner Abreise war noch der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, von Sicilien zurückkommend, mit seiner Gattin in Avignon, wohin beide eine Yacht gebracht, an das Ufer gestiegen, wo ich der erste Offizier war, der ihn bei seiner Ankunft begrüßte. Er wurde sehr freundlich von den Einwohnern empfangen, und ich hatte die Ehre, ihn bis an das Hôtel zu begleiten. Damals fiel es wohl Niemand ein, daß er dereinst Herrscher von Frankreich werden würde. Er hielt sich in Avignon nicht lange auf, sondern fuhr nach ein Paar Stunden schon weiter.

Auch ich machte jetzt Anstalt zu meiner baldigen Abreise, und da ich keine Lust hatte zu dem ohnehin bis fast auf die Offiziere und einige Unteroffiziere zusammengeschmolzenen Regiment zu gehen,

so ließ ich mir eine Marschroute nach Paris geben, um daselbst bei dem Kriegsminister zu versuchen, eine für mich passende Anstellung zu erhalten. Ich reiste mit noch einigen Offizieren, auch einem Spanier Namens Andeja, der seine Maitresse von Corfu mitgebracht, nachdem ich meine Pferde in Avignon verkauft hatte, in einer Patache (eine Art Landkutsche) nach Lyon ab, wo ich ungefähr 8—10 Tage verweilte, und gerade der Graf Artois (später Carl **X.**) in dieser Stadt einzog, weßhalb große Feierlichkeiten in derselben veranstaltet wurden, denen ich beiwohnte. Viele Knaben **a la Henri IV.** costümirt und weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen und Guirlanden, Nationalgarden zu Pferd und eine große Menge Volk ging Monsieur entgegen und begleitete ihn bei seinem Einzug in die Stadt mit Vivatgeschrei, das jedoch nicht sehr allgemein war. Es wurden Anreden gehalten, in denen vom Glück, die Bourbons endlich wieder auf dem französischen Thron zu sehen, gesprochen wurde. Der Graf Artois war sehr gnädig und herablassend und theilte eine Unzahl silberner Lilien mit einem weißen Bändchen, besonders an das Militair aus, von denen mir auch eine zu Theil ward, später wurden sie für die Offiziere in Lilienkreuze umgewandelt. Monsieur sah indessen aus wie eine Vogelscheuche mit einem Perrückenstock, und machte auf das Militair, das ihn mit ziemlicher Geringschätzung behandelte, keinen guten Eindruck; selbst die bourbonisch gesinnten Bürger wußten nicht viel zu seinem Lob zu sagen. Die Stadt gab ihm zu Ehren einen großen Ball, auf dem Artois, wie ein abgelebter Schneider aussehend, von seinem Fauteuil dem Tanz mit zusah, auch ein großes Feuerwerk wurde abgebrannt, doch hatte die ganze Festlichkeit etwas Düsteres und war ohne Leben. Damals sah ich im großen Theater zu Lyon die **Mystères d'Isis** aufführen, eine ganz verballhornte und jämmerliche Verpfuschung von Mozarts Zauberflöte, in welche man viele Melodien aus dem Figaro, Don Juan, der Entführung &c. eingelegt hatte. Ein erbärmlicheres und unsinnigeres Machwerk war mir noch nicht vorgekommen, ein gewisser Morel zu Paris hatte das sinnlose Libretto fabricirt und ein gewisser Lachnith Mozarts Musik arrangirt (!) und noch Recitative dazu, Gardel aber die eingelegten Tänze komponirt. Zu Paris war dies jämmerliche Opus längst durchgefallen und in Lyon gefiel es auch nicht; was mich ärgerte, war, daß die Franzosen glaubten, dieses unsinnige Pot-

pourri sey auch im Deutschen so zusammengezimmert, was sie sich nicht ausreden lassen wollten.

Lyon soll bald nach Marseille, ebenfalls von einer griechischen Colonie gegründet worden seyn und führte unter den Römern den Namen **Lugdunum**. Zu Augusts Zeiten war die Stadt schon sehr groß und so bedeutend, daß man sie damals als die Hauptstadt Galliens betrachtete. Sie ist die Vaterstadt des Kaisers Claudius, auf den sie freilich nicht stolz seyn darf. Unter dem Severus fand hier eine furchtbar grausame Christenverfolgung statt. Nach dem Verfall des römischen Reichs hatten die Könige von Burgund ihren Sitz hier aufgeschlagen, bis sie im Jahr 532 Frankreich einverleibt wurde. Im 8ten Jahrhundert verheerten sie die Gothen und Saracenen schrecklich. Im Jahr 840 stürzte das prächtige **Forum vetus** ein, welches der Kaiser Trajan hatte erbauen lassen und das von außerordentlicher Größe und Pracht gewesen seyn soll. Im 16ten Jahrhundert litt die Stadt furchtbar durch die Bürger- und Religionskriege und in unsern Tagen wurde sie in der Schreckenszeit (1793) nachdem sie von dem Heer des Convents erobert worden war, ein Opfer der schrecklichsten Tyrannei. Die blutigste Mordgier schlug ihren Sitz in ihren Mauern auf, und viele Tausend unschuldige Menschen fielen unter den Füsilladen der wilden Soldateska oder wurden in den Wellen der Rhone ersäuft, auch zertrümmerte man ihre schönsten Denkmäler. Die Saone fließt mitten durch Lyon, von dem ein Theil längs der Rhone liegt. Der größte und bevölkertste Theil der Stadt liegt zwischen diesen beiden Flüssen, über welche mehrere Brücken führen; im Ganzen ist dieselbe ziemlich gut gebaut, hat aber viele enge und finstere Straßen. Schön sind ihre Kais und die Plätze Belcour und des **Terraux**, auf welchem das imposante Stadthaus steht. Die Cathedrale hat ein schönes Schiff, ist aber sonst kein sehr ausgezeichnetes Gebäude, eben so wenig die beiden Theater, das der Cölestiner war außerdem sehr schlecht besetzt. Die Umgebungen von Lyon sind zum Theil malerisch und reizend; an schönen Promenaden, guten Hôtels, eleganten Kaffeehäusern hat die Stadt Ueberfluß. Die Zahl ihrer Einwohner mochte etwa 160,000 seyn, sie waren damals außerordentlich auf die Oestreicher, die sie kurz vorher verlassen hatten, erbost, und sagten ihnen alles mögliche Böse nach. Die Offiziere der Nationalgarden hatten mehrere östreichische Offiziere gefordert, die sich aber äußerten, sie wollten sich

mit solcher Bürgercanaille nicht schlagen. — Einige Tage nach dem Ball reiste ich mit noch ein Paar Offizieren, von denen der eine, ein Bataillonschef, zu der Garnison von Corfu gehört hatte, mit Extrapost nach Paris ab. Wir fuhren ohne uns irgendwo aufzuhalten, Tag und Nacht bis Fontainebleau, wo wir einen halben Tag verweilten, um das dortige Schloß und die Gärten zu besehen. Ersteres ist ein weitläufiges, irregulaires Gebäude, dessen Architektur die Arbeit verschiedener Jahrhunderte nachweist. Es liegt in einem Thal und formirt fünf Corps de Logie, die durch Höfe und Gallerien getrennt sind. Es war uns doppelt merkwürdig, weil hier erst vor wenigen Monaten Napoleons Abdankung stattgefunden hatte. Die Gärten, in denen wir ein Paar Stunden umherirrten, haben besonders schöne Alleen, Statüen, Teiche mit ausnehmend großen Fischen bevölkert, und bieten herrliche Promenaden, besonders der Teichgarten. Die Bildsäulen sind meistens der griechischen Mythologie entnommen. Mitten in einem Bassin sieht man eine Diana einen ungeheuern Hirsch bei seinem Geweih festhalten.

Fontainebleau selbst ist ein altes Städtchen, das einige hübsche Straßen hat und an 7000 Einwohner zählt. Das Schloß enthält viele Sehenswürdigkeiten, die wir kaum im Vorübergehen bewundern konnten. Hier bewirthete Franz I. seinen kaiserlichen Gast Carl V. mit ungeheurem Aufwand und unermeßlicher Verschwendung. In der sogenannten Hirschgallerie ließ die Königin Christina von Schweden ihren ungetreuen Geliebten, Monaldeschi ermorden. Wir sahen auch die Gemächer, die Marie Louise bewohnt hatte, so wie die, welche Pius VII. während seinem gezwungenen Aufenthalt zum Kerker gedient, endlich das Gemach, in dem Napoleon seine Abdankung unterzeichnet hatte. Nach einem ziemlich splendiden Diné setzten wir unsere Reise fort und kamen gegen Morgen in Paris an, wo wir in einem Hôtel garni abstiegen und uns ermüdet niederlegten. Gegen Mittag erwachte ich, eilte zum Frühstück in das Palais Royal, ins Café des mille colonnes, wo ich sehr heftige politische Debatten über Napoleon, die Alliirten, die zurückgekehrten Bourbons, Ludwig XVIII. rc. anhörte, und man stritt als wollte man sich eben bei den Köpfen nehmen; dann war von den Russen, den Cosacken, den Preußen, Engländern und Oesterreichern die Rede, man lobte den Kaiser Alexander als einen gar großmüthigen Monarchen, und

äußerte: es gibt nur einen braven Russen und der ist der Kaiser, alle andern taugen nichts; auf Wellington und die Engländer schimpfte man und war gewaltig erbost, sie hatten allerdings etwas wild in der Umgegend von Paris gehaust, nicht minder aufgebracht war man auf den braven Blücher und seine Preußen, die indessen nicht den hundertsten Theil dessen gethan, was sich die Franzosen in Preußen hatten zu Schulden kommen lassen, sie übten nur ein geringes Vergeltungsrecht und dieß oft sehr großmüthig, wie folgende Anekdote beweist. Ein Oberst der preußischen Garden war bei einer vornehmen reichen Dame im Faubourg St. Honoré einquartiert. Nachdem er sein Billet abgegeben, fand er die ihm eingeräumten, obgleich sehr schön und gut meublirten Zimmer viel zu schlecht für ihn, befahl, daß man ihm bessere Gemächer einräumen solle, und zwar in einem höchst arroganten und barschen Tone, man gehorchte und gab ihm die besten im Hôtel, aber auch die waren nicht gut genug, er warf sich mit Stiefeln und Sporen auf die kostbarsten Sophas, die Stühle in die Ecke, und als man ihm das Frühstück und Mittagessen brachte, fand er Alles so abscheulich, daß es kaum für Schweine gut genug, und warf mehrere Schüsseln den auftragenden Dienern vor die Füße, seine Bedienten machten es nicht viel besser, und hausten im Hôtel, daß es zum Erbarmen war. Die arme Dame wußte sich gar nicht zu rathen und zu helfen, faßte sich endlich ein Herz und begab sich selbst zu dem Obersten, um diesen zu bitten, er möge ihr doch nur sagen, was er wünsche und verlange, es solle ja alles geschehen was in ihren Kräften stehe, um ihn soviel als möglich zufrieden zu stellen. Der Oberst hörte die Dame ganz ruhig an, bat sie auf das Höflichste, doch Platz nehmen zu wollen, ihr einen Stuhl präsentirend, und sagte dann im besten Französisch auf das artigste: Madame, ich habe Ihnen nur eine kleine Probe davon geben wollen, wie es Ihr Herr Sohn während drei Wochen, die er bei meinen Eltern in Berlin einquartiert war, gemacht hat, doch seyn Sie ruhig, von jetzt an werden Sie sich nicht im mindesten mehr über mich oder meine Leute zu beklagen haben, und ich bitte mir die zuerst zugedachten Zimmer wieder einräumen zu lassen, sie genügen mir vollkommen. — Von den Oestreichern war wenig oder keine Sprache, sie hatten sich im Ganzen sehr passiv verhalten. Es waren noch manche deutsche, russische und englische Offiziere in Paris zurück, die aber alle in

Civilkleidung einhergingen, dennoch fielen noch öfters Duelle vor, die Russen zogen, wenigstens im Zweikampf mit der Klinge, meistens den Kürzern und wurden niedergestochen, während die Preußen manchen französischen Offizier ins Gras beißen ließen, die Engländer schossen sich fast nur auf Pistolen, es verging fast kein Tag ohne solche Händel. Ich fand diesmal den Aufenthalt zu Paris himmelweit verschieden von dem im Jahr 1810, auch hatte sich in diesen vier Jahren sehr viel verändert. Die Absicht zu erreichen, um derentwillen ich eigentlich hieher gereist, war unmöglich, man wußte noch gar nicht recht, wer eigentlich Koch oder Kellner war, der Kriegsminister war nicht zu sprechen und sein Ministerium und dessen Vorzimmer den ganzen Tag von dem Troß der mit den Bourbons zurückgekehrten Adeligen belagert, die alle ihre Anhänglichkeit an den König und dessen Familie und ihre wurmstichigen gegerbten Eselsfelle, statt anderer Verdienste in Anschlag brachten, und Anstellungen und Ehrenstellen verlangten. Wahr ist es, daß diese Herren nichts vergessen und nichts gelernt, es schien, als hätten sie von 1789 bis 1814 geschlafen, sie waren mit denselben Vorurtheilen und Anmaßungen nach dem Frankreich von 1814 zurückgekehrt, und reihten dieses Jahr ohne weiters an die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts an; auch waren sie die lächerliche Zielscheibe des beißenden Spottes und Witzes, und trugen die meiste Schuld an der fatalen Stimmung des Volkes gegen die zurückgekehrten Bourbons und Ludwig **XVIII**. — Von meinen frühern Bekannten suchte ich nur wenige auf, und fand auch diese sehr verändert. Die einzige interessante neue Bekanntschaft, die ich machte, war Angelika Catalani, deren Donnerstimme damals in ihrer höchsten Kraft und Fülle war und mit der ich öfter Duette sang; ich sollte sie später in Deutschland wieder treffen, wo ich Gelegenheit fand, ihr manchen Dienst zu erweisen. — Auch der schönen Madame Recamier, die so lange Paris hatte meiden müssen, weil es den kleinlichen Launen des korsischen Weltgebieters so gefiel, begegnete ich in einigen Salons, und bewunderte zwar ihre allerdings außerordentliche Schönheit, aber ohne daß sie einen besondern Eindruck auf mich gemacht hätte, ob sie gleich durch ihre Einfachheit und Liebenswürdigkeit Jedermann bezauberte; wahr ist es, daß ich in gar keine nähere Berührung mit ihr kam und kaum einige Worte gewechselt habe.

Da ich nach einem kurzen Aufenthalt von wenig Wochen wohl

einsah, daß unter den dermaligen Umständen, wo auch fast Niemand an den Bestand des Bestehenden glauben wollte, nichts für mich in Paris zu machen war, und ich keine Lust hatte, wieder zu dem Regiment étranger, dessen Reste noch in Avesnes lagen, zurückzukehren, ließ ich mich auf halben Sold setzen und wählte vorerst Straßburg zu meinem provisorischen Aufenthalt, um von da nach beinahe neun Jahren meine Eltern wieder einmal besuchen und sehen zu können. Ich ging über Meaux, Chateau-Thierry und Epernay nach Rheims, wo ich einen Tag verweilte, um die alte Krönungsstadt und ihre berühmte Cathedrale, eines der schönsten gothischen Denkmäler, zu sehen. Das Hauptportal dieser Kirche mit seinen drei Thoren und der kunstreichen Rose über demselben hat gewiß wenig seines Gleichen. Sie wurde im zwölften Jahrhundert erbaut, ihr Gewölbe ist 110 Fuß hoch und das mittlere Schiff über 400 Fuß lang, das Dach ist ganz mit Blei gedeckt. In der kalten düstern Kirche des St. Remi wurde das berühmte Oelfläschchen, Ampulla rheimensis, das eine Taube vom Himmel brachte als sich der Heidenkönig Clovis taufen ließ, aufbewahrt. In der Revolution wurde zwar diese Himmelsflasche zerschlagen, aber später fand sich das Oel, welches ein frommer Christ heimlich und mit Lebensgefahr aufgefangen und gesammelt hatte, wie durch eine Notariatsakte bewiesen wurde, wieder vor, und Carl X. war so glücklich, bei seiner Krönung damit gesalbt werden zu können; dieß hinderte indessen nicht, daß ihn die Franzosen zum drittenmal fortjagten. — Rheims, das ungefähr 30,000 Einwohner zählen mochte, ist zum Theil gut gebaut und hat mehrere schöne Straßen und Plätze, es ist Colberts und Linguets Vaterstadt. In der Nähe liegt der berühmte Sillery, der den besten weißen Champagner hervorbringt, den man aber nur selten ächt bekommt. Von hier reiste ich über Chalons sur Marne, Bar le Duc, Toul und Nancy nach Straßburg, wo ich ein Quartierbillet auf drei Tage bei einem Kaufmann Hecht im Kupferhof erhielt und sehr gut aufgenommen wurde, auch gestattete man mir noch länger in diesem Quartier zu verbleiben, so daß ich bis zu meiner Abreise nach Frankfurt in demselben wohnte. Madame Hecht war eine hübsche junge Frau, auch musikalisch, und ihr zu Liebe verschob ich meine Abreise um einige Wochen. In ihrer Gesellschaft besuchte ich Straßburgs Sehenswürdigkeiten, an ihrer Hand bestieg ich den Riesenthurm des Münsters, und besah mit ihr das

schöne Monument des Marschalls von Sachsen in der protestantischen St. Thomaskirche. Auch die Ruprechtsau und andere Promenaden, so wie das Theater, wo damals deutsche und französische Comödie gespielt wurde, besuchten wir miteinander. In Straßburg traf ich einige alte Bekannte. Talma gab gerade Gastrollen sammt seinem Schüler David, der jedoch dem Meister keine große Ehre machte, sodann traf ich einen alten Schulkameraden, der zu gleicher Zeit mit mir in Breitensteins Pension zu Homburg gewesen und sich dem Kaufmannsstand gewidmet hatte. Durch diesen lernte ich den nicht verdienstlosen Schauspieler Vogel und dessen Gattin, eine hübsche und gute Sängerin, kennen, mit denen ich manchen vergnügten Abend zubrachte. Während meiner Anwesenheit fand sich auch der Herzog von Berry, auf seiner Rundreise durch Frankreich, daselbst ein, wußte sich aber wenig beliebt zu machen, und man fand seine affektirten martialischen Manieren etwas lächerlich und karrikaturartig, zudem waren die Straßburger, so wie der ganze Elsaß, wüthende Napoleonisten, und haßten die Bourbons, also gerade das Gegentheil von den Bewohnern des südlichen Frankreichs. Zu seinem Unglück war der Herzog von Berry noch obendrein die unschuldige Ursache des Todes des sehr beliebten Präfekten von Straßburg. Dieser war ihm nämlich eine große Strecke entgegengefahren, wurde mit seinem Wagen umgeworfen, wobei das Gefäß seines Degens ihm tief in die linke Seite eindrang und ihn so schwer verletzte, daß er schon 24 Stunden darauf seinen Geist aufgab. Diesen unglücklichen Zufall schob man dem unbeliebten Herzog in die Schuhe, den man um so cordialiter verwünschte. Nichtsdestoweniger fanden die vorbereiteten Empfangsfeierlichkeiten statt, aber kaum daß man hie und da bei seinem Einzug zu Pferde ein halblautes, schüchternes vive le roi hörte; doch war der Ball, der ihm zu Ehren gegeben wurde, so wie das Feuerwerk recht brillant; was mich aber von all den Feierlichkeiten am meisten ansprach, war die imposante Illumination des Münsters, bis in die höchste Spitze seines Riesenthurmes, der sich in den Sternen zu verlieren schien, ein majestätisches Nachtgemälde.

Endlich fand ich doch, daß es Zeit sey, das Vaterhaus einmal wieder zu sehen und erbat mir von dem Commandanten, General Baron Debüraux Urlaub zu einer Reise nach Frankfurt, der mir auch ohne Umstände bewilligt wurde. Ich nahm Abschied von der Familie Hecht und Vogel, versprach ersterer, spätestens binnen

drei Monaten wieder zurückzukommen und fuhr den 12. October 1814 über die Rheinbrücke nach Kehl und von da über Rastatt nach Karlsruhe, wo ich auf Veranlassung meines Vaters den alten Freund meines Oheims, Scholz, der sich in Karlsruhe häuslich niedergelassen hatte, besuchte und ein Paar Tage verweilte. Wrede hatte, wie man zu sagen pflegt, sein Schäfchen ins Trockene gebracht, und zwar von Scholzischem Geld, das er besonders bei Güter-Ver- und Erkäufen, die er für den Freund besorgt hatte, auf die Seite zu bringen gewußt. Er hatte mich zuletzt als einen Knaben von zwölf Jahren gesehen, und war ganz erstaunt, einen ziemlich sonnverbrannten, wildaussehenden Soldaten in mir zu finden, er war an eine ziemlich häßliche Bremerin verheirathet, von der er zwei artige Kinder hatte. Von ihm erfuhr ich manche mir noch unbekannte Familien-Angelegenheiten. Scholze war noch nicht lange auf seinem Gut Silg, eine Sandwüste in der Nähe von Hamburg, die ihm Freund Wrede für ungeheures Geld hatte kaufen helfen, an dem seine Kinder über 100,000 Thaler einbüßten, gestorben. Die vier Töchter waren in Bremen und Hamburg verheirathet, aber keine besonders glücklich, obgleich alle ziemlich reiche Männer hatten. Henriette und Mina hatten viele Anbeter, Sophie, die einen Bremer Senator, Namens Horn zum Mann hatte, war seit ihrem ersten Wochenbett beständig krank und bettlägerig, und Hannchen, die jüngste, in ihren ersten Wochen gestorben. Den 17. October fuhr ich von Karlsruhe mit der Diligence nach Frankfurt ab. In dem Wagen befand sich ein allerliebstes junges Mädchen, die Tochter eines badischen Beamten aus Rastatt, das zu seinen Verwandten zum Besuch nach Frankfurt reiste, und neben mir saß. Nachdem die Dämmerung eingetreten war, wurden wir bald so vertraut, daß wir die ganze Nacht Arm in Arm miteinander zubrachten. In Heidelberg kamen wir gegen Mitternacht an und ließen uns, während man umspannte und auspackte, ein Zimmer und etwas zu essen geben, worauf wir im Taumel des Vergnügens beinahe das Abfahren des Postwagens verpaßt hätten, wenn uns nicht der Hausknecht mit rauher Stimme und Klopfen daran erinnert hätte. Wir setzten nun die Reise in der Art wie wir sie begonnen weiter fort, und trieben das süße Spiel, während die andern Passagiere, unter denen noch zwei Damen, schliefen, con amore fort. Längs der Bergstraße sahen wir auf allen Höhen große Feuer emporlodern, und als ich fragte, was dies zu bedeuten

habe, ward mir die Antwort, es sey zum Andenken an den, den 18. October von den Alliirten bei Leipzig errungenen großen Sieg über Napoleon (18. October 1813). Als es zu grauen begann, schliefen wir etwas ermüdet ein, und wachten erst bei dem Anhalten in Darmstadt wieder auf. Nachdem wir endlich Neu-Isenburg passirt hatten, durch den Frankfurter Wald kamen, und ich die Sachsenhäuser Warte und nun jeden Augenblick neue, mir wohl bekannte Gegenstände und Orte erblickte, welche in meiner frühen Kindheit oft das Ziel unserer Spaziergänge und der Tummelplatz unserer Spiele und Freuden gewesen, da wurde es mir doch ganz wunderlich ums Herz, das allmählig stärker zu pochen begann. Ich sah nun Frankfurt mit dem mir so wohl bekannten Taunusgebirge im Hintergrunde, das sich von der Sachsenhäuser Warte ganz besonders malerisch ausnimmt, sich vor mir ausbreiten, staunte den ehrwürdigen alten bemoosten Pfarrthurm an, der mich etwas mürrisch zu bewillkommnen schien, fuhr durch das Affenthor, über die Mainbrücke, am goldnen Gickel vorbei, in den Rahmhof, sprang aus dem Wagen, Alles im Stich lassend, meiner hübschen Reisegefährtin kaum ein Lebewohl auf Wiedersehen zurufend, rannte nach dem väterlichen Haus und lag in den Armen meiner mich erwartenden Eltern und Geschwister, nach neun langen Jahren, in denen ich so viel erlebt und mitgemacht, und sich so Manches verändert hatte. Staunend ward ich von meinen Lieben und sogar dem Gesinde, gleich einem halben Wunderthier, umringt.

VI.

Feier des 18. Octobers zu Frankfurt am Main. — Verfassungswehen dieser Stadt. — Franzosenhaß daselbst. — Diverse. — Ein Fest auf dem Sandhof. — Napoleons Rückkehr von der Insel Elba. — Ich entschließe mich in preußische Dienste zu treten. — Abreise nach Berlin.

Es war der erste Jahrestag der Schlacht von Leipzig, als ich in den Nachmittagsstunden in meiner Vaterstadt eintraf, wo es fast schien, als wäre die ganze Stadt von der Tarantel ge-

stochen; auf den Straßen, Plätzen und aus vielen Häusern wurde fortwährend geschossen, sogar Frauen und Mädchen drückten Pistolen ab, man schimpfte und verwünschte auf gut frankfurterisch die Franzosen, und die guten Frankfurter waren sämmtlich gewaltige Franzosenfresser geworden, sobald jene weg waren. Auf dem Römerberg und dem Roßmarkt waren Altäre errichtet, an welchen die liebe Schuljugend von ihren Monarchen angeführt, Dank- und Lobgesänge für die glückliche Befreiung von der Regierung des Fürsten Primas plärrte. Den Abend war die Stadt erleuchtet und allenthalben waren Transparente angebracht, die zum Theil wunderliche Dinge darstellten und sehr komische Sprüche enthielten. — So hatte unter andern ein reicher Bäcker, Namens Binding, einen ungeheuern Kuchen auf seinem Transparent dargestellt, den die Franzosen auf der einen Seite attaquirten, während er und seine Gesellen dieselben mit Schaufeln auffingen und in den Backofen schoben. Unter diesem Transparent las man die Worte:

Ich bin ein lustiger Bäcker;
Für die französischen Lecker
Aber back' ich keine Kuchen mehr,
Sie müssen all' in meinen Backofen her.

Und doch hatte der Mann sein Geld hauptsächlich durch die Franzosen gewonnen. Auch die Bürgermiliz paradirte diesen Tag unterm Gewehr neu uniformirt, aber mit dem Marschiren wollte es noch nicht recht gehen, und von der Reiterei, einigen 30 Mann, die meistens auf erbärmlichen Lehnkleppern ritten — mit dem Reiten sah es noch schlimmer als mit dem Marschiren aus — fiel mehr als einer sogar von seiner Rosinante herab, oder stürzte mit derselben. Dieses Militär hatte ein wahrhaft grimmig gutmüthiges Ansehen, indessen las man in Frankfurter Blättern oder Correspondenzartikeln doch viel von dem martialischen Aussehen und der militärischen Haltung und dito Geist dieser Miliz. Die Frankfurter hatten aber auch ein Bataillon Freiwillige errichtet, um den Feldzug von 1814 in Frankreich mitzumachen, sie bekamen zwar den Feind nicht zu sehen, dies war jedoch nicht ihre Schuld. Ein starker und anhaltender Regen, der sich am Abend des 18. Octobers zeitig einstellte, machte der Illumination ein schnelles Ende, Lichter und Transparente erloschen, nachdem sie kaum angezündet waren.

Als in der verwandtschaftlichen Sippschaft meine Ankunft

bekannt wurde, warteten die meisten Vettern und Muhmen nicht ab, bis ich ihnen meine gehorsamste Aufwartung machte, sondern sie fanden sich bei Zeiten selbst ein, um das zurückgekommene Wunderthier, das als noch unbärtiges Kind ausgezogen und nun als bärtiger, sonnverbrannter Mann nach so manchen überstandenen Gefahren wiedergekehrt war, in Augenschein zu nehmen, zu bewillkommnen und anzustaunen. Nicht Theilnahme, sondern Neugierde war die Triebfeder dieser überartigen Zuvorkommenheit, und des lästigen Fragens und Geschwätzes war kein Ende, so wie ich mit Einladungen zu Mittag- und Abendessen wahrhaft überschüttet wurde. Viele der ältern Bekannten waren in die ewige Heimath gegangen, unter ihnen auch meine Großeltern väterlicher Seits, der alte Oberst Schulter, Göthes Oheim, und meine Tante Feierlein, die ehemalige Scholz, sammt ihrem zweiten Mann, dem Doctor Feierlein. Dieser hatte sich seinen Tod bei einer Audienz, die er als guter Redner an der Spitze einer Deputation von Frankfurter Bürgern bei Kaiser Franz **II.** hatte, um denselben für die Wiederherstellung der freireichsstädtischen Freiheit Frankfurts zu gewinnen, geholt. Die Herren mußten nämlich in einem eiskalten Vorzimmer des Thurn- und Tarisschen Palais, in welchem der Kaiser wohnte, in dünnem Frack, kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schuhen ein Paar Stunden antichambriren, bevor man die Gnade hatte, sie vorlassen, wodurch sich mein Oheim Feuerlein eine so starke Erkältung zuzog, daß er kurze Zeit darauf starb, und so das Opfer seines Patriotismus und Rednertalents wurde. — Mein Oheim Weller, derselbe der vor einigen zwanzig Jahren, in der kitzlichen Angelegenheit der Frankfurter Deputirten zu Paris, nach dieser Stadt gereist war und die Herren aus ihrer fatalen Lage gezogen hatte, trat, nachdem der Großherzog von Frankfurt, Fürst Primas, entflohen und dessen Regierung sich aufgelöst hatte, einstweilen provisorisch an die Spitze der Administration der Stadt Frankfurt, da sich in der allgemeinen Verwirrung, als die Verbündeten die Stadt besetzten, Niemand vorfand, der sich dieselbe in einer so kritischen Lage zu vertreten getraute, so wie den ungeheuren Anforderungen von allen Seiten zu begegnen, namentlich war es das Einquartierungswesen, dessen Regulirung die meisten Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verursachte. Da eine Zeitlang die Hauptquartiere der Kaiser von Rußland und Oestreich und des Königs von Preußen, nebst ihrem

zahlreichen Generalstab, viele andere Souveraine und fürstliche Personen, ein Heer von Generalen und Stabsoffizieren, über 30,000 Mann ꝛc. ꝛc. in der Stadt selbst lagen, so daß man nicht selten Pferde im ersten Stock der Häuser durch die Fenster schauen sah. Zum Dank für seine Bemühungen wollte man Weller, als man wieder einen Senat fabricirte, zum Mitglied desselben ernennen, er aber dankte für die Ehre und begab sich, um ihr aus dem Weg zu gehen, nach Rom, wo er sich mit seiner Gattin, einer sehr liebenswürdigen, talentvollen und geistreichen Frau, über ein Jahr aufhielt, und dort viele deutsche Künstler unterstützte, auf deren Ersuchen eine ziemliche Anzahl Gemälde bestellte, größtentheils vorausbezahlte, und von den wenigsten dann die schon bezahlten Werke erhielt, wodurch er große Summen einbüßte, da er auf der andern Seite, er hatte eine große Kunsthandlung und Druckerei, für die wenigen Bilder die ihm geliefert wurden, und die er an Wiener Adelige verkaufte, kein Geld erhalten konnte.

Die Einwohner Frankfurts hatten sich trotz der mehr als siebenjährigen Regierung des Fürsten Primas, wenig oder nicht verändert, desto mehr aber die Stadt selbst, deren Festungswerke, Wälle, Bastionen und Mauern während der Zeit demolirt, die Gräben ausgefüllt und in sehr anmuthige und geschmackvolle Promenaden verwandelt worden waren.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft war ich endlich gottlob! von allen Basen und Neugierigen der Reihe nach abgefüttert. Das Unangenehmste bei diesen, der Familienverhältnisse wegen nicht gut abzuschlagenden Einladungen, war daß ich die ewigen Schimpfereien auf die Franzosen und den menschenfreundlichen Fürsten Primas wiederkäuen hören mußte; auch war man einfältig genug, fast alles was unter dessen Regierung Löbliches und Nützliches geschehen und verordnet worden, wieder abzuschaffen und statt dessen die alten Albernheiten, Spießbürgerlichkeiten und Erbärmlichkeiten wieder aus der reichsstädtischen Rumpelkammer hervorzuholen, um sie so viel als möglich dem neuen freistädtischen Kram anzupassen. Die ganze Stadt lag in den Verfassungswehen, unter deren Geburtsschmerzen sie sich krümmte und geberdete, daß es zum Erbarmen war; es dauerte Jahre lang bis dieses Monstrum, diese Mißgeburt einer republikanischen Constitution endlich durch eine Art Kaiserschnitt zu Tage gefördert wurde. Gleich beim Beginnen der großherzoglichen Regierung waren alle Privilegien einzelner Per-

sonen und Familien daselbst aufgehoben worden, so wie daß die sogenannten Patrizier oder adeligen Familien kein ausschließliches Recht zu Aemtern noch zu Diensten und Würden mehr haben sollten, wogegen man mehrere unter ihnen mit dem Kammerherrnschlüssel, Hoffähigkeiten und ähnlichen Dingen tröstete. Diese wollten aber nun, da sie Schlüssel und Fähigkeit eingebüßt, wieder in ihre alten Rechte oder vielmehr Vorrechte eingesetzt seyn und auf eine gewisse Zahl Stellen im Rath oder Senat Anspruch machen, wozu sie jedoch eher ihre größere wissenschaftliche Bildung, Kenntnisse und Fähigkeiten, als ein angemaßtes Vorrecht berechtigt hätte, namentlich war es das Haus Limpurg, das sich gewaltig und oft burlesk genug um dieses Vorrecht stritt, und es regnete Brochüren in diesen Angelegenheiten, die es hinsichtlich des Styls, der Anmaßung, der Unbeholfenheit, Plumpheit und lächerlichen Impertinenz noch mit den Behörden, Urtheilen und Verfügungen der Frankfurter Gerichte aufnehmen konnten, bei denen man eine stupide Grobheit durchaus für unzertrennlich von der amtlichen Würde hält.

Man suchte damals auch in Frankfurt seinen Patriotismus und Franzosenhaß durch altdeutsche Tracht der Welt kund zu thun, dies hielt aber nicht lange an, auch wurde diese Tracht nie allgemein, da sie zu kostspielig und also nur für Reiche war, die damit in Gesellschaften und auf Bällen prangten, namentlich die Damen mit altdeutschen Häubchen, Ketten und dergleichen. Der Franzosenhaß ging so weit, daß man jetzt jedes französische Wort, oder das man dafür hielt, denn auch lateinische und italiänische Ausdrücke wurden oft dafür genommen, aus der Unterhaltung verbannt wissen wollte, und dennoch deren in aller Unschuld unzählige einmischte, sie für ächt deutsch haltend. Mit französischen reisenden Kaufmannsdienern wollte man sich nicht in geschäftliche Unterredungen mehr einlassen, wenn sie nicht deutsch sprechen konnten, doch besann man sich eines Besseren, sobald man sich merkantilische Vortheile davon versprach. Einige Frauenzimmer machten sogar patriotische Gedichte, unter denen die eines Fräuleins Jassoi, Tochter eines der berühmtesten Advokaten, wirklich ausgezeichnet, desto jämmerlicher aber die ihrer zahlreichen Nachahmerinnen waren, und all dieses Zeug wurde in den Abendgesellschaften meist von den Verfasserinnen vorgelesen oder karrikaturartig deklamirt. Diese deutsche Wuth war in eine Epidemie ausgeartet und sprach aller

gesunden Vernunft Hohn; am besten standen sich die Wirthe dabei, bei denen jetzt gar mancher Schoppen auf das Wohl des Vaterlandes und pereat den Franzosen mehr geleert wurde. Einen armen französischen Tanzmeister, Namens Lepitre, der schon lange Jahre den Beinen und Füßen der Frankfurter Schönen Gelenkigkeit beigebracht hatte, wollte man schlechterdings aus der Stadt geschafft wissen; glücklicherweise nahmen ihn einige angesehene Familien, worunter die Bethmann'sche und ihr großer Anhang, die nicht von der allgemeinen Raserei befallen waren, und bei denen er Tanzunterricht gab, in Schutz, aber viele Franzosen und Französinnen, unter denen auch Gouvernanten und Bonnes, die man hatte kommen lassen, wurden fortgeschickt. Die altdeutschen Kleider, Röcke, Barrette, silbernen Hosenketten waren die Abzeichen des neuen Germanenthums. Wie weit vernünftiger waren nicht die Preußen, welchen doch fast allein Deutschland seine Befreiung von fremdem Joch zu verdanken hatte, die gleich Helden und Löwen gestritten und unsägliche Opfer gebracht hatten, und denen das französische Raubgesindel am ärgsten mitspielte. Selbst in Berlin, wohin ich mich bald begeben sollte, war keine Spur von solchen Albernheiten und Abgeschmacktheiten zu finden, und man sprach ganz vernünftig, ohne eine lächerliche Wuth zu affectiren, über die Franzosen und ihr Wesen, obgleich man sich seiner großen Verdienste um Deutschlands Befreiung bewußt, aber wohl gerade deßhalb um so bescheidener war. Glücklicherweise verflog der Frankfurter patriotische Rausch bald wieder, die Wehen der zu schaffenden Verfassung beschäftigten allmählig die Gemüther immer mehr, und als bald darauf Napoleon von der Insel Elba landete, ging es wie 1792 nach der Ermordung der französischen Soldaten, Niemand wollte mehr so berauscht gewesen seyn. Ich hatte mich indessen wenig an diesen Unsinn gekehrt, doch wurde ich im Innern erbittert, als ich nach und nach die Unbilde erfuhr, welche sich die Franzosen in Deutschland und namentlich in Preußen, aller Rechtlichkeit und Menschenwürde Hohn sprechend, erlaubt hatten, auch hatte Napoleon schon durch seine Abdankung in Fontainebleau unendlich in meinen Augen verloren, er hätte sich gleich Friedrich dem Großen bis auf den letzten Mann seiner Haut wehren müssen, denn er hatte noch weit mehr Hilfsmittel als jener zu seinen Diensten, aber freilich nicht dessen Genie. Was mich am meisten empörte, war die feige Ermordung des Buchhändlers Palm und das

niederträchtige Erschießen der Offiziere von dem Corps des braven Schill, so wie daß er dessen Soldaten, die doch nur wie jeder Soldat, ihrem Vorgesetzten gehorchen mußten, unter das Raub- und Mordgesindel auf die Galeeren von Toulon schickte.

In der Regel ging ich in Frankfurt in Civilkleidern aus und steckte mich nur dann und wann, bei besondern Gelegenheiten in meine französische Uniform, was selbst die Meinigen sehr ungern sahen, weil sie fürchteten, es könne mir böse Händel zuziehen, da ich aber die königlich französische weiße Cokarde trug, also in Diensten des von den Verbündeten selbst eingesetzten Königs stand, so glaubte ich keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt zu seyn, auch widerfuhr mir, obgleich ich öfters preußischen Offizieren und Soldaten begegnete, wie zu erwarten war, nicht das mindeste. Eines Tages aber, als ich in Uniform an dem Haus vorüberging, in welchem ein östreichischer Major, Namens Schröer, als Etapekommandant sein Büreau hatte, kam mir ein östreichischer Corporal nachgesprungen und sagte mir: der Herr Major verlange mich zu sprechen. Ich hieß ihn einen Augenblick warten, zog meine Schreibtafel heraus, und schrieb mit Bleifeder die Adresse meiner Wohnung auf ein Stückchen Papier, das ich dem Corporal zustellte und ihm sagte: er möge dies nur seinem Herrn Major bringen und ihm sagen, daß ich in der Regel jeden Morgen bis 10 Uhr zu Haus zu treffen sey. Da der Corporal, das Blättchen in der Hand haltend, noch immer zauderte, so wiederholte ich ihm nochmals, daß er dies nur seinem Major zuzustellen habe und nun gehen könne. Somit glaubte ich die Sache abgemacht, den andern Tag erhielt ich aber ein Schreiben von dem östreichischen Vicegouverneur, dem General Grafen von Hardegg, der sich noch in Frankfurt aufhielt und in einem uns befreundeten Haus einquartiert war, durch welches mich derselbe einlud, mich zu ihm zu verfügen. Ich war unschlüssig was ich thun sollte, indessen begab ich mich auf Zureden meiner Familie zu dem Herrn Vicegouverneur, dessen erste Frage nach den gebräuchlichen Bewillkommnungen war: ob ich den Dienst nicht kenne?

— Den französischen vollkommen, um den östreichischen habe ich mich niemals bekümmert, Herr General.

— Warum haben Sie sich nicht bei dem Major Schröer gemeldet? —

— Ich wußte nicht einmal, daß noch ein östreichisches Com-

mando hier sey, und würde es dann noch für überflüssig gehalten haben, ich bin ein geborner Frankfurter.

— Sie haben sehr gegen den Dienst gefehlt, bei uns würde so etwas streng bestraft werden.

— Unglücklicherweise oder glücklicherweise habe ich nicht die Ehre in östreichischen Diensten zu stehen.

— Sie haben sich über Ihren Urlaub auszuweisen.

— Nichts leichter als dies.

Ich überreichte dem General meinen Urlaubsschein, den mir der Commandant von Straßburg, Divisionsgeneral Desbüreaux, in französischer Sprache ausgestellt hatte.

Hardegg that als lese er denselben, indem er ihn brummend mit den Augen durchlief, und ihn mir dann mit einem: „das ist ganz gut!“ zurückstellte. Ich hatte Mühe, dem guten General nicht ins Gesicht zu lachen, da ich wußte, daß er eben so wenig französisch als chinesisch verstand, und nur östreichisches Deutsch sprach. Er erlaubte sich indessen noch einige Aeußerungen über das französische Militairwesen, und sagte unter anderm, er begreife gar nicht, wie man noch einige Anhänglichkeit an einen solchen Sauschwanz und Spitzbuben, wie der Napoleon sey, haben könne, worauf ich erwiederte: „Was das französische Militairwesen anbetrifft, so glaube ich allerdings, daß es Niemand besser aus Erfahrung zu schätzen wissen wird, als die Oestreicher, was aber den Napoleon anbelangt, so ist es mir unbegreiflich, wie Ihr Kaiser einem solchen Spitzbuben seine Tochter zur Frau geben konnte.

— Jo 's hat halt ämol so seyn müsse, versetzte der General, dem ich mich nun lächelnd empfahl, nachdem ich ihn noch gefragt, ob er hinsichtlich meiner Person genügend befriedigt sey, und er sein: s'is halt so gut, erwiedert hatte.

„Der hat's halt hinter den Ohren sitzen,“ äußerte sich derselbe, von mir redend, gegen seinen Hauswirth, aber er soll nur nit so viel in seiner französischen Uniform herumlaufen, sonst könnt' er bald Händel mit den preußischen Offizieren bekommen, die sich hier aufhalten, hatte er noch hinzugesetzt. Herr H.... hinterbrachte uns diese Aeußerungen, worüber ich lachte, und den letzten Punkt auf mich nahm. Einige Tage darauf traf ich im rothen Haus auf einem Casinoball mit dem Herrn General, der in rothen Hosen steckte, und dem Major Schröer zusammen, auch befanden sich mehrere preußische Offiziere daselbst. Ich war in meiner französi-

schen Uniform, obgleich mich meine ebenfalls wüthend deutsche Schwester versichert hatte, ich würde in derselben kein einziges Mädchen finden, das mit mir tanze, und Händel bekommen. Glücklicherweise ging keine dieser Prophezeihungen in Erfüllung, der Major Schröer schien mich zu meiden, General Hardegg sprach sogar ein Paar freundliche Worte mit mir, die preußischen Offiziere benahmen sich wie Ehrenmänner und ich unterhielt mich lange mit ihnen, auch Tänzerinnen fand ich mehr als ich hätte befriedigen können, und unter ihnen manche Bekannte aus meiner Kindheit, wie Caroline Th... u. s. w. Man wollte durchaus die französischen graziösen Contretänze von diesen Bällen verbannt wissen, dennoch gelang es mir mit Hilfe einiger hübschen Frauen, trotz dem Widerstreben wüthender Deutschthümler, sie zu Stande zu bringen. Besonders war es die schöne Frau des Banquiers von Bethmann, eine Holländerin, die mit ihrem Anhang und ihren Damen die französischen Tänze in Schutz nahm, und obgleich in einer sogenannten altdeutschen Tracht, deren Stoff weißer Sammet mit Goldstickerei war, fast nur französische Quadrillen tanzte, was ihr um so leichter wurde, da sie viele Anbeter hatte. Kurz darauf gab Herr von Bethmann ein großes Fest auf einem seiner Güter in Frankfurts Nähe, das der Sandhof genannt wurde und früher eine öffentliche Wirthschaft war. Die Fete war äußerst glänzend und mit einem ungeheuern Aufwand, sowohl bei der Decorirung der Gemächer als an Speisen und Getränken veranstaltet. Mehr als Tausend Personen waren eingeladen worden, und zwar aus allen Ständen, so auch sämmtliche Handwerksleute, die für das B.'sche Haus arbeiteten, mit ihren Frauen, was dem Fest freilich einen eigenen Anstrich verlieh. Frau v. B. und ihre beiden Hofdamen, Fräulein v. Idstein und Frau v. St. George empfingen alle Gäste in einem im Garten des Sandhofs aufgeschlagenen Zelt, sie waren alle drei in große schwarzsammtne Mäntel gehüllt, die Jahreszeit war schon ziemlich vorgerückt, und sahen so den drei Masken im Don Juan ähnlich. Herr v. Bethmann, der kurz vorher einen kleinen Strauß mit dem wieder bestehenden Frankfurter Senat gehabt, hatte über das Hauptthor des Eingangs am Sandhof ein Transparent mit den Worten: „Thue recht und scheue Niemand“ setzen lassen, was zu allerlei Bemerkungen Anlaß gab. Nicht weniger als vier Büffets waren in verschiedenen Gemächern errichtet, wo man sich Eis und alle mögliche Getränke

und die köstlichsten Weine, so wie Süßigkeiten nach Belieben fortwährend konnte reichen lassen, was sich manche der Geladenen so sehr zu Nutzen machten, daß ihre Köpfe schwer wurden, und sie das Gleichgewicht verloren. Um Mitternacht setzte man sich zu Tisch, nachdem vorher noch ein Feuerwerk abgebrannt worden war. Auch hier fand ich wieder alte Jugendfreundinnen, theils verheirathet, theils noch ledig, und mit einigen, wie Lilli O.... knüpfte ich die frühere Bekanntschaft wieder an und verlor mich ein halbes Stündchen mit ihnen in dem Garten et l'un contemplait la terre, l'autre le firmement etc. Das Fest dauerte bis zum hellen Tag, wo ich mit von den letzten Gästen, in einem Nachen auf dem Main nach Frankfurt zurückfuhr.

Damals kamen zahlreiche Transporte von Franzosen, die aus der russischen oder preußischen Gefangenschaft heimkehrten, durch Frankfurt. Eines Tages hatte einer derselben auf ein Bild des Kaisers Franz, das an einem Bilderladen auf der Zeil ausgehängt war, gespieen, und dabei einige Schimpfworte ausgestoßen; dies hatte ein östreichischer Corporal gesehen, der den Frevler gleich zu dem Major Schröer brachte, diesem das Vergehen rapportirte, worauf derselbe dem Franzosen fünfzig gutgemessene Stockprügel aufzuzählen befahl. Der arme Teufel machte gewaltige Anstrengungen und Faren, um sich der Prügelsuppe zu entziehen, aber der Corporal, ein Ungar, sagte zu ihm: Lek di nur hin, Camerad, helf all nir, ein klan Viertelstund, und Alles is vorbei, und der Franzose bekam die fünfzig auf ächt östreichisch aufgezählt.

Nachdem ich ungefähr 6 Wochen in Frankfurt verweilt hatte, machte ich einen Besuch in Homburg bei meinem guten alten Oheim Oberpfarrer, bei dem ich 14 Tage recht angenehm zubrachte, und dem es ein großes Vergnügen gewährte, wenn ich ihm von meinen Feldzügen und Abenteuern, wobei ich freilich die galanten sub silentium überging, erzählte. Hier suchte ich die mir theuern Tummelplätze meiner Kindheit und alte Bekannte wieder auf, und wurde von allen freundlich aufgenommen. Mein alter Lehrer Breitenstein war mit einem halben Dutzend Kinder gesegnet und hatte eben ein dickes Buch gegen Frankreich und das französische Volk geschrieben, dessen Titel mir entfallen ist, aus dem er mir aber zu meinem Leidwesen ganze Capitel vorlas, die ich mit der größten Langeweile anhörte. Deutschland war damals mit einer Sündfluth solcher Brochüren und Bücher überschwemmt, die alle einen

glühenden Franzosenhaß, aber auch viel baaren Unsinn athmeten, das des Oberhofpredigers Breitenstein war nicht ohne Geist, aber viel zu gedehnt und voluminös.

Mein guter Oheim meinte, es sey denn doch besser, daß ich Offizier geworden sey, als Comödiant; ich erwiederte ihm: lieber Herr Onkel, am Ende sind wir doch alle nur die Schauspieler unsers Herrgottes, ob in schwarzer, bunter oder farbiger Jacke, und er lächelte mir Beifall zu, ohne etwas zu entgegnen.

Auch bei Hof stellte er mich dem Landgrafen und der Frau Landgräfin vor, von denen ich sehr freundlich aufgenommen, und während meines Aufenthaltes in Homburg häufig zur Tafel geladen wurde. Eine meiner ehemaligen Geliebten, Eleonore von Brandenstein war jetzt Hofdame der Landgräfin, aber schon ziemlich verblüht, eben so Frau v. B., die viele Kinder gehabt; was thun neun Jahre nicht!

Unterdessen kam die Weihnachtszeit, das liebe Fest aus meiner Kindheit, heran, ich freute mich, dasselbe wieder einmal im Schooß meiner Familie feiern zu können, und brachte dasselbe mit seinen Bescheerungen recht vergnügt zu. Die Meinigen drangen unterdessen in mich, meinen Abschied aus französischen Diensten zu nehmen und in die einer deutschen Macht zu treten, wozu man schon Mittel finden würde, mir den Weg zu bahnen; ich verspürte keine große Lust, einen solchen Schritt zu thun, bat aber, bevor mein Urlaub um war, um dreimonatliche Verlängerung desselben, die ich auch ohne Umstände erlangte. Theils war es die Annehmlichkeit, nach so langer Zeit wieder ein trauliches Familienleben zu genießen, das es denn trotz allen kleinen Neckereien doch war, theils waren es einige Damenbekanntschaften, die mir diese Verlängerung meines Aufenthaltes in Frankfurt wünschenswerth machten, und unter denen eine war, die mich mehr als gewöhnlich fesselte; da es eine junge schöne, an einen sehr reichen Kaufmann verheirathete Frau war, dessen Familie alle ihre Schritte genau beobachtete, so hatten wir uns sehr in Obacht zu nehmen, und der alte ehrliche Pfarrthurm, oder vielmehr dessen finstere Stiegen, waren der Ort unserer geheimen Zusammenkünfte; während ich gerade in den Thurm ging, machte sie den Gang durch die Domkirche dahin. Auch mit noch einigen andern Damen hatte ich Rendez-vous in diesem verschwiegenen Gemäuer, wovon sich die lieben Frau Basen Frankfurts nichts träumen ließen.

Auf diese Art ging mir der Winter in Frankfurt, Homburg und Offenbach auf eine ziemlich angenehme Weise herum, ich besuchte fleißig die Bälle, machte manchmal eine Jagdpartie mit, und führte so zu sagen ein wahres Schlaraffenleben, während der Congreß in Wien brütete und die Nachrichten von daher keinerlei Erwartungen entsprachen, zu langweilen begannen, und Frankfurt noch immer in seinen Verfassungswehen lag.

Eines Vormittags als ich eben ein Pferd bestiegen hatte um nach Homburg zu reiten, fand ich die Straßen Frankfurts äußerst bewegt und mit ungewöhnlich viel Menschen angefüllt, die alle einen rennenden Schritt führten; besonders nahm ich dies über die Zeil reitend wahr. Hier begegnete ich einem Bekannten, den ich fragte, was dieser Tumult bedeute? „Wie, Sie wissen nicht, erwiederte derselbe, Napoleon ist wieder in Frankreich gelandet! — Ist's möglich? — Ganz gewiß, die officielle Nachricht davon ist vor einer Stunde per Estaffete eingetroffen. — Sind Sie dessen gewiß? — Kein Zweifel mehr, ich habe es aus der ersten Hand. — Ich machte schnell Rechtsumkehrt, und statt nach Homburg, ritt ich wieder heim, und brachte den Meinigen, die noch beim Frühstück saßen, brühheiß die große Neuigkeit, worüber sie nicht wenig staunten und die sie zu glauben Mühe hatten; bald stellte sich jedoch die Wahrheit derselben über allen Zweifel heraus, und die noch denselben Tag ankommenden Pariser Journale meldeten die Landung des „tollen Abenteurers Bonaparte," der zur Stunde indessen wohl schon in einem Gefängniß der Provençe sitzen werde. Den andern Tag las man jedoch in denselben Blättern, daß der General Bonaparte, zu dem einige Haufen gewissenloses Militär und Gesindel übergegangen seyen, gegen Lyon marschire, wo er nicht ermangeln könne, das Ziel seines abenteuerlichen Unternehmens zu finden. Die nächsten Zeitungen berichteten die Ankunft des Exkaisers zu Lyon und daß er gegen Grenoble ziehe, und wenige Tage später hieß es in obigen Journalen, Se. Majestät der Kaiser Napoleon sind unter dem Jubel des beglückten Volkes in Frankreichs Hauptstadt eingerückt. — Ich war unter diesen Umständen, da mein Urlaub ohnehin bald zu Ende war, entschlossen, nach Straßburg zurückzukehren. In Frankfurt herrschte jetzt große Bestürzung, man glaubte die Franzosen schon wieder vor den Thoren, und die ängstlichen Gemüther machten es wie vor einigen zwanzig Jahren, keiner wollte über Napoleon geschimpft, keiner

einen Freudenschuß gethan haben. Ich traf Anstalten, um baldigst nach Frankreich abzureisen, obgleich meine Verwandten alles mögliche thaten, mich davon abzuhalten. Als ich reisefertig war, miethete ich mir einen Wagen nach Carlsruhe, nahm Abschied von den Meinigen und fuhr gegen 8 Uhr Morgens von Haus ab. Als ich aber zu Sachsenhausen an das Affenthor kam, welches ich passiren mußte, hieß man den Kutscher still halten und ein östreichischer Unteroffizier trat an den Schlag und fragte mich nach meinem, von dem Etapekommandanten unterzeichneten Passirschein, und da ich ihm sagte, daß ich ein solches Ding nicht kenne, so erklärte er mir, daß ich nicht passiren könne; in diesem Augenblick trat auch der Platzadjutant aus der Wachtstube und kündigte mir an, daß ich Stadtarrest habe und, wenn ich nicht mein Ehrenwort gebe, die Stadt nicht ohne Erlaubniß der Militärbehörden verlassen zu wollen, dieser sich sofort in strengen Arrest verwandeln könne. Hierüber aufgebracht, sagte ich, dies seyen Gewaltstreiche, die man sich gegen mich erlaube, gegen die ich protestire, u. s. w. Dies half aber alles nichts, und man machte Miene, mich zu verhaften; ich ließ den Kutscher umwenden, und wollte es versuchen zu einem andern Thor hinaus zu kommen, aber eine Ordonnanz setzte sich auf den Bock und ich mußte auf die Commandantur fahren. Hier stellte ich den Major Schröer wegen diesem Verfahren zur Rede, dieser zuckte aber die Achseln, sprechend: daß er auf höhern Befehl handle; »Sie sind in französischen Diensten, setzte er hinzu, und ich habe Befehl vom General Hardegg, kein französisches Militär unter den jetzigen Umständen mehr nach Frankreich zurückgehen zu lassen, eine Colonne französischer Gefangener, die gestern hier ankam und heute weiter sollte, muß gleichfalls zurückbleiben.« — Aber mein Gott, ich bin ja kein Kriegsgefangener, sondern auf Urlaub. — Das macht halt nix, Sie sind's ämal in französischen Diensten und müssens da bleiben; wenn Sie mir aber Ihr Ehrenwort geben wollen, die Stadt nicht zu verlassen, so können's frei in derselben umhergehen, wohin Sie wollen. — Ich wollte ihm eben etwas derb antworten, als sich die Thür des Büreaux öffnete und General Hardegg hereintrat, der mir das Nämliche wiederholte; ich mußte mich fügen, wollte ich nicht Arrest auf der Hauptwache erhalten. Als ich nun wieder zu Hause ankam, empfingen mich meine Geschwister lachend, und es wurde mir bald klar, was mein jüngster Bruder, der mir beim Weggehen

lächelnd zugerufen hatte: ich nehme keinen Abschied, wir sehen uns doch bald wieder, damit hatte sagen wollen. Meine Familie war nicht ohne Mitschuld an dem was mir so eben begegnet war. Zwei Tage darauf kam mein Oheim von Homburg und drang in mich, ich solle suchen in preußische Dienste zu kommen, er nehme es auf sich, mir eine Anstellung in denselben zu verschaffen; das Hirngespinnst des Erbadels, oder wenigstens dessen Vorrechte seyen aus den Reihen des preußischen Heeres verschwunden, ich würde von der Landgräfin und ihm die besten Empfehlungen an die Prinzessin Wilhelm erhalten, eine glänzende Carriere in Preußen könne mir nicht fehlen, und dies seyen die Truppen, die sich im letzten Feldzug am tapfersten geschlagen, in der öffentlichen Meinung am höchsten stünden und allgemein geehrt würden. Ich erwiederte, daß ich vorerst unmöglich darauf eingehen könne und wenigstens einige Tage Bedenkzeit haben müsse. Er lud mich jetzt ein, mit ihm nach Homburg zurückzufahren und wieder ein Paar Tage bei ihm zuzubringen, während denen ich mich hinlänglich besinnen könne. Als ich ihm bemerkte, daß ich die Stadt nicht verlassen könne ohne die Erlaubniß der Militärbehörde, zog er eine solche nebst einem gedruckten Passirschein für mich aus der Tasche. Ich nahm nun die Einladung an und fuhr mit dem guten Onkel nach Homburg, wo ich diesmal von der landgräflichen Familie mit der ausgezeichnetsten Freundlichkeit aufgenommen wurde, und wo ich den Herrn von Balthazar, der Sohn dessen, der früher als Emigrant mit seiner Familie in Homburg gelebt, ebenfalls jetzt zum Besuch an dem gastfreundlichen Hof antraf, und der eines Tages an der Tafel erzählte, daß er es gewesen, der 1810 aux français die Orange auf die Bühne geworfen, in welcher ein Louisd'or in Papier eingewickelt war, auf dem die Worte: gardez le Louis et jettez l'ecorce (le corse), gestanden.

Als ich wieder eines Tags an der Tafel speiste und man beim Dessert ächten Tokaier-Ausbruch, den der Erbprinz von Homburg seinen Eltern von Wien geschickt, der einzige den ich wohl je ächt getrunken, servirte, sagte die Prinzessin Auguste zu mir: Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie werden dem Corsen nicht wieder dienen? — Diese Frage setzte mich in keine geringe Verlegenheit, und war mit so unendlicher Liebenswürdigkeit ausgesprochen, daß es mir nicht möglich war, sie anders als mit einem: „Nein, Durchlaucht!“ beantworten zu können. Jetzt war es ausge-

sprochen, mein Oheim triumphirte, wir fuhren zusammen nach Frankfurt zurück, wo der gute Mann meine Eltern mit den Worten anredete: Einen Franzosen habe ich mitgenommen und einen Preußen bringe ich zurück. Nun war der Jubel in der ganzen Familie groß, es regnete Gratulationen, man gab mir abermals Feten, und bald darauf befand ich mich, mit den besten Empfehlungsschreiben von dem Landgrafen, der Prinzessin Auguste und meinem Oheim an die Prinzessin Wilhelm und guten Wechseln versehen, auf dem Weg nach Berlin.

So war denn die erste Hauptabtheilung des Lust- und Trauerspiels meines Lebens beendigt; die zweite, wenn auch weniger thatenreich, doch toll und unterhaltend genug, sollte beginnen.

VII.

Reise von Frankfurt nach Berlin. — Gelnhausen. — Die Schlachtfelder bei Lützen. — Leipzig. — Die Messe. — Ein Paar Harfenmädchen. — Eine Parthie nach Giebichenstein. — Wittenberg. — Treuenbriezen. — Berlin. — Prinzessin Wilhelm. — Die Theater. — Iffland und Devrient. — Potsdam und seine Schlösser. — Graf Lust und Friedrich der Große. — Sanssouci. — Das neue Schloß. — Eine alberne Klatscherei. — Ein bübischer Studentenstreich. — Urania. — Meine Anstellung. — Die Familie Pokwisch. — Anekdoten vom Kronprinz. — Ich soupire mit sechs Damen. — Eine Künstlerhaushaltung. — Das Institut Bernhard. — Die Tabagien. — Eindruck der Schlacht bei Waterloo. — Das Opernhaus. — Das Zeughaus. — Das Schloß. — Frankfurt an der Oder. — Dresden. — Die Elbbrücke. — Das grüne Gewölbe. — Das Brühl'sche Palais. — Das große Opernhaus. — Rückkehr nach Berlin. — Abreise nach Colberg.

Es war im April 1815 als ich zum Zweitenmal meine Vaterstadt verließ, um dieselbe Laufbahn wieder anzutreten, und ich hoffte sie im Vertrauen auf meine hohe Protektion recht glänzend zu beginnen. Außerdem hatte ich während meines Aufenthaltes in Frankfurt allerdings eine große Vorliebe für das

preußische Militär, für dieses Land und seinen wackern und so rechtlichen König gefaßt, die desto größer wurde, je mehr ich die Groß- und Heldenthaten der preußischen Nation, die ich jetzt erst in Erfahrung gebracht und kennen gelernt hatte, zu bewundern gezwungen war, so wie ich auf der andern Seite das Benehmen Napoleons und seiner Lieutenante gegen dieses Volk und seinen Herrscher verachten und verabscheuen mußte. Seit des macedonischen Philipps Zeiten hatte man nicht mehr erlebt, daß sich ein Staat, der seinem völligen Ruin so nahe war, in so kurzer Zeit wieder auf einen so hohen, Ehrfurcht erregenden Standpunkt der Macht und der Wohlhabenheit geschwungen hätte. Macedonien und Preußen, welches man füglich das nordische Macedonien nennen könnte, sind sich in manchen Dingen, und namentlich in kriegerischer Tapferkeit, ähnlich.

Ich trat die Reise nach Leipzig per Extrapost mit einem Kaufmann aus Elberfeld, Namens Rittershausen, ein Bekannter von unserm Haus, an. Wir kamen ohne Unfall bis vor Gelnhausen, wo uns die Vorderächse des Wagens brach, was einen Aufenthalt von mehreren Stunden verursachte, den ich benutzte, die Ueberreste von Barbarossas (Friedrich I.) altem Pallast, das St. Petersmünster und das Dreifaltigkeitsstift zu besuchen. Die alte Burg des nur schlafenden Kaisers liegt in einem schönen Thal auf einer Insel der Kinzig, von der man ringsherum eine schöne Aussicht auf Wälder, Berge und Hügel hat. Die Ruinen der Kaiserburg sind großartig, ja colossal; im innern Hof ist Barbarossas Bild mit einem langen Bart, von rothem Stein angebracht; noch sind dicke Thürme, Säle, Hallen und Kapellen, ziemlich gut erhalten, vorhanden. Gothische, maurische und toskanische Baukunst ist hier angebracht, und aus dem Ganzen spricht eine gewaltige Zeit. Die Burg wurde erst im dreißigjährigen Kriege zerstört.

Nachdem unser Wagen reparirt war, fuhren wir weiter, aßen in Fuld bei einer sehr niedlichen Wirthin, die sich Frau Knips nannte, zu Abend, versprachen ihr das baldige Wiederkommen, worauf ich einen Abschiedskuß a compte von ihr erhielt. — In Eisenach zeigte man uns die von dem Springen eines Pulverwagens der retirirenden Franzosen sehr beschädigten Häuser. Ueber 50 Personen hatten bei dieser Gelegenheit das Leben eingebüßt; die zerrissene Brust eines schönen jungen Mädchens, das durch diese Explosion zerschmettert worden, war an einem Fenster hängen ge-

blieben. — Ich bewog hier meinen Reisegefährten einen Abstecher auf die nahegelegene Wartburg zu machen, wo wir das von Luther bewohnte Zimmer, sammt dem Dintenkler besahen, den der wackere Mönch machte, als er dem Teufel sein Dintenfaß an den Kopf warf. Wir besuchten auch die Kirche, auf deren Kanzel Luther 1521 während seines hiesigen gezwungenen Aufenthaltes gepredigt hatte, und man zeigte uns die Rüstung des Prinzenräubers Kunz von Kaufungen.

In Gotha besah ich während der Umspannung das dortige Schloß. — In Erfurt bekam ich weder die berühmte große Glocke, noch eine andere Merkwürdigkeit, den Dom ausgenommen, zu sehen, auch Luthers Celle im Augustinerkloster blieb mir verschlossen, dagegen wohnte ich am Abend einer Vorstellung der Teufelsmühle im Theater bei, die so schlecht war, daß ich sie nicht zu Ende sehen mochte. — Weimar, das ich schon kannte, reizte meine Neugierde so wenig, als ich Lust hatte Göthe nochmals einen Besuch abzustatten. — Naumburg interessirte mich wegen seinen Erlebnissen in dem Hussitenkrieg. Hier besuchte ich die breithürmige Domkirche mit ihren Alterthümern; die unterirdischen Gewölbe zu sehen hatte ich eben so wenig Zeit, als die nahen Ruinen des Bergschlosses bei Schönburg, wo einst Ludwig der Springer residirte, zu besteigen. Das schöne Schloß Neu-Augustusburg sahen wir nur im Vorüberfahren bei Weißenfels auf einem Berg liegen. Bei Lützen aber konnte ich unmöglich vorüber, ohne dessen berühmte Schlachtfelder zu besichtigen, so sehr auch mein, mit türkischem Garn handelnder Merkursdiener dagegen protestiren mochte. Die Stelle, wo 1632 Gustav Adolph gefallen, war mit einem einfachen Stein bezeichnet und von einigen Pappeln umgeben, auch das Schlachtfeld, wo vor kaum anderthalb Jahren, 1813, Napoleon noch gegen die Russen und Preußen gekämpft hatte, und wo Prinz Leopold von Homburg geblieben war, hielt mich fast eine Stunde auf; ich hätte mich noch länger verweilt, hätte ich nicht gefürchtet, daß Rittershausen vor Ungeduld den Wagenkasten einstampfen möchte.

In Leipzig kamen wir gerade zur Meßzeit an. Da dies das Ziel meines bisherigen Reisegefährten war, so trennte ich mich jetzt von diesem und legte den Rest der Reise mit einem jungen Mann aus Darmstadt zurück, der in Berlin seine medicinischen Studien vollends beendigen wollte, und mit unserer Familie befreundet war. Wir beschlossen jedoch, uns ein Paar Tage in Leipzig

zu verweilen. Das Meßgewühl daselbst war außerordentlich, und weder Frankfurt noch Beaucaire oder Sinigaglia können in Vergleich damit kommen. Es war ein Gewirre, eine Geschäftigkeit, ein Wühlen und eine Masse von Menschen aus allen Gegenden Europas, die nicht zu beschreiben, namentlich bemerkte ich auch viel Griechen, Türken und Armenier, sogar Asiaten hier; die Frankfurter Messe ist in der That nur ein Jahrmarkt dagegen, besonders ist der Handel und Umtausch en gros von der größten Bedeutung. Daß das Schlachtfeld vom 18. October, auf dem Deutschlands Befreiung von fremdem Joch erkämpft wurde, mich mehr als alles andere anzog, war natürlich, auch irrte ich einen ganzen Tag mit einem Führer auf demselben umher, konnte aber keine genügende Auskunft auf meine Fragen von diesem erhalten. Die durch einen armen Mineur-Corporal, nach den napoleonischen Bülletins so sehr zur Unzeit gesprengte Brücke über die Pleisse betrachtete ich längere Zeit, bedenkend, an welche Zufälle sich oft das Ungeheuerste, das Schicksal der Reiche und Nationen knüpft. Mit Wehmuth erfüllte mich aber die Stelle, wo Poniatowsky seinen Tod in der Elster fand. Das Denkmal des ehrlichen Gellert, dessen Fabeln mich als Kind so sehr ergötzt hatten, in der Johanniskirche suchte ich, so wie dessen Grab auf dem Johanniskirchhof auf, eben so das des Jablonowsky in der katholischen Kirche. Auch Auerbachs Keller, aus dem der Teufelsbeschwörer Faust auf einem Faß geritten, konnte ich nicht unbesucht lassen. In dem Theater sah ich nur eine Vorstellung, es war Klingemanns Moses, der sehr mittelmäßig gegeben wurde.

Wir besahen alle Meßraritäten, und besuchten einige öffentliche Gärten, in denen es recht lustig zuging, in einem derselben waren ein Paar blutjunge, recht hübsche böhmische Harfenmädchen, von denen die jüngere sang und eine silberhelle Glockenstimme hatte, auch trug sie mit viel Feuer und Ausdruck vor. Ich lud sie ein, den Abend in den Gasthof, wo ich logirte, zu kommen, wo sie reichlich beschenkt wurden, da ich für sie sammelte und selbst einige Achtgroschenstücke auf den Teller warf. Ich hatte mir vorgenommen, einen Abstecher nach Halle, oder vielmehr nach dem mir historisch und theatralisch so merkwürdigen Giebichenstein zu machen, und lud die beiden Mädchen ein, mit von der Parthie zu seyn, um auf der alten Bergveste den Klang ihrer Harfen und ihre Stimme ertönen zu lassen. Die Fahrt dahin war recht munter, aber die

Ruinen der alten Burg sagten mir nicht zu, weil ich durch sie von der gänzlichen Unmöglichkeit, daß Ludwig von ihnen einen Sprung in die Saale hinab habe machen können, überzeugt wurde, da die Ufer des Flusses noch eine zu weite Strecke von dem Felsen, auf dem das Schloß liegt, entfernt sind. Unwahrscheinlich ist es auch, wie mehrere Geschichtsschreiber annehmen wollen, daß seit jener Zeit die Saale ihren Lauf so sehr verändert habe; man würde Spuren davon entdecken und ein solches, nicht unwichtiges Ereigniß würde sich in Chroniken aufgezeichnet finden. Das Wahrscheinlichste an der Sache ist, daß seine bestochenen Wächter ihn entlaufen ließen, und dann zu ihrer Rechtfertigung die Mähr von dem Sprung erfanden.

Die Aussicht von dem hohen Giebichenstein ist wunderschön, auf den Ruinen der Veste sitzend, nahm ich ein kleines Mahl mit meinen hübschen Harfenistinnen ein, wobei wir ein Paar Flaschen von Leipzig mitgenommenen Champagner leerten, unter dem freien Himmel sangen und überaus fröhlich waren. Bis zur Dämmerung brachten wir hier zu und kamen erst gegen Mitternacht wieder in Leipzig an, wo ich die Mädchen, denen ich eine Stube in meinem Gasthof geben ließ, bei mir behielt und wir noch ein leckeres Souper unter Schäkereien einnahmen und dann bis zum Grauen des Morgens jubelten und uns vergnügten &c. Ich entließ jetzt die Mädchen, die mir mittheilten, daß sie die Absicht hätten, nach der Messe nach Berlin zu gehen, um dort ihr Glück zu versuchen, und wo sie hofften mich wieder zu finden. Ich reiste den sechsten Tag nach meiner Ankunft in Leipzig mit einer Retourgelegenheit dahin ab. Der Weg ging meistens durch Sand, so daß man fast immer Schritt fahren mußte, was mich zwar ungeduldig machte, aber mir dennoch keine Langeweile verursachte, da ich alle mögliche Bilder der Vergangenheit und einer wahrscheinlichen Zukunft an meiner Einbildungskraft vorübergehen ließ. Ueberhaupt habe ich in meinem Leben von meiner frühesten Kindheit an nie gewußt, was Langeweile ist, ausgenommen wenn ich das Unglück hatte, mit einfältigen Leuten zusammen zu seyn, die mich durch ihr Geschwätz langweilten, aber allein ist die Fülle meiner Gedanken immer so groß, daß sie vollkommen ausreicht, und au dela.

Auf der preußischen Grenze wurde Coffer und Paß sorgfältig geprüft, jedoch alles mit großer Artigkeit und Delikatesse von Seiten der königlich preußischen Zollbeamten, und ohne die

mindesten Chicanen, ob ich gleich noch als französischer Offizier auf meinem Paß angeführt war. In Wittenberg, das die Preußen vor kaum 18 Monaten im Sturm von den Franzosen erobert hatten, wobei der französische Commandant, General Lapoipe, mit dem Degen in der Hand im Schloß gefangen worden war, besuchte ich die Schloßkirche, in welcher Luther und Melanchthon und Friedrich der Weise begraben liegen. Lucas Cranach war hier Apotheker und Bürgermeister, das Altarblatt der Marienkirche ist von ihm. Zu Treuenbritzen, das ehedem nur Britzen hieß, und das Prädicat Treu erhielt, weil seine Bürger ihrem Fürsten auch dann noch treu blieben, als der falsche Waldemar erschien, besah ich das Rathhaus, in welchem jenes Ereignisses in einer lateinischen Inschrift erwähnt ist. Hier ist auch der Kapellmeister Himmel geboren, der Fanchon den deutschen Ohren durch seine liebliche Composition so angenehm zu machen verstand. Von hier aus hielt ich mich nirgends mehr als ein Paar Stunden in Potsdam auf und traf den zweiten Tag nach meiner Abfahrt von Leipzig in Berlin ein, wo wir durch das schöne Brandenburger Thor fuhren, auf welchem jetzt die berühmte Quadriga wieder thronte, die Napoleon nach Paris hatte schleppen lassen, die aber die Preußen bei ihrem ersten Gegenbesuch daselbst wieder heim schickten und auf den ihr gebührenden Standpunkt stellten. So viel schöne Städte und Gebäude ich auch schon gesehen hatte, so war ich dennoch bei dem Anblick des Brandenburger Thores, der Ansicht der Linden und des schönen Platzes zwischen diesen und dem Thor überrascht. Ich fuhr nach dem mir empfohlenen Gasthof, der Stadt Rom, der auf der linken Seite der Linden liegt.

Von Leipzig bis hierher hatte ich sehr unangenehmes, rauhwindiges Wetter gehabt, das mir einen starken Schnupfen und Catarrh verursachte; dennoch ließ ich mich schon am andern Morgen bei Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Preußen, geborne Prinzessin Mariana von Hessen-Homburg, anmelden und wurde noch den nämlichen Tag auf das Schloß beschieden, wo ich mich en grande tenue in französischer Uniform einfand, der hohen Dame meine Empfehlungsschreiben von ihren Verwandten ausgestellt, überreichte, und sehr gnädig aufgenommen wurde. Ich habe wenig Frauen gesehen, die ein würdevolleres, edleres, ja majestätischeres Ansehen gehabt hätten, als diese Prinzessin, dabei hatte sie dennoch etwas überaus Wohlwollendes und

Freundliches in ihren edlen Zügen und eine große aber erhabene Einfachheit in ihrem Benehmen; welch ein Unterschied zwischen dieser Dame, so wie überhaupt der meisten deutschen Fürstinnen mit den neugebackenen Prinzessinnen der Familie Buonaparte, die auch nicht die mindeste Achtung einzuflößen im Stande waren, während man bei dem Anblick der Prinzessin Wilhelm von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen war, so daß trotz ihrer großen Schönheit kein unlauterer Gedanke aufkommen mochte. Sie erkundigte sich bis auf die kleinsten Details nach allem was ihre Familie in Homburg betraf, so wie nach meinem guten Oheim daselbst, auch hatte sie die Gnade mir mitzutheilen, daß sie bereits in meiner Angelegenheit auf Veranlassung meines Oheims an den sich mit dem König bei dem Congreß zu Wien befindlichen Kriegsminister von Boyen geschrieben und befriedigende Antwort hinsichtlich meiner Anstellung erhalten habe, die wohl nicht lange ausbleiben werde, und sie hoffe, daß ich eine glänzende Carriere in der preußischen Armee machen werde, ich müsse aber jetzt auch ächt deutsche und preußische Gesinnungen zeigen. Sie erinnerte sich der jugendlichen Spiele im Schloßgarten zu Homburg, so wie daß ich als Knabe manchen tollen Streich verübt, erzählte mir, daß sie fortwährend in vertrautem Briefwechsel mit meiner Cousine Henriette in Bremen stehe, und daß diese sie öfters in Berlin besuche und dann bei ihr im Schloß wohne. Sie entließ mich endlich mit der Versicherung, daß sie für mich thun werde was ihr möglich sey. Ueber diesen Empfang vergnügt, empfahl ich mich, mußte aber, da sich mein Catarrh sehr verschlimmerte, mehrere Tage das Zimmer hüten, während welchen ich Muße hatte, das Treiben und Wogen unter den Linden gehörig zu beobachten, meine Bemerkungen anzustellen und mich einstweilen theoretisch, das heißt durch Bücher, mit Berlin bekannt zu machen. Lange hielt ich aber diesen Zimmerarrest nicht aus, sondern folgte den nächsten Sonntag Nachmittag der zahllosen Menge der schönen und nicht schönen Welt, die an meinem Fenster vorüber dem Brandenburger Thor zuströmte und sich in dem Thiergarten und unter den Zelten verlor. Die Berlinerinnen, bei denen Schönheit und zierlicher Wuchs keine Seltenheit, sind meistens sehr elegant und mit Geschmack gekleidet, und wenn sie auch gerade nicht die zierliche Grazie der Pariserinnen besitzen, so sind sie doch durch ihre weit größern körperlichen Reize um so anmuthiger, und ich fand seltene Schönheiten unter ihnen.

Als ich mich auf der Polizei meldete und der Inspektor in meinem Paß das Wort „französischer Capitain“ las, machte er große Augen, examinirte mich umständlich über meine Verhältnisse, wo mein letzter Aufenthalt gewesen u. s. w., namentlich kam es ihm unglaublich vor, daß ich zuletzt in Corfu gestanden und nun preußische Dienste suche. Er verließ mich, um, wie es mir schien, höhere Instructionen einzuholen; nach einer guten halben Stunde kam er zurück und ertheilte mir eine Aufenthaltskarte auf 14 Tage mit der Weisung, dieselbe, wenn sie abgelaufen, erneuern zu lassen. Indessen merkte ich doch soviel, daß man mich unter geheime polizeiliche Aufsicht stellte, und deßhalb Verordnungen gab. Mit einem Wort hätte ich allerdings das polizeiliche Mißtrauen beseitigen können, allein ich konnte und durfte meine hohe Beschützerin unmöglich auf der Polizei namhaft machen. Die Verehrung, welche der Prinzessin Wilhelm damals in Berlin und in ganz Preußen gezollt wurde, grenzte an Vergötterung, sie hatte sich aber auch unter den schwierigsten Verhältnissen auf eine Weise benommen, welche diese Verehrung vollkommen rechtfertigte. Nicht nur daß sie sich fast all ihres Schmuckes und Geschmeides beraubt hatte, um es zu Gunsten des bedrängten Vaterlandes zu verwenden, und auf das einfachste lebte, so daß ihr Tisch nicht besser bedient war als der eines gewöhnlichen Bürgersmannes, um desto mehr für das allgemeine Beste spenden zu können, sondern sie selbst hatte fast täglich die Lazarethe besucht, den Verwundeten Trost gebracht, Muth eingesprochen, sie beschenkt, und deren Verpflegung und Verbindung beaufsichtigt. Eines Tages hatte sich einer der Verwundeten bei ihr beschwert, daß ihn ein Feldscheerer, den er denselben Morgen schon zweimal darum angesprochen, noch immer nicht verbunden, und er große Schmerzen habe. Sie wandte sich sogleich an den eben am Bette des Verwundeten vorübergehenden Chirurgus, ihn deßhalb zur Rede stellend; dieser, der die hohe Dame nicht kannte, gab ihr zur Antwort: „Die Weiber sollen sich um ihre Waschkessel und nicht um die Lazarethe bekümmern, geh' Sie in Ihre Küche.“ — Einer der Wärter stieß den Grobian am Arm und flüsterte ihm zu: „Mein Gott, was machen Sie, es ist ja Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Wilhelm.“ — Der Chirurgus war starr, wollte sich entschuldigen, aber die Prinzessin sagte: „Es ist unnöthig, thun Sie in Zukunft Ihre Schuldigkeit.“ — So oft die hohe Dame in einen solchen Lazarethsaal trat, war es den

Verwundeten und Kranken, als erschiene ihnen ein segenbringender Engel des Himmels.

Acht Tage nach meiner Ankunft kam auch mein Bedienter, den ich in Frankfurt zurückgelassen, mit zwei Reitpferden an, welche ich noch vor meiner Abreise daselbst gekauft, weil mir in Homburg insinuirt worden war, daß ich in Berlin mit einigem Glanz auftreten müsse, wenn ich einigermaßen reüssiren wolle. Ich machte nun Besuche und gab die mitgebrachten Empfehlungsschreiben ab, unter denen an Hufeland und von Uhden waren, welche mir aber außer Einladungen zu Diners und Thees, wenig nützten. Eines Vormittags, als ich mit dem Wirth des Hôtels eine Conversation anknüpfte, erzählte mir derselbe lächelnd, daß sich anfänglich die Polizei außerordentlich um mein Thun und Treiben bemüht habe, aber es jetzt gewiß unterlassen werde, da er den Herren mitgetheilt, daß ich schon einigemal in das Schloß zur Prinzessin Wilhelm, königliche Hoheit, citirt worden. Ich sagte ihm nun den Grund, warum wohllöbliche Polizei so sehr um mich besorgt sey, nämlich daß man mich wahrscheinlich für einen französischen oder vielmehr napoleonischen Spion gehalten habe. Uebrigens aber wurde ich, so wenig wie jeder andere Fremde, in Berlin auch nicht im mindesten von der Polizei mit Lächerlichkeiten und Erbärmlichkeiten molestirt, wie dies im Oestreichischen und besonders in Wien der Fall ist, wo jeder Fremde eine Art peinliches Verhör durchzumachen hat, um seine Privatverhältnisse bis in die kleinsten und kleinlichsten Details befragt wird, sich darüber auszuweisen hat, ob er auch hinlängliche Mittel besitzt, die Kosten der wenigen Tage seines Aufenthaltes in der Kaiserstadt zu bestreiten, und was dergleichen Absurditäten mehr sind. Ueber das furchtbare Unglück, wenn unter tausend Reisenden einmal einer Oestreich auf ein Paar Tage zur Last fiele! wahrlich, nach dem Verfahren der östreichischen Polizei sollte man glauben, so ein Vorfall setze die Existenz der ganzen Monarchie auf's Spiel.

In Erwartung meiner Anstellung, besichtigte ich Berlins Merkwürdigkeiten, worunter das Schloß, das Zeughaus, der Platz am Opernhaus, mit der katholischen Kirche im Hintergrund, links die Bibliothek, gegenüber die Universität die vorzüglichsten waren. Schauspiel und Oper waren damals vortrefflich besetzt, zwar war Iffland schon todt, aber durch Devrient, den viele Personen jenem noch vorzogen, vollkommen ersetzt. Bei Iffland war alles hohe

Kunst, vollendetes Studium, auch spielte er jede Rolle einmal wie das andere, alle seine Bewegungen, seine Schritte und Mienen waren fast mit mathematischer Genauigkeit abgemessen, in dieser Scene dieser Rolle trat er sicher um keine Linie mehr vor- oder rückwärts, als das Erstemal daß er sie spielte, jede Geberde war vor dem Spiegel eingeprägt, während Devrient ganz Genie, so spielte, wie es ihm das Gefühl des Moments eingab, daher er auch durch sein Feuer weit mehr das Publikum hinriß, als es Iffland vermocht hatte. Ferner waren Mattausch, Blume, Beschort, Fischer, Wurm, die Damen Milderhauptmann, Schulze, Devrient, und vor allen die liebenswürdige Demoiselle Düring, spätere Stich, in der vollen Blüthe ihrer Kunst und ihrer Jugend. — Ich machte nun einen Ausflug nach Potsdam, das mir wegen seinen Erinnerungen an Friedrich den Großen so sehr interessant war; außerdem hatte ich das Empfehlungsschreiben an den ehemaligen Gesandten Friederichs, den Grafen Lusi, abzugeben, welches mir der Graf Mocenigo in Corfu mitgegeben hatte, und von dem ich nicht geglaubt, jemals Gebrauch zu machen. Lusi nahm mich mit außerordentlicher Freundlichkeit auf, ließ sogleich meine Effekten und Pferde in seine Behausung bringen und bestand darauf, daß ich während meines Aufenthaltes in Potsdam, der wenigstens 14 Tage dauern, bei ihm wohnen und mit seinem Tisch vorlieb nehmen müsse. Ein sonderbarer Zufall wollte, daß während ich bei ihm in Potsdam wohnte, sein Sohn, der damals als Premier-Lieutenant bei der königlich preußischen Garde stand, als diese durch Frankfurt kam, bei meinen Eltern einquartiert war. — Der alte Lusi war ein Grieche von Geburt, und konnte sich nicht genug nach seinem Vaterland, das er in langer Zeit nicht mehr gesehen, bei mir erkundigen. Leider war ich außer Stand, ihm die gewünschte Auskunft geben zu können, da ich, die Insel Corfu und die Küsten Albaniens ausgenommen, von Griechenland keine andern Gegenden kannte; dennoch sprach der alte Graf gerne und viel von seinem Vaterland, und ich konnte ihm nicht genug von Corfu erzählen. Die Weise, auf welche Graf Lusi des großen Friedrichs Bekanntschaft machte und in dessen Dienste kam, ist seltsam genug, und ein Beweis sowohl von Lusi's Scharfsinn als wie sehr der große Monarch es verstand, die Leute zu wählen, die für seine Dienste und Absichten am passendsten waren, eine schwere Aufgabe, die nur ausgezeichnete Männer zu lösen verstehen. Hier

was mir der alte Lusi selbst deßhalb mittheilte. Friedrich der Einzige hatte in einer Berliner Zeitung, ich entsinne mich nicht mehr welche Verfügung einrücken lassen, zu gleicher Zeit aber noch einige andere diplomatische und politische Maßregeln ergriffen, hieraus combinirte und errieth der Graf äußerst scharfsinnig des Königs geheime Zwecke und Absichten und machte sie in der Zeitung von Venedig bekannt. Friedrich, dem dieser Artikel von seinem Gesandten zugeschickt wurde, gab diesem Befehl, alles anzuwenden, um dessen Verfasser herauszubekommen, was demselben auch a force d'or gelang. Er war erstaunt, daß ein ihm ganz unbekannter Graf derselbe gewesen, denn er hatte geglaubt, der Artikel sey durch Verrath von Personen aus seinem Cabinet in die Hände des Zeitungsredakteurs gekommen. Friedrich wandte sich jetzt mittelbar an den Grafen selbst und vermochte diesen zu einer Reise nach Berlin. Als er Lusi persönlich kennen gelernt, fragte er ihn eines Tages, durch welche Mittel er seine Absichten errathen? — Lusi erwiederte ihm: Ew. Majestät haben dies und jenes in ihren Zeitungen abdrucken und dabei diese und jene Demarchen machen lassen, wodurch es mir möglich wurde, was Sie damit beabsichtigten zu errathen. — Friedrich war über Lusi's Scharfsinn verwundert, bat ihn in seine Dienste zu treten, was der Graf annahm, und in denselben eine glänzende Carriere machte.

Obgleich schon sehr bejahrt und auch kränkelnd, war Lusi doch so gütig, selbst den Ciceroni zu machen und mir Potsdams Merkwürdigkeiten zu zeigen und zu erklären. Er führte mich in den Schlössern umher, und bei jeder Stelle, an welcher Friedrich der Große geweilt, irgend etwas verrichtet, mit ihm einige gewichtige Worte gesprochen, erinnerte er sich dessen, und erzählte mir mit großer Selbstzufriedenheit, wie ihn der große Mann häufig um seine Meinung befragt. Im Schloß ließ er mich den Marmorsaal, die Marmorgallerie, den Speisesaal, die Marmortreppe bewundern, auch die Zimmer ließ er öffnen, welche der liebenswürdigen, 1810 verstorbenen Königin Louise gehört hatten, so wie die des Königs. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, das einen großen Hof einschließt, der Haupteingang desselben ist am Markt. Dieses Schloß wurde erst 1701 vollendet und steht auf der Stelle einer alten Burg, von der man noch Kunde hat. Friedrich der Einzige hat aber erst die Gebäude in der Schönheit und Pracht, in der sie sich jetzt befinden, hergestellt. Auch in Sanssouci und dessen weit-

läufigen Gärten führte mich mein vornehmer Ciceroni umher, und hier wiederholte er wohl Hundertmal mit selbstgefälliger aber verzeihlicher Eitelkeit: auch auf dieser Stelle hatte ich eine Unterredung mit Friedrich.

Potsdam mit seinen vielen Schlössern, es zählt deren nicht weniger als fünf, ist die zweite Residenz des Königreichs, und liegt an der Havel auf dem Potsdamer Werder; es wird in die Alt- und Neustadt eingetheilt und hat 5 Vorstädte. Ueber den Kanal, der durch die Stadt fließt, führen 7 zum Theil sehr schöne Brücken. Die Zahl ihrer Einwohner mochte mit der starken Garnison, es lagen mehrere Garderegimenter zu Fuß und zu Pferde hier, die aber in dem Augenblick schon nach Frankreich abmarschirt waren, 30,000 Seelen betragen. In uralten Schriften wird diese Stadt, oder vielmehr das damalige Dorf Pozdupimi genannt, was in slavischer Sprache so viel als: „unter den Eichen“ bedeutet; der Ort war ursprünglich der Aufenthalt wendischer Fischer, die ihre Hütten an dem Ufer der Havel erbaut hatten. In Urkunden vom 10ten Jahrhundert wird er noch ein Dorf, in denen vom 14ten aber schon eine Stadt genannt. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm und König Friedrich Wilhelm I. vergrößerten und verschönerten beide Potsdam und machten zuerst die Stadt bedeutend, aber erst durch Friedrich den Großen erhielt sie ihre jetzige Berühmtheit und ihre Prachtbauten. Dieser Monarch ließ über 600 Privathäuser daselbst erbauen, so wie das vor der Stadt liegende Schloß Sans-souci und das nahegelegene neue Schloß. Das Marmorpalais am heiligen See, so wie das Lustschloß auf der Pfaueninsel, das Schauspielhaus und noch viele andere Gebäude verdanken jedoch Friedrich Wilhelm II. ihr Daseyn; Friedrich Wilhelm III. hat auch nicht wenig zur Verschönerung Potsdams beigetragen und manche sehr nützliche und wohlthätige Anstalten daselbst gegründet. Die Stadt hat im Allgemeinen schöne und breite Straßen und 7 Plätze; der sogenannte Lustgarten liegt zwischen dem Schloß, der breiten Straße und der Havel und ist mit Büsten preußischer Helden geziert. Sans-souci, wohin mich Graf Lust fuhr, bewohnte Friedrich nachdem es vollendet war, vorzugsweise, und theilte die Zeit seines Aufenthaltes zwischen diesem Schloß und dem neuen Palais, nur selten kehrte er mehr in die Stadt zurück. Durch das Brandenburger Thor und über den Louisenplatz, der zu der Brandenburger Vorstadt führt, kamen wir

durch eine Allee bis an das Gitter von Sans-souci. Rechts von dem Garten liegt der Hügel, auf welchem Friedrich II. das berühmte Schloß erbauen ließ. Sechs Terrassen und eben so viele Treppen führen zu demselben; von der obersten Terrasse hat man eine entzückende Aussicht. Das Schloß hat drei getrennte Abtheilungen, nämlich das eigentliche Schloß, die Bildergallerie und das Cavalierhaus. Die Terrassen, von denen jede über ein halbes Tausend Schuh Länge hat, sind mit Weinstöcken und andern Gewächsen, die unter mehr als 800 Glasfenstern gepflegt werden, versehen. Hier stehen im Sommer auch die Orangen- und Citronenbäume mit ihren goldnen Früchten, so daß man sich nach Welschland versetzt glaubt. Die Brustbilder der 12 ersten römischen Kaiser, eine liegende Cleopatra und eine Flora nebst andern Gruppen von Marmor sind hier angebracht. An der Hand meines kundigen Führers betrat ich ehrfurchtsvoll das Schloß, welches so lange der Aufenthalt des großen Königs war. Es hat nur ein Geschoß oder Stockwerk, seine Façade, deren Gesimse von 36 Caryatiden getragen wird, geht nach dem Garten, die hintere Seite hat eine aus 96 corinthischen Säulen bestehende Halle, zwischen denen Pomeranzenbäume aufgestellt sind; von hier aus erblickt man auch den Ruinenberg. Auf der linken Seite des Schlosses, in dessen Mitte sich ein ovaler Marmorsaal befindet, sind die Gemächer, die Friedrich der Große bewohnte, die aber leider dessen unmittelbarer Nachfolger, nach Angabe eines gewissen Erdmannsdorf, gänzlich verändern ließ; nur die Bibliothek und sein Schlafzimmer waren noch im alten Zustand. Nicht ohne Aufregung betrat ich das Gemach, in dem dieser Monarch am 17. August 1786 den Geist aufgab, Lusi zeigte mir die Stelle, auf welcher der Lehnstuhl stand, in dem er den letzten Athemzug aushauchte. Der Saal der Bildergallerie ist einer der schönsten und prächtigsten die ich jemals sah, er ist dritthalb hundert Fuß lang und an 40 breit, das Gesimse tragen 16 corinthische Säulen, jede aus einem cararischen Marmorblock gehauen und mit vergoldeten Capitälern verziert, der Fußboden ist von antikem Marmor. Im Cabinet hängen zum Theil vortreffliche Gemälde und im Corridor stehen viele Statüen, von denen mehrere antik sind. Die großen Gärten sind von dem in die Havel fließenden Canal umgeben und die verschiedenen Parthien sind mit viel Geschmack angelegt. Auf den beiden Seiten des Schlosses sind Bogengänge und Laubkabinette, Rondelle, Alleen rc.

mit Büsten und Vasen geschmückt. Das japanische Haus ist von zwölf, Palmbäume darstellenden Säulen umgeben, ganz vergoldet und mit chinesischen Statüen versehen, es enthält mehrere Gemächer, unter denen ein vergoldeter Saal. In dem offenen Tempel der Freundschaft befindet sich die Bildsäule von Friedrichs Schwester, der Markgräfin von Baireuth; an den Säulen dieses Tempels sind Medaillons angebracht, welche ausgezeichnete Handlungen der Freundschaft aus dem Alterthum andeuten. Diesem Gebäude gegenüber ist der Antikentempel, mit schönen Bildsäulen und Vasen aus dem Alterthum. Außerhalb der Gärten steht ein chinesischer Thurm, den man das Drachenhaus nennt, und in dem sich mehrere Wohnzimmer befinden. Indessen war es in diesen schönen Gärten eben so öde und menschenleer, wie in denen zu Versailles, während ich die von Aranjuez so belebt gefunden. Nahe bei Sanssouci liegt das große neue Schloß, mit einem mit Statüen geschmückten Halbrondel, das Friedrich II. von 1763 bis 1769 erbauen ließ und nahe an 3 Millionen Thaler kostete. Dieser Bau, der gleich nach Beendigung eines langen und kostspieligen, aber für Preußen und seinen Herrscher glorreich beendigten Kriegs mit großem Nachdruck begann, setzte Europa in Erstaunen und gab eine große Idee von des Königs unerschöpflichen Hilfsmitteln, Niemand konnte begreifen, wo er dies Geld hernahm, und doch war die Sache sehr einfach; Friedrich fütterte kein Heer von Höflingen, Günstlingen, Schmarotzern oder Maitressen, welche die Staatsgelder verpraßten. Dieses treffliche Beispiel befolgte auch der jetzt regierende König Friedrich Wilhelm III., daher auch dieser unversiegbare Quellen besaß, und so war es möglich, daß sich Preußen nach dem verderblichen französischen Krieg so schnell wieder zu einer so hohen Stufe von Macht und Ansehen emporschwingen konnte. Ueber dem Fronton dieses Schlosses erhebt sich eine Kuppel, auf welcher 3 colossale Genien ein Kissen mit einer Krone tragen. Das Innere desselben ist sehr reich dekorirt und meublirt, es zählt einige siebenzig Säle und Gemächer, die alle mehr oder minder treffliche Gemälde und kostbare, künstlich gearbeitete Tische, Kronleuchter und andere Mobilien aufzuweisen haben. Sehenswerth ist hauptsächlich der Grottensaal, dessen Fußboden, Wände und Decken von Marmor mit Korallenzweigen, Muscheln, Crystallen ꝛc. eingelegt und verziert sind. Ueber demselben befindet sich ein Marmorsaal von schlesischem und spanischem rothen und

weißen Marmor, mit schönen großen Gemälden. Im Schauspielsaal sind keine Logen, sondern nur halbrunde Bänke, die sich der Bühne gegenüber amphitheatralisch erheben, so daß jeder Zuschauer nur einen Kopf über seinen Vordermann hinausragt, doch hat nur ein sehr kleines Publikum Platz in demselben. Auf diesem Theater gab einst der berühmte Lekain mehrere Vorstellungen. Wenn sich Friedrich in diesem Schloß aufhielt, was jedoch nicht sehr oft der Fall war, so bewohnte er den linken Flügel des Erdgeschosses nach Sanssouci zu.

Das Marmor-Palais am heiligen See ist von Friedrich Wilhelm **III.** erbaut und äußerst geschmackvoll eingerichtet, es hat ein kupfernes Dach mit einer vergoldeten Kindergruppe, und ist von blauem und weißem schlesischen Marmor. Durch einen unterirdischen Gang kömmt man zu einem halbversunkenen Tempel, dessen Inneres eine Kirche ist. Dem Palais gegenüber steht ein marmorner Obelisk; der dieses Schloß umgebende Garten ist äußerst anmuthig, lieblich und mit Geschmack angelegt, ein gothischer Thurm desselben enthält eine kostbare Bibliothek und eine ägyptische Pyramide verbirgt eine Eisgrube. Jenseits des Sees liegt eine pittoreske Eremitage, auch ein maurischer Tempel, eine Meierei, Grotten, eine Fasanerie und mehrere Wohngebäude &c. befinden sich in diesem Garten.

Einer der anmuthigsten und malerischsten Orte um Potsdam ist jedoch die eine kleine Stunde davon entfernte Pfaueninsel. Unfern dem Marmorpalais und an dem Wege nach Berlin zu bildet die Havel eine Insel, die ungefähr 5000 Schritte im Umfang hat und mit uralten Eichen bepflanzt ist, man nennt sie Kaninchenwerder; hier trieb der im 17ten Jahrhundert berüchtigte Alchymist Kunkel von Löwenstein sein Wesen. Friedrich Wilhelm **II.**, um seine Lustorte bei Potsdam, wo er die meiste Zeit hinbrachte, zu vermehren, legte im Jahr 1794 hier einen schönen Park an, in den er eine große Menge Pfauen bringen ließ, wodurch die Insel den Namen Kaninchenwerder mit dem der Pfaueninsel vertauschte. Das Landhaus, welches dieser König erbauen ließ, ist von zwei runden Thürmen flankirt, die durch eine Brücke mit einander verbunden sind, und dem Ganzen das Ansehen eines gothischen Schlosses geben, dessen Fensterscheiben von gebogenem Glas sind; auch die sich auf dieser Insel befindliche Meierei ist im gothischen Geschmack erbaut. Wenn sich der König hier aufhielt, gab er

glänzende Feste. Ich besuchte auch das auf einer Havelinsel liegende Städtchen Werder, welches wegen seinem Weinbau berühmt ist, und in Jahren wo der Wein geräth, was jedoch nicht oft der Fall, und dessen Qualität immer mittelmäßig ist, an 1000 Fässer liefert; es hat auch einen bedeutenden Obstbau und setzt jährlich für 30,000 Thaler Obst ab. Zu der an der Krangenitz liegenden Räuber- oder Römerschanze führte mich Graf Lusi, sie hat einen sehr hohen Wall mit einer Oeffnung, und ist auf zwei Seiten durch Wasser geschützt, man glaubt sie römischen Ursprungs und hat daselbst schon viele Alterthümer von Bronze, Urnen u. s. w. gefunden. Von dem Wartthurm auf dem an die Teltower Vorstadt grenzenden Brauhaus hat man eine treffliche Aussicht. Der König ließ dies Gebäude 1805 nach einer von ihm selbst gemachten Zeichnung im wendisch-gothischen Geschmack aufführen, es ist burgartig und über 50 Schuh hoch.

Von Potsdams Kirchen besuchte ich die Garnisonskirche und die Hofkirche. Als ich meinem gräflichen Wirth den Wunsch geäußert, daß ich gerne das Grab Friedrich des Großen sehen möchte, bat er, ihm zu erlauben, mich nicht dahin zu begleiten, veranstaltete aber, daß mir die Gruft, in welcher die Ueberreste des großen Mannes in einem zinnernen Sarge ruhen, geöffnet wurde. Der Eingang zu derselben ist gerade unter der Kanzel, Friedrich Wilhelm I. liegt neben ihm in einem Sarg von schwarzem Marmor. Hier stand ich nun, fast schauerlich ergriffen und mir die Thaten, Großthaten und Schwächen des großen Todten ins Gedächtniß rufend, denn ich hatte eben erst seine Biographie in Lusi's Bibliothek, der mich außerdem fast nur von ihm unterhielt, wieder gelesen, und abermals wurde ich auf das lebhafteste an die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Größe erinnert. Erst vor wenig Jahren hatten der russische Kaiser Alexander, der König von Preußen und dessen Gemahlin Louise an dieser Stelle gestanden und sich ewige Freundschaft geschworen, aber letztere war bereits hinübergegangen. Auch Napoleon hatte diese Gruft besucht. Fast eine halbe Stunde verweilte ich hier, und hatte dann keinen Sinn mehr für die andern Merkwürdigkeiten der Kirche, die ich bald verließ.

Damals erzählte man sich in Potsdam eine auffallend alberne Anekdote von dem jungen Grafen Lusi, der, wie ich schon erwähnte, Premier-Lieutenant im ersten Garderegiment war, und den ich erst

11 Jahre später als königl. preußischen Geschäftsträger in Stuttgart persönlich kennen lernte. Der junge Graf war ein ausgezeichnet schöner Mann mit einem wahrhaft antik griechischen Kopf, mit Formen wie sie nur aus den Händen eines Praxiteles hervorgehen können, dabei hatte er einen Wuchs, Anstand und Haltung, die ungewöhnliche Anmuth verriethen, und war der einzige Sohn des für sehr reich geltenden alten Grafen, es war demnach kein Wunder, daß diesen, die Schönheiten Apollos und Adonis in sich vereinenden jungen Mann alle heirathsfähigen Schönheiten der haute volée von Potsdam und Berlin zu besitzen wünschten, ihre Angeln und Netze nach ihm auswarfen und Jagd auf ihn machten. In allen Damen-Gesellschaften hörte man nur von dem jungen und reichen Grafen sprechen, überbot sich in Lobeserhebungen und des Rühmens seiner Person war kein Ende. In Potsdam befand sich zu jener Zeit ein Fräulein von P..., die Tochter aus einem sehr guten aber nicht reichen Haus, sie war eine ausgezeichnete Schönheit. Von dieser glaubte man daß sie dem jungen Lusi mehr als alle andern gefallen habe und behauptete sogar, daß er ihr vor seinem Abmarsch einen Verlobungsring an den Finger gesteckt und die Ehe versprochen, doch hatte er auch noch andere Damen und Mädchen mit Andenken beschenkt. Etwa 14 Tage nach Lusi's Abmarsch, so wurde in allen Salons erzählt, hatte man in dem Haus des Fräuleins von P.... eine große Wäsche; als sich eines Nachmittags das Fräulein zufällig ganz allein in der Bügelstube befand, streckte sich plötzlich aus einem mit Weißzeug gefüllten Waschkorb eine Hand mit einem Arm in der Uniform von Lusi's Regiment empor und schleuderte den Haarring mit der goldnen Chiffre, welchen das Mädchen dem Geliebten bei der Abreise mitgegeben, mitten in die Stube und verschwand. Die bald darauf eintretenden Büglerinnen fanden das Fräulein bewußtlos auf dem Boden liegen und hatten große Mühe, es wieder zu sich selbst zu bringen. Das Tollste war, daß alle Damen die Wahrheit dieses einfältigen Mährchens zu beschwören bereit waren, und böse wurden wenn man einige bescheidene Zweifel hegte. Der alte Lusi, der diese seltsame Sage erst durch mich erfuhr, lachte herzlich darüber und sagte mir, er wisse wohl, daß sein Sohn Bekanntschaft mit jenem Fräulein gehabt, gebe auch zu, daß er ihr einen Ring verehrt habe, was jedoch bei ihm von keiner großen Bedeutung sey, denn er habe der Ringe schon gar viele verschenkt und sey in

diesem Punkt eben nicht sehr scrupulös; da ich neugierig war, die Dame welche dieser Vorfall betraf, kennen zu lernen, so erbot sich der alte Graf dies zu veranstalten, und machte daß ich ein Paar Tage darauf mit ihr in einer Gesellschaft zusammentraf. Das Mädchen war schön, eine junge, frische, blühende Blondine mit großen blauen Augen und ätherischem Wuchs. Da sie musikalisch war, eine gute Stimme hatte und recht artig sang, so kam ich bald in nähere Berührung mit ihr, machte den Eltern, durch den Grafen Lusi empfohlen, meine Aufwartung, der Vater bekleidete eine angesehene Stelle, und ich wurde sehr freundlich aufgenommen. Ich brachte eines Tages die Sprache auf jene lächerliche Erzählung, die Familie kannte sie, und das Fräulein sagte mir, daß eine Nebenbuhlerin dieselbe auf ihre Kosten in der Stadt in Umlauf gesetzt habe, an der ganzen Geschichte sey kein wahres Wort, als daß sie eine große Wäsche gehabt. Uebrigens sey sie schon hinsichtlich des Grafen Lusi längst im Reinen, da sie sehr wohl wisse, was sie von einer Auszeichnung und den schönen Reden dieses Flattergeistes zu halten habe. Ringe habe sie weder von ihm bekommen noch ihm gegeben. Als ich das hübsche Mädchen auf diese Weise von ihrem vermeintlichen Geliebten sprechen hörte, entzündete sich plötzlich ein Hoffnungsstrahl in meinem Herzen, und ich bemühte mich, bei der Dame in Gunst zu kommen, was mir aber nur bis zu einem gewissen Grad gelang, indem ich es nicht weiter als zu kleinen Tändeleien brachte, dagegen aber machte ich in Potsdam die Bekanntschaft mancher jungen schönen Offiziersdamen, deren Männer mit dem Heer ausmarschirt waren und die eben nicht zu den unerbittlichsten gehörten, und sich nach kurzer Belagerung bald ergaben. Es war besonders eine sehr liebenswürdige Majorin von H.... die mich vor allen anzog. Indessen war es Zeit an meine Rückkehr nach Berlin zu denken, um daselbst meine Anstellungsangelegenheit zu betreiben, aber die hübsche Majorin war an manchem Parforceritt schuld, den ich von Zeit zu Zeit noch von Berlin nach Potsdam machte, wo ich außerdem noch eine uralte Bekanntschaft erneuert hatte. Hier wohnte nämlich die Gattin des Plankammerinspectors Holzwarth, derselbe der die Tochter des Advokaten Dietz zu Frankfurt, eine Freundin meiner Mutter, während der Anwesenheit der preußischen Garden daselbst entführt hatte, die deßhalb so ganz mit ihrem Vater zerfallen war, jetzt wenigstens 8 Kinder hatte und sich eben nicht in den glänzendsten Umständen

befand. Diese Familie besuchte ich einigemal und fand an der ältesten Tochter Amalie ein allerliebstes siebzehnjähriges Kind. Meinem gastfreien freundlichen Wirth, bei dem ich über drei Wochen zugebracht, sagte ich nun ein dankbares Lebewohl, er wollte durchaus, daß ich bis zur Entscheidung meiner Angelegenheit bei ihm ausharren solle, indem er mir vorstellte, daß ich ja jeden Tag nach Berlin fahren könne und mir sogar seine Equipage zu diesem Zweck zur Verfügung stellte; ich lehnte das gütige Anerbieten ab, denn noch wenig hatte ich Preußens schöne und lebenslustige Hauptstadt kennen gelernt, von Potsdam aus hatte ich mich nur zweimal dahin begeben, um der Prinzessin Wilhelm meine Aufwartung zu machen, und trotz aller Annehmlichkeiten Potsdams zogen mich doch die Linden, die Theater, der Thiergarten und Berlins andere Schönheiten dahin zurück. Ich versprach dem Grafen Lust, ihn öfters zu besuchen, und hielt wenigstens anfänglich Wort.

Noch immer war keine Antwort und kein Resultat auf meine Gesuche erfolgt, und ich trotz der hohen Protection in Ungewißheit, ob und wann ich angestellt werden würde. Prinzessin Wilhelm schrieb dieß dem Drang der überhäuften Geschäfte und den kriegerischen Umständen zu. Der Aufenthalt in der Stadt Rom unter den Linden fing an mir zu kostspielig zu werden, und mein Geldbeutel wurde täglich dünner, weßhalb ich den theuren Gasthof mit einem billigern, nämlich dem goldenen Engel in der Heiligengeist-Straße vertauschte, wo ich jedoch auch nicht viel besser wegkam; was mich am meisten kostete, war der Unterhalt meiner Pferde, weßwegen ich auch schon nach zehn Tagen dies Hôtel wieder verließ und eine Privatwohnung von zwei Zimmern in der Mittelstraße, gleich hinter den Linden bezog, was ich gleich anfangs hätte thun sollen, und dann wenigstens 1000 Thaler gespart haben würde. Den Tag oder vielmehr die Nacht bevor ich den heiligen Geist quittirte, verübten ein Paar Studenten, welche bis beinahe Mitternacht sich mit Trinken vergnügt hatten, noch einen tollen, eigentlich bübischen Streich, sie zündeten nämlich die Fenstervorhänge ihres Zimmers an und schrieen dann durch alle Gänge Feuer! Feuer! so daß alle Fremde, unter denen viele Frauenzimmer, in dem tiefsten oder vielmehr gar keinem Negligée, sondern in den Hemden aus ihren Zimmern in die Gänge stürzten, wo sie von den Brüder Studiosen mit schallendem Gelächter

empfangen wurden, die sich noch ihrer Heldenthat rühmten und sagten, sie hätten ihre Vorhänge nur deßhalb angezündet, um die Gäste des Heiligen-Geistes in ihren Blößen bewundern zu können. Daß die saubern Bursche noch in derselben Nacht eingesteckt wurden, bedarf wohl kaum der Erwähnung, doch kamen sie noch mit ziemlich geringer Kerkerstrafe davon.

Ich lebte indessen, trotz der Ungewißheit meines Schicksals, wegen der Zukunft ganz unbesorgt und so ziemlich in den Tag hinein. Da ich fortwährend die trefflichen Theatervorstellungen fleißig besuchte, so erwachte allmählig meine frühere Leidenschaft zur Bühnenkunst wieder und ich dachte schon: wenn alle Stricke reißen, so machst du Gebrauch von deinem Schauspielertalent, wozu hier die allerbeste Gelegenheit ist, da die ersten dramatischen Künstler Deutschlands in Berlin vereint sind. Schon fing ich heimlich zu wünschen an, daß aus meiner militärischen Anstellung in preußischen Diensten nichts werden möge, um so einen Grund zu haben, auf die Bühne zu gehen. Ich besuchte nun das Theater jeden Abend, wenn mich nicht eine besondere Veranlassung davon abhielt. Durch Uhdens Vermittlung erhielt ich jetzt auch Eintrittskarten in das Liebhabertheater, Urania genannt, wo in der That oft ganz vorzügliche Vorstellungen statt fanden und sich mitunter ungewöhnliche Talente zeigten und ausbildeten; noch war ein anderes Liebhabertheater, die Concordia, vorhanden, das jedoch bei weitem weniger gut als das erste war. Ich wurde mit mehreren Mitgliedern der Urania bekannt und erbot mich, einige Rollen daselbst zu spielen. Der Antrag wurde mit Vergnügen angenommen und ich gab nacheinander den Ferdinand in Kabale und Liebe, den Fritz Hurlebusch im Wirwarr, Carl Ruf in der Schachmaschine u. s. w., und aus meinen Geliebten auf der Bühne wurden nicht selten auch meine Geliebten in der Wirklichkeit, wenigstens auf kurze Zeit, ich spielte dann mit einem Feuer, das alle Zuschauer hinriß. Aber vor allem war es eine Künstlerin der königlichen Schauspiele, Fräulein D., deren wahrhaft göttliches Spiel verbunden mit ihren himmlischen körperlichen Reizen mich entzückte, deren feurigster Anbeter ich wurde, und die den Wunsch, keine militärische Anstellung zu erhalten noch mehr in mir rege machte, um mich dann mit aller Liebe der Kunst und ihrer schönen Priesterin widmen zu können, — nicht bedenkend, welchen Aufruhr dies in meiner Familie machen könne, und daß sich wahrscheinlich auch Prinzessin

Wilhelm, der ich so sehr empfohlen war, wenigstens einer Anstellung bei der königlichen Bühne zu Berlin widersetzt haben würde. — Endlich aber kam der König nebst dem Kriegsminister von Boyen von Wien zurück und ich erhielt sogleich die Weisung von der Prinzessin, mich unverzüglich bei letzterm zu melden. Dieser schickte mich zu dem General Grafen von Tauentzien, auf dessen Büreau ich erfuhr, daß man mich schon seit länger als vier Wochen gesucht und meine Wohnung nicht habe ausfindig machen können, da schon längst die Anstellungsordre von dem Kriegsministerium für mich gekommen sey, die man mir übergab, und durch welche ich zum Premier-Lieutenant in der Armee ernannt wurde, ohne daß jedoch noch das Regiment bestimmt war, dem ich zugetheilt werden sollte. Dieses Zurücksetzen um einen Grad war mir sehr empfindlich, ich protestirte auch dagegen, aber der General Tauentzien verwies mich an den Kriegsminister, und dieser vertröstete mich auf baldiges Avancement. Ich war deßhalb sehr mißmuthig und gerne würde ich die Uniform für immer an den Nagel gehängt haben, auch äußerte ich mich unverholen darüber bei der Prinzessin Wilhelm, die mich wie Herr von Boyen mit baldigem Avancement tröstete. Jetzt erhielt ich auch eine Anweisung auf das Billetamt, um einstweilen einquartiert zu werden, und ein Quartier bei einem Banquier, der wenn ich nicht irre, Lahr hieß, in der Breitenstraße, das ich jedoch, da es mir nicht sehr zusagte, nach wenig Tagen mit einem andern vertauschte, und ein Billet bekam, das mich zu einem Herrn von Pokwisch in der Jerusalemerstraße führte, der Hauptmann außer Diensten und jetzt bei der Seehandlung angestellt war; sein Bruder war Flügeladjutant des Königs gewesen, aber wenn ich nicht irre, bei Leipzig geblieben. Herr von Pokwisch hatte eine zwar nicht schöne, aber sehr gute und liebenswürdige Frau, und ich fand eine ausgezeichnet gute Aufnahme in dieser Familie. Obgleich man der Einquartierung durchaus nichts als die Wohnung zu geben schuldig war, so bat mich Herr von Pokwisch doch, mit seinem Tisch vorlieb nehmen zu wollen. Ich nahm dies mit großem Dank, unter der Bedingung an, daß wenn ich nicht zur bestimmten Stunde da sey, man auch keinen Augenblick auf mich warten möge, denn ich wollte eben so wenig geniren als genirt seyn. Herr von Pokwisch, dessen Frau sehr vermögend war, hatte seine Mutter bei sich, eine zwar alte, aber dennoch liebenswürdige und sehr geistreiche Dame, deren Unterhaltung nicht

nur sehr angenehm, sondern auch piquant war. Eine geborne Fräulein von Pfündöl und ehemalige Hofdame, war sie noch jetzt mit den Verhältnissen des Hofs und der eleganten Berliner Welt genau bekannt und vertraut, und hatte einen unerschöpflichen Schatz von interessanten, zum Theil sehr komischen Hofanekdoten, die sie gerne zum Besten gab. Sie lebte in der größten Einigkeit mit ihrer Schwiegertochter, und diese drei Personen, Pokwisch's hatten keine Kinder, bildeten eine gemüthliche Dreieinigkeit. Durch diese Familie erhielt ich nun Zutritt in vielen andern angesehenen Familien, und wurde wegen meinem musikalischen Talent überall wohl aufgenommen, was Veranlassung zu manchen galanten Abentheuern gab. Die Unterhaltung in den Berliner Salons der eleganten Welt ist im Allgemeinen sehr geistreich und witzig, die Berliner haben in der Regel einen sehr aufgeweckten Verstand, viel Humor, sind zur Satyre aufgelegt, sarkastisch und kaustisch, dagegen lebt man mäßig, ohne sich zu überfüllen, aber auch ohne sich gerade etwas abgehen zu lassen, während in manchen Städten Süddeutschlands das Essen und Trinken die Hauptsache ist, man daselbst nur für dieses, so wie überhaupt nur für die sinnlichen Vergnügungen zu leben scheint, wodurch dann allerdings der Geist, wenn auch einer vorhanden, niedergedrückt und verdummt wird. Die Berliner und Dresdner Salons füllt der Dampf geistiger Nahrung, die Münchner, Frankfurter und Wiener mehr der der materiellen. Damals coursirten in Berlin einige artige Anekdoten, den noch sehr jungen Kronprinzen betreffend; eine derselben berührte den Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, dem man vorwarf, die Juden in ganz besondern Schutz zu nehmen. — Als Hardenbergs Geburtstag war, sandte der König den Kronprinzen zu demselben, ihm in seinem Namen Glück zu wünschen und zu sagen: er möge sich irgend eine Gnade ausbitten; der Kronprinz fuhr zu dem Fürst Kanzler und richtete den ihm von seinem Vater gewordenen Auftrag aus, worauf Hardenberg erwiederte: „mein Gott, Ihro Majestät haben mich schon so mit Gnaden überhäuft, daß ich in der That nichts mehr zu erbitten wüßte. — Doch, mein Fürst, es fehlt Ihnen noch eines. — Das ich nicht wüßte, Hoheit. — Ja, ja, ganz gewiß. — Und was meinen Eure Hoheit? — Bitten Sie meinen Vater, daß er Sie zum König der Juden machen solle, da Sie doch eine so große Vorliebe für dieses Volk haben. — Hardenberg fand sich beleidigt und bat sich zurückziehen zu dürfen. Er theilte den

Vorfall dem König mit, und der Kronprinz erhielt 24 Stunden Arrest. — Ob die Sache vero oder ben trovato ist, kann ich nicht verbürgen, aber so wurde sie allenthalben erzählt, und bekannt war es, daß der Kronprinz, so wie die ganze Armee und das Volk die Juden haßten, die damals vortreffliche Geldgeschäfte in ihre Säckel zum Nachtheil des Staates machten. Eine andere Anekdote betraf den Staatsrath von Kleewitz, den der Kronprinz ebenfalls nicht leiden mochte, weil er die Juden, wie man sagte, aus besondern Gründen begünstigte. — Eines Abends sagte er zu demselben in einer Assemblee: Herr Staatsrath, ich will Ihnen eine zweisylbige Charade zu errathen geben: das Erste frißt das Vieh, das Zweite besaßen Sie nie, und das Ganze sind Sie (Kleewitz). Es ist jedoch möglich, daß auch diese Anekdote auf den wenig beliebten Staatsrath ein müßiger Kopf erfand und dem Kronprinzen in den Mund legte.

Aus Italien hatte ich mehrere Hefte der ausgezeichnetsten und lieblichsten Melodien, Canzonette, Cavatinen und Ensemblestücke mitgebracht, die ich in den Salons vortrug. Die Duette gaben Gelegenheit, sie mit verschiedenen liebenswürdigen Damen in den Morgenstunden tête à tête einzustudieren, wobei ich dann nicht unterließ, mich möglichst in deren Gunst festzusetzen. In dem Haus des Herrn von Pokwisch wohnte im zweiten Stock ein Beamter, Namens Pfeifer, mit seiner Familie, der eine sehr hübsche Tochter, Minchen genannt, hatte, die ganz artig Klavier spielte und eine sonore glockenreine Sopranstimme besaß; diese Nachtigall war eine schlanke neunzehnjährige Blondine, welche die beliebtesten Opernarien mit viel Geschmack und Ausdruck vortrug. Sehr bald hatte ich Zutritt bei der mit Pokwischs sehr befreundeten Familie, und musicirte und — küßte nach Herzenslust. Noch ein anderes, sehr niedliches Minchen (Ott) und eine hübsche Louise hatte ich unter den Zelten und bei Hofjägers kennen gelernt, und fuhr nun bald die Eine bald die Andere in einer Guige nach Charlottenburg, Potsdam ꝛc. spazieren. Noch war ich im Besitz der Wohnung in der Mittelstraße, die ich auf mehrere Monate gemiethet, mir jetzt trefflich als Absteigequartier zu statten kam, und wohin ich manche meiner Schönen zu einer geheimen Zusammenkunft zu persuadiren wußte. Hier war ich so ganz ungestört und veranstaltete manches Souper fin, namentlich mit Demoiselle D.... Man konnte in dieser Hinsicht in Berlin eben so ungestört und unbeachtet, wie in Paris

leben, da sich die Leute nicht um das Treiben der andern bekümmerten. Eines Abends aber lud ich in meinem Uebermuth ein halbes Dutzend meiner Freundinnen, von denen jedoch keine die andere kannte, zu einem Abendessen in diese Wohnung ein, unter ihnen waren die beiden Minchen, eine Bertha, eine Caroline, eine Louise und Demoiselle D..., mit deren Genehmigung ich das Fest veranstaltete und die die Königin desselben seyn sollte. — Sie fand sich zuerst ein und empfing die nacheinander erscheinenden und sehr erstaunten Schönen auf das artigste und zuvorkommendste, so daß sie deren Verlegenheit bald zu beseitigen wußte. Alle waren so klug, vorerst die beste Miene zu dem bösen Spiel zu machen, keine hatte ja der andern etwas vorzuwerfen, und ein splendides, schwelgerisches Souper mit Champagner und einem Kaiserpunsch zum Dessert that das seinige, so daß zuletzt alle überfröhlich wurden, über die Sache scherzten und meinten, so müsse es wohl in einem Serail zugehen, und des Tändelns und Küssens war kein Ende, wir sangen fröhliche Lieder, und stimmten: „Es kann ja nicht immer so bleiben, und: Wenn's immer, wenn's immer so wär'“ an. Ich brachte endlich eine Jede im Wagen nach Hause und blieb zuletzt mit Demoiselle D..., welche den Geniestreich allerliebst fand, bis gegen Morgen allein.

In der Weinwirthschaft von Luther und Wegner, wo ich bisweilen ein Frühstück mit gutem Rheinwein einnahm, hatte ich auch die Bekanntschaft des Schauspielers Devrient gemacht, der, da diese Wirthschaft ganz in der Nähe des Theaters war, oft während den Proben und sogar in den Zwischenakten der Vorstellung einen Sprung hierher machte, um sich durch ein Paar Gläser alten Rheinwein zur Fortsetzung seiner Rolle zu stärken und noch mehr zu begeistern, denn der Wein war ihm eine unentbehrliche Requisite. — Die Darstellung seines Franz Moor, seines Rudolphs in Körners Banditenbraut, seine Drillinge, sein Nachtwächter ꝛc., werden mir ewig unvergeßlich seyn. Ich besuchte ihn jetzt öfters in seiner Wohnung und fand an Madame Devrient eine äußerst liebenswürdige Frau, wenn auch keine so große Künstlerin wie Demoiselle D... Da Devrient den Bacchus zu seinem Abgott gemacht, so vernachläßigte er über diesem Dienst gerne den Hymens, und folglich seine liebe Frau, die sich aber zu entschädigen wußte, und mit der ich, wenn sie im Theater nichts zu thun hatte, manchen schönen Abend entzückt hinbrachte. Einige ihrer Darstellungen,

wie die der Johanna d'Arc in Schillers Jungfrau, die ihr der Gemahl noch in den Flitterwochen einstudirt hatte, waren dennoch ausgezeichnete Leistungen. Eine seltsame Wirthschaft war in dieser Haushaltung eingeführt. Wenn die Gagen für Herrn und Madame Devrient gebracht wurden, so warf Madame Devrient das Geld, nachdem sie die Rollen aufgebrochen hatte, in ein auf einem Consoltisch stehendes Körbchen, es untereinander rüttelnd, und aus diesem Korb nahm nun Jedermann, der zu ihrem Haus gehörte, nach Belieben und Bedarf heraus, Herr Devrient steckte Händevoll davon ungezählt in seine Taschen, Madame zahlte alle ihre Phantasien davon, das Kammermädchen, die Köchin, der Bediente, alle holten ohne zu fragen, was sie bedurften ad libitum. Die gewöhnliche Folge war, daß der Korb schon mehrere Tage leer war, bevor neue Gagengelder einliefen. Wurden nun Rechnungen zum Bezahlen präsentirt, so hieß es: „es ist kein Geld mehr im Korb, Sie müssen wiederkommen wenn er voll ist.“ — Ein wahres Künstlerleben.

Eines Tags fuhr ich mit Frau von Pokwisch und noch einigen Damen, das Denkmal der Königin Louise zu besuchen, nach Charlottenburg, wo wir einige zwanzig außerordentlich aufgeputzte und aufgedonnerte Mädchen auf der Terrasse an einer Gartenmauer sitzen sahen. Ich fragte Madame Pokwisch, ob sie nicht wisse wer diese Damen seyen, sie schlug aber verlegen und erröthend die Augen nieder und die andern Damen lachten, keine konnte oder wollte mir Auskunft geben. Dies reizte meine Neugierde um so mehr, und als ich kaum in Charlottenburg ausgestiegen war, fragte ich einen Mann, der mir zuerst in den Wurf kam, darnach: — Ei, das sind ja die Fräuleins der Madame Bernhard, erwiederte er lachend. — Der Madame Bernhard? wer ist diese Madame Bernhard? — Wie, Sie kennen deren berühmtes Hôtel und Institut in der Friedrichsstraße nicht? — Nein. — Das größte und schönste Bordell in ganz Berlin. — Ach so. — Nun, diese hat ein Landhaus hier in Charlottenburg, wo sie jeden Nachmittag mit einem Theil ihrer Nymphen zubringt. — Auch die verstorbene Königin hatte einst, an diesem Landhaus vorbeifahrend und die vielen geputzten Mädchen sehend, dieselbe Frage gethan, auf welche ihr ein Hofherr geantwortet: ein Pensionat für vermögenslose Mädchen. — Ach, die armen Kinder, versetzte die Königin, ich werde ihnen ein Geschenk zukommen lassen, sie sind

aber doch alle schon sehr herangewachsen. — Sie erhalten hier ihre letzte Ausbildung, sagte der Hofmann. — Das beabsichtigte Geschenk wußte man jedoch der Königin auszureden.

Auch die merkwürdigsten Tabagien Berlins, in denen jeden Abend getanzt wird, besuchte ich, versteht sich incognito, und lernte in ihnen das ziemlich wilde Leben des Berliner Volks kennen; besonders war eine in der letzten Straße, die mit fast orientalischer Pracht ausgeschmückt und unterhalten war, berühmt. Der Saal bildete eine große Rotunde, aus welcher ringsherum Thüren in Nebenzimmer führten, oben waren Logen auf einer Gallerie angebracht. Der Hauptthüre gegenüber war das Orchester auf einer erhöhten Tribüne; Thüren, Fenster, Logen und Tribünen waren mit rothem Sammet drapirt. Hier fanden sich, sobald die Dämmerung eingetreten, die Berliner Grisetten und Studenten in Masse ein, so wie auch andere leichtgeschürzte Nymphen, und manches hübsche Bürgermädchen besuchte heimlich diesen Ort der Freude, nachdem sie mit einer Freundin oder Gespielin bis zur eintretenden Nacht die Linden auf- und abspaziert war. Venus, Bacchus und Ceres hatten hier zugleich ihren Thron aufgeschlagen, boten ihre Freuden zu ziemlich hohen Preisen feil, und rupften die Federn der fremden Gimpel und Landjunker, welche so gemüthlich in die oft plumpen Fallen gingen, die man ihnen stellte. Diese Nymphen, wenigstens die vom Handwerk, waren fast alle im Futter des Eigenthümers der Tabagie, und ihr Hauptzweck ging dahin, die Gäste zu möglichst großen Depensen zu verleiten, in einen exaltirten Zustand zu versetzen und trunken zu machen, wobei sich dann auch gute Freunde einfanden, die höchst erfreut ob der neuen Bekanntschaft, kostenfrei Theil an den Gelagen nahmen und Brüderschaft bis zum Umfallen tranken, indem sie den neuen Freund hochleben, dabei vom Orchester Tusch mit Pauken und Trompeten machen ließen, und Vivat Herr Bruder Fritz oder Paul ꝛc. brüllten, was diesen ob der großen Ehre in Entzücken versetzte, und mit Vergnügen zahlte er den Thaler Courant, den das Orchester für einen jeden solchen Tusch erhielt, den es mit dem Veranlasser und dem Wirth brüderlich theilte. Man tuschirte so lange noch Thaler in der Tasche der Gefeierten waren, bis sie endlich bewußtlos auf das Ruhebett eines Seitenkabinets gebracht werden mußten, wo sie schwerlich der Knall einer Bombe wieder zu sich gebracht haben würde; daß die Dirnen dabei nach Kräften mit-

wirkten, versteht sich von selbst. Eines Abends machte ich mir mit noch einigen Bekannten den Spaß, ein Paar Dutzend solcher Tabagien hintereinander zu besuchen, um die verschiedenen Physiognomien derselben, so wie das Volksleben in allen seinen Abstufungen, bis zur letzten und schmutzigsten kennen zu lernen. Für den Philosophen wie für den Psychologen ist so eine Wanderung immer von großem Interesse, so wie für den der die menschliche Misere in ihrer ganzen Sublimität kennen lernen will.

Während wir so sorglos in Berlin in den Tag hinein lebten, es waren damals noch sehr viele Offiziere aus dem Westphälischen und den Rheinprovinzen hier, welche Preußen übernommen hatte und die ebenfalls ihre definitive Anstellung abwarteten, ging der Waffentanz in den Niederlanden los, und die Nachricht von der Schlacht bei Ligny, am 16. Juni 1815, brachte in Berlin eine peinliche Niedergeschlagenheit hervor, so daß die Kleinmüthigsten schon wieder an die Rückkehr der Franzosen glaubten, die aber Niemand als die öffentlichen Dirnen wünschte, welche ihre besten und freigebigsten Kunden mit deren Abmarsch verloren hatten. Glücklicherweise dauerte dieser Zustand kaum 24 Stunden; die Nachricht von dem glänzenden, den 18. Juni bei Waterloo erfochtenen Sieg erfüllte ganz Berlin mit unglaublichem Jubel, besonders da es die Preußen waren, die ihn erfochten und der Schlacht den Ausschlag gegeben hatten, denn Wellington mit seinen Engländern war bereits geschlagen und auf der Retirade, als ihn Blücher mit 30,000 Preußen aus der Patsche zog und Napoleon so auf's Haupt schlug, daß dieser, Hut, Degen und Wagen im Stich lassend, im bloßen Kopf, ventre a terre davonjagte, um den Preußen nicht in die Hände zu gerathen, in welchem Fall es ihm auch leicht hätte schlimm ergehen können, denn Blücher hatte vor seiner Abreise zu seinem König gesagt: „Majestät, wenn ich den Spitzbuben kriege, so lasse ich ihn ohne weiters und ohne anzufragen erschießen,“ und der alte Feldherr war der Mann Wort zu halten. — Der Courrier der die Nachricht von dem großen Sieg brachte, wurde mit 24 blasenden Postillons eingeholt und durch alle Hauptstraßen Berlins unter Vivatgeschrei geführt. An demselben Tag war auch die hochverehrte Prinzessin Wilhelm mit einer Tochter niedergekommen, die zum Andenken an diesen Sieg, unter vielen andern Namen auch den: „Victoria“ erhielt. Nun war Freude und Fröhlichkeit an allen Ecken und Enden, und die

Liebe und Anhänglichkeit an das königliche Haus zeigte sich mitten im Taumel im schönsten Licht; besonders war es auch Blücher, den man hochleben ließ. In dem großen Opernhaus, das Friedrich der Große im Jahr 1740 hatte erbauen lassen, und welches geräumiger als die damaligen Opernhäuser zu Paris und London war, wurde eine Vorstellung bei festlich erleuchtetem und geschmücktem Theater gegeben. Das Haus ist mit Geschmack erbaut, die königliche Loge bildet einen ovalen Saal mit einer Kuppel, die 8 vergoldete Säulen tragen; es faßt an gewöhnlichen Tagen an 3000 Zuschauer, wenn aber große Redouten in demselben sind, wo Parterre und Bühne gleichgeschraubt werden, haben an 6000 Menschen Platz in dem ungeheuren Saal. Den 7. Dezember 1742 wurde das Haus mit der Oper „Cleopatra“ von Graun eröffnet. Das in der Nähe befindliche Zeughaus ist nach dem von Venedig wohl das erste und schönste der Welt, es wurde erst 1706 vollendet (1695 hatte man den Bau begonnen); vorher stand ein altes Zeughaus auf dieser Stelle, dessen werthvoller und merkwürdiger Inhalt in das neue verpflanzt und dann wohl um das vierfache vermehrt wurde. Das Haus bildet ein prächtiges freistehendes Viereck, in dessen Mitte sich ein geräumiger Hof befindet, und von dem jede Seite 3 Thore zählt. An 100 eiserne, mit Ketten verbundene, halb in die Erde gegrabene Kanonen umgeben das Arsenal auf 3 Seiten und überall sind herrliche Trophäen und Armaturen auf das sinnreichste angebracht; über dem Hauptportal ruht Pallas auf Siegeszeichen von gefesselten Sclaven umgeben, über den Nebenportalen ebenso dargestellt Mars und Bellona. Im Innern befinden sich zwei ungeheure Säle, einer über dem andern, welche höchst merkwürdige Waffensammlungen aus allen Zeiten, Rüstungen, Trophäen, Säbel, Feuergewehre, Fahnen, Streitärte, Armbrüste rc. rc. in malerischen Gruppen aufgestellt und aufgehängt, enthalten. Auch sind sehr viele Modelle von Kriegsmaschinen aus allen Zeiten vorhanden, so wie historisch merkwürdige Rüstungen, sowohl zu Pferd wie zu Fuß. Dem Zeughaus gegenüber liegt das königliche Palais; verschiedenen, gerade nicht sehr geschmackvoll aufgeführten Gebäuden gaben die witzigen Berliner allerlei Spottnamen, so nannten sie z. B. das Universitätsgebäude des Königs Commode, die Bibliothek dessen Kleiderschrank und das Schauspielhaus des Königs Reisekoffer; diese Benennungen waren wegen der Aehnlichkeit, welche diese Gebäude mit den diesen Namen führenden

Mobilien hatten, nicht unpassend. Der Gensdarmenmarkt, auf dem das Schauspielhaus nebst zwei gleich gebauten Kirchen, die französische und die deutsche, mit ihren Domen stehen, gewährt einen großartigen Anblick und ist der größte Platz in Berlin; die Häuser welche denselben umgeben, ließ fast alle Friedrich der Große erbauen.

Das königliche Schloß ist ein kolossales, weitläufiges, zu verschiedenen Epochen aufgeführtes Gebäude; es verdankt seine Entstehung dem Kurfürsten Friedrich II., der an der Spree eine Art Burg in dem Stadttheil, Kölln genannt, erbauen ließ, um die Bürger von Berlin besser im Zaum halten zu können, aber während dem Bau kam es zu Händeln mit ihnen, wodurch derselbe öfters unterbrochen wurde, 1451 war er endlich fertig nachdem man an 10 Jahre daran gearbeitet hatte. Diese Burg stand jedoch keine 100 Jahre, denn Joachim II. ließ sie schon 1538 wieder niederreißen und ein neues Schloß an ihrer Stelle erbauen, von dem noch jetzt ein Flügel an der Spree erhalten ist; spätere Kurfürsten vergrößerten dasselbe allmählig, es wurde auch ein Lustgarten an demselben angelegt, und der große Kurfürst ließ es, nachdem es ziemlich zerfallen, wieder in besten Stand setzen. Friedrich III. ließ das ganze, aus sehr heterogenen Theilen zusammengesetzte Gebäude, so weit es thunlich war, durch die Architekten Schlüter und von Göthe in möglichste Harmonie bringen. Aber erst unter dem König Friedrich Wilhelm I. wurde das Schloß, so wie es jetzt steht, vollendet. Es bildet ein großes längliches Viereck, das nahe an 1500 Fuß im Umfang und wohl an 600 Zimmer oder Gemächer hat, unter denen der Thronsaal, der Schweizersaal, der Rittersaal, der weiße Saal, der Gemäldesaal, die Schloßkapelle, die Prunkgemächer, die vielen Gemächer für fremde fürstliche Personen, die Kunstkammer, die Schatzkammer im Souterrain ꝛc. gesehen zu werden verdienen, viele Zimmer haben auch vortreffliche Hautelisse-Tapeten, historische Factas darstellend.

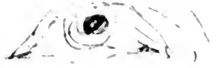
Das königliche Palais ist äußerst geschmackvoll und prächtig eingerichtet, es hat ebenfalls einen Thronsaal, einen Spiegelsaal, eine Bibliothek ꝛc. Die Zimmer welche die schöne Königin Louise bewohnte, waren noch ganz unverändert geblieben. Außerdem hat Berlin Ueberfluß an prächtigen Pallästen und Hôtels, die denen zu Paris nichts nachgeben, ja diese zum Theil noch übertreffen. Das Gebäude der Akademie hat beinahe denselben Umfang wie das Palais-Royal. Der Wilhelmsplatz mit seinen Statüen, der

Lustgarten, der Pariser Platz, der Leipziger Platz ꝛc. sind alle von ansehnlicher Größe und mit schönen Bauten umgeben. Auch ziemlich viel Statüen hat Berlin aufzuweisen und die Helden aus dem siebenjährigen Krieg blicken noch immer ehrfurchterregend um sich. Eine der schönsten Zierden dieser Stadt ist jedoch das Brandenburger Thor mit seiner Quadriga und der Siegesgöttin; es ist gewiß das prächtigste Thor der Welt und wurde nach dem Propyläum in Athen aufgeführt, es kostete beinahe eine halbe Million Thaler und hat fünf Durchgänge oder Portale, von denen das mittelste ausschließlich für die königliche Familie ist. Berlin mit seinen schönen breiten, regelmäßigen und reinlichen Straßen ist gewiß eine der schönsten Städte der Welt, so wie sie hinsichtlich des geistigen Verkehrs, der Geselligkeit und der Stufe der Bildung, auf der ihre Bewohner stehen, vielleicht die angenehmste ist, eben so hinsichtlich der Liebenswürdigkeit des schönen Geschlechts. Dummköpfe, Ignoranten und Bauchgötzen werden sich freilich in Berlin nicht gefallen, wo sie die unfehlbare Zielscheibe des Witzes und der Satyre sind. Während ein gewöhnliches Weib, wenn man sich ihrer Gunst zu erfreuen gehabt, besonders die Wienerinnen und andere Süddeutsche, selbst aus den höhern Klassen, in der Regel nur Ueberdruß und tödtliche Langeweile erregen, wissen die Berlinerinnen sich durch geistreiche Unterhaltung und jovialen Humor nur noch liebenswürdiger zu machen. Nirgends war in ganz Deutschland damals der Patriotismus mehr zu Hause als in ganz Preußen und Berlin, wenig oder nichts war zwar von altdeutschen Trachten, Röcken, Barretten u. s. w. zu sehen, wie z. B. in Frankfurt, wo dies auf einige Zeit eine Modesache wie jede andere geworden, dagegen war fast die ganze Jugend und alle Männer bis zum fünfzigsten Jahr und drüber in das Feld gezogen, um Deutschland von der furchtbarsten Schmach zu befreien, die je auf ihm gelastet, und alle hielten sich wacker und schlugen sich tapfer. Ohne Preußen würde wohl heute noch das drückendste Joch einer infamirenden Fremdherrschaft auf Deutschland lasten.

Schon länger hegte ich den Wunsch, die Namensverwandtin meiner Vaterstadt, Frankfurt an der Oder zu sehen; ich brachte eine Parthie mit Fräulein D... und noch einer andern Dame dahin zu Stande. Wir fuhren eines Abends nach Beendigung des Theaters mit Extrapost nach Frankfurt ab und kamen mit dem anbrechenden Morgen daselbst an. Die 10 Meilen welche die Ent-

fernung beträgt, hatten wir, da ich gute Trinkgelder gab, in acht bis neun Stunden sehr vergnügt zurückgelegt und ein gutes Souper im Wagen bei dem Schein einer Laterne eingenommen. Erst lange nach Mitternacht fielen einem oder dem andern auf kurze Zeit die Augen zu. Nachdem man im Gasthof ausgeruht, machten die Damen Toilette, und gegen Mittag spazierten wir schon in den Straßen Frankfurts umher und über die 300 Schritte lange Brücke, welche über die Oder führt. Die Stadt hatte noch Gräben und Mauern, war aber nicht sehr fest. Als Meßplatz ist sie bedeutend, man traf gerade Vorbereitungen zu der Julimesse, und es wurden schon Geschäfte gemacht.

Markgraf Johann I. und Otto III. waren die Gründer dieser Stadt; hier endete Kleist, nachdem er bei der Schlacht von Kunersdorf schwer verwundet worden war, sein ruhmvolles Leben, man hat ihm ein Denkmal errichtet, welches aber einer Restauration sehr bedurfte. Hier fand auch der Prinz Leopold von Braunschweig seinen Tod in den Fluthen der Oder, als er am 27. April 1785 bei einer furchtbaren Ueberschwemmung eine arme Familie, die in Todesgefahr schwebte, retten wollte. Die Abbildung dieser menschenfreundlichen Handlung ist in der Hauptkirche aufgestellt. Kleist, Cocceji, Albinus und andere berühmte Männer wurden hier geboren. Wir besuchten noch die Promenaden, gingen auf dem Damm, im Park, an dem Anger und auf dem Thonberg spazieren, konnten aber entferntere Orte nicht aufsuchen, da wir noch an diesem Abend nach Berlin zurückkehren mußten, indem weder die Damen noch ich Urlaub hatten, erstere konnten zwar ziemlich sicher seyn, da das Repertoir in Berlin fast nie abgeändert wurde. Gegen 8 Uhr Abends fuhren wir wieder von Frankfurt ab, machten unterwegs einen halbstündigen Halt im Städtchen Müncheberg, um uns zu erfrischen, und fuhren nach 6 Uhr wieder zum Frankfurter Thor zu Berlin herein, wo mich ein kleines Donnerwetter erwartete; ich hatte nämlich die Reise unternommen ohne meinen freundlichen Wirthen, Pokwischs, etwas davon zu sagen; nun hatte Minchen Pfeifer, mit der ich jeden Morgen Duette durchging, erfahren, daß ich zwei Nächte nicht zu Hause geschlafen und man nicht wisse was aus mir geworden. Nachdem ich von der Familie Pokwisch und Minchen Vorwürfe deßhalb erhalten, fand letztere für gut, eine Zeitlang mit mir zu maulen, obgleich sie eine Bekanntschaft mit einem jungen Bataillonschirurgus, der noch bei dem



Heer stand, hatte, und mit demselben correspondirte, der sie auch nach seiner Rückkehr zu ehelichen beabsichtigte.

Noch einen Abstecher machte ich von Berlin, und zwar nach dem schönen Dresden, doch ohne alle Damenbegleitung; diesmal nahm ich jedoch Urlaub sowohl von der Militärbehörde, wie von meinen Hauswirthen und Genossen. Vorher verkaufte ich noch meine Pferde für 60 Friedrichsd'or, und fuhr dann ohne mich aufzuhalten, über Mittenwalde, Baruth, Luckau, Sonnenwalde, wo sich ein schönes Schloß befindet, Elsterwerda, nach Sachsens Hauptstadt ab. Dresdens Lage ist unbeschreiblich schön, mitten im Herzen des Königreichs; die Felsgebirge, in denen sich die sogenannte sächsische Schweiz befindet, sind nicht weit davon entfernt, Zweige dieses Gebirgs begrenzen im Osten das Thal, in welchem Dresden liegt, und sind meist mit Weinreben bepflanzt. Diese Gegend erinnerte mich theilweis an das paradiesische Arnothal bei Florenz, eine Menge freundlicher Häuser mit rothen Dächern ragen aus den buschigen Gärten dieser Höhen hervor, und vermißt man auch hier die idyllisch-schönen Strohflechterinnen, so begegnet man doch manchem hübschen Sachsenkind, das den toskanischen Schönheiten nichts nachgibt, und das Sprichwort: In Sachsen wo die schönen Mädchen wachsen, und in Berlin wo sie blüh'n, findet sich hier wie dort bewährt. Der an Naturschönheiten so reiche plauische Grund, den die Weiseritz durchströmt, bietet die malerischsten und romantischsten Parthieen. Auf der nordwestlichen Seite Dresdens führen herrliche Alleen durch ein großes Gehege, welches die Elbe umströmt, an deren rechtem Ufer sich eine mit Reben bepflanzte Höhe befindet, die sich, mit dem Fluß gleichlaufend, auf eine weite Strecke ausdehnt, während die Höhen gegen Norden ziemlich wild und mit Nadelholz bewachsen, den Horizont begrenzen, so daß man Süd- und Nordgegend zumal hat. Die Prachtbrücke über die Elbe, die hier nahe an 500 Fuß breit ist und die Residenz in zwei Theile theilt, ist eine der schönsten der Welt. Die Altstadt, auf dem linken Elbufer gelegen, hat viele große und schöne Plätze, unter denen der Schloßplatz und der Alt- und Neumarkt sind. Die Stadt ist eigentlich in 4 Haupttheile eingetheilt, nämlich in die Alt- und Neustadt, die Friedrichsstadt und den neuen Anbau. Die Hofkirche steht auf dem Schloßplatz und ist dessen schönste Zierde, wirklich ein Prachtgebäude. Aus der Altstadt kommt man über die erwähnte, mit Recht allgemein bewunderte, unter August II. durch den Baumei-

ster Pepelmann aufgeführte Brücke in die Neustadt; zuerst war hier eine hölzerne, und erst im 13ten Jahrhundert wurde sie durch eine steinerne ersetzt. Die jetzt stehende hat 16 prächtige Bogen und bei 36 Fuß Breite eine Länge von 1400 Fuß, sie scheint für die Ewigkeit erbaut und allen Stürmen, Ueberschwemmungen, Eisgängen Trotz bieten zu können, denn jeder Bogen hat auf beiden Seiten zwei thurmähnliche dicke runde Pfeiler, die oben eine Plattform haben, welche mit schönen Eisengittern umzäunt ist und auf denen Ruhebänke für Spaziergänger angebracht sind. Auf beiden Seiten der Brücke sind bequeme Trottoirs und zur größern Bequemlichkeit der Fußgänger ist es gesetzlich eingeführt, daß sich Jedermann immer auf der ihm zur Rechten liegenden Seite halten muß. Jenseits der Brücke kömmt man auf den schönen Neustädter Marktplatz, auf dem das Commandantenhaus und die Reiterstatüe August II. in römischer Tracht mit einer — Perrücke steht; ein Augsburger Kupferschmidt war der Schöpfer dieser Bildsäule. — Die Neustadt wurde früher Alt-Dresden genannt, als sie aber nach der furchtbaren Feuersbrunst von 1685 beinahe ganz abbrannte, wurde sie 1724, nachdem sie gleich einem Phönix wieder verjüngt aus ihrer Asche hervorgegangen war, die Neustadt genannt, der Neubau der seit 1730 entstanden ist, schließt sich an sie an. Das königliche Schloß hat einen hohen Thurm, ist ziemlich groß aber nicht schön zu nennen, seine innern Gemächer sind jedoch zum Theil sehr prachtvoll, namentlich der Riesensaal, in welchem ungeheure Prunkfeste und sogar Scheibenschießen gehalten wurden. Die Schloßkapelle ist besonders wegen ihren Gemälden von Rubens und Mengs, so wie wegen ihren herrlichen Hautelisse-Tapeten mit historischen Gegenständen sehenswerth. Der heilige Petrus hat hier vier Bildsäulen, von denen mindestens drei, wo nicht alle vier zuviel sind. Die Silberkammer und das berühmte grüne Gewölbe sind im Erdgeschoß des Schlosses, letzteres enthält einen großen Werth an Edelsteinen aller Art, Perlen, Gold- und Silberarbeiten zum Theil von hohem Kunstwerth, ebenso von Elfenbein und Perlmutter, unter denen auch einiges von Michel Angelo. Diese kostbare Sammlung stiftete der Kurfürst August, sie wird in sieben Gemächern aufbewahrt, unter denen ein Prätiosenzimmer, ein Elfenbeinzimmer, ein Juwelenzimmer rc., in dem letztern befindet sich ein weißer Diamant von 194 und ein grüner von 160 Gran, prächtige Smaragden, ein Tempel des Apis rc. rc. Mehr als 6

Personen auf einmal werden hier nicht zugelassen und auch diese haben sich genau über ihre Persönlichkeit auszuweisen; dennoch ist schon manches abhanden gekommen, denn dergleichen ist gar zu verführerisch, selbst für hohe Damen, wie man aus Erfahrung weiß, darum, o Herr: führe uns nicht in Versuchung.

In der Rüstkammer, die an Waffen, Trachten, Harnischen sehr reich ist, findet man viele altdeutsche Stücke, unter andern auch die erste Donnerbüchse, die Rüstungen Heinrich des Frommen und des Kurfürsten Moritz, das schwarze Panzerkleid Johann Friedrichs, das er in der Schlacht bei Mühlberg trug, das Rüstzeug Ferdinand **II.** in türkischem Geschmack, den prächtigen Harnisch Christian **II.**, den Krönungsanzug August **II.**, den Hut und Degen Peter **I.**, viele chinesische, persische und indische Trachten vornehmer und fürstlicher Personen, Schilder, Helme ꝛc. Die Gemäldegallerie enthält treffliche Meisterwerke, und die sich im Stallgebäude befindende Gewehrsammlung hat mehr als 2000 der seltensten Gewehre. Im Zwinger *) ist das sehr ansehnliche Naturalienkabinet, so wie die Kunstkammer, in der man auch Luthers Schrank und Tillys Commandostab aufbewahrt, nebst vielen tartarischen und japanischen Geräthschaften, so wie einem Kirschkern mit 120 eingeschnittenen Gesichtern und dem in 910 Zeilen geschriebenen neuen Testament. Die Modellkammer enthält alle mögliche Modelle zu Festungen, Maschinen, Bauten u. s. w. und in einem besondern Zimmer des Zwingers wird sogar ein Model von Salomons Tempel und der Stiftshütte aufbewahrt, die ein Hamburger Rathsherr nach der Beschreibung in der Bibel fertigen ließ und August **II.** dann für die Summe von 18,000 Thalern verkaufte, wobei er einen Gewinn von wenigstens 10,000 Thalern und mehr machte. Wenn man die Flügel des Tempels wegnimmt, sieht man das Innere desselben, man zählt an 7000 zum Theil sehr künstlich gearbeitete Säulen und wohl 6000 Drahtfenster. In der Stiftshütte findet sich alles was man zu dem hebräischen Gottesdienst gebraucht. Im japanischen Palais befindet sich die Bibliothek, die Antikensammlung, das Münzkabinet und eine Porzellansammlung. Ich sah

*) Der Zwinger, der 1711 erbaut wurde, war anfangs zum Vorhof eines neuen Schlosses bestimmt, es ist jetzt ein großer, von mehrern Pavillons umgebener Raum, in welchen im Sommer die Bäume aus der Orangerie gebracht werden und mehrere Springbrunnen sprudeln, so daß er einen angenehmen Spaziergang bildet.

alle diese Dinge nur sehr oberflächlich, denn ich hatte nur auf wenige Tage Urlaub, und hätte Wochen, ja Monate gebraucht, alles mit gehöriger Muße zu untersuchen, auch war man mir, als einem preußischen Offizier, die damals in Sachsen nicht beliebt waren, nicht übermäßig gefällig, und es hatte mich viel Mühe und Laufereien gekostet, bevor mir das grüne Gewölbe und die Kunstkammer geöffnet wurden. Dem ehemaligen Brühl'schen Palais machte ich auch einen Besuch, konnte aber nicht ohne Lachen die ungeheure Garderobe mustern, die deren längst modernder Eigenthümer besaß, eine Hosen-, Westen- und Röcke-Sammlung allerdings einzig in ihrer Art, bei deren Ansicht aber ein früherer Besucher geäußert hatte: „Montrez moi des vertus et non pas des culottes." Mir schien sie die Garderobe eines Hanswursts. Brühl hatte, ich weiß nicht wie viel Hundert Anzüge von allen Farben, Stoffen und Schattirungen, und zu einem jeden derselben waren besondere Hüte, Perrücken, Tabacksdosen, Degen, Uhren, Schnallen rc. vorhanden. Die Excellenz ließ sich jeden Morgen das Buch vorlegen, in welchem alle diese Costüme abgemalt waren, und brachte Stunden mit der Wahl der Anzüge zu, die es ihr beliebte an diesem Tage anzulegen. — Wie mag man nur einen solchen Pinsel zum Minister machen, und was für Narren hat die Sonne nicht schon beschienen! An der hintern Seite dieses Palais zieht sich die sogenannte Brühl'sche Terrasse hin, ein sehr beliebter Spaziergang der Einwohner Dresdens, und mit Recht, denn man hat hier eine herrliche Aussicht längs den Ufern der Elbe, begegnet auch manchem schönen Sachsenkind; leider hinderte mich mein zu kurzer Aufenthalt deren nähere Bekanntschaft zu machen, ausgenommen die einer jungen Dresdnerin, und zwar einer Prinzessin, wenn auch nur vom Theater; es war erst eine angehende Priesterin Thaliens, die Tochter einer pensionirten Wittwe, die ich auf einem Spaziergang kennen gelernt hatte, und bei der ich ein Paar sehr fröhliche Abende, die sich bis nach Mitternacht verlängerten, zubrachte, indem ich das Souper aus dem Gasthof bringen ließ. Da die kleine Bertha ein hübsches Stimmchen hatte und eben am Einstudieren der Zerline und Susanna war, so machte ich ihr zwei elegante Anzüge zu diesen Rollen zum Präsent, die ihr unendlich viel Vergnügen gewährten.

Das Theater war damals nicht besonders besetzt, das große Opernhaus, welches an den Zwinger stößt oder vielmehr zu dem-

selben gehört, stand leer und war verödet. August II. hatte dasselbe 1718 durch Bibiena erbauen und Vorstellungen in demselben mit einer Pracht und Verschwendung geben lassen, die Alles was man bis dahin in der Art gesehen, übertrafen. Oft waren ein halbes Tausend Menschen, viele Pferde, lebendige Elephanten, Dromedare ꝛc. zumal auf der Bühne und über 6000 Zuschauer in dem Haus. Eine einzige dieser Vorstellungen kostete oft 100,000 Thaler, zu jener Zeit eine ungeheure Summe. 1769 wurde die letzte Oper in diesem Haus gegeben; später wurde dasselbe noch einigemal bei feierlichen Gelegenheiten zu großen Redouten benützt, wie 1792 bei der Anwesenheit Leopold II., dann bei der Friedrich Wilhelms und Napoleons. 1812 war ein Riesenconcert in diesem Haus, dem alle damals in Dresden zusammengekommenen Souveraine beiwohnten. Das Schauspielhaus, welches in dem sogenannten italiänischen Dörfchen liegt, wurde 1754 erbaut. Dieses Dörfchen besteht aus einer Reihe Häuser, welche für die italiänischen Bildhauer, Maler und andere Künstler, die bei dem Bau der katholischen Kirche verwendet wurden, hinter der es sich befindet, eingerichtet waren. Jetzt haben noch Italiäner Buden mit ihren Waaren in denselben. Von Dresdens Kirchen sah ich nur die katholische Hofkirche und die Frauenkirche; erstere hängt durch einen bedeckten Gang mit dem Schloß zusammen, und hat unter andern schönen Gemälden eine Himmelfahrt Raphaels, ihre beiden Hauptkapellen sind dem heiligen Benno und dem eben so heiligen Nepomuk geweiht. Die musikalischen Messen, die hier gehalten werden, sind so trefflich, daß sie einen wahren Hochgenuß gewähren und allerdings Herz und Geist erheben. In der Frauenkirche am Neumarkt, die schon im eilften Jahrhundert gegründet wurde, stieg ich in die unter derselben vorhandenen Catacomben hinab, die gerade soviel Raum unter der Erde, wie die Kirche über derselben einnehmen, sie bilden einen Kreuzgang mit vier Gewölben, in denen zinnerne Tafeln die Stellen bezeichnen, an welchen Särge eingemauert sind. Uebrigens haben diese Catacomben mit denen zu Rom, Neapel oder Paris nur den Namen gemein.

Dem Neustädter Kirchhof vor dem schwarzen Thor machte ich seines berühmten Todtentanzes wegen einen Besuch, dieser ist an den Kirchhofsmauern, unfern der Wohnung des Todtengräbers angebracht. Se. unfehlbare Heiligkeit der Papst eröffnet den Reigen mit dem noch weit unfehlbarern Tod, ihm folgen Cardinäle,

Bischöfe, Kaiser, Könige ꝛc., alle Stände bis zum Bettler herab. Diesen Tanz müssen wir alle ohne Ausnahme mitmachen, es ist so ziemlich das einzige ganz Gewisse auf Erden, und so wenig einer auch Tanzlust verspüren mag, von diesem Kehraus dispensirt ihn nichts. Nur flüchtig sah ich noch einige Palais, die Militärakademie, und von den Umgebungen Dresdens, außer dem Plauischen Grund, wohin ich noch einmal mit meiner Prinzessin eine empfindsame Tour machte, nichts, nicht einmal Pillnitz, Pirna und die Moritzburg. Ich nahm nun zärtlichen Abschied von meiner Schönen und ihrer Mama, versprach das Wiederkommen und fuhr nach Berlin zurück, wo ich ohne Unfall ankam, und bei meiner Ankunft die Ordre vorfand, mich sofort nach Colberg zum siebzehnten Garnisons-Bataillon zu verfügen, bei dem ich vorerst angestellt sey, und zwar eine Compagnie befehligend, ohne jedoch die Compagnieführer-Zulage zu erhalten. Bei einem Garnisons-Bataillon angestellt zu seyn, wollte mir wieder nicht in den Kopf und ich verfügte mich deßhalb zum Obersten Inspecteur von Witzleben, um Einsprache zu thun; dieser entgegnete mir jedoch, daß dies nur provisorisch sey, und er nichts in der Sache ändern könne. Ich mußte also wohl Ordre pariren, dem freundlichen Berlin und meinen Wirthen und Schönen Lebewohl sagen. Prinzessin Wilhelm konnte ich mich nicht persönlich empfehlen, sie war noch Wöchnerin und empfing Niemand, ich schrieb ihr daher einen gehorsamsten Abschieds- und Danksagungsbrief. Noch ehe ich abreiste, war die Nachricht von Napoleons Einschiffung nach St. Helena angekommen. So war denn seine Rolle auf dieser Welt ausgespielt, Mürat war schon früher in Pizzo erschossen und alle Brüder Napoleons von ihren Thronen herabgeworfen und fortgejagt worden. Das große Drama des ephemären französischen Kaiserreichs war vorbei, und alle seine Acteure traten wie andere Schauspieler, nach dem letzten Herabfallen des Vorhangs einer gewöhnlichen theatralischen Vorstellung, wieder von der Bühne ab und in die Misere des bürgerlichen Alltagslebens zurück.

Ich erhielt einen freien Postpaß von Berlin nach Colberg, nebst zwei Monate rückständigen Gehalts und setzte mich, nachdem ich noch freundlichen Abschied von Demoiselle D…, meinen beiden hübschen Minchen ꝛc. genommen, in den federlosen Rumpelkasten, Postwagen genannt, der nach Stargard fuhr.

VIII.

Reise von Berlin nach Colberg. — Eine Amazone. — Ankunft in Colberg. — Die neuen Dienstverhältnisse. — Colberg und seine Umgebungen. — Einfachheit und Wohlhabenheit der Einwohner. — Die Marienkirche. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Nettelbeck. — Die letzte Belagerung. — Feier des Geburtstags des Königs. — Madame G... und ihre Cousine. — Das Versteckenspiel im Bullenwinkel. — Eine Reise nach Cöslin. — Eine Lustfahrt auf einen pommerschen Edelhof. — Die Colberger Freuden. — Ich gehe auf Urlaub nach Berlin. — Ein polnischer Reiseschatz. — Die verrätherischen Austernschaalen. — Fürst Blücher. — Die Berliner Weihnachtsfreuden. — Die Redouten und Porcellanfuhren. — Die schöne Louise. — Spandau. — Eine glänzende Schlittenfahrt. — Rückreise nach Colberg.

Wer sich noch der damaligen Beschaffenheit der preußischen und sächsischen Postwagen erinnert, wird mir eingestehen, daß es keine geringe Marter war, mehrere Tage und Nächte fast ununterbrochen in einem solchen Behälter transportirt zu werden. Diese schlecht gebauten, auf der Achse gehenden Wagen rüttelten den Körper auf eine schmähliche Weise zusammen und machten die Knochen so mürbe, daß man sie zu brechen fürchtete, besonders wenn es in den Dörfern über die Knüppeldämme ging, denn Chausseen gab es ebenfalls nur sehr wenige und die Wege waren abscheulich, zudem hatte ich einen Seitensitz. Indessen sollte mich eine liebenswürdige Reisegefährtin für all dies Ungemach entschädigen. In der einen Ecke des Wagens saß ein wunderschönes Mädchen, ein Mädchen wie sie der Himmel nur selten und nur wenige erschafft. In ihrem ganzen Wesen war etwas Heroisch-Liebliches, auf ihren Feuerwangen, in ihren blitzenden Augen, in ihren Zügen lag etwas so Edles, etwas so Mark und Bein bis ins Innerste Durchbohrendes, daß man davon durch und durch erschüttert wurde; ihr Wuchs, ihr Anstand, ihre ganze Figur war das schönste Ideal einer Amazone, oder Bellonas selbst. Bald knüpfte ich ein Gespräch mit dieser Huldgöttin an, von der ich jedoch anfangs nur sehr kurze und einsylbige Antworten erhielt. Die übrige Reisegesellschaft hatte wenig Interesse für mich und schien es auch, bis

auf eine ältliche Frau, deren Züge eine tiefe Schwermuth ausdrückten, nicht zu verdienen. In Werneuchen, der ersten, drei Meilen von Berlin entfernten Station, wo der Postwagen nach der damaligen löblichen Gewohnheit, wie auf allen Stationen, mehrere Stunden, wohl auch wie in Stargard, Naugarten ꝛc. halbe Tage liegen blieb, um alle Packete, Passagiere, Koffers ꝛc. gehörig zu sortiren und einzuschreiben, gelang es mir, meiner schönen Unbekannten ein Paar Worte mehr zu entlocken. Gesprächiger aber wurde sie erst in Freienwalde, dem bekannten, sechs Meilen von Berlin entfernten Badeort, wo wir, während der Postwagen rastete, die artigen Anlagen und den Gesundbrunnen des Orts besuchten, der in einem anmuthigen, von einer waldigen Höhe umgebenen Thal liegt, und besonders von gichtbrüchigen und am Gehör leidenden Kranken besucht wird. Hier erfuhr ich, daß sich die, gleich der Kriegsgöttin einherschreitende Schöne, Johanna mit ihrem Vornamen nenne, den Familiennamen verschwieg sie mir aber noch; ihr ganzes Benehmen hatte etwas Seltsames und Räthselhaftes. Beim Abfahren von Freienwalde war ich nicht weiter wie vorher, doch führte ich jetzt eine fortwährende, zusammenhängende Unterhaltung mit ihr. In Königsberg in der Neumark, wo wir des Nachts ankamen, gingen wir zusammen auf den Straßen spazieren, bis der Wagen wieder weiter fuhr, da es ihr unangenehm war, in der Gaststube unter den andern Passagieren mehrere Stunden zu verweilen. Als ich ihr den Ort meiner Bestimmung, Colberg nannte, schien sie dies zu frappiren, und es entfuhren ihr die Worte: „da will ich auch hin, meine Verwandten zu besuchen.“ Ich drang nun mehr und mehr in sie, und brachte bald von ihr heraus, daß sie die Tochter eines in Danzig angestellten Kriegsraths sey, der sich L.... nenne. Das Mädchen war wissenschaftlich gebildet, in der Geschichte wohl bewandert, zeigte dabei einen so glühenden Franzosenhaß, und namentlich gegen Napoleon, daß, so oft die Rede auf diesen kam, ihre Wangen gluthroth wurden, und ihre Augen Feuer sprühten. Auch in der Ortsgeschichte der Städte, durch die wir kamen, war sie sehr kundig; so erzählte sie mir, daß, als Königsberg im Jahr 1732 durch Casimir von Pommern belagert wurde, ein Schuhmacher diesen Fürsten von der Mauer herab getödtet habe, und von der nächsten Station, Bahn, wußte sie mir zu sagen, daß Barmin I. den Ort erbaut und der Heermeister Wallmoden 1399 hier durch den

kräftigen Keulenschlag, den der starke Arm eines hiesigen Bürgers geführt, erschlagen wurde. Vor allem waren es aber die neuesten politischen Zustände und französischen Kriege, von denen sie mit großer Theilnahme und mit einem, bei einem Mädchen ganz ungewöhnlichen Enthusiasmus sprach, und als ich im Laufe des Gesprächs ihr von dem fanatischen Eifer der Calabresen und Spanier erzählte, da war sie ganz Ohr und hörte mir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu; sie wurde nun immer zutraulicher, freundlicher, und sagte endlich mit Wärme zu mir: aber gegen die Deutschen, gegen die Preußen haben Sie doch nie gefochten, nicht wahr? — Dies konnte ich mit dem besten Gewissen mit: Nein beantworten. — Wohlan, dann gebe ich Ihnen gerne die Hand. — Sie reichte sie mir hin, ich ergriff sie schnell, drückte und küßte sie. Ehe wir nach Pyritz, dem alten Periscum der Pommern kamen, wo, wie man behauptet, Kotzebue hauptsächlich den Stoff zu seinen klassischen „deutschen Kleinstädtern" geschöpft habe, als er einst mehrere Tage hier verweilen mußte, erzählte mir meine interessante Reisegefährtin, daß hier ein alter Brunnen sey, in welchem seiner Zeit die ersten 7000 Pommern durch Bischof Otto von Bromberg getauft wurden. Wir besuchten diesen Brunnen. Auch wußte Johanna, daß Pyritz ehemals eine Festung war, von der jetzt noch vier bis fünf hohe Thürme und drei alterthümliche Thore übrig waren. Von hier fuhren wir nach Stargard und kamen an einen großen See, der wegen seinen köstlichen Maränen, sehr delikate Fische, die man sonst nirgends im Land findet, und mit denen die Pyritzer gute Geschäfte machen, berühmt ist. In Stargard, wo der Wagen wieder vier Stunden hielt, ließen wir uns ein Zimmer geben und ein Mittagessen in demselben serviren. Hier fing des Mädchens Neugierde hinsichtlich meiner an rege zu werden, und sie gab sich viel Mühe, meine frühern Verhältnisse zu erforschen, ich theilte ihr manches was ich für gut fand mit, und sie schien ganz Auge und Ohr, endlich aber ließ auch ich den Wunsch blicken, näher über ihre Verhältnisse unterrichtet zu werden. Des Mädchens Wangen überzog nun eine leichte Röthe, die jedoch immer stärker und zuletzt fast hochroth wurde, dabei funkelten ihre Augen wie Feuer, sie nahm endlich meine Hand, faßte sie krampfhaft und sprach: Sie flößen mir volles Vertrauen ein und ich will mich Ihnen ohne Rückhalt entdecken. Ich war die Verlobte eines der Offiziere von Schills Corps, die Napoleon so feigerweise erschießen

ließ. Wir liebten uns beide auf das Innigste und wollten bessere Zeiten abwarten, unsere Vermählung zu feiern. Der grausame unverdiente Tod meines Geliebten machte mich beinahe rasend und fast zur Menschenfeindin, wenigstens zur eingefleischtesten Franzosenfeindin. Als nun unser edler König den Aufruf zur Befreiung und Rettung des Vaterlandes an sein treues Volk erließ, da schwoll auch mir die Brust und das Herz bebte mir vor Ungestüm und Rachedurst im Busen. Ich legte Mannskleider an, verließ, ohne ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, das elterliche Haus, trat bei dem Bülow'schen Corps als Freiwilliger ein, und habe als solcher die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht. — Als ich sie verwundert und etwas zweifelhaft anblickte, da streifte sie den rechten Aermel ihres Kleides in die Höhe und zeigte mir eine erst kurz vernarbte breite Wunde, die sie von einem französischen Chasseur a cheval bei Brienne erhielt, und sie längere Zeit im Lazareth zurückgehalten hatte, bei welcher Gelegenheit man auch zuerst ihr Geschlecht entdeckte. Erst jetzt hatte sie an ihre bekümmerten Eltern geschrieben, was aus ihr geworden. Sie kam nun ganz genesen von Berlin, wo sie sich in der letzten Zeit aufgehalten, wollte ihren Oheim in Colberg, der daselbst verheirathet war und eine Civil-Anstellung bekleidete, besuchen, bevor sie in das Vaterhaus zurückkehrte, wovor sie einige Scheu hatte und das Vergangene durch den Oheim erst zu vermitteln wünschte. Daß dies Alles ganz der Wahrheit gemäß war, davon hatte ich später Gelegenheit mich vollkommen zu überzeugen. Wir erzählten uns nun gegenseitig Begebenheiten aus unsern Feldzügen und wurden dadurch so vertraut, daß wir bald nur noch ein Herz und eine Seele waren. — Als wir wieder in den Wagen stiegen, kam ein neuer Passagier, ein ältlicher Mann noch hinzu, es war der Gatte der Frau mit dem schwermüthigen Blick, beide trockneten sich die verweinten Augen, und wir erfuhren nun, daß dieses Ehepaar auch einen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling verloren hatte, der bei dem Schill'schen Corps als Unteroffizier gestanden und mit seinen Gefährten gefangen auf die Galeeren Frankreichs abgeführt worden war, wo er kurz vor dem Frieden von 1814 starb. Seine Mutter hatte eigens die Reise nach Frankreich unternommen, um sich Gewißheit über das Schicksal ihres Kindes zu verschaffen, die ihr auf eine traurige Weise ward. „Ha, der Wüthrich, der Spitzbube Napoleon! rief Johanna knirschend aus. In Nau-

garten angekommen, wo die unglücklichen Eltern zu Hause waren, trennten sie sich von uns, und da von hier eine Seitenpost nach Colberg besonders abging, so mußten wir abermals einen halben Tag auf die Weiterbeförderung warten. Wir brachten diese Zeit recht vergnügt zu, und ich bewog Johanna, nachdem wir uns ein Zimmer hatten geben lassen, ihre Jäger-Uniform einmal anzulegen, die sie in einem Mantelsack bei sich führte. Sie willigte lächelnd in meinen Wunsch und ich war ihr im Anlegen derselben möglichst behülflich, die Uniform kleidete sie allerliebst. Wir machten nun förmlich Kameradschaft miteinander, tranken Brüderschaft auf Du und Du, und ruhten endlich Arm in Arm erschöpft und matt aus. Ich half zuletzt meinem liebenswürdigen Kameraden seine weiblichen Kleider wieder anlegen, da die Zeit der Abfahrt herannahte. Von hier bis Colberg aber ging nicht einmal ein bedeckter Wagen mehr, sondern, wie auf allen Seitenstationen, nur ein offener Korbwagen, das heißt, ein gewöhnlicher Bauerwagen, in den man ein Korbgeflechte gelegt und einige Strohsitze angebracht hatte. Dies waren die Postwagen zu den Orten, die nicht an der großen Heerstraße lagen. Meine Kriegsgefährtin und ich waren die einzigen Passagiere von hier bis Colberg, wir ruhten recht traulich Arm in Arm und fuhren die ganze Nacht durch über Greifenberg und Treptow an der Rega. Auch in der Nähe dieser Stadt befindet sich ein Brunnen, an dem Otto von Bromberg über 1000 Heiden durch die Wassertaufe in Christen verwandelte. In dieser Gegend liegt auch das Stift Belbuk, bekannt, weil dessen Abt sammt all seinen Mönchen 1513 plötzlich lutherisch wurde, ohne sich an den päpstlichen Bann, noch an die verheißene ewige Verdammniß und ihre Höllenschlünde, die ihnen der heilige Vater mit grellen Farben vormalte, zu kehren. Es war zwar eine Julinacht die wir durchfuhren, und ich hatte deßhalb auch nur sehr leichte Sommerbeinkleider auf dem offenen Wagen angelegt, nicht bedenkend, daß ich nicht mehr am mittelländischen, sondern in der Nähe des baltischen Meeres war. Wir schliefen beide, Johanna an meiner Brust ein, je näher wir aber der Küste kamen, desto fühlbarer wurde ein sehr rauher und unfreundlicher Wind, und gegen Morgen überfiel mich ein kalter Schauer und Frost, ich fühlte mich unwohl und war froh als wir endlich über die Zugbrücken und durch die Thore der Festung Colberg einfuhren. Ich eilte mit meinem Kameraden, der mehr an

dieses Klima gewöhnt und nicht so erfroren war, in das erste beste Gasthaus, die Stadt London auf dem Markt, wo ich uns jedoch Anstands halber zwei Zimmer geben ließ. Es war erst vier Uhr des Morgens als wir ankamen, und Johanna konnte ihren Oheim so frühe nicht aufsuchen, auch kannte sie dessen Wohnung nicht. Ich hatte mir eine furchtbare Erkältung zugezogen und warf mich unter den heftigsten Leibschmerzen auf das Bett. Fast drei Monate hatte ich mit dem Uebel zu kämpfen, das kein Arzt zu heilen verstand, bis endlich der Zufall mich ein wirksames Heilmittel entdecken ließ, und dies waren — Heidelbeeren; nachdem ich einen tüchtigen Teller voll mit rothem Wein gekocht davon gegessen, war ich plötzlich wie durch ein Wunder wieder hergestellt. Erst gegen Mittag, nachdem ich mich ein wenig erwärmt hatte, war ich im Stand das Bett zu verlassen; ich steckte mich rasch in die Uniform und eilte nach der Commandantur, um mich zu melden, Oberst Streit aber empfing mich mit einem Wischer, weil ich mich nicht früher gemeldet, und doch mit der Morgenpost angekommen sey, es war gerade Zeit zur Parade, er beschied mich nach derselben wieder zu sich. Ich meldete mich nun auch bei meinem Bataillons-Commandanten, dem Major von Hackwitz, der aber das Bataillon nur interimistisch commandirte, dieser empfing mich sehr artig, und auf der Parade umringten mich meine neuen Kameraden, unter denen viele Westphalen und einige ältere Offiziere waren. Als ich mich nach der Parade der erhaltenen Ordre gemäß wieder auf die Commandantur begab und anklopfte, da empfing mich der barsch: „eintreten“ rufende Oberst mit den Worten: „Bettelleute klopfen an, aber nicht die Herrn Offiziere.“ Dieser abermalige unfreundliche Empfang machte einen äußerst unangenehmen Eindruck auf mich, und ich konnte mich nicht enthalten zu erwiedern: aber Herr Oberst, ich trete eben erst in preußische Dienste, und kann unmöglich schon alle Details derselben kennen. — Wohl, Sie müssen sich aber bemühen, sie so schnell wie möglich kennen zu lernen. — Dies wird mein Bestreben seyn. — Nun frug mich der Commandant Verschiedenes, was auf meine frühern Dienstverhältnisse Bezug hatte, und war dann weniger mürrisch, so daß wir zuletzt ziemlich gut von einander schieden. Ich übernahm jetzt das interimistische Commando der ersten Compagnie des Bataillons, deren Hauptmann, ein Herr von Pfündöl, in Bälde von Gumbinnen hierher versetzt, eintreffen sollte. Der

Feldwebel brachte mir nebst dem Compagnierapport ein Quartierbillet, vermittelst dessen ich zu einem Kaufmann Namens Hackstock, unweit dem Markt in der Börsenstraße, einquartiert wurde. Johanna hatte sich indessen zu ihrem Oheim begeben, der an ihre Eltern nach Danzig geschrieben, deren Antwort sie bei demselben abwarten wollte. Wir brachten einstweilen jeden Abend vergnügt und traulich mit einander zu. Ich trat meinen neuen Dienst an, bestrebte mich die mir obliegenden Verrichtungen möglichst bald kennen zu lernen, was auch schnell der Fall war. Doch zog sich gleich in den ersten acht Tagen ein artiges Donnerwetter aus folgender Veranlassung über meinem Haupt zusammen. In französischen Diensten hatten wir fast nie die Degenquasten (dragonnes), die man im Deutschen ganz fälschlich portépée (Degenträger) nennt, angemacht, namentlich trug sie fast kein Offizier im Feld, und sie galten für eine sehr unwesentliche Verzierung. Ich hatte mir zwar in Berlin eine solche von Silber und schwarz, wie sie im preußischen Heer seyn muß, angeschafft und an meinen Säbel gemacht, jetzt mußte ich jedoch einen preußischen Degen tragen, kaufte mir einen solchen, vergaß aber die Quaste an denselben anzulegen, und so kam ich ohne Portepée auf die Parade. Bald bemerkten dies mehrere ältere Offiziere, man zischelte sich einander zu, auf mich sehend, der Major und der Commandant wurden endlich auch aufmerksam, und Oberst Streit fuhr mich nun mit einem schweren Donnerwetter an, so daß es ein allgemeines Aufsehen erregte und sich alle ältern Offiziere nicht genug verwundern konnten, wie ein Offizier ohne Portepée erscheinen könne, sich zum Theil auch etwas hämisch deßhalb ausließen; dies Alles machte mir zuletzt den Kopf so warm, daß ich ganz piquirt und laut, daß es Jedermann verstehen konnte, sagte: „der Offizier steckt doch wahrlich nicht in der Degenquaste; wenn der Mann nichts taugt, so läuft gewiß kein Feind vor dem Portepée davon, und ich habe mich lange genug ohne ein solches tüchtig geschlagen.“ Diese Worte machten einen furchtbaren Rumor, der sich damit endigte, daß mir der Commandant sofort einen 24stündigen Arrest ankündigte und noch obendrein einen Verweis gab. Diese Vorfälle machten mir gleich anfänglich den Dienst sehr zuwider und setzten böses Blut, hierzu kam noch mein langes Unwohlseyn in Folge der Erkältung. Die sehr öde und traurige Lage Colbergs an der Persante, ohnweit der Mündung dieses Flusses in die Ostsee, wo sich nur ein

einziger, kaum leidlicher Spaziergang nach der sogenannten Maikuhle, ein kleines Gehölz, befand, war nicht geeignet, diese Mißstimmung zu mindern. Ich hatte Anfangs auch nicht einen einzigen Bekannten, und den neunten Tag nach unserer Ankunft verließ auch Johanna die Stadt wieder, um sich zu ihren Eltern, die sie mit großer Sehnsucht erwarteten, zu begeben. Ich fühlte mich jetzt recht einsam und verlassen, um so mehr, da die Festung vorerst auch nicht die mindeste Zerstreuung bot, die Offiziere standen sich alle noch sehr fremd einander gegenüber, der Garnisonsdienst war sehr streng und mußte recht pedantisch kleinlich versehen werden. Nachdem ich ungefähr 14 Tage hier verweilt, erhielt ich plötzlich eine Einladung zur Tafel bei dem Commandanten, der nun zuvorkommend freundlich war, allerlei Scherze machte und eine sehr liebenswürdige feingebildete Dame zur Frau hatte, die früher Hoffräulein am Dessauer Hof war, und er als Wittwer heirathete; von jetzt an wurde mir der Aufenthalt etwas erträglicher, es kamen auch immer mehr Offiziere an, von denen mehrere verheirathet waren und eine liebenswürdige Familie mitbrachten, unter ihnen auch unser wirklicher Bataillonschef, der Obristlieutenant von Witke, ein verdienstvoller Militair, der drei sehr liebenswürdige, eben aufblühende Töchter hatte.

Die Stadt Colberg selbst liegt einsam und öde in einem Winkel an der Ostsee, hat nur wenige und eben nicht sonderlich anmuthige Gärten, keine Baumstücke, keine Gemüsefelder, keine bunten Blumenwiesen umgeben die ernste Festung. Ein Spaziergang um das Glacis derselben oder nach Kuhphals Wirthsgarten war die ganze Recreation in der Nähe der Stadt, etwas weiter war die schon genannte Maikuhle, ein mit Bäumen bepflanzter und mit Blockhäusern und Schanzen versehener Sandhügel; eine gute Stunde von der Stadt befand sich ein Wald, der Busch genannt, in dem ein Jägerhaus lag, nach dem im Sommer bisweilen Parthien zu dem Förster Ott gemacht wurden, der Weg dahin war aber kahl und zog sich zwischen lauter Kartoffelfeldern hin. Noch ein anderer ländlicher, weniger entfernter Ausflug ging nach dem Bullenwinkel, wo man sich bei Buttermilch und mitgebrachten Semmeln ergötzte. Dies waren alle Naturschönheiten, die Colbergs Umgebung aufzuweisen hatte. Das Innere der Stadt war womöglich noch unfreundlicher, die Straßen hatten fast lauter uralte Giebelhäuser, andere sah man nur ausnahmsweise. In einem

solchen Haus befand sich in der Regel nur eine lange schmale Stube mit einem sehr großen Fenster und einem Alkoven im Hintergrund, in welchem die Familie schlief. Diese Gebände waren meist von Stein, aber schlecht und ohne alle Symetrie gebaut, sehr hoch, mit einem ungeheuern Vorplatz und großen Thüren; der einzigen Stube gegenüber und durch einen Gang getrennt befand sich in der Regel ein Laden, Magazin oder die Werkstätte; der übrige Raum bis zum Giebel bestand in 4 bis 5 ungeheuren Böden für Frucht, Gerste, Malz und dergleichen, nebst ein Paar Kammern. Diese Einrichtung schreibt sich noch aus den Zeiten her wo in Colberg die Niederlage des großen Kornhandels an dem baltischen Meer war, der sich aber schon länger als ein Jahrhundert weg, und meist nach Danzig gezogen hatte. Obgleich die meisten Einwohner, etwa 8000, wohlhabende und mehrere enorm reiche Leute waren, so dachten doch nur wenige daran, sich bequemere Wohnhäuser zu bauen, sie waren einmal an diese, größtentheils höhlenartigen Wohnungen von Eltern und Ureltern her gewöhnt, wußten es nicht besser und befanden sich ganz behaglich in denselben, obgleich Mauern und Wände feucht, besonders in den Alkoven salpeterartig waren, sind ihre Bewohner dennoch gewöhnlich ein starker und gesunder Menschenschlag. Ihre Lebensart war eben so einfach wie ihre Wohnung, das tägliche Mahl bestand in der Regel in Häringen, Kartoffeln und Buttermilch; Fleisch, grüne Gemüse und an hohen Festen ein fetter Gänsebraten wurden nur ausnahmsweise genossen; mehr speiste man Seefische, die aber nicht immer sehr frisch waren und oft schon einige Tage im Lande herumgefahren wurden bevor sie auf den Markt nach Colberg kamen. Neunaugen, geräucherte Lachse und Spickgänse oder geräucherte Gänsebrüste waren Delikatessen, die meistens ausgeführt wurden. Die pommerschen Gänse sind wegen ihrer Größe und ihrem Fett berühmt und über die gewöhnlichen Gänse eben so erhaben wie die westphälischen Schweine über andere deutsche Schweine. Der wenige Luxus der hier herrschte und die geringe Gelegenheit Geld auszugeben, während doch immer noch ansehnlich verdient wurde, machte, daß es sehr viel reiche Leute gab, die von Urgroßeltern und noch länger her schon die alten Thaler in Kisten und Kasten aufgespeichert, Mädchen mit einer baaren Aussteuer von 50, 80 und 100,000 Thalern waren gerade keine so große Seltenheit. Unter den Merkwürdigkeiten der in vieler Hinsicht

sonderbaren Stadt steht die große Marienkirche oben an, es ist ein hohes weitläufiges Gebäude, dessen ungeheurer, fast ganz leerer Raum ihm ein schauerliches Ansehen verleiht, um so mehr, da die Kirche in einem so schlechten Zustand war, daß überall Wind und Luft Zugang fanden, und Eulen und andere Nachtvögel ihre Residenz in derselben aufgeschlagen hatten, ja die Sperlinge waren so unverschämt, während dem Gottesdienst die Nase des Predigers auf der Kanzel zu umschwirren. Die Kirche hat viele Seitengebäude und Anhängsel, ist uralt und von dem Ertrag der Pfennige erbaut worden, die zwei Mönche von den frommen Seelen in ganz Deutschland erbettelten, sie war ursprünglich dem katholischen Glauben gewidmet. Eigentlich war es nur noch eine gut erhaltene Ruine mit sehr dürftiger Ausschmückung; mehr als tausend Scheiben der großen Fenster waren zerbrochen, sie machte die Wirkung eines unermeßlichen Grabgewölbes auf mich. An einem der dicken Pfeiler hing ein altes seltsames Gemälde, welches folgende, eben so sonderbare Begebenheit darstellte. Als die Stadt Colberg — ich entsinne mich nicht mehr in welchem Jahr — vor vielen Jahrhunderten einst von den Wenden belagert wurde, schon in der höchsten Bedrängniß, und die Noth am größten war und Alles verloren schien, da thaten sich, o Wunder! die Gräber der Todten auf dem Kirchhof auf, und die Gerippe der Verstorbenen entstiegen trefflich bewaffnet denselben, kamen den lebenden Kämpfern noch gerade zur rechten Zeit zu Hülfe, schlugen die Wenden in die Flucht und jagten sie zum Teufel. Als dies geschehen und die Stadt von dem furchtbaren Feind befreit war, suchten die Todten wieder ihre Gräber auf, und legten sich in denselben abermals zur Ruhe, als ob gar nichts vorgefallen sey. Auch ein sehr großer siebenarmiger Riesenleuchter, den man vor mehrern Jahrhunderten in dem Meer bei Colberg gefunden, ist im Hintergrund dieser Kirche aufgestellt. Mehrere Colberger behaupteten in allem Ernst, es sey einer der Leuchter aus dem Tempel Salomonis. Der ziemlich hohe Thurm dieser Kirche ist in nicht viel besserem Zustand als diese selbst, und wenn bei gewissen Gelegenheiten, wie z. B. in der hier sehr eisigen kalten heiligen Nacht, die Geburt Christi durch Posaunen von demselben verkündet wird, so tönt es in den Gewölben der Kirche, als kündige man das jüngste Gericht an, besonders wenn die gewaltigen Nordstürme ein obligates Accompagnement dazu sausen, wie dies in der Regel der Fall ist. Colberg

steht überhaupt in einem so entlegenen und von den großen Heerstraßen entfernten Winkel, daß sich nur selten Fremde oder Reisende hierher verirren, meistens wandernde Künstler oder Musterreiter, beide machen aber in der Regel schlechte Geschäfte. Das Klima ist unfreundlich, das Wetter meist stürmisch, der Winter immer sehr streng und kalt, der Schnee liegt lange und hoch und selbst im hohen Sommer entsteigen in der Mittagsstunde dichte kalte Nebel der See, die sich schnell über die ganze Gegend ausbreiten und sie in einen dichten grauen Schleier hüllen. Wer sich so plötzlich aus einem Klima wie das von Corfu, wo ich noch einen Theil des vorjährigen Sommers zubrachte, hierher versetzt findet, dem scheint dies Land ein wahres Siberien. Dabei ist die Stadt das wahrhafte und wirkliche Krähwinkel, jedoch nicht in Bezug auf ihre braven Bewohner, denn in dieser Beziehung sind es viel größere Städte, wie z. B. Frankfurt weit mehr, sondern weil sich die geflügelten wirklichen Krähen zu Hunderttausenden die Giebeldächer der alten Stadt seit undenklichen Zeiten zu ihren Sitzen ausersehen haben, deren Geschrei und graues Aussehen das Düstere noch vermehrt. Uebrigens sind die Einwohner sehr biedere, wackere und brave Leute, noch von altem Schrot und Korn, und stehen ihren Mann auch vor dem grimmigsten Feind, wie sie es schon öfters zur Genüge bewiesen haben; sie sind dabei gesellig, zuvorkommend gegen Fremde, und freundlich gegen die Garnison, sie selbst scheinen sich ihrer Verdienste unbewußt, und erwähnten nur mit der äußersten Bescheidenheit der letzten heldenmüthigen Vertheidigung Colbergs, zu der sie doch das meiste beigetragen. Der gesellschaftliche Verein der hiesigen gebildeten Welt führte den Namen Harmonie, und zwar mit Recht, denn diese herrschte damals ungestört in demselben. In dem Lokal dieser Gesellschaft wurden Bälle, Concerte, Festmahle u. s. w. veranstaltet. Die Frauen und Töchter der Honoratioren kamen zweimal in der Woche hier zusammen, um miteinander zu plaudern und zu arbeiten, im Sommer geschah dies in dem Harmoniegarten, im Winter wurden alle 14 Tage Bälle, im Carneval auch in Costümen gegeben. Die Familien der Angestellten, die Offiziere der Garnison und die Kaufleute bildeten einen ansehnlichen Cirkel, dem sich der in geringer Zahl hier befindliche pommersche Adel anschloß, auch kamen häufig die adeligen Gutsbesitzer aus der Umgegend mit ihren Familien zu den Festen in der Stadt.

mal hatten die Bomben und Granaten ein gefährliches Feuer angefacht und viermal hatte es Nettelbeck gelöscht. Die Redoute auf dem Wolfsberg wurde mehrmals vom Feind genommen, aber die Belagerten erstürmten sie wieder, tödteten dem Feind 500 Mann, während sie nur 100 verloren, unter denen der Vicekommandant Wallenfels war, den eine Kugel zerschmetterte, und machten 250 Gefangene. Den folgenden Tag nahmen die Franzosen durch ungeheure Uebermacht die Redoute wieder, aber das Corps Schills erbeutete einen Transport Lebensmittel, die ein Dutzend Wagen für die Belagerer herbeiführten. Aus den Stubenhager Schanzen wurden die Franzosen wieder hinausgeworfen und bei einem Sturm auf die Lauenburger Vorstadt mit großem Verlust zurückgeschlagen, drei Tage währte der wüthende Kampf auf dieser Seite. Den 1. Juli wurde die Stadt mit einem Bomben- und Kugelregen überschüttet, und eine derselben zündete den Munitions-Vorrath auf der Kirche, was eine furchtbare Explosion verursachte, durch welche viele Leute, namentlich Artilleristen getödtet wurden. Zu gleicher Zeit näherten sich drei starke feindliche Colonnen der Festung, das Rathhaus stand in Flammen und brannte sammt seinem Thurm nieder, die Franzosen nahmen den Wolfsberg weg, von dem sie nach der Münde vordringen wollten, aber die Schill-schen Husaren hieben so derb ein, daß sie die Flucht ergriffen. Gerade als sich der Kampf am wüthendsten entspann, machte ihm die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden ein Ende. Das Belagerungscorps, aus Franzosen, Polen, Holländern und Sachsen bestehend, war an 20,000 Mann stark, während die Besatzung sammt den kampffähigen Bürgern nicht den vierten Theil betrug. Das Belagerungscorps kommandirten hintereinander drei Generale, unter denen Mortier war. Diese tapfere Vertheidigung Colbergs ist ein Lichtpunkt in dem sonst so düster-unglücklichen preußisch-französischen Krieg von 1807, hätte sich das mächtige Magdeburg und die andern Festungen so gehalten, niemals wäre Preußen von den Franzosen unterjocht worden. Der König erkannte Colbergs und Nettelbecks Verdienste wohl an, sprach das erste von aller Kriegs-Contribution, nahe an 200,000 Thaler, frei, und dem braven Nettelbeck wurde die Ehre zu Theil, an die königliche Tafel gezogen zu werden, wo er den Ehrenplatz zwischen dem König und der Königin einnehmen mußte; seine Tochter, noch ein Kind, wurde auf königliche Kosten erzogen, erhielt eine bedeu-

tende Aussteuer, und aus Colbergs Besatzung wurde ein Regiment gebildet, das auf alle Zeiten den Namen Colberg führen sollte.

Ich begann nun mich nach und nach heimischer zu finden, obgleich meine Dienstverhältnisse gerade nicht immer die angenehmsten waren, woran ich indessen zum Theil selbst große Schuld trug, da ich mich über manche Dinge, die mir ungewohnt waren oder ungereimt schienen, ganz unverholen und oft sehr schonungslos ausließ, was mir dann sowohl bei meinen Vorgesetzten als ältern Kameraden Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten verursachte, die oft nur durch die Klinge beigelegt werden konnten und mich in den Ruf eines händelsüchtigen Menschen brachten. Ich konnte zu wenig den französischen Feldbienst und das französische Leben vergessen und moquirte mich gern über manches was wohl nach Pedantismus roch, doch war damals schon der preußische Dienst fast von allen kleinlichen Erbärmlichkeiten gereinigt und in hohem Grad human, besonders auch gegen den gemeinen Mann. Das große Rechtlichkeitsgefühl und Wohlwollen des Königs war von den höchsten bis zu den untersten Klassen der militärischen Hierarchie gedrungen.

Die ersten Bekanntschaften unter den Einwohnern machte ich bei der Feier des Geburtstags des Königs, die mit großem Jubel begangen wurde. Nach der großen Parade war ein Diner und Abends Ball in der Harmonie, den der Commandant mit einer Polonaise eröffnete. Unter den anwesenden Damen bemerkte ich sogleich eine sehr zierlich und fein gebaute junge Frau, die sich mit außerordentlicher Anmuth im Tanz bewegte. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß es die Gattin eines Kaufmanns, Namens G... war, und engagirte sie zum ersten Walzer; kaum hatten wir dreimal die Tour im Saal gemacht, so dankte sie, setzte sich wieder auf ihren Platz, und ein Paar Sekunden darauf tanzte sie schon wieder mit einem andern; da ich diese, hier allgemein gebräuchliche Sitte nicht kannte, so fiel mir dies gewaltig auf, und ich wollte meine hübsche Tänzerin so eben deßhalb zur Rede stellen, als ich sah, daß es die andern Damen mit ihren Cavalieren ebenso machten, und durch einen Kameraden erfuhr, daß dies in Pommern Mode sey, eben um Zurücksetzungen und Händel zu vermeiden, da auf diese Weise jeder Herr mit jeder Dame zum Tanz kommen könne. Ich fand dies jetzt sehr vernünftig und

tanzte in demselben Walzer nochmals mit Madame S.... nachdem sie abermals abgedankt hatte. Auf diesem Ball waren so ziemlich alle Schönheiten der Honoratioren Colbergs beisammen, und wunderschöne und liebliche Mädchen unter denselben, wie die Fräulein von Gundenreich, drei sehr reiche Erbinnen, ein Fräulein Justke, von Bayinsky, eine Frau Doktor M. u. s. w., eine wahre Flora von Schönheiten und Liebenswürdigkeiten, daß einem die Wahl hätte schwer werden können, doch fand ich an Madame S.... ein so anmuthiges, aufgewecktes und zierliches Weibchen, daß ich von soviel Liebenswürdigkeit hingerissen, mich von diesem Tag ihrem Dienste vorzüglich zu widmen beschloß. Ein tragi-komischer Vorfall machte, daß dieses Fest auf eine kurze Zeit unterbrochen wurde. Der Chef der Artillerie hatte nämlich mit dem Commandanten von Colberg, Obersten Streit, als die Herren schon ziemlich allegro bei einer Bowle Punsch saßen, um ein Dutzend Flaschen Ungarwein gewettet, daß letzterer auch nicht einen Kanonenschuß in der Festung thun lassen könne ohne sein Wissen und seine Genehmigung (die Ordre dazu mußte erst an den Artilleriechef gelangen und ihm gemeldet werden, da kein Artillerieoffizier ohne diese abfeuern lassen konnte). Oberst Streit aber gab dem Platz-Adjutanten insgeheim Befehl, ein Paar Reserve-Kanonen aus dem Zeughaus, wozu die Schlüssel bei der Commandantur waren, holen, sie so geräuschlos wie möglich in der Börsenstraße gegen die Harmonie zu auffahren und richten, so wie durch Artilleristen aus dem Invaliden-Bataillon bedienen zu lassen, und dann auf ein von ihm mit einem weißen Schnupftuch am Fenster gegebenes Zeichen abzufeuern. Als man dem Commandanten berichtet hatte, daß alles nach seiner Ordre bereit wäre, sagte er zum Major v. Gaeti, Chef der Artillerie: Nun, Herr Major, lassen Sie uns die Gesundheit Sr. Majestät unsers hochverehrten Königs ausbringen und mit Kanonendonner accompagniren. Der Major erwiederte lächelnd: ich bin es zufrieden und stieß mit dem Oberst an, der ausrief: Hoch lebe unser edler König! zugleich mit dem Schnupftuch an dem Fenster winkend, und in demselben Augenblick, es war gegen Mitternacht, donnerten die Kanonen zum Schrecken und Erstaunen der ganzen Harmoniegesellschaft, aber auch alle Fensterscheiben fielen klirrend in den Saal, so daß die Damen schreiend die Flucht ergreifen wollten; Jedermann sah sich betroffen gegenseitig an und wußte nicht was er von dem Vorfall denken sollte, zumal da sich

die Kanonenschüsse erneuerten und deren einige zwanzig fielen; doch klärte sich die Sache bald auf, und das unterbrochene Fest nahm wieder seinen, nicht ferner gestörten Fortgang. Der Herr Oberst hatte zwar den Ungarwein gewonnen, mußte aber ein paar hundert Thaler für die zerbrochenen Scheiben zahlen, denn nicht allein alle Fenster der Harmonie waren zerschmettert, sondern auch links und rechts die der Häuser in der Börsenstraße, von dem Platz wo die Kanonen standen bis zum Harmoniegebäude, welches Face machte. Es war demnach eine sehr theuer gewonnene Wette. — Erst um drei Uhr endigte das Fest, auf dem ich mit Mad. G... schon so weit gekommen war, daß sie mir mit vielsagendem Blick eine beste Nacht wünschte. Wenige Tage darauf sah ich sie nebst noch andern Damen wieder in dem Harmoniegarten, wo die neue Bekanntschaft freundlichst fortgesetzt wurde. Kurz vorher war der Hauptmann von Pfündöl angekommen, dem ich nun die Compagnie hatte übergeben müssen, er befand sich auch bei der Gesellschaft im Garten, und als die Sprache auf Berlin kam, erzählte ich, daß ich daselbst bei meinem Wirth, ein Herr v. Pokwisch, eine so überaus freundliche Aufnahme gefunden und überhaupt die Berliner nur zu rühmen hätte. Pfündöl fragte mich hierauf mehr und sehr genau nach den nähern Umständen der Familie v. P., so daß es mir auffallen mußte. Ich konnte ihm indessen nur Gutes und Lobenswerthes von jedem Mitglied derselben mittheilen. Endlich fiel er mir lächelnd mit den Worten in die Rede: Herr Kamerad, das war Ihnen gerathen; wissen Sie, daß die alte Frau von Pokwisch meine Schwester und deren Sohn folglich mein Neffe ist, die junge Frau habe ich aber noch nicht gesehen. Von diesem Augenblick an waren wir die besten Freunde und Kameraden.

Noch denselben Tag schritt ich in der Gunst der Madame G. so weit voran, daß sie mir das Haus einer ihrer Bekannten, eine gewisse Madame Sparschuh, empfahl und zu verstehen gab, daß ich sie in demselben oft antreffen könne, ich fand auch schnell Mittel, mich bei dieser, schon etwas ältern Dame, deren Gatte die meiste Zeit abwesend war, zu introduciren, und bald brachte ich ganze Nachmittage in Gesellschaft der Madame G... daselbst zu, während Madame Sparschuh so gütig war, sich mit Haushaltungsangelegenheiten zu beschäftigen und uns manches Stündchen ganz allein zu lassen, wohl auch dafür zu sorgen, daß wir nicht unan-

genehm überrascht werden konnten, was wir dann bestens zu benutzen verstanden.

Damals waren gerade viele junge Soldaten zu dem Bataillon gekommen, die einexercirt und im Dienst geübt werden mußten, weßhalb die wachthabenden Offiziere vom Commandanten dahin instruirt worden waren, die Wachen öfters zur Uebung unters Gewehr treten und präsentiren zu lassen, dies benutzte ich nun wenn ich die Hauptwache kommandirte, so oft eine von meinen Schönen vorüberging, was häufig namentlich mit Madame G... der Fall war, die, wenn sie wußte daß ich auf der Wache war, einigemal des Tages kam. Bald bemerkten es indessen die der Hauptwache gegenüberwohnenden Nachbarn, und besonders eine Apothekersfrau Namens Julius, welche nicht sehr schön und liebenswürdig, auf die jüngern Damen eifersüchtig war, und es einzurichten wußte, daß die Sache dem Commandanten zu Ohren kam, der darauf einmal bei der Parade die Herren Offiziere vornahm — es waren noch mehrere welche dasselbe Manoeuvre ausführen ließen — und mit einem bedeutenden Blick auf mich und meine Kameraden sagte: „die Herrn wachthabenden Offiziere möchten doch nicht gerade in dem Augenblick die Wache ins Gewehr treten lassen wenn gewisse Damen sichtbar würden.“ — Wir ließen uns dies gesagt seyn und mieden es fortan. — Außer Madame G... machte ich bald noch die Bekanntschaft ihrer hübschen Cousine, der Frau Doctor M., bei einer Kaffeegesellschaft im Bullenwinkel. Die Colberger Damen veranstalteten nämlich sehr häufig solche Kaffeeklatsche's, im Winter in ihren Häusern, im Sommer aber auf einem nahegelegenen ländlichen Ort, wobei außer Kaffee und Kuchen noch reichlich süße Weine, Spickgans und andere Leckerbissen servirt wurden. Diejenigen Damen welche intimere Bekanntschaften mit Offizieren hatten, ließen diese wissen wenn eine solche Zusammenkunft auf dem Land, wozu man fast immer den Bullenwinkel wählte, stattfinden sollte, und sie stellten sich bei denselben wie auf einem zufälligen Spaziergang ein, man lud sie dann höflichst, eine Tasse Kaffee anzunehmen, und brachte so den Nachmittag recht vergnügt mit ländlichen Spielen: Schaut euch nicht um, der Fuchs geht herum; Gut Bier feil, und besonders Versteckens ꝛc. zu. Der romantische Bullenwinkel bestand aus einigen Wirthschafts- und Oekonomie-Gebäuden, die an den Ufern eines mit

Erlen, Eschen und Weiden besetzten Baches lagen. Die Gesellschaften waren immer einige zwanzig bis dreißig Personen und mehr stark, und die Blüthe der Colberger Frauen und Mädchen kam da zusammen, um Kaffee oder auch Buttermilch zu schlürfen und neue Bekanntschaften zu machen, während die Männer und Väter dieser Damen ganz ruhig auf ihren düstern Schreibstuben bis zum Untergang der Sonne arbeiteten und in Kaffee, Zucker, Weinen rc. spekulirten. Mit einem andern jungen Offizier, dem Lieutenant Willmann, hatte ich nähere Freundschaft geschlossen, so daß wir uns unsere Abentheuer und Verbindungen gegenseitig mittheilten und einander behülflich waren. Seine Auserkohrene war eine junge Wittwe, die Kriegsräthin W., eine ziemlich türkische, das heißt corpulente Schönheit, denen ich nie einen Geschmack abgewinnen konnte; dagegen hatten Madame G... und ihre Cousine beide Sylphidengestalten, erstere war aber von einem so zarten Nervenbau, daß sie vor lauter Entzücken oder auch aus Aerger und Gemüthsbewegung leicht in einen völlig bewußtlosen Zustand versank, und bis zur Beängstigung in demselben verblieb. Bald merkte sie, daß ich mit der Frau Doctor M. auf einem freundschaftlichern Fuß als ihr lieb war, stand, was zu Neckereien und unangenehmen Scenen Veranlassung gab. Als eines Nachmittags im Bullenwinkel wieder Versteckens gespielt wurde, hatte mir ihre Cousine leise zugeflüstert: ich verstecke mich in das hohe Federbett der Wirthin, dort findet mich gewiß Niemand. — Außer mir, erwiederte ich. — Das dürfen Sie nicht, weil ich es Ihnen gesagt habe. — Nun wir werden sehen. — Als alle versteckt waren, schlich auch ich mich in die Schlafkammer der Wirthin, wo ich richtig die Frau Doctorin fand, die ihr allerliebstes Köpfchen aus den berghohen Federbetten der Wirthin streckte. — Beste Frau Doctorin, ließ ich mich vernehmen, ich kann Ihnen nicht helfen, aber ich weiß keinen andern Platz zum Verstecken zu finden, als bei Ihnen im Bett. — Ja unterstehen Sie sich! — Und warum nicht? ich unterstand mich und war mit einem Hui in den Federmassen, unter der Decke und mit der liebenswürdigen Frau vereint. — Aber mein Gott, wenn man uns hier zusammen findet! — Man wird uns nicht finden, ich habe es mit der Wirthin abgemacht, lassen Sie uns also den günstigen Augenblick benützen. — Sophie wollte protestiren, mich wieder hinaus haben, aber ich war nicht der Mann, der einmal in einer Festung, dieselbe so leicht wieder

aufgab, da half kein Sträuben und Ach; aber plötzlich knarrte die Thüre, und ich schlüpfte tief unter die schwere und breite Bettdecke, bis zum Ersticken zugedeckt. Es war Madame G..., die mich überall gesucht hatte und endlich auf den Einfall gekommen war, zu sehen, ob ich mich nicht in der Wirthin, ihr und mir schon wohlbekanntem Schlafzimmer befände. Sie trat an das Bett, und ihre Cousine mit sehr erhitztem Aussehen in demselben liegen findend, sagte sie: „So, du hast dich hier verborgen, das ist so übel nicht, ich will mich mit dir zusammen verstecken.“ — Bewahre der Himmel, das geht nicht, wo denkst du hin. — Ich sehe nicht ein warum .... Nein das leide ich ein für allemal nicht, du gehst deiner Wege. — Aber Madame G... war nicht die Frau die sich so leicht abschrecken ließ, und zog und zerrte schon an der Bettdecke, welche die Doctorin um so fester an sich hielt, wobei ich ihr unterbettischerweise so behülflich war, daß es der Madame G... nicht gelang die Decke herabzureißen, und so entstand ein gewaltiges Hin- und Herzerren. Da beide Cousinen sehr laut wurden, so daß ich fürchtete, noch andere Personen möchten dazu kommen, entschloß ich mich, der Sache rasch ein Ende zu machen, warf die Decke von mir, sprang zum Bette heraus und stellte mich zwischen beide, fast gleich verblüffte Damen, suchte sie zu besänftigen, indem ich ihnen vorstellte, daß sie beide gleiches Interesse hätten, daß die Sache verschwiegen bliebe und der türkische Sultan ja ein Paar hundert Frauen zumal habe, ich also wohl auch zwei Geliebte auf einmal besitzen dürfe, besonders da ich beide gleich heftig liebe, wie sie versichert seyn könnten. Um dieser Versicherung mehr Nachdruck zu geben, küßte ich beide abwechselnd, wenn schon Madame G... sich gewaltig sträubte; die Doctorin aber, die sich besser in das Geschehene zu finden wußte, rief ihr zu: „So ziere dich doch nicht so, Minchen, es ist jetzt einmal nicht anders, und dann bleibt's ja unter der Verwandtschaft.“ — Es wurde endlich, wenigstens scheinbar, der Frieden geschlossen und besiegelt, wir begaben uns alle drei wieder zur Gesellschaft, nahmen kühlende Buttermilch zu uns und spielten dann wieder: „Schaut euch nicht um, der Fuchs geht herum,“ bis mit der Dämmerung ich beide Cousinen am Arm heimführte. Madame G... konnte aber diesen Vorfall nicht so leicht verschmerzen, sondern spielte die Eifersüchtige fort, ließ soviel wie möglich alle meine Schritte beobachten, und durch eine ihrer Mägde sogar meinen Burschen bestechen, der mir

jedoch alles wieder rapportirte und, von mir gehörig instruirt, nur sagte was ich für gut fand ihn sagen zu lassen. Indessen ließ sie dennoch ihre Cousine so genau bewachen, daß es dieser fast unmöglich wurde, einen Schritt zu thun ohne daß es Mad. G... nicht erfahren hätte, die es so einzurichten verstand, daß wir uns fast nie allein sprechen konnten. Um dies bewerkstelligen zu können, kam ich mit der Frau Doctorin überein, daß sie eine kleine Reise zu einer nahen Anverwandten nach dem 5 Meilen von Colberg entfernten Cöslin machen und ich für einige Tage Urlaub dahin nehmen solle, das Vorhaben aber so geheim zu halten, daß Madame G... vor unserer Abreise nichts erfahre. Dies glückte, und um sie irre zu führen, hatten wir hinterlassen, daß Sophie nach Treptow und ich nach Cöslin gegangen sey, fanden uns aber schon eine halbe Meile hinter Colberg zusammen und setzten nun den Weg nach Cöslin in einem offenen Wagen fort.

Cöslin ist eine hübsche freundliche Stadt, regelmäßig gebaut und noch mit einer von Thürmen flankirten Mauer umgeben. In frühern Zeiten war es stark befestigt und soll über 50 dicke Thürme gehabt haben. 1718 brannte fast die ganze Stadt ab, wurde aber nach dieser fürchterlichen Feuersbrunst so wie sie jetzt noch steht, wieder aufgebaut. Friedrich **I.** war der Wiedererbauer, seine Bildsäule steht mitten auf dem schönen Marktplatz zwischen zwei Wasserbehältern. Cöslin hat vier Vorstädte und über 6000 Einwohner, und da sich die Regierung, das Oberlandesgericht von Pommern und noch andere Behörden hier befinden, so ist der Ort sehr lebhaft und gesellig, auch ist noch ein altes Schloß vorhanden. In seiner Nähe befindet sich der Gollenberg, der höchste Berg in Pommern, und die Ufer des baltischen Meeres sind nur eine Stunde davon entfernt. Der beste Geschichtsschreiber Pommerns, Muränius, ist hier geboren. Durch Fehden, Kriege, Pest und Feuer hat die Stadt in frühern Zeiten außerordentlich gelitten, war aber jetzt wieder im Flor. — Als die verstorbene Königin Louise einst hier durchfuhr und sie viele pommersche Edelleute zu Pferde eine Strecke geleiteten, machte sie einem derselben, der ein sehr schönes Thier ritt und auch ein guter Reiter war, deßhalb ein Compliment. Der Landjunker erwiederte: Ja, Ihro Majestät, es ist ein gutes Thier, nur hat das infamige Beest fortwährend alle Löcher aufgesperrt! — Ein anderes Abentheuer widerfuhr hier dem König Friedrich Wilhelm **III.** als er durchkam. Dieser Monarch

sprach bekanntlich in sehr abgebrochenen Worten; als sein Wagen an der Post umgespannt war, sagte er zu den Postillonen: »regulair fahren!« diese aber verstanden: an die Regierung fahren, fuhren dahin und hielten dann still. Der König erkundigte sich, was dies bedeuten solle, und es wurde ihm die Antwort: Majestät, hier ist die Regierung. — Nachdem derselbe erklärt, daß er da nichts zu thun habe, löste sich das Mißverständniß auf; nun mußten die Postillone in der ziemlich engen Straße auf dem Topf umwenden, was sie so ungeschickt thaten, daß der Wagen um- und auf einen ziemlich hohen Lehmhaufen fiel, so daß der Sturz nicht sehr hart und fast ohne alle Beschädigung ablief. Die Postillone hatten jetzt große Angst und fast Kopf und Führung verloren, der König der ausgestiegen war, sprach ihnen jedoch Trost und Muth ein, und sie erhielten für die ausgestandene Angst jeder einen Friedrichsd'or Extra-Trinkgeld.

Nachdem ich mit Sophie den dreitägigen Aufenthalt in Cöslin auf das beste benutzt hatte und bei ihren Verwandten sehr gut aufgenommen worden war, fuhr ich einen Tag früher ab, damit man in Colberg, namentlich Madame G... weniger argwöhnisch seyn und uns nicht auf die Spur kommen möge. Aber die Dame hatte bereits Verdacht geschöpft, da ihre Cousine ihr kein Wörtchen von der Reise mitgetheilt, bald kam sie auch durch ihre Spione hinter die Wahrheit, und es setzte Scenen in der Doctorin Wohnung, wobei die nervöse Madame G... furchtbare Krämpfe bekam und in gänzliche Bewußtlosigkeit fiel. Um der Doctorin den Streich wett zu machen, veranstaltete sie nun gleichfalls eine kleine Lustreise, wobei ich ihr schwören mußte, das Vorhaben ihrer Cousine nicht zu verrathen, ein Schwur den ich aber nicht hielt, und da ich wußte, daß Sophie weit vernünftiger als Minchen war, ihr die Sache mittheilte, worauf wir beide herzlich darüber lachten. — Diesmal sollte die Fahrt auf das Gut eines pommerschen Landedelmannes gehen, mit dem der Mann der Madame G... einige nicht sehr bedeutende merkantilische Geschäfte machte, und der Dame einst en passant hingeworfen hatte: sie möge ihn doch einmal auf seinem Gut besuchen. Madame G... arrangirte nun eine Parthie dahin, wozu sie auch noch außer mir, Herrn und Madame Sparschuh und ein Fräulein von Bajinsky einlud, um die Sache nicht zu auffallend zu machen. Wir fuhren einen Sonnabend Nachmittag ab und langten erst gegen neun Uhr Abends in dem Dorf

des Edelmannes an. Je näher wir kamen, desto ängstlicher wurde Madame S..., die anfing einzusehen, daß sie auf eine so oberflächliche Einladung hin, wenigstens nicht noch vier fremde Personen hätte mitbringen sollen, und erst nahe bei dem Dorf entdeckte sie mir und den andern ihre Bedenklichkeiten. Ich war sogleich dafür, daß wir andern in der Schenke des Dorfes übernachten müßten, während Madame S... allein von der Einladung des Edelmannes Gebrauch machen solle, aber dies wollte sie eben so wenig, namentlich nicht daß ich mit dem Fräulein von Bajinsky, ein niedliches junges Mädchen, die Tochter eines pensionirten Majors, ohne sie unter einem Dache schlafen sollte, auch war der Krug (das Wirthshaus) in dem Dorf so beschaffen, daß wir alle in einer Kammer auf einer Streu hätten liegen müssen. Wir hielten indessen am Krug an, von wo sich Madame S... allein nach dem Schloß des Edelmannes begab, und diesem, indem sie ihm ihren Besuch ankündigte, zu gleicher Zeit auf eine Weise mittheilte, daß sie in Gesellschaft von noch vier Personen gekommen, die im Krug geblieben, daß der gute Mann wohl nicht anders konnte, als ihr den Vorschlag zu machen, sie zu ihm zu bringen; sie kam nun triumphirend zurück, uns einladend ihr zu folgen. Wir wurden indessen ziemlich frostig empfangen, besonders von der gnädigen Frau, die Unwohlseyn vorschützend, sich bald nachdem sie uns gemustert, wieder entfernte, uns dann durch einen Bedienten unsere Zimmer anweisen, zum großen Verdruß der Madame S... eines für die Damen mit drei Betten und ein anderes für die Herren, und uns auch ein ziemlich frugales Abendessen auf denselben serviren ließ, nach welchem wir alle etwas verstimmt und kleinlaut uns zur Ruhe verfügten, da wir Niemand von dem Haus mehr zu sehen bekamen. Den andern Morgen wurde uns um 8 Uhr der Kaffee gebracht und der aufwartende Bediente theilte uns mit, daß sich seine Herrschaft bestens entschuldigen lasse, und bedaure, uns nicht mehr sehen zu können, sie habe aber mit Tagesanbruch auf ein benachbartes Gut fahren müssen, dessen Eigenthümer sie diesen Besuch schon vor 14 Tagen versprochen. — Dies war denn doch ein wenig zu arg, ich dankte für das Frühstück, befahl sogleich anzuspannen, die übrigen waren vollkommen meiner Meinung, und den Domestiquen 5 Thaler in Gold als Trinkgeld hinwerfend, verließen wir den gastfreien Edelhof und waren zu Mittag wieder in Colberg zurück, sammt und sonders von dieser Plaisir-

reise wenig erbaut, und Madame G... ein wenig beschämt. — „Der soll mir aber nach Colberg und zu uns kommen, sagte sie wohl Hundertmal unterwegs, ich will ihm wieder mit Ungarwein aufwarten, dem Flegel ....“ Niemand war über dies Resultat erfreuter, als Frau Doctor M..., der ich alles nebst den kleinsten Nebenumständen mittheilte, und die sich darüber kindisch freute und halbtodt lachen wollte. Ich hatte indessen bei dieser Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Fräulein Bajinsky gemacht, die ich nun auch bald auf mein Register setzen zu können hoffte. Ich gefiel mir immer mehr in Colberg und hatte eben einen Wechsel von 400 Thalern von Haus erhalten, die mir der Banquier Mendelsohn in Berlin bei dem Haus Plüdemann in Colberg, einer der reichsten Kaufleute, anwies, und da dies schnell in der Stadt herumkam, so galt ich für sehr reich und alle Leute waren jetzt noch dreimal so artig, wie früher, gegen mich. Den hübschen Töchtern meines Bataillonschefs, so wie der elfjährigen Tochter des Commandanten gab ich Unterricht in der französischen Sprache und im Singen, so war ich sehr gern gesehen und erhielt mehr Einladungen als mir lieb war; eine junge Majorin von G... bat mich ebenfalls, ihr doch einige Stunden auf der Guitarre geben zu wollen, was ich unmöglich ausschlagen konnte, da es nicht nur eine hübsche, sondern auch sehr geistreiche Frau war. Nach vielen Bemühungen brachte ich auch ein kleines Liebhabertheater zu Stande und wurde sogar in der Harmonie zum Maitre des plaisirs et des ceremonies ernannt, war so überall Hahn im Korbe und wohlgelitten, trotz dem daß ich oft in Gegenwart der Männer und Eheherrn den Damen Schelmlieder vorsang, wie folgendes, worüber man herzlich lachte und mich oft bat es zu wiederholen:

Ihr lieben Männer laßt euch rathen,
Ich mein' es wahrlich mit euch gut:
Bekommt ihr ins Quartier Soldaten,
So seyd nur fein auf eurer Hut,
Die Herrn sind tapfer in den Kriegen
Und fliehen nicht im ärgsten Streit,
Und Weiberherzen zu besiegen
Ist ihnen eine Kleinigkeit.

Will der Soldat die Frau bezwingen,
Betrachtet er als Festung sie;

Als Sieger sich empor zu schwingen
Spart er nicht Kunst, nicht Kniff', nicht Müh',
Ihm ist vor seinem Feind nicht bange,
Bald läuft er Sturm, bald braucht er List,
Kurzum er balget sich so lange,
Bis er der Festung Meister ist.

Hat nun die Festung sich ergeben,
Ruft der Soldat: Victoria,
Dies Alles muß der Mann erleben
Und steht noch wie ein Gimpel da.
Drum schärft die Augen, spitzt die Ohren,
Kommt ein Soldat zu euch ins Haus,
Gebt ihr nicht Acht, seyd ihr verloren
Und obendrein lacht man euch aus. Ha, ha, ha.

Oder auch das:

Wenn ich die Mädchen zählen müßte,
Die ich schon herzte und schon küßte,
Dann würde mir der Athem schwer
Bis ich mit Zählen fertig wär. :,:

Schon in meinem zwölften Jahre
Küßt' ich u. s. w.

und dann des jovialen Langbeins Heufahrt und Heidelbumbei rc. Dies hinderte nicht, daß die guten Männer selbst darob lachten, und einer zum andern mit einem bedeutungsvollen Blick foppend sagte: Ja so geht's, Herr Bruder, nicht ahnend, daß er selbst zum großen Heer der Betrogenen gehöre. Ich arrangirte nun Extra-Bälle, kleine Concerte, gab alle Gesellschaftsspiele an, und war in der That l'enfant cheri des dames, und auch hier mußte mir die zum Thurm der Marienkirche führende Treppe, bei den gefährlichsten und geheimsten Rendez-vous, zum verschwiegensten Gelegenheitsmacher dienen. Eine dieser Damen, die von ihrem Gatten, einer hohen Militairperson, sehr überwacht wurde und deren Gängen man nachspürte, machte den Abend wenn wir ein Stelldichein in dem Thurm verabredet hatten, drei bis vier Besuche in verschiedenen Häusern bevor sie sich im Thurm einfand, um im Nothfall eine gute Ausrede zu haben und besser ein Alibi beweisen zu können. — Auch an Heirathsanträgen, die mir so unter der Hand angegeben wurden, fehlte es nicht, es waren meist hübsche und reiche Mädchen, mit denen mich gefällige Basen und

Tanten, trotzdem daß meine galanten Aventüren so ziemlich bekannt waren und Aufsehen erregten, beglücken wollten. Schöne und reiche Mädchen waren die Fräulein von Gundenreich, von denen man mir die älteste durchaus freien wollte. Aber kaum 26 Jahre zählend, hatte ich noch wenig Sinn für Hymens Freuden in der Ehe, und eben so wenig Werth hatte der Mammon für mich.

So kam allmählig der Winter heran. Hauptmann v. Pfündöl und ich erhielten sehr freundliche Einladungen von Pokwischs in Berlin, einen sechswöchentlichen Urlaub zu nehmen und sie zu besuchen. Trotz allen Freuden die mir jetzt in Colberg blühten, ließ ich mich doch bereden die gutgemeinte Einladung anzunehmen, auch hatte ich so halb und halb die Absicht, eine Versetzung an den Rhein auszuwirken, erbat mir und erhielt Urlaub und machte mich vierzehn Tage vor Weihnachten mit Pfündöl auf den Weg nach Berlin. Bis Naugarten hatten wir Extrapost genommen und uns dann in den von Danzig kommenden Postwagen gesetzt, in dem wir eine liebenswürdige Polin, die Gattin eines polnischen Uhlanen-Rittmeisters, der bei der Armee in Frankreich stand, trafen, die ebenfalls nach Berlin und von da weiter nach Frankreich zu ihrem Mann reiste, und gut französisch sprach, das Pfündöl, der außerdem schon ein Sechziger war, so wenig verstand wie die andern Passagiere. Ich fand die junge Frau, die aus Königsberg kam, allerliebst, und konnte mich um so ungestörter mit ihr unterhalten, da Niemand verstand was wir sprachen. In Stargard führte ich sie während dem mehrstündigen Aufenthalt daselbst in der Stadt herum spazieren, in Königsberg in der Neumark ebenso, und in Freienwalde gingen wir trotz Wind und Wetter den Gesundbrunnen aufsuchen. Es war schon 9 Uhr Abends als wir in Berlin ankamen, was ich zum Vorwand nahm um nicht sogleich zu Pokwischs zu gehen, sondern im goldnen Engel, wo ich schon früher logirte, mit der Frau Rittmeisterin abzusteigen, worauf auch Pfündöl einging, da er seine Verwandten nicht noch so spät incommodiren wollte. Mit meiner schönen Polin war ich im Postwagen schon so weit gekommen, daß ich sie für meinen Reiseschatz erklärt hatte, und sie mir in dieser Eigenschaft nicht wohl mehr etwas abschlagen konnte. Ich schlich mich nach elf Uhr auf Katinkas nicht verschlossenes Zimmer, in dem noch Licht brannte, sie lag aber schon mit hochwallendem, zur Hälfte entblößtem Busen im Bette und schlief, oder wenigstens that sie so. Ich weckte die Scheintodte mit

Küssen, die sich nun stellte als erwache sie aus tiefem Schlaf, und als es schon zu spät war, ihre Unschuld zu retten, aber immer noch früh genug, um im Hochgenuß mitfühlend zu schwelgen. Ihre bald weitgeöffneten schwarzen Feueraugen verriethen alle Gluth hoher Lust, die Frau war so üppig und reizend gebaut, daß ich selbst in Spanien nie einen schönern Frauenkörper kennen gelernt; erst gegen Morgen verließ ich das Zimmer der schönen Polin wieder, kleidete mich an und begab mich dann in das Pfündöls, um mit diesem zu frühstücken und hierauf zu Pokwischs zu fahren, wo wir mit großem Jubel empfangen und freudig aufgenommen wurden. Die Frau Rittmeisterin verweilte mir zu Gefallen noch acht Tage in Berlin, das sie noch nicht kannte, und ich mich der Mühe unterzog sie kennen zu lernen. Wir führten sie bei Pokwischs ein, wo sie während ihres kurzen Aufenthaltes täglich in dem gastfreien Haus zu Tische geladen wurde. — Minchen Pfeifer, bei der wir den andern Tag die Aufwartung machten, war unterdessen förmlich die Braut des bei dem Armeecorps in Frankreich stehenden Regimentschirurgius geworden; dies hinderte nicht, daß wir das frühere Verhältniß wieder anknüpften, ob sie gleich, als sie von Pokwischs erfuhr, daß ich wieder kommen würde, diesen gesagt hatte: „Wenn Herr Fröhlich kommt, so suchen Sie doch ja zu verhindern, daß er mich unter den jetzigen Umständen besucht.“ Als sie mir bei der ersten Visite die ich mit Pfündöl machte, zuflüsterte: „nun, werde ich Sie recht oft bei uns sehen?“ erwiederte ich ihr: „Sie haben es sich ja verbeten.“ — Ach das war nicht so gemeint, versetzte sie, aber man muß den Leuten ein wenig Sand in die Augen streuen, damit man nicht für so leichtsinnig gehalten wird, wir können indessen immer zusammen musiciren, wenn ich auch Braut bin, das thut nichts, aber versteht sich, Alles in Ehren. — Ja mein Fräulein, in Ehren kann man Alles thun, und so wollen auch wir es machen. — Wir sangen nun wieder öfters miteinander, und trugen die Duette, wenn wir allein waren, mit so großem Ausdruck und so handgreiflicher Action vor, daß auch der strengste Critiker und Recensent hätte bezeugen müssen, daß die vollkommenste Natur dabei herrschte. — Auch auf dem Schloß machte ich meine unterthänigste Aufwartung bei der Prinzessin Wilhelm, die mich wieder sehr freundlich empfing, und mich unter anderm fragte: wie es mir in den preußischen Diensten gefalle? worauf ich ein: „vortrefflich, Hoheit,“ erwiederte, und während

meines Aufenthaltes in Berlin noch einigemal meine Aufwartung wiederholte. — Nachdem acht Tage verflossen, setzte die schöne Polin ihre Reise nach Frankreich fort, und ich wurde dadurch freier in meinem Thun und Treiben. Der diesmalige Aufenthalt in Berlin war noch unterhaltender für mich als der frühere, denn wir machten viele neue Bekanntschaften, da wir Empfehlungsbriefe von in Colberg garnisonirenden Offizieren an deren Verwandte mitgebracht hatten, wodurch wir viele Einladungen erhielten, die uns manche angenehme Stunde hinbringen halfen. Unter andern lernte ich auch die liebenswürdige Gattin des Herrn von L...., eines Abgeordneten aus Stralsund, das eben erst preußisch geworden war, und deßhalb Deputirte nach Berlin gesandt hatte, kennen, so wie eine Justizräthin von M.... und eine Oberstin v. M.... Jede dieser Damen war gleich anziehend für mich, und lange schwankte ich, welcher ich den Vorzug geben solle; die Munterkeit und das heitere Wesen der Justizräthin machte bald, daß ich mich vorzugsweise für diese entschied, sie war eine Schwägerin der Frau v. L..., und ich hatte nun freien Zutritt in all diesen Häusern, wo ich manche höchst vergnügte Stunde zubrachte. Dabei hatte ich auch einige der ältern Bekanntschaften wieder erneuert, namentlich die der reizenden Schauspielerin Demoiselle D...., die aber, wie sie mir selbst gestand, jetzt Besuche von einer hohen Person erhielt, und mich deßhalb nur verstohlen empfangen konnte. Mein Verhältniß mit der Justizräthin wurde indessen durch einen unangenehmen Zufall bald unterbrochen. Ich hatte eines Morgens einen Korb mit schönen Austern an dieselbe durch meinen Bedienten geschickt und ihr in einem Billetchen dazu geschrieben, daß ich mich um elf Uhr — die Zeit wo ich wußte daß ihr Mann in Amtsgeschäften sey — bei ihr einfinden würde, um die delikaten Schaalthiere mit ihr zu frühstücken. Das in unser Geheimniß eingeweihte Stubenmädchen empfing den Korb, etwas später mich, und wir aßen die Austern fröhlich zusammen und ließen sie in süßem Ungarwein schwimmen. Alles ging nach Wunsch und lief ungestört ab, vor ein Uhr entfernte ich mich, weil nach dieser Stunde der Herr Gemahl sich zum Mittagessen einzufinden pflegte. Nun hatte aber das unbesonnene Mädchen die Austernschaalen auf einem Wasserstein in der Küche stehen lassen, und als Herr v. M. gegen zwei Uhr kam und zufällig, gegen seine Gewohnheit einen Blick in die Küche warf, um zu fragen, ob das Essen fertig sey,

sah er die Austernschaalen. — Was ist denn das? fragte er das erschrockene Mädchen, die nach einigem Zögern stotterte: Madame hatte plötzlich einen so großen Gelust nach Austern, daß ich deren holen mußte. — So, und wie es scheint, eine ziemliche Quantität, da sind ja mehr als 100 Schaalen. — Der Justizrath eilte nun in das Wohnzimmer und sagte zu seiner Frau: „Du hast heute Morgen Austern gegessen?“ worauf sie erschrocken versetzte: „Ich glaube es träumt dir, mein lieber Mann.“ — Wie, die ganze Küche liegt voller Schaalen, und das Mädchen sagte mir, du habest plötzlich eine so große Lust nach diesem Leckerbissen gehabt, daß sie deren habe holen müssen. Ich hätte nichts dagegen wenn es ein Dutzend gewesen wäre, aber über ein Hundert, das kostet ja an zwei Friedrichsd'or. — Die Frau sah jetzt wohl ein, daß sie die Sache auf Rechnung ihrer Genäschigkeit schieben müsse, und dankte Gott, auf diese Weise, doch mit einem, wenn auch etwas derben Verweis davon zu kommen, indem der Mann sagte: „Du bist ja doch nicht in der Hoffnung soviel ich weiß, und wäre es, gleich ein Hundert zu verzehren, dergleichen Sprünge verbitte ich mir, sonst werde ich dir einen Riegel vorschieben, der dich verhindern soll, künftig so extravagante Ausgaben zu machen; ein Hundert Austern, solche Depense macht der König nicht! — So wäre die Sache abgemacht gewesen, wenn der Justizrath nicht zwei Tage darauf ein anonymes Billetchen erhalten hätte, in dem man ihm schrieb: „Sie sind sehr schwachköpfig zu glauben, daß Ihre Frau die Austern, es waren ihrer anderthalb Hundert, allein verspeist habe, sie hat sie bei einem tête a tête mit einem Offizier gegessen, und beide haben Ungarwein dazu getrunken.“ — Jetzt war der Teufel los, der Mann rannte heim, stellte seine Frau zur Rede, examinirte als geübter Jurist wie in einem peinlichen Verhör die Mägde, aber alle leugneten beharrlich, schrieen über schändliche Verläumdung, und seine Frau sagte: „Mein Gott, siehst du denn gar nicht ein, lieber Mann, daß dich irgend ein Spaßvogel zum Besten hat, und den Austernschmaus zum Vorwand nimmt, um dich zu hetzen, Zwietracht unter uns zu stiften, und dann ins Fäustchen zu lachen; besinne dich nur, mit wem du von der Sache gesprochen, und es muß dir klar werden, wer den Wisch geschrieben.“ Die Zofen stimmten so kräftig mit den Worten ihrer Herrin überein, daß es dem armen Mann ganz schwül wurde, und er endlich den Gläubigen spielte; in der That

hatte er mit einigen Freunden von der Nascherei seiner Frau gesprochen, aber dennoch traf er solche Anstalten, daß dergleichen Frühstücke oder Soupers wenigstens in seinem Hause künftig unmöglich wurden, dagegen fand sich Gelegenheit, uns außerhalb demselben zu entschädigen. Wer den anonymen Brief geschrieben, konnten wir nicht herausbringen, aber wahrscheinlich hatte eines der Mädchen, das einen Liebhaber gehabt, geplaudert, und so war die Sache weiter gekommen, und wurde dann in den Berliner Salons mit allerlei Zusätzen ausgeschmückt erzählt. Meine alte Liebhaberei, zu einer Garde zu kommen erwachte auch hier wieder, als ich der Musterung der königlich preußischen Garden, die von Paris zurückgekommen waren, beiwohnte, und die nicht nur eine vortreffliche militärische Haltung, ein martialisches Aussehen hatten, sondern auch fast ausgesucht schöne und noch junge Leute und sehr elegant und geschmackvoll uniformirt waren, namentlich die Cavallerie, besonders die Uhlanen und Husaren. Da ich nun in den Soireen und bei Diners mehrere Generale, unter andern auch den Geheimenrath Schmalz kennen gelernt und außerdem an der Prinzessin Wilhelm eine einflußreiche Beschützerin hatte, so hoffte ich wohl mein Vorhaben durchsetzen zu können, aber vergeblich, man machte mir wenig Hoffnung, es hieß, daß nicht nur alle Garderegimenter vollzählig seyen, sondern auch überdies eine große Zahl aggregirte Offiziere hätten; das Haupthinderniß mochte indessen wohl seyn, daß ich nicht zu der Classe der Hirngespinnste gehörte, die man von Adel nennt, gewiß eines der albernsten und stupidesten Vorurtheile, welche menschliche Dummheit je geschaffen, und das dennoch so viele Jahrhunderte lang bestehen konnte, was unbegreiflich wäre, wüßte man nicht, für welche Abgeschmacktheiten der menschliche Geist empfänglich ist. Seitdem jedoch der Glaube an Gespenster im Allgemeinen verschwunden ist, hat auch der an den Erbadel einen gewaltigen Stoß erhalten, und liegt jetzt in den letzten Zügen. Genug, ich konnte keine Versetzung zur Garde erlangen, bei welcher damals fast gar keine bürgerlichen Offiziere standen, während der übrige Theil des Heeres wohl mehr als zur Hälfte mit solchen besetzt war. Ich hatte indessen Gelegenheit gehabt, bei einem großen Diner, das im Börsensaal gegeben wurde, und wozu Pfündöl und ich von einem Oberst Scholten von der Artillerie, von dessen Sohn wir an ihn empfohlen worden waren, eingeladen worden, den so tapfern als hochehrwürdigen

Feldmarschall Fürsten Blücher kennen zu lernen, ohne den schwerlich Deutschland von dem napoleonischen Sclavenjoch jemals befreit worden wäre, ohne den die Verbündeten noch weniger Paris erblickt haben würden, und ohne den die Schlacht bei Waterloo, wo Wellington mit seinen Engländern schon vollkommen geschlagen war, und mit ihr die deutsche Sache wieder verloren gewesen wäre. Nie hat mich ein Mann in so hohem Grade angesprochen wie Blücher, ich hatte Gelegenheit nur wenige Worte mit ihm zu wechseln, aber was er sagte war voll Kraft und Wahrheit, Biederkeit leuchtete aus seinen Augen und ging aus jedem seiner Worte hervor; vor diesem greisen Helden fühlte ich mich von Ehrfurcht und Hochachtung durchdrungen, während ein Napoleon nur ein unheimliches und unangenehmes Gefühl in mir erregt hatte und ich keine Spur von Achtung empfand, ja ich befand mich vor diesem in einer fast peinlichen Lage und hätte ihm gerne sagen mögen: Seyn Sie vor Allem ein ehrlicher Mann und lassen Ihre heimtückische und erbärmliche Politik fahren, die Sie und andere ins Verderben stürzen muß; — während aus jeder Miene des tapfern Blüchers der Ehrenmann hervorsah. Er hatte nur Eine Leidenschaft, die aber bei ihm keine war, nämlich das Spiel, aber das Geld hatte keinen Werth für ihn, und er gewann und verlor mit demselben Gleichmuth die bedeutendsten Summen. Während sie im Hauptquartier im Befreiungskrieg immer zögerten, zauderten, überlegten, mit diplomatischen Spitzfindigkeiten alles abwogen und beriethen, und dann ihre Befehle abgehen ließen, hatte Blücher immer schon gehandelt, und wenn ihm so eine Depesche die Quere kam, als er im Begriff war eben einen Coup auszuführen, warf er den „Wisch" wohl auch bei Seite, aus Furcht, er möchte etwas enthalten, das ihn von seinem, mit gesunder Vernunft gefaßten Vorhaben abhalten könnte, und erst wenn der Streich ausgeführt war, öffnete er das Schreiben und warf es dann mit den Worten: „Hab' ich's doch gesagt," unwillig hin, auch pflegte er bisweilen hinzuzufügen: das ist gewiß wieder von dem listigen Esel, dem überschlauen Metternich ausgeheckt, hätte ich dem Schafskopf gefolgt, so wäre das ganze Hauptquartier schon längst beim Teufel. — Oft drückte sich der wackere Degen auch noch derber und wohl mit einem: „sie sollen mich rc. aus, wenn ihm solche nach Kabinetsdiplomatie und dem Wiener Hofkriegsrath riechende Wische zukamen: „Was wir mit unserm guten Schwert erkämpfen, wollen

diese Schwernöther von Federfuchsern schlechterdings wieder verderben," sagte er. Welch ein Unterschied zwischen dem Feldmarschall Blücher Vorwärts und dem östreichischen Generalissimus Schwarzenberg: „nur langsam voran, damit ich auch noch mit kann." Dieser war durchaus gegen das Vordringen nach Paris, aber während er so zauderte, marschirte Blücher mit seinen tapfern Preußen siegreich in Frankreichs Hauptstadt ein. Blücher war eben so geliebt als der König von Preußen selbst, denn dieser Monarch war seiner Rechtlichkeit und seines biedern Sinnes und Wohlwollens wegen von seinem Volk fast vergöttert, eben so im Heer. Nur eines tadelte man an dem König, nämlich, daß er zu wenig Vertrauen in sich selbst setzte, das frühere Mißgeschick hatte ihn gegen sich und seine Fähigkeiten mißtrauisch gemacht, und zwar mit Unrecht. Auch der Kronprinz war damals sehr beliebt, besonders war es eine Anekdote, die man sich von ihm erzählte, die ihn sehr populär machte. Er hatte nämlich drei Pferde, von denen eines blind, das andere lahm und das dritte sehr abgemagert war, so lange vor dem Palais seines Vaters des Königs auf- und niederführen lassen, bis sie endlich der Monarch bemerkte und fragte, was dies zu bedeuten habe? Der Kronprinz, der sich in des Königs Zimmer befand, versetzte: "das will ich Ewr. Majestät erklären: das magere Roß ist das Volk, welches von Ihren schlechten Beamten ausgesogen wird, das lahme aber ist das Ministerium, das nicht zu handeln versteht, das blinde stellt Ewr. Majestät selbst vor, die nicht sieht, wie man blinde Kuh mit allerhöchst derselben spielt." — Der Kronprinz erhielt wieder Arrest, aber der König untersuchte strenger und bestrafte.

Die Weihnachten waren herangekommen, mit ihnen wurde es auch in Berlin recht lebendig, der ganze Weihnachtsmarkt war mit grünen Pyramiden, Spiel- und andern Waaren und den schönen und eleganten Kindern Berlins, zum Theil in kostbare Pelze gehüllt, von Morgens bis Abends angefüllt, was mir Gelegenheit gab, diese lebendigen Christpuppen die Musterung passiren zu lassen, manchen von ihnen auch in den nahegelegenen Conditorladen Josty oder den entferntern eleganten des Conditor Fuchs unter den Linden zu folgen, wo sich die schöne Welt versammelte, unter grünen Laubdächern flüssige und compakte Süßigkeiten einnahm, und der Harmonie einer hinter Gebüsch und Teppichen verborgenen Musik zuhörte. Fast alle Conditorläden, welche von den Berlinern und

besonders den schönen Berlinerinnen fleißig besucht werden, haben um diese Zeit sogenannte Ausstellungen, das heißt, es werden ganze Scenen aus Opern oder Schauspielen, ganze Volksfeste, wie der Stralauer Fischzug u. s. w., aus Figuren und Dekorationen von Kraftmehl in einem solchen Laden ausgestellt, die manchmal so meisterhaft ausgeführt sind, daß sich selbst ein Canova ihrer nicht zu schämen hätte. So entsinne ich mich, unter andern eine Scene aus Wallensteins Lager von Schiller, die ein vollendetes Meisterstück genannt werden konnte, in einem Conditorladen unter den Linden gesehen zu haben, nicht allein daß die Gruppirungen und der Ausdruck in den Gesichtern und den Stellungen ganz vortrefflich waren, sondern alle Figuren und Gesichter sahen den Schauspielern, welche die verschiedenen Rollen gaben, so sprechend ähnlich, daß man sie auf den ersten Blick erkannte, namentlich war dies mit dem Komiker Wurm und Devrient, der den Capuziner machte, der Fall.

Bei meinen freundlichen Wirthen veranstaltete ich eine kleine Bescheerung, zu der auch Minchen Pfeifer und noch einige andere Damen eingeladen wurden. Ich bestellte einen ungeheuern Baumkuchen, ein in Berlin sehr beliebtes Gebäck, bei Josty und besteckte ihn mit allerlei kleinen Gaben, deren Bestimmung durch Zettelchen angedeutet war, und die meist aus kleinen Bijouterien bestanden, der Hauswirthin aber verehrte ich noch besonders ein Theeservice von Porcellan, von dem sie eine große Freundin war, und das ich in der königlichen Porcellanfabrik erstanden hatte. Auch das Neujahr ging recht vergnügt herum, Herr von Pokwisch arrangirte einen kleinen Ball, auf dem wir bis gegen Morgen tanzten. Die Carnevalszeit brachten wir ebenfalls recht fröhlich zu, ich besuchte die prächtigen Redouten im Opernhaus, die freilich mit denen in San Carlo in Neapel unter Mürat nicht verglichen werden konnten, aber trotz dem sehr glänzend waren und Freuden die Fülle gewährten, namentlich durch die Porcellanfuhren, die ich mit meinen Bekanntinnen machte, und deren ich oft zwei bis drei in einer Nacht mit verschiedenen Damen veranstaltete. Für diejenigen, die Berlin nicht kennen, muß ich mit ein Paar Worten erklären, was es mit diesen Fuhren für eine Bewandtniß hat. Während den Redouten halten beständig eine ziemliche Anzahl großer und bequemer Wagen vor dem Opernhaus, bereit diejenigen aufzunehmen, die sich Paarweis von dem Ball schlei-

chen, um sich in einer solchen Carrosse recht bequem längs den Linden auf- und niederfahren zu lassen. Diejenigen die sonst keine Gelegenheiten oder nur sehr schwer zu Zusammenkünften haben können, finden sie hier am besten, denn wie leicht kann man sich nicht in einem solchen Gewühl unbemerkt auf ein halbes Stündchen entfernen und von lästigen Bewachern trennen. Mit der Schauspielerin Demoiselle D..., der Justizräthin M... und noch einigen andern machte ich solche Spazierfahrten. Aus dem Opernhaus und nach Beendigung des Balls begaben sich viele männliche Masken und Personen von den höchsten Ständen noch zur Madame Bernhard in die Friedrichsstraße, deren Nymphen, wohl ein halbes Hundert, in der brillantesten Toilette aufgedonnert, die Tapisserie eines prächtig meublirten Saales bildeten, in dem man ebenfalls maskirt und entlarvt auf- und niederwandelte, auch zu Nacht speiste, Ananaspunsch und andere köstliche Getränke zu sich nahm, und sich dann nach Belieben wieder entfernte, oder mit einer dieser Nymphen verlor; dieser Appendix der Opernredouten war recht unterhaltend, doch habe ich ihn nur zweimal in Pokwischs und Pfündöls Gesellschaft besucht, jedoch wirklich in allen Ehren, da die, ihre Reize so ausstellenden und feilbietenden Dirnen nichts Verführerisches für mich hatten, im Gegentheil degoutirten. Auch an einigen sehr prächtigen Schlittenfahrten nahmen wir mit der Familie von Pokwisch Theil. Bei einer ward mir das Glück, ein Fräulein von Trialsky, damals eine der berühmtesten Schönheiten Berlins, zu fahren, die mir das Schlittenrecht nach Beendigung derselben mehrmals gewähren mußte, da sich die Parthie mit einem Souper dansant bei Hofjägers endigte, und wir dann gegen Mitternacht bei Fackelschein nach Berlin zurückkehrten, jeder seine Dame in ihre Wohnung fahrend. Ich spann die kleine Intrigue mit dem schönen Fräulein fort, aber ohne ein sonderliches Resultat zu erlangen, was mit daher kam, daß ich viel zuviel andere Zerstreuungen hatte, und in einer Abendgesellschaft bei der Geheimräthin von W..., ein Fräulein von B..., deren Nichte, kennen gelernt, die mich durch ihr witziges aufgewecktes Wesen eine Zeitlang fesselte und ich dadurch andere Intriguen vernachläßigte, bis eine Gräfin von Sch..., mit der ich öfters Porcellanfuhren machte, mich auch davon wieder abhielt; auch veranstaltete ich einige Soupers fins bei Jagor mit mehreren Damen, so wie Nachmittagsparthien in die Wintergärten Bouchers, wo man Thee oder Kaffee in Lauben

einnahm, in denen die schönsten Blumen und Blüthen dufteten und die einladendsten Früchte, wie Ananas, Pfirsiche, Trauben rc. reiften.

Etwas, das mir großes Vergnügen machte, war, daß man während meiner diesmaligen Anwesenheit die Zauberflöte, die seit vielen Jahren in Berlin nicht mehr gegeben worden war, neu einstudirt, neu dekorirt, die herrlichen Dekorationen waren von Schinkel, und neu kostümirt, wieder in Scene setzte. Die Aufführung war vortrefflich, ja vollendet zu nennen, besonders prächtig war die Erscheinung der Königin der Nacht, auf einem halben Mond aus einem Sternenmeer auftauchend. Ich wohnte fast jeder Vorstellung derselben bei, nur hatte man den unglücklichen Gedanken gehabt, diesem Meisterwerk Mozarts ein Ballet anzuflicken, so daß mehrmals und zuletzt im Sonnentempel eine ganze Heerde Papagenos und Papagenas ihre tollen Sprünge sehr unpassend machten; da dies mit Recht allgemeinen Tadel fand, so unterblieb es bald wieder. Bei einer dieser Vorstellungen, der ich mit Pfündöl im Parterre beiwohnte, da keine Plätze mehr in einer Loge zu haben waren, drängte sich während des Zwischenaktes ein Offizier von der Garde bis zu uns und sagte: „die Herren Cameraden sind vermuthlich fremd und wissen also nicht, daß es hier nicht Sitte ist, daß Offiziere in Uniform im Parterre Platz nehmen.“ — Wir waren beide höchst erstaunt über eine solche Anrede, und als ich dem Herrn Cameraden darauf antworten wollte, war derselbe schon wieder unter der Menge verschwunden, ohne daß ich ihm hätte folgen können. Ich erfuhr aber nachher von Pokwisch, dem wir den Vorfall mittheilten, daß allerdings die Offiziere von der Garde unter sich ausgemacht hätten, sich auf keinen andern Plätzen als im ersten Logenrang in Uniform sehen zu lassen. Bei einer andern Vorstellung dieser Oper, der ich nun in einer Loge des ersten Ranges beiwohnte, führte mich der Zufall in die Nähe von ein Paar Damen, die in der Nebenloge saßen, von denen die eine kaum siebzehn Jahre alt, das schönste blondgelockte Engelsköpfchen hatte, das ich in meinem Leben sah, die andere redete sie immer mit Louise an. Sie war wirklich so auffallend schön, daß während der ganzen Darstellung die Operngläser nicht aufhörten sie zu lorgnettiren, und sie der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung war, denn man sah fast mehr nach ihr als auf die Bühne. Da die Damen ganz vorn saßen, ich aber in meiner Loge etwas

zurück, so war es mir unmöglich eine Unterredung mit ihnen anzuknüpfen; mit Ungeduld erwartete ich das Ende der Oper, um wo möglich ihre Wohnung ausfindig zu machen, auch folgte ich ihnen nach deren Beendigung an den Wagen, der aber so rasch davon fuhr, daß ich trotz allem Rennen denselben bald aus den Augen verlor; gerne wäre ich hinten aufgesprungen, wenn mich nicht der sich da befindliche Bediente abgehalten hätte. Ein Paar Tage trug ich mich mit dem Bild dieser Louise herum, die Logenschließerin konnte mir keine Auskunft geben, und ob ich gleich alle Hunde losließ, so blieb doch jede Erkundigung fruchtlos. Schon hatte ich es aufgegeben, das Mädchen je wieder zu sehen, und sie mir also aus dem Sinn geschlagen, als ich eines Sonntags, gerade bei Beendigung der deutschen Kirche auf dem Gensdarmenmarkt über diesen Platz ritt, und plötzlich unter der herausströmenden Menge die so lange gesuchte Schöne wieder erblickte, als sie aus der Thüre trat. Diesmal sollst du mir nicht mehr entwischen, sagte ich zu mir selbst, indem ich mir vornahm ihr in einiger Entfernung zu folgen, und es dabei verwünschte, daß ich gerade zu Pferde seyn mußte. Das Roß gehörte Herrn von Pokwisch und war ein sehr schönes aber etwas wildes Thier. Um mich meiner Schönen bemerkbar zu machen, setzte ich die Schenkel an, ließ es courbettiren, sich hoch bäumen, aber unglücklicherweise war etwas Glatteis auf dieser Stelle, die Eisen waren nicht geschärft, es glitt aus und stürzte mit mir, so daß ich unter das Thier zu liegen kam und lange brauchte, ehe ich mich hervorarbeiten konnte, glücklicherweise war es auf die Seite gefallen, so daß ich mit einigen Quetschungen davon kam, denn hätte es sich überschlagen, so hätte ich sicher den Hals gebrochen. Ich war sogleich von einem Haufen Neugieriger umringt, von denen einige behülflich waren, mir aufzuhelfen, meine Uniform, Beinkleider, die silberne Schärpe waren ganz beschmutzt und mein Federhut zerdrückt. Der Vorfall machte weit mehr Aufsehen als mir lieb war, und ich hinkte mein Pferd an der Hand führend und mich verschämt durch die Kirchenleute drängend, möglichst schnell in eine Seitengasse. Was mir bei der Geschichte das unangenehmste, war, daß ich die langgesuchte Schöne zum zweitenmal und wahrscheinlich für immer aus dem Gesicht verloren hatte, und mußte sie mir, wie ich glaubte, nun auch für immer aus den Gedanken schlagen; dennoch ritt ich täglich die Linden auf und nieder, oft hoch zu

Pferde an dem Eingang einer dahin einmündenden Querstraße haltend, um die Pelotons der Schönen in ihrem Winterputz an mir vorüberziehen zu lassen, aber ich konnte keine Louise unter ihnen entdecken, doch waren soviel schöne Gesichter unter ihnen, daß ich gerne der einen oder der andern ein Schnupftuch zugeworfen haben würde, seufzte, nicht alle besitzen zu können die mir gefielen, und unwillig über die Beschränktheit des menschlichen Könnens wurde, das nicht einmal so bescheidene Wünsche zu realisiren im Stande ist.

Der Commandant von Spandau war ein alter Kriegskamerad von Pfündöl, den er zu besuchen sich vornahm und mich einlud, ihn zu ihm zu begleiten. Ich kannte das berüchtigte Spandau noch nicht und willigte daher mit Vergnügen in den Vorschlag, auch Pokwisch war mit von der Parthie, und wir ritten eines Morgens früh nach Spandau ab. Als wir in das alte Nest kamen, hatte ich beinahe einen Schauder und es war mir ganz unheimlich zu Muthe, besonders machte die feste Citadelle einen schlimmen Eindruck und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn du hier einmal als Staatsgefangener dein Leben beschließen müßtest? — Beim Commandanten wurden wir aber so wohl aufgenommen und so gut bewirthet, daß ich schnell wieder andere Gedanken bekam. Nach Tische besahen wir die Nicolaikirche, deren Taufstein von Erz für das älteste Werk der Bildgießerei gilt und die einige merkwürdige Monumente, wie das des Grafen Rochow besitzt. Das alte kurfürstliche Schloß war in ein Zuchthaus verwandelt, in dem ein halbes Tausend der gefährlichsten Sträflinge saß. Spandau war längere Zeit die Residenz der ersten Kurfürsten aus dem Haus Hohenzollern und wurde schon im dreizehnten Jahrhundert zu befestigen angefangen, die Citadelle aber datirt sich erst aus dem sechszehnten. Der Name Spandau soll von dem wendischen Spanja stammen, das so viel als Ort der Ruhe, auch Schlaf bedeutet. Hier wurde schon 1430 das erste Schießpulver fabricirt. Als wir alle Spandauer Herrlichkeiten und Traurigkeiten besehen hatten und uns zur Heimkehr nach Berlin anschicken wollten, da fiel es Pokwisch ein, noch einen alten Major, einen Freund seines verstorbenen Vaters aufzusuchen, wohin wir ihn begleiteten. Als wir bei dem braven Mann eintraten, saßen zwei Damen auf dem Sopha, die uns bewillkommnend sich sogleich erhoben. Aber kaum traute ich meinen Augen, in der einen derselben erkannte ich

sogleich meine so lange gesuchte Louise! — vor freudigem Erstaunen war ich fast starr und sprachlos, das holde Mädchen in einem sehr einfachen weißen Kleid, sah lieblicher aus wie ein Seraph und so frischblühend, als sey es die eben den Meereswogen entstiegene Aphrodite, die unmöglich reizender gewesen seyn kann, als dieses, so zu sagen in Lieblichkeit und Anmuth schwimmende Kind, ein Engel scheinend, wie sie vor Gottes Thron schweben müssen. Der invalide Major hieß uns freundlich willkommen und stellte uns den Damen vor, wovon die älteste seine Schwester, die Oberstlieutenant von D..., und die jüngere deren Tochter, seine Nichte war. Nie in meinem Leben habe ich das banale: „Es freuet mich außerordentlich Ihre werthe Bekanntschaft zu machen," mit mehr Wahrheit als diesesmal ausgesprochen, und noch glücklicher fühlte ich mich, als ich erfuhr, daß die Damen sich nur zur Geburtstagsgratulation ihres Bruders und Oheims hier eingefunden und diesen Abend ebenfalls nach Berlin zurückzufahren gesonnen seyen, wo sie in der Kronenstraße wohnten; daß wir sie escortiren würden, nahm ich nun als ausgemacht an. Wir verweilten noch anderthalb Stunden in ihrer Gesellschaft, während welchen ich Louisens Mutter um die Erlaubniß bat und sie erhielt, ihr in Berlin meine Aufwartung machen zu dürfen. Bei der Rückreise wich ich nicht vom Schlag der Kutsche und unterhielt mich auf das anziehendste mit dem eben so geistreichen als schönen Mädchen, während Mama bald in Morpheus Armen ruhte. Tief in der Nacht oder vielmehr nach Mitternacht kamen wir bei der Wohnung der Damen an, die in geringer Entfernung von der unsrigen war, und erst jetzt bemerkte ich, daß ich längst meine beiden Reisegefährten verloren hatte. Was so nahe war, hatte ich so lange und so weit gesucht, so geht es aber in der Regel. Noch eine ganze Stunde mußte ich zu Hause auf die Rückkunft meiner beiden Begleiter warten, die ganz gemächlich angeritten kamen und mit dem viel rascher fahrenden Wagen nicht gleichen Schritt hatten halten wollen; als ich sie deßhalb zur Rede stellte, erwiederten sie mir: „Uns spornt auch kein Gott Cupido!" — Ich hatte jetzt fast für nichts mehr Sinn, als dem schönen Fräulein von D... emsig den Hof zu machen, wozu mir wieder die Musik den Weg bahnte und Gelegenheit gab, da Louise eine schöne Stimme hatte und gut sang. Eines Morgens, als ich eben aus unserm Hause trat, um mich in dasjenige zu verfügen, welches jetzt so große Attractionskraft für mich hatte, trat

ein Bedienter in königlicher Livree auf mich zu und brachte mir eine Citation von der Prinzessin Wilhelm, die lautete, daß ich mich gegen Mittag bei derselben im Schloß einzufinden habe. So sehr mir auch zu jeder andern Zeit eine solche Ladung willkommen war, da mir die hohe Dame in der Regel nur angenehme Dinge mittheilte, so verwünschte ich sie doch diesmal, da sie mich vielleicht einer der schönsten Stunden meines Lebens beraubte; indessen war hier nichts anders zu thun als zu gehorchen, und ich eilte, in der Hoffnung daß es vielleicht bald abgemacht seyn würde, statt in die Kronenstraße auf das Schloß, wo ich zu früh ankam und eine gute halbe Stunde harren mußte, bevor ich die Prinzessin zu sprechen bekam, die mir mittheilte, daß sie gehört, ein Sohn des Hofraths Jung, dieselbe Familie die mit der unsrigen bekannt, bei der ich in Mainz so angenehme Stunden hingebracht und die früher in Homburg gewohnt hatte, sey in Berlin, ob ich ihn nicht kenne, und ich möchte ihn, wenn ich ihn ausfindig machen könne, doch zu ihr führen. — Ich wußte zwar selbst nichts von dem Hierseyn eines Sohnes vom Hofrath Jung, brachte aber bald heraus, daß ein solcher hier auf der Hochschule studiere, suchte ihn auf, erneuerte die alte Bekanntschaft mit dem Bruder der so früh gestorbenen liebenswürdigen Mimi, und brachte ihn zu der Fürstin, die sich auf das theilnehmendste nach seiner Familie erkundigte, und ihm sagte, wenn sie ihm in irgend etwas nützlich seyn könne, er ihr seinen Wunsch nur unverholen mittheilen möge. Die außerordentliche Herzensgüte und Theilnahme an allen Personen, welche das Glück hatten von der hohen Dame gekannt zu seyn oder sich ihr zu nähern, war wirklich rührend und mußte alle für sie einnehmen. — Vom Schloß weg war ich dennoch, obgleich es schon ein wenig spät und bald Mittagessenszeit war, in die Kronenstraße zur Oberstlieutenant von D... gerannt, wo ich Mutter und Tochter auf mich wartend antraf, und beiden, freilich mit sehr verschiedenen Gefühlen die Hand küssend, mittheilte, was mich abgehalten, früher zu kommen. Die Damen fanden meine Entschuldigung nicht nur sehr gültig, sondern waren von der gütigen Theilnahme der Prinzessin Wilhelm sehr gerührt; auch sie waren große Verehrerinnen von der edlen Frau. Ich ging nun noch einige Stücke aus der damals neuen und sehr beliebten Oper: „Johann von Paris“ mit Louisen durch und empfahl mich bis zum Abend, wo ich die Damen zu einem Thee zu Pokwischs ab-

holte. Die neue Bekanntschaft machte mich gluth= und feuersprühend wie noch wenige, aber vergeblich, denn Mama ließ das schöne Töchterchen, das selbst noch ein gar schüchternes Täubchen war, auch keine Sekunde allein, ein verstohlenes Händedrücken machte sie schon am ganzen Leibe zittern; sollte mich die innere Gluth nicht verzehren, so mußte ich sie wohl von Zeit zu Zeit bei andern Schönen löschen, was ich denn auch nicht unterließ. Gestehen muß ich, daß wenn ich jetzt meine geheimen Tagebücher durchsehe, mir selbst schaudert, so ein wilder Wüstling gewesen zu seyn, da ich bisweilen einem ganzen Dutzend Frauen und Mädchen den Hof zugleich gemacht, und wohl auch manche, dereinst vielleicht schwer auf mir lastende Thräne und wohl gar Verwünschungen hervorgerufen; indessen habe ich es nicht gemacht wie Don Juan, sondern bin noch bei Zeit, das heißt, als Umstände, Alter ꝛc. mich zwangen, zur Erkenntniß gekommen, weßhalb ich auch hoffe, vom Geist und den Teufeln verschont zu werden, und betrachte die Sache wie längst entschwundene Träume. Die Götter werden mir verzeihen, warum haben sie oder die Natur mich so geschaffen; schlägt dereinst mein letztes Stündchen, so wird, hoffe ich, auch dieses trotz allen Sünden in Puncto Puncti, ruhig vorübergehen. — Daß ich alles mögliche versuchte, auch Louisen zu verführen, gestehe ich ein, eben so daß ich es trotz der unsäglichsten Mühe nicht dahin bringen konnte, dank der Mama und den Grundsätzen die sie dem Mädchen eingeprägt, die durchaus nicht einmal ein Briefchen von mir annahm. Freilich mag es Frau von D... wohl auf eine Heirath abgesehen, und dabei Susannens Grundsatz im Figaro: „Gar schnell wird die verachtet, die sich zu leicht ergibt,“ vor Augen gehabt haben, der allerdings eine große Wahrheit ist. Unter den vielen Manoeuvres und Umtrieben, die ich veranstaltete, Louise zum Fall zu bringen, war auch eine glänzende Schlittenfahrt en Costüme, die ich mit Hülfe Pokwischs veranstaltete. Der erste, für die Musik bestimmte Schlitten stellte ein altgriechisches Schiff vor, dessen Mast bunt bewimpelt war, und an dessen Vorderseite eine goldene geflügelte Victoria, die Siegesfahne in der Hand schwingend, schwebte. Vier prächtig geschmückte Rappen zogen dasselbe. Wir hatten über achtzig schöne Rennschlitten, fast alle vergoldete Thier= oder allegorische Figuren vorstellend, zusammengebracht, jeder hatte zwei Vorreiter, mehrere auch noch Nachreiter. Nun ging es, nachdem man sich rangirt hatte,

mit rauschender Musik, Peitschengeknall und Schellengerassel die Linden auf und nieder, dann über den Schloßplatz durch die Königsstraße, die neue Friedrichsstraße, die Heiligegeist-Straße, wieder über den Schloßplatz, am Hausvogteiplatz vorbei, dann durch die Jerusalemerstraße, die Leipzigerstraße hinab, durch die Wilhelmsstraße und am Wilhelmsplatz vorbei, die Mohrenstraße wieder hinauf, durch die Markgrafenstraße über den Gensdarmenmarkt, die Charlottenstraße entlang, dann durch die lange Friedrichsstraße bis unter die Linden, diese hinab und über den Pariserplatz zum Brandenburger Thor hinaus nach Charlottenburg, wo ein splendides Mittagessen bestellt war und eingenommen wurde. Wir fuhren fast durch alle Straßen, in denen Theilnehmer an dieser Schlittenfahrt wohnten, und ich hatte es zu veranstalten gewußt, daß beinahe alle Berliner Damen, mit denen ich näher bekannt, von der Parthie waren. Die Costüme waren zum Theil sehr geschmackvoll, reich und prächtig, meistens der romantischen Theater- und Dichterwelt entnommen, so z. B. die Hauptpersonen aus Ariosts Orlando, Wielands Oberon und Tassos befreitem Jerusalem. Louise, die zu fahren mir gelungen war, saß in einem, einen goldnen Schwan vorstellenden Rennschlitten und war als Diana costümirt. Nach Tisch, der bis zur sinkenden Nacht währte, wurde getanzt, und erst gegen 10 Uhr fuhren wir bei dem Schein von einigen hundert Fackeln wieder nach Berlin zurück und durch dessen Hauptstraßen jede Dame heim.

Ich war jetzt so enchantirt von Berlin, seinen Vergnügungen und der spröden Louise, die mir denn doch, wenn auch in Gegenwart der Mama das Schlittenrecht hatte gewähren müssen, daß ich mir vornahm, alles aufzubieten, den nächsten Winter ganz in Preußens Hauptstadt zubringen zu können; zu diesem Ende meldete ich mich bei dem Oberst von Witzleben mit der Bitte, mich doch für das nächste Jahr in der Kriegsschule verwenden zu wollen, wo ich Vorlesungen über Fortifikation und den Felddienst überhaupt, so wie über Strategie zu halten beabsichtige. Da ich von mehreren Generalen und von der Prinzessin Wilhelm, der ich dieses Vorhaben, das sie vortrefflich fand, mitgetheilt, gute Empfehlungen hatte, so wurde mir auch eine solche Anstellung für den nächsten Winter zugesagt, wenn ich das hiezu erforderliche Examen bestünde, wofür mir nicht bange war, da ich den Felddienst und was dazu gehörte sehr practisch kennen gelernt, und

außerdem noch 8 Monate hatte, mich auch theoretisch mehr vorzubereiten. Aber die Vorsehung hatte mir eine andere Schule als die Kriegsschule zu Berlin reservirt, auch eine Art Prüfungsschule; doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen. Noch wohnte ich dem Ordensfest, das diesmal äußerst glänzend gefeiert wurde, so wie einem dieserhalb zu Ehren gegebenen großen Diner bei, an dem fast die ganze, in Berlin anwesende Generalität und die meisten Stabsoffiziere Theil nahmen. Bei dieser Gelegenheit sah ich den König, einen Monarchen, der vollkommen die seltene Liebe und Hochachtung, die man ihm zollte, verdiente, in der Domkirche über eine Stunde ganz in der Nähe, und konnte bemerken, daß seine Andacht bei der religiösen Feier gewiß keine erheuchelte war, sondern ihm von Herzen ging.

Ueber zwei Monate waren wir nun schon in Berlin und hatten um 14 Tage Verlängerung unsers Urlaubs gebeten und erhalten. Meine Casse, ob ich gleich für den gewöhnlichen Unterhalt nicht zu sorgen hatte, und trotzdem daß ich die des Banquiers Mendelsohn auf Rechnung meines Vaters einigemal angesprochen, war durch die vielen außerordentlichen Ausgaben, wozu auch noch die Geburtsfeste der beiden Frauen von Pokwisch gekommen waren, denen ich nicht umhin konnte bei dieser Gelegenheit elegante Präsente zu machen, so ziemlich erschöpft, und es war daher hohe Zeit, wieder nach unserer Garnison Colberg abzureisen, was wir auch nach gehörigem Abschied von dem schönen Berlin und seinen anmuthigen Bewohnern und besonders Bewohnerinnen thaten. Wir traten die Reise im Königsberger Postwagen an, gelangten Mitte Februar ohne alle Abenteuer wieder in die treffliche Festung und wurden freundlich und fröhlich empfangen.

IX.

Frau v. Schätzel. — Madame Schröder, der Colberger Crösus. — Ihre Feste und Landpartien. — Eine Schlittenfahrt mit Folgen. — Ein Duell. — Eine gefährliche Fensterpassage. — Ich belausche wider Willen eine Kaffeegesellschaft. — Ein Kaffeebad. — Ich führe einen Transport zu dem Occupationsheer nach Frankreich. — Stettin. — Ein Concert rettet aus Noth und Tod. — Ich werde vom Dienst suspendirt. — Rombergs Schauspieler-Gesellschaft zu Colberg. — Sechsmonatlicher Festungsarrest in Weichselmünde. — Neufahrwasser. — Danzig und seine Vergnügungen. — Abreise nach Marienburg.

Auch in Colberg waren bei unserer Ankunft die Winterfreuden, wenn auch im Vergleich mit Berlin in sehr verjüngtem Maßstab, in vollem Gang. Ich knüpfte die alten Bekanntschaften wieder an, machte neue dazu, unter denen die liebenswürdige Frau von Schätzel, eine geborne Schick, die früher in der Oper zu Berlin als treffliche Sängerin glänzte, und den Landrath von Schätzel, der sich sterblich in sie verliebte, geheirathet hatte. Aber kaum ein Jahr dauerte das Glück dieser Ehe ungetrübt fort, als der Landrath plötzlich verhaftet und in strengen Arrest gebracht wurde. Er hatte sich einen Unterschleif von mehr als 10,000 Thalern zu schulden kommen lassen, wurde kassirt und auf 10 Jahre auf die Festung Colberg gesetzt. Seine Frau war ihm dahin gefolgt und gab in den ersten Häusern daselbst Unterricht im Clavier und Gesang, wodurch sie sich anständig ernährte. Ihrem Mann gestattete der Commandant, in der Stadt wohnen zu dürfen, und mit Hülfe seiner Frau gelang es ihm, einen Journalcirkel zu errichten, der ihm ein Paar Hundert Thaler jährlich einbrachte, somit war die Familie wenigstens in leidlichen Umständen. Da Frau von Schätzel eine sehr liebenswürdige, geistreiche und talentvolle Dame war, so wurde sie zu allen Gesellschaften und Parties de plaisir eingeladen. Ich hatte zuerst ihre Bekanntschaft bei einem Fest gemacht, das der Colberger Crösus, eine Madame Schröder, gab und nicht weniger als drei Tage hintereinander währte. Den ersten Tag war großes Diner und Ball in ihrem neuerbauten

Haus auf dem Markt in der Stadt, an den beiden folgenden wurden Landpartien auf die Rittergüter der Dame gemacht, die deren nicht weniger als ein halbes Dutzend der ergiebigsten in der Umgegend von Colberg besaß, ein Einkommen von mehr als 40,000 Thalern jährlich hatte, und dabei eine Wittwe von etwa 38 Jahren seyn mochte. Wie sie, oder vielmehr ihr seliger Mann, der bis zum Jahr 1807 nur ein ganz unbedeutender armer Krämer gewesen, der Thee, Kaffee, Zucker &c. lothweis verkaufte, zu diesem Reichthum kamen, verdient wohl angeführt zu werden. Als Napoleon die Continentalsperre gegen England in beinahe ganz Europa angeordnet hatte, ernannte er auch einen französischen Consul in Colberg, das, wie wir bereits wissen, keine Franzosen, Gefangene ausgenommen, unter denen sogar der Marschall Victor war, den man dahin gebracht, gesehen hatte. Das Haupt- oder alleinige Geschäft dieses Consuls war hauptsächlich, streng darauf zu sehen, daß keine englischen Waaren und von England kommende Colonialwaaren hier eingeschmuggelt würden. Der Kaffee kostete damals über einen Thaler das Pfund, der Zucker eben soviel in ganz Preußen und Deutschland; Schröder und noch ein anderes Haus Namens Plüdemann verständigten sich mit dem Herrn Consul und erhielten ungeheure Quantitäten Colonialwaaren von England, die als von Dänemark kommend eingeführt wurden. Der außerordentliche Gewinn den dieses gewagte Unternehmen abwarf, wurde mit dem Consul getheilt, und über vier Jahre, bis 1813 Preußen gegen Frankreich aufstand, währte dieser lucrative Schmuggelhandel, bei dem die Betheiligten so klug waren, ihre gewonnenen Reichthümer so geheim zu halten, daß Niemand etwas davon ahnte. Erst als Schröder zu Anfang des Jahres 1814 starb und sein Testament eröffnet wurde, fand es sich, daß er bereits Besitzer von vier fetten pommerschen Rittergütern war, wenigstens ein halbes Dutzend Kauffahrteischiffe auf der See gehen hatte, die von den Engländern nichts zu riskiren gehabt, und an baarem Geld und pommerschen Pfandbriefen fanden sich mehrere Hunderttausend Thaler vor. In seinem Testament hatte er unter anderm verordnet, daß seine Wittwe, er hinterließ 4 Kinder, so lange sie lebe und sich nicht wieder verheirathe, über den Nießbrauch des Vermögens verfügen, ihr aber im letztern Fall nur ein Jahrgehalt von 1500 Thalern verbleiben solle; zu Testamentsvollstreckern und Vormündern der Kinder hatte er den Kaufmann Dresow und den

Apotheker Julius ernannt und Madame Julius ward nun die Gesellschaftsdame der Madame Schröder, wobei sie und ihr Mann sich trefflich standen, da die Dame ebenso schlau und listig als ihr Gatte stupid und Madame Schröder bornirt war. Letztere, die sich nun plötzlich von einer armen Krämersfrau, denn sie selbst hatte den Reichthum ihres Mannes nicht geahnt, in eine reiche Guts- und Capitalienbesitzerin verwandelt sah, wußte sich gar nicht in ihr großes Glück zu finden und beging eine Albernheit nach der andern, zu der sie durch ihre gute Freundin verleitet wurde, da diese ihren Vortheil bei den dummen Streichen fand. Das alte kleine Häuschen, in welchem der selige Mann so viel Geld erworben, war natürlich jetzt keine passende Wohnung mehr für die Frau Rittergutsbesitzerin, sie mußte einen Pallast auf dem Markt haben, da sich aber kein solcher auf demselben befand, so mußten einige alte Häuser erstanden und niedergerissen werden, damit er gebaut werden konnte. Madame Julius wollte ihre beste Freundin zur nächsten Nachbarin haben. Ein neben der Apotheke sich befindendes Haus war zu verkaufen, hatte aber nur eine sehr schmale Façade auf dem Markt, jedoch einen langen Hof, dessen Mauer in ein enges Seitengäßchen ging. Madame Julius beredete nun ihre Freundin, dieses zu einem sehr hohen Preis, sie erhielt von dem Eigenthümer das Drittheil als Makelgeld, zu kaufen, das Haus wurde niedergerissen und der Pallast an dessen Stelle erbaut, der nur drei Fenster in der Fronte auf den Markt, aber eine lange Façade in das Gäßchen erhielt, und da doch ein Stück vom Hof bleiben sollte, so waren die Gänge welche zu den Zimmern führten, so schmal, daß kaum zwei schmächtige Personen neben einander gehen konnten, Madame Schröder und ihre Freundin am wenigsten, da beide sehr korpulent waren. Nicht einmal die vier Pferde, prächtige Meklenburger, die Madame Schröder gekauft, konnten einen Stall in diesem Pallast erhalten und mußten auswärts einlogirt werden. Die Ameublirung dieses Hauses war so barok wie dessen Bauart, die Decken der Gemächer waren alle mit wunderlichen Figuren bemalt, an allen Ecken waren Amors angebracht, die ihre Pfeile abdrückten, und ein vergoldeter Cupido schwebte über dem Betthimmel der Dame und schoß seinen Pfeil gerade auf die Mitte des Bettes ab. In dem größten Salon war der ganze Olymp abkonterfeit, und zwar bei einem Göttermahl, bei dem pommersche Gänsebrüste, Hamburger Pökelfleisch,

Colberger Neunaugen, Lachs, Pasteten dampfend vor dem Herrn Jupiter und der Frau Juno standen, und Apoll und Frau Diana tranken Gesundheiten aus Champagnergläsern; Minerva trank Chokolade, Mars Ale, und Venus hatte eine Tasse Kaffee vor sich, dies Alles hatte Madame Julius so angegeben. In den nicht sehr großen Zimmern waren so viel Mobilien, Sophas, Commoden, Kanapees, Sessel und Quincallerien aufgestellt, daß sie wie bei vielen Pariser Parvenües, eher Waarenmagazinen als Wohnzimmern glichen. Madame Schröder und ihre Freundin fuhren nicht mehr anders als in einer Staatscarrosse mit den vier Meklenburgern lang bespannt aus, und wenn sie sich nur zu einer Kaffeegesellschaft in das Nebenhaus begaben, so daß oft die Kutsche noch an der Hausthüre der Madame Schröder hielt und die beiden Vorderpferde schon mit ihren Köpfen fast an das Haus, wo man sich hinbegab, reichten. Zu dem Einweihungsfest dieses Hauses waren alle Honoratioren und das ganze Offiziercorps der Garnison geladen; von Mittag bis zur Nacht währte die Mahlzeit. Ich hatte schon gar mancherlei Essen in so verschiedenen Ländern beigewohnt, aber noch nie war mir eine solche An- und Aufhäufung von allen möglichen Speisen durcheinander vorgekommen. Von Hamburger Pökelfleisch waren ganze Viertel aufgetragen, Pasteten von allen Formen und aus allen Weltgegenden standen in Reihe und Glied geordnet auf der Tafel; neben einer demüthigen, aber fetten gebratenen Gans prunkte ein hochmüthiger Pfau, Gelees von jeder Façon und Farbe standen zwischen Puddings, italiänischen und polnischen Salaten, See- und Süßwasserfischen, Ragouts und Fricassees, Kuchen und Torten, Früchten und Eingemachtem, Entremets und Hors d'oeuvres, Wildprett und Geflügel, Beilagen und Blumen-Vasen, Tafelaufsätzen und Zuckerbäckereien, alles wie Kraut und Rüben durcheinander und ebenso servirt. Zehnerlei Suppen und Gemüse auf einmal, und dabei nöthigten die Aufwartenden, wohl instruirt, nicht wenig, man hätte fünfzig Mägen, und zwar so groß wie ein Ochse haben müssen, um nur von allem zu kosten, ganz Colberg hätte mit den vorhandenen Speisen gesättigt werden können. Der Apotheker Julius war Ceremonienmeister bei dem Fest, und seine Frau hatte die Anordnungen getroffen. Der Keller war nicht minder reich wie die Küche bestellt, Rhein-, Ungar- und Franzweine jeglicher Gattung waren im Ueberfluß vorhanden. Indessen waren alle Schüsseln,

die nicht kalt servirt wurden und deren Inhalt man nicht von Berlin oder Hamburg verschrieben hatte, sondern in der Küche der Madame Schröder zubereitet worden, eben nicht für Fein-, Hoch- und Gutschmecker, und rochen nach der etwas derben pommerschen Küche. Ein halbes Dutzend pommerscher Köchinnen mochten die Suppen ge- und versalzen haben. Unmittelbar nach dem Essen, von dem manche der Gäste mit beschwerten Köpfen und zum Zerplatzen gefüllten Mägen den Tisch verließen, folgte der Tanz. Während den Pausen sang ich einigemal Duette mit Frau v. Schätzel aus verschiedenen Opern, und tanzte dann mit der hübschen Sängerin mehr als ich sollte, wodurch ich Madame G...., die Frau Doctor M.... und noch andere Damen in üble Laune versetzte. Unter den fremden Gästen befanden sich auch einige Damen aus Treptow und Cöslin und die Familie des Edelmannes, auf dessen Gut wir eine Nacht so wunderlich zugebracht hatten. Ich erneuerte die Bekanntschaft bei dieser Gelegenheit, und fand die Leute jetzt weit artiger als auf ihrem eignen Hof. Die ganze Nacht durch wurde getanzt, gebechert und geschmaußt, und mit Tagesanbruch wurden Anstalten gemacht, die Landparthie auf die Güter der Dame anzutreten. Jedermann begab sich ein Paar Stunden nach Haus, um seine Landtoilette zu machen und gegen 10 Uhr Morgens fuhr die ganze Gesellschaft, über hundert Personen, in einigen zwanzig Wagen, größtentheils Korbwagen mit Bauernpferden bespannt, welche alle die freigebige Wirthin besorgt hatte, nach dem nächsten Rittergut derselben ab, wo man wieder mit Schmausen und Zechen begann, musicirte, tanzte und spielte, und dann weiter nach einem andern Gut fuhr. Am Tag sang und beschäftigte ich mich viel mit der äußerst liebenswürdigen Frau v. Schätzel, und wenn die Nacht herankam, machten wir tête a tête romantische Promenaden in die Gärten und Felder au clair de lune, von denen wir immer etwas ermüdet heimkehrten. Drei Tage währte dies seltsame Nomadenleben, von dem alle die es mitgemacht, fatiguirt und abgespannt nach Colberg zurückkamen und froh waren, wieder in das Geleise des Alltagslebens einzutreten.

Auch mehrere Schlittenfahrten hatte ich kurz nach meiner Rückkehr von Berlin arrangirt, die, wenn auch nicht so glänzend wie die in der Hauptstadt, deßhalb nicht minder amüsant waren, auch war immer ein Musikschlitten dabei. Jeder wohlhabende Bürger Colbergs besaß wenigstens einen Korbschlitten, und nach-

dem wir einigemal die Tour um das Rath- und Blockhaus auf dem Markt und in den Hauptstraßen der Stadt gemacht hatten, fuhren wir in den Busch zu Ottos, wo ein frugales Mittagsmahl gehalten, dann getanzt und beim Fackelschein heimgefahren wurde. Nettelbeck war einigemal bei dieser Parthie, oder lieh mir seinen Schlitten sammt Pferdegeschirr, ich fuhr abwechselnd meine intimsten Bekanntinnen. Bei einer dieser Parthien, bei der sich ein sehr schönes Mädchen aus Cöslin, ein Fräulein Conrad, die Tochter eines dortigen Beamten befand, suchte ich bei Tisch mich neben dieselbe zu placiren, dasselbe that auch ein Ingenieur-Lieutenant, Namens Poselger, und es entspann sich zwischen diesem und mir ein kleiner Wortwechsel wegen der Placirung der Damen. Poselger, der vielleicht ernstliche Absichten auf das Mädchen hatte, verwechselte die von mir auf die Couverte gelegten Zettel, ich hatte es bemerkt, stellte ihn deßhalb zur Rede, und bestand darauf, daß die Zettel wieder auf ihre alten Plätze gelegt würden, wogegen er sich weigerte und mir ein trotziges: „es beliebt mir einmal so,“ entgegnete. Ich nahm aber die Zettel, verwechselte sie abermals, und erwiederte: „und mir beliebt es so, und dabei bleibt es, da ich Ceremonienmeister und Anordner des Festes bin.“ — „Schon gut, Herr Kamerad, versetzte jetzt mein Gegner, das wird sich morgen früh finden, ich erwarte Sie in der Wolfsschanze.“ — „Sie sollen nicht vergeblich warten, und so ist die Sache für jetzt abgemacht, da hier nicht der Ort zu weitern Erörterungen ist.“ — Ich saß nun neben dem Fräulein Conrad, mit der ich mich, meinem Nebenbuhler zum Trotz, der jetzt etwas schief uns gegenüber saß und wüthende Blicke schoß, auf das angenehmste unterhielt, und sogar von ihr erlangte, daß sie bei der Heimfahrt in meinem Schlitten neben der Frau Doctor M...., die ich gefahren, Platz nehmen würde. Ich ließ mich indessen durch nichts mehr in den Freuden der Tafel und des darauf folgenden Tanzes stören, sondern unterhielt mich vortrefflich, ja Fräulein Conrad war mir nun um so interessanter, und ich bat um die Erlaubniß, sie in Cöslin besuchen zu dürfen. Bei Tisch brachte ich einen Toast auf das Wohl der Colberger Damen aus, der von diesen eine Erwiederung zur Folge hatte; so endigte sich alles gut und mein Schlittenrecht übte ich in vollem Maß. Kaum aber war ich in meiner Wohnung angekommen, so erschien auch schon ein Artillerie-Offizier, Hauptmann Müller, der mich im Namen Posel-

gers aufforderte, mich um 6 Uhr den andern Morgen mit einem Sekundanten in der Wolfsschanze einzufinden, was ich zusagte, meinen Freund Willmann aufsuchte und diesen bat, mein Sekundant zu seyn, wozu er gleich bereitwillig war. Wir stellten uns zur bestimmten Stunde nebst einem Chirurgen an dem bezeichneten Ort ein, und es fand jetzt ein kurzes Pourparler wegen der Art des Fechtens statt. Poselger wollte sich schlechterdings nur auf den Hieb einlassen, was ich nicht gewohnt war, und deßhalb auf dem Stich bestand, oder daß jeder in seiner Weise fechten würde. Der auf den Stich Fechtende hat, besonders im Pariren, einen bedeutenden Vortheil; man machte Schwierigkeiten, und ich sagte: so bleibt uns nichts übrig als zu den Pistolen zu greifen. Endlich kamen wir überein, daß ich zwar a la pointe pariren, aber nur hauend attaquiren dürfe. Nach einigen Gängen hatte ich dennoch meinem Gegner eines ausgewischt, freilich mehr stechend als hauend, weßhalb mich dessen Sekundant zur Rede stellte, ich erwiederte aber: ich bin es einmal nicht anders gewohnt, deßhalb greifen wir zu Pistolen wenn Sie nicht zufrieden sind. — Man fand jedoch für gut, da Poselger eine tüchtige aber nicht gefährliche Fleischwunde hatte, es dabei bewenden zu lassen und die Sache als abgemacht zu betrachten. Nachdem Poselger verbunden war, ritten wir alle fünf (wir waren sämmtlich zu Pferde gekommen) in die Stadt zurück. — Denselben Abend als ich kaum zu Hause angekommen war, es mochte 10 Uhr vorüber seyn, klopfte es leise an meine Stubenthüre, auf das laute „Herein“ trat eine dicht verschleierte Frauengestalt ein, und fiel mir mit den Worten: „Du häßliches Ungeheuer, was hast du gemacht!“ in die Arme. An der Stimme und Gestalt erkannte ich Madame G..... deren Mann in Geschäften nach Copenhagen gereist war, und die mir nun eine lange, vorwurfsreiche Predigt hielt, die sich mit einem Friedensschluß und vollkommener Versöhnung endigte. Erst nach Mitternacht brachte ich sie nach Haus. So lange die Abwesenheit ihres Mannes dauerte, wiederholte sie diese Besuche jeden Abend in Begleitung eines vertrauten und artigen Stubenmädchens. Aber ein anonymer Brief verrieth dem wiederheimgekehrten Gatten das täglich bis tief in die Nacht hinein währende Ausbleiben seiner Frau, so lange er in Copenhagen verweilte. Der Mann examinirte, Madame leugnete, und meinte, man wolle sich einen Scherz mit Herrn G.... machen. Er mochte dies nun glauben oder nicht, auf jeden

Fall hatte er Verdacht geschöpft, denn als er bald darauf eine zweite Geschäftsreise unternehmen mußte, traf er solche Vorkehrungen, daß es seiner Frau ganz unmöglich wurde, Abends unbemerkt das Haus zu verlassen. Wir correspondirten mit Hülfe einer alten Tante, welche die Zwischenträgerin machte, und bei der wir uns auch von Zeit zu Zeit am Tage sahen. Da Madame G.... nun nicht mehr zu mir kommen konnte, so wollte sie, daß ich ihr nächtliche Besuche abstatten solle, was indessen nicht so leicht war, da auf Befehl ihres Mannes jeden Abend die Hausthüre, so wie die untern Fensterläden von einem der Ladendiener mit Vorhängeschlössern und vorgelegten eisernen Stangen gut verwahrt wurden. Aber die Liebe macht erfinderisch, und Schwierigkeiten zu überwinden war von jeher eine Passion für mich. Vor dem Haus des Herrn G.... standen, wie vor vielen Häusern Colbergs, namentlich auf dem Markt, ein Paar Lindenbäume, jedoch noch in einer ziemlichen Entfernung von den Fenstern. Ich kam nun auf den Einfall, mit Hülfe eines Brettes, das man des Nachts von einem obern Fenster auf einen Baumast legen müsse, in das Haus einzusteigen. Die Sache ging auch ganz gut, indem das mit in's Vertrauen gezogene Stubenmädchen diese Art Zugbrücke nach zehn Uhr des Abends herabließ. Sie und ihre Herrin hielten das Brett an dem einen Ende fest, während ich, wenn alles „still und stumm war und nur noch die Verliebten und Gespenster umherwandelten," auf den Baum kletterte und dann die gefährliche Passage von ein paar Schritten über das Brett zum Fenster machte, wo ich mit offenen Armen empfangen wurde, und in die Burg stieg. Dieses Manoeuvre war wohl schon ein halbes Dutzendmal geglückt, als sich eines Abends die Frauenzimmer so ungeschickt benahmen, daß das Brett, als ich eben den Fuß darauf setzte, mit großem Gepolter auf die Straße hinabfiel. Glücklicherweise hatte ich mich noch mit der rechten Hand an einem ziemlich dicken Ast festgehalten, sonst wäre ich hinabgestürzt, da ich schon mit einem Fuß auf dem Brett stand, und hätte wahrscheinlich den Hals gebrochen: „das wäre eben kein großes Unglück gewesen," höre ich manche meiner Leser, Ehemänner, und auch Leserinnen sagen; aber Sie wissen, Unkraut vergeht nicht, und so kam auch ich mit einem kleinen Schreck davon, die Frauenzimmer schrieen aber beide laut auf und glaubten mich verloren. Dies und das Gepolter des fallenden Brettes hatte die nicht sehr entfernte Schildwache von der

Hauptwache gehört und Lärm gemacht, so daß der wachthabende Offizier mit einem Unteroffizier die Ronde um das Rath- und Blockhaus machten, da sie aber alles still und ruhig fanden und nichts Verdächtiges entdeckten, sich wieder in die Wachtstuben begaben. Nachdem ich nun die hinter dem Fenster ängstlich harrenden Frauengemüther hinsichtlich meiner gehörig beruhigt hatte, und wir nach längerem Ueberlegen kein Mittel fanden, wie ich den Uebergang ins Haus jetzt bewerkstelligen könne, denn sie hatten kein zweites passendes Brett bei der Hand, und das unten liegende konnte ich zu ihrem großen Verdruß nicht auf den Baum bringen, da Hände und Füße vollauf zu thun hatten, allein hinauf zu klettern, so mußten wir uns damit begnügen, uns für diesen Abend gegenseitig eine angenehme Ruhe zu wünschen, und das Mädchen sollte mit Tagesanbruch die Diehle möglichst unbemerkt ins Haus schaffen. Als ich aber den Baum hinabkletterte, führte das Unglück den Nachtwächter herbei, der mich bemerkte da ich zur Hälfte herab war, mich für einen Dieb hielt, schon „Diebe“ zu schreien begann und eben zu rasseln anfangen wollte, als ich mit einem Sprung auf dem Boden war, auf ihn zueilte, in der einen Hand eine Terzerole, die ich bei solchen Abenteuern immer bei mir zu tragen pflegte, in der andern zwei Thaler Courant haltend, ihm den Mund stopfend, und mich als Offizier zu erkennen gebend; aber es war zu spät, denn schon eilte eine Patrouille von der nahen Wache herbei, wo man das Geschrei gehört hatte. Ich ging ihr jedoch entgegen und sagte ihr, daß auch ich den Ruf des Nachtwächters gehört habe und auf denselben hergekommen sey, daß aber die Diebe, als sie mich erblickten, davongelaufen wären; dies bestätigte auch der bestochene Nachtwächter, und so lief alles glücklich ab. — Dies hinderte indessen nicht, daß, Gott weiß wie, die Kunde von diesem nächtlichen Ereigniß, mit allen möglichen Zuthaten ausgeschmückt, bald in allen Mäulern Colbergs war, und ich fand für gut, diese gefährlichen Besuche einige Zeit auszusetzen.

Wenige Tage darauf hatte ich wieder ein, wenn auch nicht so gefährliches, doch bei weitem unbequemeres Abenteuer zu bestehen. Ich hatte jetzt eine Wohnung bei einem Schornsteinfeger, Namens Neugebauer, gemiethet, der zwei artige Töchter besaß, die nichts weniger wie schwarz waren. Das Haus war neben dem des Doctor M...., dessen Frau ich auf seine eigene Einladung fast täglich besuchte und dessen Hausfreund ich war. Madame G.,

die immer noch nichts weniger als wegen ihrer Cousine beruhigt war, besuchte dieselbe häufig und oft zu den unpassendsten Stunden, um zu entdecken, ob ich mich nicht bei ihr befinde. Eines Nachmittags war ich kaum ein Paar Minuten bei der Doctorin, welche später eine Kaffeegesellschaft bei sich erwartete, als Madame S.... wenigstens um anderthalb Stunden zu früh erschien. Da wir sie hatten kommen hören, so sprang ich rasch in das Nebenzimmer; kaum war ich daselbst, als sie in das vordere Zimmer trat und sagte: Du wirst dich wundern daß ich so früh komme, aber ich wollte dir nur sagen, daß ich nicht lange bleiben kann, weil ich mit meinem Mann nach Treptow fahren muß; indessen will ich doch sehen, wie du alles arrangirt hast. — Da ich dies hörte und fürchtete, sie möchte auch in das Seitenzimmer kommen, in dem das Kaffeegeschirr schon aufgestellt war, so kroch ich schnell unter das sich daselbst befindliche Sopha. Madame S.... machte nun wirklich Anstalt, auch in dieses Zimmer zu kommen, wogegen sich die Doctorin wehrte, sie schob aber dieselbe mit den Worten: „mein Gott, so sey doch kein Kind,“ bei Seite, trat ins Zimmer, sich allenthalben umsehend, und sagte: nun, das ist ja charmant. Die Doctorin M...., die etwas verlegen war, schien erstaunt, mich nirgends zu sehen, konnte sich indessen wohl denken, wo ich seyn müsse, da das Zimmer keinen weitern Ausgang hatte. Madame S.... warf sich nun auf das Sopha, das sie trotzdem daß sie ihre Cousine persuadiren wollte, wieder in das andere Zimmer zurückzukehren, nicht eher verließ, als bis die ersten Damen, unter denen Frau v. Schätzel und die Kriegsräthin Wißling waren, erschienen, und sich dann empfahl. Nun war an kein Fortkommen für mich mehr zu denken, und ich war verurtheilt, wenigstens noch drei gute Stunden bewegungslos in der fatalen Lage zu bleiben, in die ich mich selbst versetzt hatte, das Geschnatter all dieser Kaffeegänse, unter denen manche überbejahrte war, zu vernehmen, und ein halbes Dutzend ihrer Füße, derjenigen die den Ehrenplatz auf dem Sopha einnahmen, beständig vor mir zu sehen. Es waren die Fußgestelle der Damen Schröder, Julius und Wißling, die ich in diesen untersophaischen Räumen zu beobachten Gelegenheit hatte, die alle ziemlich groß waren und mich mit einer fast egyptischen Finsterniß umgaben. Mehr als einmal kam mir die fast nicht zu überwindende Lust an, eine oder die andere dieser Schönen in die Beine zu zwicken, und nur mit großer Selbstüberwindung ver-

mochte ich sie zu bekämpfen. Die Unterhaltung, die mir in meinem engen Versteck die Gespräche der einige dreißig Frauen starken Versammlung, die sich von keinen Männerohren belauscht glaubten, gewährten, verkürzte mir indessen meine unbequeme Lage sehr, denn es kamen Dinge zur Sprache, Dinge, über die ich fast noch hätte erröthen können, und alle nicht Anwesenden wurden unter die Hechel dieser Weiberzungen genommen, auch das sämmtliche Offiziercorps und meine Wenigkeit mußte die Musterung passiren, und uns wurden oft nicht die schönsten Epitheten. Oft war es nahe daran, daß ich vor Lachen hätte bersten mögen und konnte dies nur verhindern indem ich mir die Lippen fast blutig biß, während die Doctorin M.... immer wie auf Nadeln saß, fast alles verkehrt anordnete und beantwortete. Indessen nahm sie doch meine Partei, wenn die große Mehrzahl der ältern Frauen auf das unbarmherzigste über mich herfielen, ebenso über Madame G...., wir waren Dank dieser, schon längst das Stadtgespräch; die Häßlichsten schimpften am meisten. Sogar die nicht anwesende Commandantin mußte herhalten, und ihre Haushaltung wurde eine schlampige und liederliche genannt. Was mit am drolligsten, war die Erzählung von einem Kaffeebad, das die Frau eines Tuchhändlers, Namens Darkow, genommen, von der man wußte, daß die volle Kaffeekanne den ganzen Tag nicht aus ihrer Stube kam und sie wohl mehr denn 30 Tassen dieses edlen Getränkes täglich zu sich nehme. Ihr Mann, dem diese Liebhaberei sehr mißfiel, besonders da sie außerdem sehr wenig und bei Tische fast gar nichts aß, wurde erzählt, sey nun auf den Einfall gekommen, um seiner Frau den unmenschlichen Kaffeegelust zu vertreiben, dieselbe ein Kaffeebad nehmen zu lassen unter dem Vorwand, die hysterischen Zufälle, an denen sie von Zeit zu Zeit litt und die wahrscheinlich von diesem Kaffeetrinken herrührten, dadurch zu heilen. Ein Spaßvogel von seinen guten Freunden hatte ihm zu diesem Mittel gerathen. Er hatte zu diesem Zweck zwölf Pfund Kaffee rösten, mahlen und in dem großen Waschkessel kochen, 20 Maß Milch dazu thun und mit diesem Gebräu die Badwanne seiner Frau füllen lassen, die er dann mit der Versicherung, der berühmteste Berliner Arzt habe es angerathen und schon Wunderkuren damit verrichtet, zu dem Bad persuadirte. Die Dame, die schon den Geruch des Kaffeedampfes wohlthuend fand, fand das Bad selbst köstlich und hätte sich zugleich dabei satt getrunken, wenn ein halbes Dutzend Zucker-

hüte darin verschmolzen gewesen wären. Aber der Mann der gegenwärtig war, sagte seiner Gattin, daß wenn das Bad die gehörige Wirkung haben solle, so müsse sie wenigstens ein Dutzendmal in demselben untertauchen, nahm sie dann beim Schopf und hielt ihr den Kopf mit Gewalt einige Sekunden unter dem Kaffee. Trotz dem Sträuben der Dame wiederholte er das Manoeuvre einigemal schnell hintereinander, wobei ihr der Kaffee in die Nase, in die Ohren, den Mund und alle Oeffnungen ihres Leibes drang, worüber die Frau in großen Zorn gerieth und wie wüthend in dem Kaffee umherplätscherte; jetzt fand der Herr Gemahl für gerathen sich aus dem Staub zu machen, die Zofe als den Wetterableiter für die Wuth der Madam zurücklassend, die auch die ganze Fülle ihres Unwillens an dem unglücklichen aber dennoch fortwährend lachenden Geschöpf ausließ. Diese Pferdekur soll in der That der Dame den Kaffee, wenigstens für eine Zeitlang, gänzlich verleidet haben. — Diese Erzählung machte mich unter meinem Sopha beinahe ersticken. — Nachdem auch diese Damen reichlich Kaffee, Kuchen und süße Weine geschluckt, bequemten sie sich zum Aufbruch, und ich wurde endlich aus meinem Versteck erlöst, nachdem sich auch die letzte unter mir endlos scheinenden Complimenten empfohlen hatte. — Mit einem minutenlangen „Uff!“ kroch ich unter dem Sopha hervor, nachdem die Doctorin das Zimmer inwendig abgeschlossen, sie war wegen den Gesprächen, die ich mit angehört hatte, nicht wenig verlegen, und überroth, ich redete ihr die Sache lachend aus, indem ich zu ihr sagte: sie möge sich deßhalb keinen Kummer machen, es sey nicht das erstemal daß ich dergleichen und noch weit tollere Frauen-Unterhaltungen mit angehört. — Wir amüsirten uns nun noch eine Stunde auf das angenehmste, sie lachte mit mir über mein Verstecken und was ich gehört, und trennten uns zuletzt beide seelenvergnügt.

Am andern Morgen wurde ich schon um 7 Uhr durch eine Ordonnanz zum Bataillons-Commandeur Oberstlieutenant von Witke gerufen, der mir ankündigte, daß ich mich sogleich marschfertig zu machen habe, um einen Transport Rekruten, der in einer Stunde abgehen müsse, zum preußischen Occupationsheer nach Frankreich zu führen. Ich wußte zwar, daß dieser Transport abgehen solle, wußte aber auch, daß Premier-Lieutenant R... zu dessen Führung commandirt gewesen, was ich dem Commandeur bemerkte, worauf er mir erwiederte: allerdings, aber der wurde

mir ja soeben krank gemeldet, indessen weiß ich schon was ich von dieser Krankheit zu halten habe, doch ich will Niemand unglücklich machen. — Herr v. R... hatte die unglückliche Leidenschaft, sich von Zeit zu Zeit dem Trunk zu ergeben, und diesen Morgen in aller Frühe, wahrscheinlich um sich zu dem bevorstehenden Marsch zu stärken, schon so tief ins Glas gesehen, daß er kaum auf den Beinen hatte stehen können, und also außer Stand war, abzumarschiren, noch viel weniger zu commandiren. Ich mußte daher in aller Eile meine Vorbereitungen treffen, und ehe eine Stunde verging, stand ich marschfertig an der Spitze meines, über 100 Mann starken Detachements, zu dem noch eine Abtheilung in Stettin stoßen sollte. Der Marsch war anfänglich ziemlich langweilig, über Naugard, Altdamm rc. Gleich den ersten Tag gerieth ich über einen betrunkenen Soldaten, der schon beim Abmarsch nicht in Reihe und Glied hatte bleiben wollen und rechts und links taumelte, so in Zorn, daß ich ihm vor dem Thor ein Paar Hiebe mit der flachen Klinge versetzte, etwas das jetzt die preußischen Militärgesetze schwer verpönten. Ich erwähne dessen hier nur, weil es lange Zeit nachher ganz zufällig schlimme Folgen für mich hatte, denn als dieser Soldat wegen einem andern Vergehen in Untersuchung kam und befragt wurde, ob er sonst noch keine Strafe erlitten, antwortete er ganz absichtslos: „Noch nie, außer bei dem Ausmarsch von Colberg, wo mir der commandirende Offizier einige Hiebe mit dem Degen versetzte, weil ich betrunken war und nicht regelmäßig marschirte.“ — Als dies Verhör an das General-Auditoriat eingesandt wurde und man diese Aussage des Burschen fand, wurde dies nach Colberg berichtet, ich deßhalb ebenfalls in Untersuchung genommen, und erhielt vierzehntägigen Arrest. In Stettin hatte ich drei Ruhetage, weil die Leute, die ich noch mitzunehmen hatte, erst den andern Tag eintreffen sollten.

Stettin, eine der wichtigsten Handelsstädte und Festungen Preußens, verdankt ihre Entstehung einigen Fischerhütten und einer uralten Burg der Wenden, um die sich nach und nach mehrere Leute anbauten, und bald erhielt der Gott Triglaff einen Tempel daselbst; die Stadt hatte in frühern Zeiten durch Fehden, Krieg und Belagerungen großes Ungemach zu erleiden, sie liegt bis auf einen kleinen Theil, sammt ihren Vorstädten und Forts an dem linken Ufer der Oder; unter ihren 13 Thoren befindet sich eines, welches man das Frauenthor nennt, und das nicht weniger

als fünf hintereinander liegende, sehr finstere Pforten hat. Unter den größern Plätzen ist der Roßmarkt mit seinem Springbrunnen der schönste, auf dem Königsplatz ist das Brustbild Friedrich **II.** von Marmor von dem berühmten Schadow verfertigt, es wurde 1793 dem Landhaus gegenüber aufgestellt. Der Marienplatz hat seinen Namen von einer Marienkirche, die sehr prächtig und mit herrlichen Gemälden verziert war, die aber im vorigen Jahrhundert ein Raub der Flammen wurde. Die Straßen der Stadt sind meistens breit und hell, namentlich sind die Louisen- und die Oberstraße schön. Die Kirchen sind alle sehr alt, und die uralte Wallkirche, Peter und Paul, ist der älteste Gottestempel in ganz Pommern. Auch die Hauptkirche und die Johanniskirche wurden schon im 13ten Jahrhundert erbaut und die Jakobikirche im 12ten. In der letzten ist ein sehr schönes Gemälde, eine Abnahme vom Kreuze, von dem Stettiner Maler Lengerich. In der Schloßkirche sind die Begräbnisse der alten Herzoge von Pommern, deren ehemalige Residenz das noch auf einem Hügel stehende Schloß war. Das Rathhaus ist ein sehr altes Gebäude, und aus einem alten Nonnenkloster ist ein wohlversehenes Zeughaus geworden. Damals residirte die von dem Kronprinzen, nachmaligem Friedrich Wilhelm **II.**, der Dicke genannt, aus besondern Gründen hierher verwiesene verwittwete Gemahlin, eine geborne Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, in Stettin, die einen kleinen Hof hielt. Friedrich der Große, dem gewisse Liebhabereien von ihr zu Ohren gekommen waren, verbot ihr zuerst Berlin und Potsdam und befahl die Scheidung. Der Zutritt zu ihr hielt nicht schwer und sie war äußerst leutselig. Stettin gab auch zwei russischen Kaiserinnen das Daseyn, nämlich der Mutter Pauls, der großen Catharina, und der Gemahlin Pauls, Maria Feodorowna. Dieserhalb erhielt die Stadt von den russischen Herrschern seitdem ein Exemplar von allen Goldmünzen, die in dem russischen Reich geprägt werden, und die man auf dem Rathhaus verwahrt. Um die Stadt herum befinden sich angenehme Spaziergänge. Der Handel ist sehr bedeutend, ebenso die Schiffahrt.

Nachdem ich mich in Stettin umgesehen und die nöthigen Gelder zur weitern Verpflegung des Detachements in Empfang genommen hatte, kehrte ich in mein Quartier, den englischen Hof, zurück. Gegen Abend fanden sich daselbst allerlei Leute ein, unter denen auch ein verabschiedeter Rittmeister, eine wahre Samielsphysiognomie, die durch zwei tüchtige Schmarren noch mehr ent-

stellt war. In seinem verzerrten Gesicht lag etwas hämisch-diabolisches, welches sich besonders wenn er sprach und noch mehr wenn er lachte, ausdrückte; seine Züge schienen alsdann aus Schadenfreude und Hohn zusammengesetzt zu seyn. Nachdem die meisten Gäste ihr Abendbrot eingenommen hatten, näherte sich mir der Rittmeister indem er mich mit einem: „Herr Kamerad!" ansprach, erkundigte sich nach meiner Bestimmung, erzählte mir von seinen Feldzügen und endigte damit, mir mit einer affreusen, geheimnißvollen Miene zu vertrauen, daß jeden Abend in einem obern Zimmer des Gasthofs ein honnetes Pharo-Spielchen gemacht werde, wobei sich verschiedene Kaufleute, Offiziere, Beamte ꝛc. einfänden und etwas zu gewinnen sey; er endigte damit, auch mich einzuladen, mein Glück zu probiren.

Noch jetzt ist es mir ein Räthsel, wie ich mich von dem vor mir stehenden, ganz unverkennbaren Mephistopheles, dessen betrügerische Tendenz aus seinen Blicken leuchtete, zu einem heimlichen Spiel konnte überreden lassen; genug, es ging mir wie dem Vogel bei der Klapperschlange, und ich nahm die Einladung an. Er bezeichnete mir das Zimmer, und ich folgte ihm bald; ein Aufwärter leuchtete mir zwei Stiegen hinauf und führte mich in ein, im hintern Theil des Hauses gelegenes Gemach. Noch an der Schwelle desselben schien mich mein guter Engel warnen zu wollen, denn ich machte eine unwillkürliche Bewegung zum Umkehren und zog die Hand von der schon ergriffenen Thürklinke wieder ab, als sich dieselbe von innen öffnete und mich die daselbst versammelte Gesellschaft wahrnahm, so daß ich mich des Rücktritts schämte, und in das verhängnißvolle, etwas spärlich erleuchtete Zimmer trat.

Der Rittmeister in Satansgestalt, oder besser, der Satan in Rittmeistersgestalt hielt Bank, und es wurde schon frisch darauf los pointirt. Ich fing mit Viergroschenstücken, dem niedrigsten Satz, zu pointiren an. Anfänglich wollte mir das Glück wohl; ich gewann bedeutend, was mich immer mehr anfeuerte. Doch nur zu bald wandte mir die launige Göttin den Rücken, ich fing zu verlieren an, und in weniger als einer halben Stunde war der letzte mir gehörige Thaler fort. Jetzt nahm ich, durch meinen Verlust und das Spiel in die Hitze getrieben, ein Paar Thaler von dem zur Bezahlung der Truppen bestimmten Gelde, auch sie waren bald fort, ich nahm 4, 6, 12, 20, und in wenig Minuten war das Geld, von dem meine Leute 10 Tage leben sollten, ver-

spielt. In dieser schrecklichen Lage nahm ich den Wirth bei Seite und versetzte ihm meine Uhr, dann meine silberne Schärpe und die silbernen Fangschnüre für einige vierzig Thaler, die, da ich das Spiel forciren wollte, bald genug ebenfalls in des Satans Krallen waren, und stürzte, nachdem der letzte Thaler verschwunden, in einem fast bewußtlosen Zustand aus dem Spielzimmer, mich verzweiflungsvoll auf einen Stuhl des meinigen werfend. — Jetzt erst traten mir die schrecklichen Folgen meines unbegreiflichen Leichtsinns klar und deutlich mit den grellsten Farben vor die Augen. Hier war weder Ausweg noch Rettung, in einer mir weltfremden Stadt, wo ich auch nicht eine Seele kannte, war an keine Hilfe zu denken; Cassation, Entehrung, zehnjährige Festungsstrafe schwebten mir als unvermeidlich vor, die gräßlichste Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Nachdem ich meine Pistolen scharf geladen hatte, klingelte ich, ließ mir Briefpapier und eine Flasche Champagner kommen, schloß dann die Thüre ab, setzte mich, die Mordgewehre zu meiner Rechten legend, nieder, um noch einige Briefe an meine Verwandten und mir theure Personen zu schreiben, mit dem festen Vorsatz, mir nach deren Beendigung eine Kugel durch den Mund in das Gehirn zu jagen; die Batterien rieb ich mit wollenem Tuch, schärfte die Steine, um ja das Versagen zu verhindern, stürzte dann ein Paar Gläser hinunter und machte mich zum Schreiben fertig. Zur Unterlage nahm ich ein deutsches Liederbuch, aus dem ich öfters in Colberg gesungen hatte, das gerade mit Beckers Romanze: „der Sänger“ betitelt, begann. Ich hatte sie schon so manchmal in fröhlichen Cirkeln in Berlin und Colberg gesungen, und gerade der letzte Vers, der da heißt:

„Doch jetzt mach' ich eine Pause,
Nehmt die Lehre mit nach Hause
Und beherzigt sie.
Sing und Sang ist eine Gabe,
Wer sie hat — o der vergrabe
Sie im Leben nie.“

fiel mir in die Augen. Wie ein Blitzstrahl fuhr es mir durch den Kopf und erleuchtete mich, so daß ich zu mir selbst sagte: Wie, sollte dir denn dein Talent nicht aus dieser schrecklichen Lage helfen können? — Stargard, durch das du schon ein paar Mal gekommen bist, ist nur drei Meilen von hier, dort kennt dich keine lebende Seele, man liebt die Musik, hat wenig Gelegenheit etwas

zu hören, wie wäre es, wenn du da hinüber führest, und unter einem fremden Namen ein Concert gäbest? — Stargard ist eine nicht unbedeutende Stadt, es gilt nur einen Versuch, schlägt der fehl, je nun, so läuft dir das Todtschießen auf keinen Fall davon. Dieser Gedanke faßte immer mehr Wurzel bei mir, ich suchte was ich an Musikalien bei mir hatte hervor, fand auch ein italiänisches Cahier darunter, rief meinem Burschen, ließ mir einen Wagen für den andern Morgen um vier Uhr bestellen, vorgebend daß ich einen Bekannten in der Umgegend besuchen wolle, ließ meine Civilkleider auspacken, versetzte einen Rubinring, den ich noch hatte, für 10 Thaler bei dem Wirth, und fuhr um die bestimmte Stunde ganz allein nach Stargard ab, nachdem ich dem ältesten Unteroffizier des Detachements anempfohlen, es sich recht angelegen seyn zu lassen, den Dienst während meiner kurzen Abwesenheit bestens zu versehen. Um 7 Uhr Morgens kam ich in Stargard an, um 8 Uhr machte ich dem Herrn Bürgermeister meine Aufwartung, gab mich bei ihm für einen Sänger der italiänischen Oper von Wien aus, der sich Matuccio nenne, von Berlin komme und über Königsberg nach St. Petersburg reise, um daselbst zu gastiren. — Ich fand an dem Herrn Bürgermeister nicht nur einen sehr artigen und zuvorkommenden Mann, sondern auch einen großen Musikliebhaber, dem mein Antrag, noch diesen Abend ein Concert in Stargard zu geben, sehr willkommen war, und der mir versprach, alles dazu beitragen zu wollen, was in seinen Kräften stünde. Er übernahm es sogar selbst, sogleich ein Einladungscirculair herumgehen zu lassen, auf dem er sich mit seiner Familie zuerst mit fünf Billetten zu einem Thaler Courant unterzeichnet hatte; er übernahm es auch, ein passables Orchester, meist aus Dilettanten bestehend, zusammenzubringen, schickte den Rathsdiener mit der Subscriptionsliste herum, der noch denselben Morgen über 200 Billette absetzte. Jetzt war ich gerettet, Kosten hatte ich außer der Beleuchtung fast gar keine, da mir der gefällige Bürgermeister einen ziemlich großen Saal gratis überließ, auch führte er mich noch denselben Abend bei mehrern Dilettanten ein, unter denen die junge liebenswürdige Frau von F.... und das sehr schöne Fräulein von Z....z, mit dem schalkhaftesten Cupido-Gesichtchen von der Welt, sich befanden. Beide Damen hatten die Gefälligkeit, in meinem Concert mit zu singen, jede trug eine Arie und ein Duett mit mir vor, und zum Schluß sangen wir noch ein Terzett; die meisten Stücke wurden

da capo verlangt. An der Casse waren auch noch über hundert Thaler eingegangen, denn man hatte ausgesprengt, der erste Sänger der italiänischen Oper von Wien gebe auf seiner schleunigen Durchreise nach St. Petersburg dies Concert aus Gefälligkeit für den Herrn Bürgermeister. Wer war froher als ich; nach dem Souper, zu dem mich der Herr Bürgermeister eingeladen, und an dem mehrere Stargarder Familien Theil nahmen, empfahl ich mich und fuhr noch in derselben Nacht mit meinem ersungenen Geld, das vollkommen ausreichte mein Deficit zu decken, wieder nach Stettin ab, auch meine Effekten konnte ich, wie ich dem Wirth versprochen hatte, wieder auslösen, nur mein eigenes Geld war beim Teufel, doch daran war mir wenig gelegen. Ich kam anderthalb Stunden nach Mitternacht wieder in Stettin an, mit dem festen Vorsatz, mich nie mehr zum Spiel, wenigstens mit fremdem Geld, verlocken zu lassen. Ich zahlte nun vor dem Abmarsch den Leuten den Sold aus, und machte mich mit fast ganz leeren Taschen auf den Weg. Erst in Magdeburg fand ich ein Haus, das mit dem unsrigen in Verbindung stand, und von dem ich mir fünfzig Thaler geben ließ. Dieß Ereigniß hatte indessen einen so schlimmen und tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß mich ein höchst unangenehmes Gefühl auf diesem ganzen Marsch nicht verließ und ich gegen meine Gewohnheit weder für Natur-, Kunst-, noch andere Schönheiten Sinn mehr hatte, ja ich unterließ es sogar während dieser Zeit mein Tagebuch zu führen, was ich sonst sehr regelmäßig jeden Abend that. Ich war über Magdeburg, Cassel, Aachen 2c., ohne mich um etwas anders als meinen Dienst zu bekümmern, nach Frankreich marschirt, wo ich meine Leute an die pommerschen Regimenter abgab, denen sie zugetheilt waren, und dann sogleich die Rückreise per Post nach Colberg antrat, ohne nur meine Verwandten in Frankfurt zu besuchen, wie ich es mir bei dem Abmarsch vorgenommen hatte. Als ich wieder durch Stargard kam, hielt ich mich möglichst verborgen, so lange umgespannt wurde, da ich fürchtete, man möchte den italiänischen Sänger wieder in mir erkennen. Auch in Colberg währte diese Mißstimmung noch, erhielt mich fortwährend bei übler Laune und machte mich fast menschenscheu. Ich setzte den französischen und musikalischen Unterricht, den ich den Töchtern meines Commandeurs und der Nichte des Commandanten ertheilt hatte, nicht mehr fort, zog mich meist von der Gesellschaft zurück, fand mich oft ohne irgend einen

erheblichen Grund beleidigt, nahm Scherze übel auf und bekam so alle Augenblicke mehr oder minder ernstlichere Händel. Ein Offizier Namens Rosenthal, ein äußerst gutmüthiger Mensch, nannte mich scherzweise „Franzos,“ ein Beiname, den man mir längst in Colberg ziemlich allgemein gegeben hatte, weil ich noch viel französische Manieren an mir hatte, wohl auch das, was an den Franzosen zu rühmen war, rühmte und mir deßhalb viele heimliche Feinde machte; ich warf ihm dagegen einige beleidigende Worte hin, die eine Herausforderung nach sich ziehen mußten und ein Duell auf die Klinge zur Folge hatten, das in der Maikuhle abgemacht wurde, und wo ich fast wider Willen, denn ich focht mit der größten Gleichgültigkeit, mir alle Blößen gebend, meinem Gegner eine unbedeutende Armwunde beibrachte. Hätte Rosenthal besser gefochten, so hätte er mir leicht einen tüchtigen Denkzettel anhängen oder gar das Lebenslicht ausblasen können. Wenige Tage nachher hatte ich eine andere, durch meine üble Laune herbeigeführte Rencontre, die weit schlimmere Folgen hatte. Ich besuchte den wachthabenden Offizier auf der Hauptwache, Lieutenant Campmann, und tadelte gesprächsweise manche Anordnungen im preußischen Dienste; lange nahm der Offizier die Sache im Scherz auf, als ich aber immer moquanter wurde, machte er mir in einem ernsten Ton die sehr richtige Bemerkung: „Wenn Ihnen die preußischen Dienste so mißfallen, warum bleiben Sie denn, man wird Sie nicht mit Gewalt halten wenn Sie gehen wollen.“ — Es gab nun ein Wort das andere und ich nöthigte zuletzt den wachthabenden Offizier den Degen gegen mich zu ziehen, indem ich auf ihn eindrang. Unglücklicher- oder glücklicherweise, denn wer weiß wie es abgelaufen wäre, trat in diesem Augenblick der Wachtschreiber und ein Unteroffizier, der eine Meldung zu machen hatte, in die Stube, als wir schon mit den Klingen handgemein waren, und diesen folgte noch der Platzadjutant auf dem Fuße. Jetzt hörte zwar das Gefecht augenblicklich auf, aber die Sache war eclat geworden und wurde dem Commandanten gemeldet. Die Folge war eine Untersuchung, während welcher wir beide, und zwar bis zur Bestätigung des von einem Kriegsgericht zu fällenden Urtheils, von unsern Functionen suspendirt wurden. Da sich die Sache sehr in die Länge zog und ich während dieser Suspension keine Gesellschaft, in der sich der Commandant und die Stabsoffiziere befanden, besuchen konnte, so hatte ich tödtliche Langeweile, die

mich immer mehr verstimmte und nur hie und da durch die intimere Bekanntschaft, welche ich mit mehrern Damen hatte, unterbrochen wurde. Glücklicherweise kam während dieser Zeit eine wandernde Schauspieler-Gesellschaft nach Colberg, deren Director ein gewisser Romberg war und bei welcher sich ein Paar hübsche Actricen befanden, von denen eine, Madame Vetterlein, nicht ohne Talent und sonst auch recht liebenswürdig war. Ich beschäftigte mich nun viel mit diesem Theater, ordnete das Repertoir an, verschaffte den Schauspielern manche nothwendige Requisiten und lieh ihnen auch manches von meinen kleinen Uniformstücken, und namentlich einem derselben einmal meine Schärpe. Mehrere Offiziere hatten dies bemerkt, den andern Tag kam es auf der Parade zur Sprache, daß eine preußische Offiziersschärpe auf dem Theater paradirt habe, worüber sich die ältern Offiziere sehr mißbilligend und als etwas „Unerhörtes" aussprachen. Der Commandant ließ durch den Bürgermeister dem Director verbieten, künftig wieder eine Schärpe oder ein sonstiges Abzeichen der königlich preußischen Armee auf seinem Theater zu verwenden; man forschte auch nach, woher der Schauspieler die Schärpe hatte, und bald wußte man, daß ich sie ihm geliehen. Neues Donnerwetter, der Bataillons-Commandeur mußte mir einen Verweis geben und mir verbieten, irgend ein Uniformstück den „Comödianten" zu leihen. Ich hatte mich gut entschuldigen, daß dies in der französischen Armee etwas ganz gewöhnliches sey, ja daß ich sogar in Berlin, in des Epemenides Erwachen von Göthe, eine ganze preußische Schwadron in Uniform und Schärpen auf der Bühne gesehen, dies half Alles nichts; ich moquirte mich wieder, so daß es zu den Ohren meiner Vorgesetzten kam, und meine ohnehin schon verdrüßliche Lage wurde eben nicht verbessert.

Die Aufführungen dieser Gesellschaft boten indessen manches dar, was komisch genug war und oft reichlichen Stoff zum Lachen gab. Da war keine Lessing'sche, Schiller'sche oder Göthe'sche Tragödie, kein Maschinenstück, an das man sich nicht gewagt hätte; auch Opern wurden gegeben. Die Bühne selbst war gerade über einem Kuhstall und nur durch einen dünnen Boden von demselben geschieden, und oft wurden die tragischsten Räuberscenen, Monologe oder Gesänge von dem Brüllen der Kühe und Ochsen accompagnirt, und Hamlets „Seyn oder Nichtseyn," oder Johannas

„Lebt wohl“ ꝛc. unterbrach häufig das **crescendo** und **fortissimo** des Rindviehs, so daß die Rede ganz unverständlich wurde.

Einstmals begleitete ich Madame Vetterlein und Demoiselle Zimmermann auf einem Spaziergang in die Maikuhle und zeigte ihnen die Schanzen, Casematten und Blockhäuser, aber auch dieses wurde verrathen und mir insinuirt, ich dürfe keine Fremden mit den Festungswerken bekannt machen, dies sey streng verpönt; ich erwiederte dann, daß Künstlerinnen keinen andern Festungswerken als Herzen oder Beuteln gefährlich werden könnten.

Endlich kam das in meiner Sache mit dem Lieutenant Campmann gefällte kriegsrechtliche Urtheil bestätigt von Berlin, und lautete für mich auf sechsmonatlichen Festungsarrest, in Weichselmünde bei Danzig zu bestehen, und drei Monate für meinen Gegner in Colberg. Ich mußte jetzt, von einem höhern Offizier begleitet, mit dem Postwagen nach Danzig abfahren, wohin wir über Cöslin, Stolpe, Neustadt ꝛc. reisten, und beinahe drei Tage gebrauchten; ich konnte nun auch mit Kotzebues Herrn von Kreuzquer sagen: „als ich von Stolpe nach Danzig reiste“ ꝛc.

Mit einbrechender Nacht kamen wir in dieser Stadt an und stiegen in dem eben nicht sehr reinlichen Hôtel d'Oliva ab, meldeten uns den andern Morgen beim Commandanten, der uns artig empfing und eine Empfehlungsordre an den Commandanten der Veste Weichselmünde gab, wohin wir uns sogleich verfügten. Dieses Fort liegt in einer geringen Entfernung von der Stadt an der Weichsel. Ich bekam ein ziemlich bequemes, aber sehr vielwinkeliges Zimmer angewiesen. Der Commandant dieses Forts war der Obristlieutenant von Brockhusen, ein artiger Mann, der mich freundlich aufnahm, mir ankündigte, daß ich alle Freiheit habe in Civilkleidern hinzugehen wohin ich immer wolle, nur müsse ich mich zum Schlafen wieder einfinden, ich könne aber nach Danzig, nach dem gegenüberliegenden Neufahrwasser, nach Oliva ꝛc. gehen und mich nach Belieben amüsiren. Gesellschaft hatte ich große und zum Theil charmante in Neufahrwasser. Das ganze Offiziercorps eines Landwehrcavallerie-Regiments hatte, sammt seinem Commandeur und Obersten von Himmel, die Offiziere auf achtzehn Monate und der Oberst für drei Jahre, hier Festungsarrest mit derselben Freiheit, wie ich. Die Verheiratheten hatten sogar ihre Frauen und Kinder meist bei sich, und alle führten ein ziemlich lustiges Leben. Die Ursache ihres Arrestes war folgende: Das

Regiment hatte einmal, als es der General Graf Henkel von Donnersmark zum Manöuvriren ausrücken ließ, nicht zu dessen Zufriedenheit exercirt und ein Paar Böcke gemacht; der General, darüber erbost, hatte sich gegen das Offiziercorps, welches meistens aus gedienten und wackern Leuten bestand, sehr beleidigend ausgedrückt und geschrieen: meine Herrn, Sie manöuvriren wie die S... Die Offiziere hatten sich darauf verabredet, den folgenden Tag, wo das Regiment wieder zum Exercieren ausrücken sollte, sammt und sonders wegzubleiben und dasselbe durch einen Rittmeister dem General vorzuführen, der es ihm mit den Worten: „Ich habe die Ehre Ewr. Excellenz das Regiment vorzuführen,“ übergab, dann seinen Säbel wieder einsteckte, davon ritt, den ganz verblüfften General, der eben angeritten war, stehen lassend. Dem Grafen Henkel von Donnersmark blieb nun nichts anders übrig, als die Truppen vom ältesten Wachtmeister geführt, wieder einrücken zu lassen, und den Vorfall dem Kriegsminister anzuzeigen, was eine umständliche Untersuchung veranlaßte, die das oben erwähnte Resultat hatte, aber auch dem General einen sechswöchentlichen Arrest zuzog. Das ganze, im Festungsarrest sich befindliche Offiziercorps hatte den Mittagstisch in dem Gasthaus zum englischen Hof in dem auf dem jenseitigen Ufer der Weichsel liegenden Neufahrwasser, wo auch ich, von meinen Arrestkameraden eingeladen, mich engagirte und man sehr gut bedient war. Die Wirthin, Namens Wer, hatte ein Paar junge Töchter, von denen die jüngere, Jettchen, recht hübsch war, ein Piano stand im Gastzimmer, die Mädchen sangen leidlich, und so war die Unterhaltung in den Nachmittagsstunden oft recht animirt.

Schon den zweiten Tag begab ich mich in Begleitung von ein Paar Offizieren nach Danzig, um mich in der berühmten alten Hansestadt umzusehen und sie kennen zu lernen. Sowohl als Festung wie als Handelsstadt ist sie eine der bedeutendsten Plätze der preußischen Monarchie. Gegen das Ende des ersten Jahrtausend, als der heilige Adelbert (990) hier zuerst das Christenthum predigte, muß Danzig schon eine ansehnliche Stadt gewesen seyn. Die deutschen Ordensritter legten die Neustadt an und vergrößerten den Ort beträchtlich. Im Bund der Hanse wurde sie bald eine der mächtigsten, reichsten und blühendsten Städte desselben, aber auch sie blieb von blutigen Kämpfen und zerstörenden Belagerungen nicht frei; furchtbare Seuchen suchten sie verschiedenemal

heim, und die Pest mit ihrem schrecklichen Gefolge von Hunger, Elend und Schrecken, verödete sie außerordentlich. Lange waren die Könige von Polen ihre Schutzherrn, später aber bildete sie eine unabhängige, merkantilische Republik, ein Unding, die schlechteste Staatsform für eine solche Stadt, wo dann immer einige Familien zum großen Nachtheil der übrigen Einwohner, alle Macht, Gewalt und Aemter an sich reißen, auch war ihr früherer Wohlstand sehr gesunken und die Stadt außerordentlich herabgekommen, als sie 1793 das Glück hatte, Preußen einverleibt zu werden. 1807 wurde sie von den Franzosen unter Lefebvre belagert, vertheidigte sich eine Zeitlang wacker, ergab sich aber endlich. Der Tilsiter Frieden machte sie dem Namen nach zu einer freien Stadt, die aber von französischen Proconsuln ganz nach Willkühr beherrscht, mißhandelt und tyrannisirt wurde. 1813 hatte sie eine harte Belagerung von den Russen zu bestehen; der französische General Rapp, der die hier liegende französische Garnison commandirte, hielt sich tapfer. Endlich kam sie Anfangs Februar 1814 wieder in die Hände von Preußen, unter dessen wohlthätiger und gerechter Regierung sich ihr Wohlstand und Handel sehr bald hob.

Die Stadt liegt noch eine gute Stunde vom baltischen Meer entfernt und hat viele Vorstädte; Neufahrwasser und das Fort Weichselmünde bilden ihren Hafen. Die Straßen sind größtentheils eng und düster, die Häuser hoch und haben meist Giebeldächer und große Vortreppen. Der Langemarkt, auf dem sich die Börse (der Artushof) befindet, ist indessen von schönen Gebäuden umgeben, Langgarten ist auch eine schöne und breite Straße; auf der sogenannten Speicherinsel, der Haupthandelsort der Stadt, sind fast nur ungeheuer hohe Magazine, Speicher und große Waarenlager. Die Stadt ist sehr fest und zählt über 70,000 Einwohner. Ihre Liqueurfabriken sind hauptsächlich im Norden bekannt und berühmt, namentlich das Danziger Goldwasser. Auch die Umgebungen sind schön und mannichfaltig, Heiligenbrunn, Langfahr, Zeschkenthal bieten angenehme Ausflüge; die merkwürdige Abtei Oliva hat einen hübschen Garten, in welchem sich prächtige, sehr hohe Lindenalleen befinden. An diesen Garten stößt der Carlsberg mit seiner herrlichen Aussicht auf Schwabenthal, den Eisenhammer Neufahrwasser, und weit im baltischen Meer erblickt man in neblicher Ferne die Halbinsel Hela; dicht vor den Augen liegt das schöne Kloster Oliva.

Sobald ich in meiner neuen Residenz, die ich statt der Kriegsschule in Berlin, wie ich das Projekt gehabt, diesen Winter besuchen mußte, installirt war, und mit meinen zum Theil sehr lustigen Arrestkameraden genauer bekannt wurde, verlor sich auch mein bisheriger Mißmuth. Im englischen Haus gehörte ich bald zur Familie und machte beiden Schwestern zugleich den Hof, aber der ältern, Hannchen, mehr zum Schein, während ich es mit der jüngern, Jettchen, ernstlicher meinte, und Mama äußerte, ich würde mit keiner übel fahren, welche ich auch wählen möchte, ich aber vertröstete sie auf späteres Avancement, da eine Frau Lieutenantin doch eine gar zu traurige Rolle spiele. Es war noch ein anderer guter Gasthof in Neufahrwasser, zur Stadt Berlin, dessen Besitzer zwar keine Kinder, dafür aber zwei allerliebste Nichten hatte, wo ich ebenfalls bald wie zu Haus war, so daß ich in der Regel die Vormittage in dem englischen Hof und die Nachmittage in der Stadt Berlin plaudernd, scherzend, musicirend, küssend rc. zubrachte; auch lernte ich bald noch einige andere Familien daselbst kennen, unter denen die sehr liebenswürdige eines Kriegsraths Schütz, der wieder artige Töchter hatte, und wo noch ein anderes fünfzehnjähriges, ausgezeichnet schönes Mädchen, die Tochter eines grimmigen Seebärs, eines Schiffskapitäns, deren Vater meist abwesend auf Seereisen war, sich einfand. In diesem Haus wurde auch viel Musik gemacht und die Mädchen sangen recht schöne polnische Lieder, die ich leider nicht verstand. Selbst in dem Fort Weichselmünde fanden sich weibliche, durchaus nicht zu verachtende Reize; außer der hübschen Tochter des Commandanten war auch die junge Frau eines Rittmeisters, eine blonde Königsbergerin, die seelenvolle himmelblaue Augen hatte, und bei Kuhns, so hieß der Wirth in der Stadt Berlin, wo wir öfters zu Nacht speisten, meine Tischnachbarin war, der zu gefallen ich manchen Abend im Fort zubrachte, wo kleine Commerzspiele die Hauptunterhaltung ausmachten, bei denen sich die meisten Offiziersdamen einfanden.

Frau Wer, welche mit Kuhns rivalisirte, veranstaltete bald einen Ball paré, an dem alle Honoratioren des Ortes und mehrere Familien aus Danzig Theil nahmen. Hier lernte ich unter andern die Frau eines reichen Kaufmanns, der mehrere Schiffe in der See gehen hatte, kennen, und nach einigen Raschwalzern, die ich mit ihr getanzt, verständigten wir uns schnell in einer Polonaise, begegneten uns zufällig auf einem Corridor, und lagen

uns eben so zufällig in den Armen. Dieser sonderbare Zufall wiederholte sich drei bis viermal, während der Herr Gemahl in einem Seitenzimmer mit aller Ruhe eine Parthie Whist machte. Die Dame vertraute mir, daß sie jeden Abend bis zehn Uhr ganz allein zu Haus zu treffen sey, indem ihr Mann nie verfehle seine Spielparthie um diese Zeit in Danzig oder in Neufahrwasser zu machen. Dies merkte ich mir wohl und fand mich schon den folgenden Abend in dem mir bezeichneten Haus ein, in das ich in der Dämmerung, in meinen Mantel gehüllt, schlich, wo ich freudig mit offenen Armen empfangen wurde. Diese Besuche wiederholte ich öfters, besonders wenn ich Herrn G....ch, so hieß der Mann, in der Stadt Berlin wußte, wo eine kleine Pharobank gehalten wurde, und ich ihm gegenüber pointirte, mich auf eine halbe Stunde entfernte, dann zurückkam und ganz ruhig weiter spielte. Bei meinem Arrest in Weichselmünde hing mir der Himmel voll weiblicher Baßgeigen; aber der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, G....ch mußte von meinen verstohlenen Besuchen durch irgend einen gefälligen Freund Wind bekommen haben, und als ich mich eines Abends wieder in seine Wohnung begab, begegnete ich in deren Nähe ein Paar wildaussehenden Seegesichtern, vulgo Matrosen genannt. Kaum hatte ich die Hausthüre hinter mir zugemacht und wollte eben die Treppe hinaufspringen, als ein Paar andere Exemplare dieser Bären aus einem Winkel hervorsprangen, während die, welchen ich begegnet hatte, in die Hausthüre traten, und einer derselben mich mit rauher Stimme fragte: was ich hier suche? — Dies geht Euch Schubiaks nichts an, erwiederte ich, indem ich eine Terzerole unter dem Mantel hervornahm und den Hahn spannte. Das Knacken desselben machte die Bursche doch stutzen, und ich sagte mit starker Stimme: „dem ersten der eine verdächtige Bewegung macht, jage ich eine Kugel durch den Kopf;“ die Kerls dadurch verblüfft, ließen mich nun ruhig wieder zum Haus hinaus gehen. Klar war es, daß es hier auf einen Hinterhalt abgesehen, und ich dankte Gott als ich im Freien war, denn wäre es zu einem Eclat gekommen, so würde mir als Festungsarrestanten noch eine zehnmal härtere Strafe auferlegt worden seyn. Ich begab mich nun in die Stadt Berlin, wo wie gewöhnlich gespielt wurde, setzte mich an den Spieltisch und pointirte ganz ruhig mit Viergroschenstücken, als sey nicht das mindeste vorgefallen. Etwa 20 Minuten später trat auch G....ch herein, dem ich einen sehr

freundlichen guten Abend wünschte, statt ihn aber zu erwiedern, warf er einen grimmigen Seitenblick auf mich, was ich nicht zu bemerken für gut fand, sondern ganz gleichgültig zu ihm sagte: Warum heute so spät, Herr G....ch, ich bin schon lange hier und spiele wieder einmal glücklich. — Das Glück scheint Ihnen gewogen, gab er mir, seinen Zorn verbeißend, zur Antwort, und das ist Ihr Glück. — Den andern Morgen wurde ich durch ein Briefchen von Madame G....ch unterrichtet, daß sie eine arge Scene mit ihrem Mann gehabt, dem man unsere Zusammenkünfte verrathen habe, und sie auf einige Zeit zu ihren Eltern nach Elbing verreise, wo ich sie, wenn ich es möglich machen könne, doch besuchen möge. Dieser Vorfall war mir sehr unangenehm, da es in Neufahrwasser bekannt wurde, daß ich die Ursache einer Trennung der G....schen Eheleute sey, die sich später jedoch wieder vereinigten. Ich suchte von jetzt an mich mehr in Danzig zu zerstreuen. Hier hatte ich anfänglich fast gar keine Bekanntschaften; unter den Damen, die ich auf dem Ball im englischen Hof hatte kennen lernen, war auch eine gewisse Madame Mathias, die Frau eines Kaufmanns aus Danzig, mit der ich einigemal getanzt, und die nicht nur recht hübsch war, sondern auch ungemein viel Geist hatte. Durch die Gattin eines hier verheiratheten Majors, den ich früher in Colberg hatte kennen lernen, wurde ich in mehrern Häusern eingeführt, und namentlich auch bei Herrn Mathias, wo mich die Dame zur öftern Wiederholung meines Besuches aufforderte. Schnell war ich in dem Haus zu Haus, und vom Handkuß kam es bald zum Stirn-, Wangen- und Mundküssen u. s. w., da aber eine Schwiegermutter und Schwägerin die hübsche Frau gleich zwei Drachen hüteten und uns fast keinen Augenblick allein ließen, so miethete ich mir, was ich ohnehin schon im Sinn hatte, da ich nicht wußte wo den ganzen Tag in Danzig zubringen, ein Absteigequartier, und zwar auch bei einer hübschen Frau, deren Mann Capitän eines Kaufartheischiffes, und fast immer abwesend war. Hier und auch bisweilen auf den einsamen Wällen in den Schießscharten der Kanonen hatte ich nun oft sehr unterhaltende Zusammenkünfte mit Madame Mathias, während ich auf der andern Seite mit meiner liebenswürdigen Seefrau bald auf dem vertrautesten Fuß stand, und Mittags- und Abendmahl meist mit ihr einnahm. Letztere zählte erst neunzehn Jahre und war kaum sechs Monate verheirathet. Ich begab mich jetzt jeden Mor-

gen mit dem Frühesten nach Danzig, von wo ich in der Regel erst gegen Mitternacht in meine, wenigstens dreißigwinkelige Arreststube, die eine gar seltsame Bauart hatte, zurückkehrte. Auch im Danziger Casino, wo jede Woche Tanz und Musik stattfand, wurde ich eingeführt und machte neue Bekanntschaften daselbst, unter denen eine sehr üppig gebaute schöne polnische Gräfin von M...ka aus Posen war, deren schlanker Wuchs, ein fast verschlingendes Auge, rabenschwarzes Glanzhaar, eine äußerst feine und weiße Haut, eine entzückende Anmuth mich wie fast alle Männer, die sie sahen, bezauberte. Auf den Maskenbällen, die nun gegeben wurden und oft glänzend und reich an prächtigen Costümen waren, gelang es mir, die schöne Gräfin genauer kennen zu lernen. Auf einem derselben hatte ich mich zuerst als Zigeuner, dann aber als Spanier verkleidet, und setzte der Dame in der Maske des erstern, durch meine Prophezeihungen ihr die gute Wahrheit sagend, so gewaltig zu, daß ich ihre Neugierde in hohem Grade rege machte, namentlich indem ich ihr mittheilte: sie würde, ehe vierzehn Tage vergingen, einen Anbeter haben, dem sie nichts versagen könne. Als der Zigeuner verschwunden war, forderte der Spanier die als kassubisches Landmädchen verkleidete Gräfin zu einer Polonaise auf, und erzählte ihr während der Promenade, daß ihm ein Zigeuner prophezeiht habe, er würde in Danzig noch sehr glücklich werden und die Gunst der schönsten Dame dieser Stadt erhalten. — O dann ist es gewiß nicht die meinige, meinte die Gräfin. — Und wer sollte sich an Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit mit Ewr. Gnaden in Danzig messen können? — Sie sind ein gefährlicher Schmeichler. — Es ist keine Schmeichelei wenn man die Wahrheit spricht. — Die Gräfin erzählte nun auch ihrerseits, was ihr der Zigeuner gesagt. — Sonderbar, dies hat was zu bedeuten, erwiederte ich, dem hübschen Landmädchen die Hand drückend. Die Polonaise löste sich endlich in einen Raschwalzer auf, wir flogen sinnenberauscht dahin, und setzten uns endlich etwas ermüdet unter eine entlegene Fensterhalle. Die Gräfin M...ka nahm ihre Larve ab und sagte: die Hitze ist unausstehlich, länger halte ichs nicht aus, machen Sie es eben so. Ich befolgte den Befehl, worauf sie mich erkennend sagte: Dacht' ichs doch, Sie sind der Offizier, mit dem ich schon öfters im Casino tanzte. — Wir engagirten uns dann noch auf eine Tempête, eine Quadrille und ein Paar Walzer, und ich erhielt von der Dame das Versprechen, daß ich bei der ersten

Schlittenfahrt der sie fahrende Cavalier seyn solle. Der bald darauf gefallene Schnee machte auch eine solche möglich, und ich hatte das Vergnügen, das Versprechen in Erfüllung gehen zu sehen, und übte das Schlittenrecht in seiner weitesten Ausdehnung. Kurze Zeit darauf hatte ich das noch weit größere Vergnügen, auch diese Dame in meinem Zimmer zu Danzig zu empfangen und zu bewirthen, ohne daß meine niedliche Wirthin, die mich öfters mit Morgenbesuchen beehrte, etwas davon merkte, so wenig wie von noch andern Damenbesuchen, die ich natürlich alle nur nach eingetretener Nacht empfing; mein Zimmer war au rez de chaussée. So schwanden mir denn die sechs Monate Festungsarrest in Weichselmünde wie sechs Wochen hin; bevor sie aber um waren, erbat ich mir unter dem Vorwand, meine etwas zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, denn sie war es wirklich, wenn auch nicht durch die Kerkerluft, doch durch Strapatzen mancherlei Art, noch einen sechswöchentlichen Urlaub, der mir bewilligt wurde, und den ich zu einer kleinen Reise nach Marienburg und Posen zu verwenden beschloß. Die Gräfin M...ka ging mit dem Frühjahr ebenfalls dahin zurück, und gab mir die Erlaubniß, ihr daselbst meine Aufwartung machen zu dürfen, jedoch in allen Ehren, denn dort herrsche der Herr Gemahl, der nicht mit in Danzig gewesen, wo die Dame bei einer Freundin zum Besuch war, etwas streng.

Als ich meine Freiheit und meinen Degen zurückerhalten und die Urfehde geschworen hatte, nahm ich Abschied von Weichselmünde, Neufahrwasser und Danzig, und trat die Reise nach Marienburg an.

X.

Marienburg. — Elbing. — Königsberg. — Pillau. — Marienwerder. — Graudenz. — Culm. — Bromberg. — Gnesen. — Posen. — Neustettin. — Rückkehr nach Colberg. — Eine furchtbare Mordgeschichte. — Eine Verirreise. — Ein Nicolausabend. — Diverse Campagnen unter Amors Fahnen. — Der Esel von Osten. — Noch ein Damensouper. — Arge Scandalosa. — Eine pommersche Hochzeit. — Ich mache ein Gespenst. — Abermaliger Festungsarrest. Meine Entlassung.

Was mich hauptsächlich zu einer Reise nach **Marienburg** bestimmte, war das weltberühmte Schloß der alten Hochmeister des deutschen Ordens, von dessen Merkwürdigkeiten man mir so viel und erst wieder in Danzig erzählt hatte, daß ich den Wunsch, diese prächtigen Ueberreste der einst so mächtigen Ordensritter kennen zu lernen, nicht unterdrücken konnte. Eine außerordentlich schöne Dekoration des Berliner Theaters, den Kapitelsaal dieses Schlosses darstellend, hatte mich längst lüstern gemacht, diesen in Natura zu bewundern. Die Reise oder vielmehr Fahrt nach Marienburg war sehr kurz und ging durch das uralte Städtchen Dirschau, Forsters Geburtsort. Ich verweilte nur 3 Tage in Marienburg, wo ich, nachdem ich das Schloß von Außen und Innen sattsam gesehen, bald tödtliche Langeweile verspürte. Dieses Gebäude, gewissermaßen die Wiege des preußischen Staates, ist in vieler Hinsicht bewundernswürdig. Die Fenster der an 150 Fuß langen Kirche haben herrliche alte Glasmalereien. Das Merkwürdigste ist aber das an 100 Fuß lange Refectorium, dessen Kreuzgewölbe in der Mitte auf drei achteckigen Säulen ruht, von denen eine von schwarzem und rothem, sehr fein polirtem Granit ist. Der Capitelsaal ist hauptsächlich seiner künstlichen Wölbungen halber sehenswürdig, so wie das Portal am ältesten Schloßtheil in Augenschein genommen zu werden verdient. Dieses Schloß wurde zu Anfang des 13ten Jahrhunderts erbaut, der dasselbe zuerst bewohnende Hochmeister war Siegfried von Feuchtwangen, und der letzte Ludwig von Ehrlichshausen; wäre er ein von Schelmshausen gewesen, so würde er vielleicht nicht als der letzte figurirt haben. In diesem Schloß war es, wo 1656 der große Kurfürst

Wilhelm das Bündniß mit Schweden schloß, und wo 1772 die Stände von Alt-Preußen Friedrich dem Großen huldigten. Nahe an der Stadt befindet sich der sogenannte Schloßhain, der gewöhnliche Spaziergang der Einwohner, deren Zahl etwa 5000 betragen mag und die sich zum Theil durch Fabriken und Handel ernähren. Marienburgs Geschichte knüpft sich an die des deutschen Ordens selbst an. Die Ordensritter, die von gutem alten Adel — ich gestehe zu meiner Schande daß ich bis jetzt noch nicht habe ergründen können was dies eigentlich sagen will — seyn mußten, kämpften hauptsächlich gegen die armen preußischen Heiden, denen sie durch Schwert, Blut und Mord recht handgreiflich zu machen suchten, was das Christenthum für eine Seligkeit sey. Diese Ritter waren besonders zur Bekämpfung und Vertilgung des Heidenthums verpflichtet, und wurden, ich entsinne mich nicht von welcher päpstlichen Unfehlbarkeit, die Schwertträger, auch Ritter des Dienstes Christi genannt. Nicht selten führten sie aber ein gar unchristliches, gottloses und unrühmliches Leben und wurden bisweilen von den Heiden schlimm heimgeschickt.

Von Marienburg fuhr ich eines Tags nach der nur wenige Meilen entfernten Stadt Elbing, die sammt einer Burg im Jahr 1237 von den Ordensrittern erbaut wurde. Sie liegt an der schiffbaren Elbing, ist ziemlich befestigt und zählt über 20,000 Einwohner, die ansehnlichen Handel treiben. Von der alten Burg ist nichts mehr übrig, im 15ten Jahrhundert wurde das dem deutschen Orden gehörige Schloß geschleift. Einige Arme der Elbing fließen durch die Straßen der Stadt, der Fluß selbst ist vermittelst des Kraffuh-Canals mit der Nogath verbunden. Elbing hat eine Alt- und eine Neustadt und mehrere Vorstädte, im Ganzen ist sie nicht schlecht gebaut, sehr wohlhabend und Danzigs gefährliche Nebenbuhlerin, in ihrer Nähe liegt ein schönes Kloster, das vor Zeiten mit faulen Bernhardinermönchen bevölkert war und eine Wallfahrtskirche hat. Der Vogelgesang ist der beliebteste Spaziergang der Einwohner, besonders der Damen. Gerne hätte ich Madame G....ch, die sich noch hier aufhielt, besucht, aber da sie bei Verwandten wohnte und ich nicht wußte, wie weit diese von dem Vorfall in Neufahrwasser unterrichtet waren, so unterließ ich es, auch blieb ich nur ein Paar Tage hier, und reiste dann über Braunsberg nach Königsberg. Die erstere Stadt soll ihren Namen von einem Brunnen haben, der braunes Wasser hat,

ich habe keines davon zu Gesicht bekommen. Hier wurde der bekannte Trenk geboren, den der große Friedrich etwas kleinlich verfolgte, weil er das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, einer preußischen Prinzessin, ich glaube es war des Königs Schwester Amalie, zu sehr zu gefallen, und daher viele Jahre in einem abscheulichen Kerker zu Magdeburg schmachten mußte, wo er seine beste Zeit zubrachte, endlich entwischte, und zuletzt, als die französische Revolution ausgebrochen war, nach Paris ging und daselbst guillotinirt wurde. Das Bier, welches früher in Braunsberg gebraut wurde, soll so substantiös gewesen seyn, daß es die deutschen Ordensritter, die es sehr gerne tranken, mit dem Namen Füllwurst beehrten. In einem Nonnenkloster wurde so starker Zwirn verfertigt, daß er beinahe nicht zu zerreißen, und unter dem Namen Klosterzwirn bekannt war. Zu Heiligenstein, einem kleinen Städtchen durch das ich kam, stand einst jene heilige Eiche, unter welcher die Heiden Preußens ihren Gott Kurcho verehrten. Bei dem Flecken Brandenburg kam ich an dem Schlachtfeld von 1712 vorüber. Es war beinahe Mitternacht, als ich in der alten Hauptstadt Preußens, in Königsberg ankam. Eine starke Verkältung zwang mich ein Paar Tage das Bett zu hüten. Mein erster Ausgang, als ich wieder hergestellt, war nach der ehemaligen Citadelle, der alten Friedrichsburg, in der man mir den Moskowitensaal und die Bernsteinkammer zeigte. Hierauf begab ich mich in den, vom Großmeister Lothar von Braunschweig im 14ten Jahrhundert erbauten Dom. Unter den übrigen Kirchen ist die Haburger ausgezeichnet schön. In dem Schauspielhaus, das gerade nicht vorzüglich ist, sah ich einige nicht sehr gut executirte Opern und Schauspiele aufführen. Mehr erfreuten mich die zum Theil sehr schön angelegten Promenaden, besonders die am Schloßteich, dem Königsgarten und dem von Hippel angelegten Philosophendamm. Hier schrieb der blinde Baczko und von hier aus brachte Kant die Philosophenwelt in Aufregung und Zwist, und machte manchen philosophischen Hirnkasten vollends verrückt. Ich fuhr nach Friedrichsstein, wo ein schönes Schloß mit einem Park ist, auch nach dem Hafen von Pillau, dessen Festungswerke Gustav Adolph erbaut haben soll, doch sah ich auch Werke die untrüglich aus einer ältern Zeit herrühren, machte ich einen Abstecher. In der Nähe dieser Stadt liegt das Paradies, das heißt, ein schöner Buchenwald, den die Einwohner so nennen. Der Störenfang ist

hier sehr beträchtlich, man fängt von diesen Fischen, die bis 12 Fuß Länge haben und über 500 Pfund wiegen. Von Königsberg eilte ich nach Posen, und fuhr über Elbing, Marienwerder, Graudenz, Culm, Bromberg, Gnesen ꝛc. dahin ab, ohne mich an einem dieser Orte umzusehen. Nur in Marienwerder machte ich einen Gang zur uralten, wegen ihrer Mosaikarbeiten sehenswürdigen Kirche, in der mehrere Hochmeister des deutschen Ordens begraben liegen. Der erste König von Preußen, Friedrich I., hatte 1709 hier eine Zusammenkunft mit dem Czar Peter I. In Marienwerder lebte und starb im 14ten Jahrhundert die vom Papst Bonifacius **IX.** zur Heiligen fabricirte Dorothea, deren Celle man noch zeigt. Bei der Festung Graudenz, die wegen ihrer tapfern Vertheidigung durch den General Courbière bekannt, gleich Colberg nicht erobert, und deren Citadelle nach einer Handzeichnung Friedrich des Großen 1772 erbaut wurde, befindet sich eine Wasserleitung, die der ebenfalls große Copernicus anlegte. Culm mit seinen vielen hohen Thürmen liegt sehr malerisch und hoch zwischen herrlichen Fruchtfeldern und üppigen Wiesen, durch welche die Weichsel strömt, von der ein Arm am Fuß des terrassenartigen Berges, an dem die Stadt liegt, vorbeifließt. Culm ist in der Geschichte des Mittelalters berühmt, weil bei einer Belagerung im Jahr 1244 die tapfern Culmer Frauen den pommerschen Herzog Swantopolk zum Abzug nöthigten. Als sie noch ein Mitglied der Hanse, war ihr Handel bedeutend, doch waren auch viele Faulnester vom Orden der Benediktiner, Dominikaner, Franziskaner ꝛc. hier. Bromberg, durch welches ich die Nacht passirte, war der Sitz einer Regierung. In der Nähe dieser Stadt befindet sich der berühmte Netzcanal, der massive Schleußen hat, und die Brahe mit der Netz, und durch diese wieder die Oder und Spree, die Havel und die Elbe mit der Weichsel verbindet. In dem uralten Gnesen (Gniezno) machte ich Mittag. Hier erzählte mir der gelehrte Wirth in sehr schlechtem Deutsch, daß diese Stadt der ehemaligen Republik Polen das Wappen, einen Adler, verliehen habe, was daher gekommen, weil man in ihrer Nähe ein Riesen-Adlernest gefunden, welches so groß gewesen, daß sich ein polnischer Ochse ganz bequem in dasselbe habe betten können. Bei kaum 5000 Einwohnern, hat Gnesen gerade ein Dutzend Kirchen; dessen Erzbischöfe waren die ersten Personen nach den Königen im Lande.

Erst mit der einbrechenden Nacht kam ich in Posen an und

schlief in einem herzlich schlechten und eben nicht sehr reinen Bett doch trefflich. So wie der Hunger der beste Koch ist, so ist Ermüdung der beste Schlafbereiter, auch erwachte ich erst spät am Vormittag. Nachdem ich meine Toilette gehörig gemacht, schickte ich mich an, die Stadt zu besichtigen. Posen liegt zwischen kleinen Anhöhen, hat viele hohe Gebäude und hohe Thürme, die ihm ein imposantes Ansehen geben. Die hier fluthende Wartha nimmt die Sowna auf. Die hübsche Wilhelmsstraße ist mit Linden besetzt, der Marktplatz schön und groß, die Hauptwache von einer ganz eigenen Bauart. In der Stadt befinden sich, die Klosterkirchen mit inbegriffen, wohl ein paar Dutzend Kirchen, unter denen die Hauptkirche und die sehr schöne Stanislauskirche hervorragen; auch die Griechen haben eine kleine Kirche oder vielmehr ein Bethaus hier. Das auf einer Anhöhe liegende Schloß war ehedem ein Collegium der Jesuiten und jetzt die Residenz des Statthalters des Großherzogthums Posen. Die Stadt mit ihren vielen Vorstädten, wohl ein halbes Dutzend, nimmt sich besonders von St. Adalbert gut aus. Auch der Sapiehaplatz, von dem aus man das kastelartige Inquisitoriat und die hochliegenden Gerichtsgebäude im Angesicht hat, macht einen guten Eindruck. Bei der Parade sah ich mehrere Offiziere, die ich schon in Berlin kennen gelernt hatte und die mich zur Offizierstafel einluden, was ich mit Dank annahm. Denselben Tag zog ich noch Erkundigungen nach der schönen Gräfin M....ka ein und erfuhr, daß kein Offizier Zutritt in dem Haus des Grafen habe. Indessen ließ ich mich doch, wie ich es mit der Dame in Danzig verabredet, bei ihr melden, wurde auch angenommen, jedoch von dem Herrn Gemahl ziemlich frostig empfangen, der mich auch nicht ersuchte meinen sehr kurzen Besuch zu wiederholen, mir indessen eine kurze Gegenvisite machte. Noch den nämlichen Abend kam ein sehr niedliches Mädchen in polnischem Costüme, das kein Deutsch, aber so ziemlich französisch sprach, und mir ein Billetchen brachte, in dem man mich ersuchte, dem hübschen Kammerzöfchen zu folgen, das mir ein Haus zeigen würde, wohin ich mich den folgenden Abend zu begeben habe, um eine gewisse Dame sprechen zu können. Das Mädchen war so gesprächig und lud mich so zutraulich ein, mich ihrer Führung zu überlassen, daß ich nicht umhin konnte ihr auf die Wangen zu klopfen, ihr etwas tief in die schwarzen Augen zu blicken, und mit einem Kuß auf den runden Nacken und einen Thaler in die Hand drückend,

zu danken. — O Ihr galanten Damen, wenn Ihr Euch auch nur auf eine kurze Zeit der Treue Eurer Anbeter versichern wollt, so nehmt ums Himmelswillen kein hübsches Kammerkätzchen zu Eurer Unterhändlerin und Liebesbotin, der Teufel mag solchen verführerischen Dingern widerstehen, aber kein junger Mann von Fleisch und Blut: alte Weiber, Hexen mit triefenden Augen, die man kaum mit der Feuerzange berühren möchte, dies sind die zuverlässigsten Diplomaten bei solchen Unterhandlungen. — Auch ich widerstand nicht, wohl aber that das Mädchen so, und lispelte: mais Madame la contesse! Mais Monsieur finissez donc, vous aimez ma maitresse! — Sans doute, mais cela ne m'empêche point d'aimer aussi la confidente. Die weitern Antworten des allerliebsten Rosenmundes erstickte ich mit Küssen, und ließ mich nach einer halben Stunde von der Donetta nach dem erwähnten Haus führen, das in einer ziemlich engen Straße lag, klein und schmal war und nur zwei Fenster Fronte hatte. Ich trat mit meinem ange polonais ein, der mich der parterre wohnenden Frau vorstellte, welche früher in Diensten der Mutter der Gräfin gestanden hatte und aus alter Anhänglichkeit für die Tochter, sich derselben möglichst gefällig zeigte. Von hier begab ich mich zu der Soirée eines verheiratheten Majors, der mich bei der Parade eingeladen hatte, und wo ich mehrere hübsche polnische Damen traf, von denen aber die wenigsten deutsch, einige ziemlich französisch sprachen. Die Polinnen sind recht sinnlich liebenswürdig, meist sehr üppig gebaut, haben mit den Spanierinnen die größte Aehnlichkeit, nicht die mindeste mit den Französinnen; hätte ich die polnische Sprache gekannt, so würde ich gewiß auch mehrere recht artige polnische Abenteuer erlebt haben. Es wurde viel Musik gemacht, einige der polnischen Damen hatten herrliche Stimmen, sangen aber nur polnische Lieder, die, wie man mir sagte, meist politischen Inhalts waren und sich auf Polens Schicksale bezogen.

Als den nächsten Tag das Gestirn des Tages untergegangen war, fand ich mich zur bestimmten Zeit in dem bewußten Haus ein, wo mich die Frau willkommen hieß, aber nur wenig schlechtes Deutsch sprach, so daß wir uns mehr durch Pantomimen verständlich machen mußten. Ich hatte beinahe schon eine gute Stunde gewartet, als endlich die Gräfin, im Costüme eines polnischen Dienstmädchens und in Begleitung des ihrigen erschien. Beide

sahen so reizend aus, daß mir fast die Wahl wehe that, aber hier war keine Wahl mehr möglich. An drei Stunden brachte ich in einem Hinterstübchen mit der verkleideten Gräfin zu, während die beiden andern in der vordern Wache hielten. Beim Weggehen sagte sie mir, sie würde mich es jedesmal durch ihr Mädchen wissen lassen, wenn sie abkommen könne; dies ließ ich mir gerne gefallen, und die hübsche Abgesandte war mir so lieb, daß in ihren Armen ermüdet, ich mehr als einmal die Einladung zum Stelldichein unter dem Vorwand, schon bei einem General oder Stabsoffizier zugesagt zu haben, ausschlug, wobei ich auf die Mithülfe des mich entschuldigenden Mädchens sicher zählen konnte. — So hatte ich ungefähr drei Wochen in Posen zugebracht; es war Zeit an die endliche Rückreise nach Colberg zu denken, die ich nach gehörigem Abschiednehmen bei sehr schlechtem Wetter und auf abscheulichen Wegen antrat, und zwar in einem offenen Wagen, über Czarnikow, Schneidemühl und Neustettin, wo Weg und Wetter erst wieder etwas leidlicher zu werden begannen. In meinem Leben habe ich keine unangenehmere und langweiligere Reise gemacht. Uebernachten in ekelhaften Wirthshäusern, elenden Krügen, schmutzige und so unreinliche Betten, daß ich das ganze Bettzeug hinauswarf, und auf frischem Stroh, das ich mir bringen ließ, schlief, jämmerliche Kost, auch nicht ein interessanter Gegenstand auf dem ganzen Weg, keine historische Merkwürdigkeit, wenn ich allenfalls das von Barmin V. in Neustettin erbaute Schloß ausnehme, das jetzt statt einem Armenhaus diente, dies alles gehörte zu meinen Reise-Annehmlichkeiten. Das keine 3000 Einwohner zählende Städtchen ließ Herzog Wratislaw IV. im 14ten Jahrhundert nach dem Vorbild Altstettins erbauen.

Als ich endlich zu Colberg durch das Lauenburger Thor wieder einfuhr, da ward mir ganz sonderbar zu Muthe und so unheimlich, daß ich mich gerne wieder 100 Meilen weit weggewünscht hätte. Ich machte meine schuldigen militärischen Meldungen und hatte einige Flaschen Danziger Goldwasser und einen ziemlichen Vorrath Königsberger Marcipan mitgebracht, das ich an die Töchter meines Commandeurs und andere verschenkte, um mir eine gute Aufnahme zu bereiten. Ich trat nun meine Dienste, sowohl bei der Garnison wie bei den mir befreundeten Damen wieder an, und allenthalben hieß es: „Fröhlich ist wieder da; wir werden bald wieder Neues hören.“ Ich ließ es indessen vorerst beim Al-

ten, scherzte mit Madame G..., besuchte fleißig die Frau Doctor M..., sang mit Frau v. Schätzel, brachte mit Hülfe der letztern einige kleine theatralische Vorstellungen zu Stande, die im Haus der Madame Schröder und bei Kuhpfahls aufgeführt wurden, 2c. In diese Zeit fiel auch die Untersuchung wegen dem Soldaten, dem ich ein Paar Hiebe mit der Klinge aufgemessen, weßhalb ich abermals Arrest zu bestehen hatte, der unsere theatralischen Darstellungen eine Zeitlang unterbrach. Ein anderer, höchst greulich-tragischer Vorfall, der sich um dieselbe Zeit in meiner Vaterstadt Frankfurt am Main zutrug, machte auch in Colberg großes Aufsehen, da das Individuum, welches denselben veranlaßt hatte, aus dieser letztern Stadt gebürtig war, in der sein Vater, ein ehrenwerther alter Zimmermann Namens Moog, noch lebte, und so unglücklicherweise die in Frankfurt von seinem Sohn begangene furchtbare That erfahren mußte. Der junge Moog, ein Tischler, hatte sich in Frankfurt mit einer Bürgerstochter verheirathet und war so Bürger und Meister daselbst geworden; obgleich fleißig, arbeitsam und sehr mäßig lebend, konnte er daselbst doch nicht voran kommen, woran hauptsächlich schuld war, daß er unbarmherzigen Menschenschindern, vulgo Wucherern in die Hände gefallen war. Als schon einmal die Noth am höchsten gewesen, hatte sein alter Vater in Colberg 500 Thaler zusammengepackt und dieses Geld seinem Sohn, die Reise nach Frankfurt zu Fuß zurücklegend, selbst überbracht. Ein Paar Jahre darauf war aber der Mann Dank den Frankfurter Wucherern wieder so weit wie vorher, wurde trübsinnig, sah das Elend seiner Familie, er hatte bereits fünf Kinder, von denen das älteste noch nicht sieben und das jüngste anderthalb Jahre alt war, unabwendbar, und wurde namentlich von einem gewissen Conrad R..s, dem er einige Gulden schuldete, bis aufs Blut gemartert. Er faßte nun einen verzweifelten Entschluß, und nachdem er eines Morgens früh, er sollte an diesem Tag gepfändet werden, das Dienstmädchen in einen von seiner Wohnung im Löwengäßchen weit abgelegenen Stadttheil unter dem Vorwand, daß bei einem Bäcker daselbst ganz vorzüglich gute Milchbrode zu haben seyen, weggeschickt, schnitt er seiner Frau, seinen fünf Kindern und zuletzt sich selbst den Hals ab, so daß das rückkehrende Mädchen sieben in einem Blutbad liegende Leichen antraf und ohnmächtig niederfiel. Diese schreckliche That hatte die ganze Stadt in Allarm gebracht. Der unglückliche Moog, den

besonders die Ambition, daß Niemand von den Seinigen der Stadt zur Last fallen solle, zu der schrecklichen That vermocht hatte, wurde von der unsinnigen Frankfurter Criminal-Justiz noch verurtheilt, nachdem er auf einem Schinderkarren zum Rabenstein geschleift worden, daselbst todt enthauptet zu werden, worauf man seinen Kopf auf eine Stange steckte und den Körper auf das Rad flocht. Dies geschah noch im Jahr 1817 zu Frankfurt! —

Auf diese Veranlassung hin erließ der Frankfurter Senat ein Schreiben an den Magistrat zu Colberg, worin er demselben Bericht über den gräßlichen Vorfall erstattete, und dabei bemerkte: daß es ihm (dem Senat) zum Trost gereiche, daß der schreckliche Mörder kein geborner Frankfurter, sondern ein Colberger sey. — Der Colberger Magistrat, zehnmal vernünftiger, zuckte die Achseln über diese unpassende Bemerkung und meinte, eine Regierung, deren Behörden solche absurde Mittheilungen zu machen im Stande seyen, müsse eben nicht zu den vernünftigsten gehören, und er hatte vollkommen recht. — Mehrere Jahre nachher wiederholte sich ganz dasselbe furchtbare Schauspiel, das diesmal ein geborner Frankfurter, Namens Lichtwerk, aufführte, ebenfalls durch Wucherer dazu veranlaßt, wozu denn auch die den Armen so ungünstige als den Reichen günstige Frankfurter Civiljustiz das ihrige beitrug. Der Reiche, besonders wenn er recht vollbesetzte Mittagessen zur rechten Zeit zu geben versteht und sich gewisser Rabulisten versichert, vermag bei der Frankfurter Themis Alles.

Als der arme alte Moog in Colberg, den ich persönlich gekannt, die Unthat seines Sohnes erfuhr, sagte er, wie von stillem Wahnsinn überwältigt: „dies war ja nicht mein Sohn,“ und wiederholte diese Worte so oft die Sprache von dieser That war. Er starb ein halbes Jahr darauf.

Ich führte nun mein früheres Leben in Colberg wieder fort, ging noch einigemal auf Urlaub nach Berlin, wo ich mich immer sehr vergnügte, und mehrere kleine komische Vorgänge, die ich in Gesellschaften oder auch auf Promenaden beobachtet hatte, dem dortigen, damals sehr beliebten Volksblatt: „der Beobachter an der Spree,“ mittheilte, dessen Redaction sie auch sehr willig und gerne aufnahm; damals ahnte ich aber noch nicht, daß diese von meiner Feder dem Druck übergebenen Erstlinge der Anfang einer, einige Jahre später zu beginnenden literarischen Carriere seyn würden. — Man fand sie, ohne daß man den Verfasser kannte, geißelnd und

satyrisch genug, namentlich gefielen sie der alten Frau von Pokwisch außerordentlich.

Ein Streich den ein Paar Studenten der reichen Madame Schröder gespielt hatten, gab der ganzen Stadt Colberg viel zu lachen. Die Dame machte jetzt jedes Jahr eine Plaisirreise in Gesellschaft ihrer Freundin Julius. Schon einigemal waren sie bis nach Berlin gekommen, hatten sich aber noch nicht weiter gewagt, diesmal hatten sie sich jedoch Dresden zu sehen vorgenommen. Sie reisten ohne andere männliche Begleitung als einen pommerschen Kammerdiener, der nicht mehr Erfahrung und Weltkenntniß hatte als seine Herrinnen. In Dresden führte sie der Zufall an der Table d'Hôte des Gasthofs in dem sie logirten, in die Nachbarschaft von ein Paar Studenten, lustige Zeisige, welche die große Naivität der reisenden Damen schnell lehrte, weß Geistes Kind dieselben waren. Sie redeten ihnen zu, da sie so nahe bei Prag seyen, doch auch diese merkwürdige Böhmenstadt, von deren Raritäten sie ihnen Wunderdinge erzählten, zu besuchen und kennen zu lernen. Madame Schröder meinte, das sey allerdings der Mühe werth, aber auf der Reiseroute, die ihnen Herr Julius in Colberg ausgefertigt, stünde nichts davon geschrieben, und sie wüßten also nicht wie sie es anzufangen hätten, den Weg dahin zu finden. — O wenn es weiter nichts ist, meine Damen, sagte der eine Studiosus, die will ich Ihnen schon angeben. — Wollen Sie die Gefälligkeit haben? — Mein Gott, warum denn nicht? Sie müssen Ihre Pferde nur genau von einer Station zur andern so bestellen, wie ich es Ihnen hier aufzeichnen werde. — Er nahm nun ein Papier zur Hand und schrieb eine Reiseroute von etwa 10—12 Stationen auf, die bis wenige Meilen vor Prag führte, dann aber wieder auf einem andern Weg bis auf eine Station vor Dresden zurück; Prag selbst schrieb er nicht auf, indem er zu den Damen sagte: das ist unnöthig, auf dieser letzten Station bestellen Sie die Pferde nur nach Prag. Die Damen bedankten sich recht höflich für die ihnen erwiesene Gefälligkeit, und befolgten die ertheilten Instructionen auf das genaueste. Frau Julius, welche sich die klügste dünkte, bestellte die Pferde von Station zu Station, wie es auf dem Zettel stand; als sie aber auf der letzten angekommen, dieselben nach Prag requirirte, glaubte der Posthalter, die Dame habe sich versprochen, und sagte: Sie werden meinen nach Dresden. — O bewahre der Himmel, nach Prag, nach Prag. —

Ja da kann ich Sie nur für die nächste Station bedienen, dann müssen Sie weiter bestellen, bis zur letzten vor Prag. Die Damen wußten nicht was das zu bedeuten habe, und glaubten, der Herr Posthalter sey nicht recht bei Sinnen. Endlich, nach vielem Hin- und Herreden, und nachdem die Damen ihre, vom Studenten erhaltene Reiseroute vorzeigten, klärte sich die Sache auf, der Posthalter konnte das Lachen kaum verbergen, und die Damen waren im höchsten Grad erbost, als sie inne wurden, welchen Streich man ihnen gespielt. Sie fanden nun für gut, die Reise nach Prag ganz aufzugeben, kehrten wieder nach Dresden und zwar in denselben Gasthof zurück, wo sie sogleich dem Wirth die Geschichte erzählten, und nach dem boshaften Studenten fragten, der aber nach der Versicherung des Wirthes mit seinem Kameraden gleich nachdem die Damen weg waren, nach Leipzig abgereist sey, sich aber vorher noch des Geniestreichs, den er gemacht, rühmte, so daß der Wirth und andere Gäste vor der Rückkehr der Damen schon davon unterrichtet gewesen, die nun Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit in dem Gasthof waren, und verschönert kam die Geschichte in ganz Dresden herum. Sie selbst, so wie ihr Kammerdiener, erzählten, nach Colberg zurückgekommen, ebenfalls das gehabte Abenteuer, über den Studenten schimpfend, während die ganze Stadt lachte, und man sich allenthalben zurief: „nun, machen wir bald wieder eine Reise nach Prag?“ —

Herz und Zeit theilte ich jetzt zwischen literarischen Studien und der Unterhaltung mit einem halben Dutzend Damen. Unter den letztern war auch eine neue Amourette mit einem hübschen Klosterfräulein, die sich von B... nannte; doch war sie in keinem Kloster, sondern in einer Stiftung, die aus einem frühern Kloster, das wie so viele nach der Reformation, einging, dotirt war und von der junge Mädchen aus guten aber zurückgekommenen Familien einen Jahrgehalt erhielten, der wegfiel so bald sie sich verheiratheten. Diese wohnte bei einem Kaufmann G...l, mit dem sie verwandt war, der mehrere Kinder hatte und die hübsche Klostercousine ebenfalls gerne sah, was indessen seine Frau, Vertraute des Fräuleins, wußte, und deßhalb deren Bekanntschaft mit mir begünstigte, während mich der Mann ungern in seinem Haus sah. Um mich in demselben beliebt zu machen, schenkte ich den Kindern öfters allerlei Kleinigkeiten, und am Nikolaustag machte ich ihnen eine Bescheerung, so wie es früher in Frankfurt und der

Umgegend Gebrauch war, und in einigen Städten vielleicht noch ist. Ich verkleidete nämlich meinen Burschen, einen tüchtigen Pommern, in einen furchtbaren Nikolaus, der in ein Bärenfell gehüllt war, ließ ihm eine gehörnte Kappe aufsetzen, einen Zwerchsack umhängen, der mit vergoldeten und versilberten Nüssen und Aepfeln gefüllt war, und außerdem eine Menge Spielzeug, Pfefferkuchen u. s. w. enthielt; dabei gab ich ihm eine armsdicke bebänderte Ruthe und eine Rassel in die Hand, hing ihm Schellen um den Hals und schickte ihn so zu G...s, wohin ich mich schon kurz vorher begeben hatte. Da in Colberg dergleichen nicht üblich und also unbekannt war, so wurde der Nikolaus bald von einer Menge Leute verfolgt und kam im G...kelschen Haus mit einem großen Lärm und Geschrei an, so daß das ganze Haus in Schreck versetzt wurde. Er lief nun, der von mir erhaltenen Instruction gemäß, in die Wohnstube, wo die ganze Familie, Herrn G...l ausgenommen, der sich jeden Abend zu seinem Spiel in die Harmonie begab, sammt den Mägden, die sich ängstlich schreiend flüchteten, versammelt war, theilte seine Gaben, diesem Puppen, jenem Ruthenstreiche, Pfefferkuchen oder Mandelbrod, aus, und warf Nüsse, Aepfel und Zuckermandeln haufenweise auf den Boden in die Rappse. Die bald wieder beruhigten Geängstigten wagten es endlich darnach zu greifen, und die Furcht löste sich zuletzt in Freude, Fröhlichkeit und Lachen auf, nachdem ich erklärt hatte, was der Scherz zu bedeuten habe. Madame G...l, so wie das Fräulein von B... erhielten jede ein köstliches überzuckertes Herz, wobei erstere ausrief: „Ach, das ist gerade so wie dasjenige, welches mir der Lieutenant A..., als er nach der Belagerung Colberg verließ, verehrte, und das ich zum ewigen Andenken in einer Schachtel aufbewahre, es ist freilich schon ganz von der Zeit und den Würmern zerfressen, aber das thut nichts, selbst den Staub davon werde ich in einer Tüte bis zum letzten Hauch bewahren.“ Der Offizier war, wie man leicht denken kann, ein erhörter Anbeter der sentimentalen Dame gewesen. So weit war alles gut, als aber Herr G...l nach Haus kam und ihm die Kinder von der schönen Bescheerung erzählten, ich hatte mich schon entfernt, machte er eben nicht das freundlichste Gesicht, packte alles Spielzeug und den Tand zusammen, ausgenommen was schon verzehrt war, so wie die von den Damen bei Seite gebrachten Herzen, that die Sachen in einen Korb und schickte sie mir den andern

Morgen mit einem Brieſchen zurück, in welchem er mir unter andern ſehr trockenen Phraſen ſagte: „Es ſey gegen ſeine Grundſätze, Geſchenke für die Seinigen von Fremden anzunehmen.“ Dies war natürlich ſo gut als mir das Haus verbieten. Das älteſte Töchterchen hatte aber ein Paar Tage darauf bei Tiſche geſagt: Mutter, der Vater hat aber doch Dein Zuckerherz nicht zurückgeſchickt. Dies gab nun noch eine Scene, da die Mama die Ausſage de l'enfant terrible beſtritt! Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht, der Nikolaus hatte einen kleinen Straßentumult, und dieſer mir einen abermaligen Verweis vom Commandanten verurſacht, ſogar die Polizei hatte Notiz davon genommen. Ich ſah indeſſen Fräulein von B... jetzt oft in einem dritten Haus, bei einer Frau Witt auf dem Markt, die ſo gefällig war, uns ganze Stunden in eine obere Kammer einzuſperren und daſelbſt mit allerlei Erfriſchungen zu verſehen; auch ſie ließ ihren Herrn Gemahl gerne blinde Kuh ſpielen. Da indeſſen Herr G...l der Couſine immer mehr zuſetzte, ſo entſchloß ſich dieſelbe, aus dieſen und noch andern Urſachen ſein Haus und ſogar Colberg zu verlaſſen und in dem nahen Belgard zu wohnen, wo ich ſie dann öfters heimſuchte. Eine andere Dame, mit der ich ein Verhältniß angeknüpft hatte, konnte ich nur, da ſie zu ſehr bewacht war, mit Hülfe der gefälligen Frau Witt, auf der Dachrinne zwiſchen dem Giebel ihres Hauſes und dem der Dame ſprechen, indem wir jedes aus einem Gaubloch (Dachfenſter) ſtiegen, die mir ſo oft es ihr zu kommen möglich wurde, das Zeichen dazu durch ein Stückchen weißes Papier, welches ſie an das Fenſter klebte, gab, und zwar zu einer beſtimmten Nachmittagsſtunde, die ich in einer nahen Weinwirthſchaft, die man „zur Mutter Blaurock“, ein Spottname, den man der etwas korpulenten und gutmüthigen Wirthin gegeben, abpaßte. Eines Abends, als wir nach eingebrochener Nacht uns wieder in der Rinne zwiſchen den zwei Giebeldächern recht angenehm unterhielten, hörten wir plötzlich Tritte auf dem Boden der Madame L..., die ſich dem offen ſtehenden Gaubloch näherten, wir flüchteten uns ſchnell durch das Dachfenſter des Wittiſchen Hauſes auf den Boden, Madame L... glaubte ihren Mann zu erkennen, eilte die Stiegen hinab, über die Straße in ihr Haus, und in ein hinteres Gemach. Als der Herr Gemahl, denn er war es richtig geweſen, langſamen Schrittes vom Boden herabkam, fand er ſeine theure Ehehälfte ganz ruhig in demſelben etwas räumen; er ſchüttelte

zwar bedenklich den Kopf, sagte aber nichts, den andern Tag war jedoch das auf die Rinne führende Dachfenster mit einem Vorlegeschloß verwahrt, was aber nicht hinderte daß wir andere Mittel und Wege fanden, uns zu sehen, und dies mit Hülfe kleiner Papierchen und gewisser Zeichen am Fenster. Ein Paar alte Türkenjungfern halfen gerne aus, der Mann begleitete die Frau zu ihnen und holte sie auch später wieder ab, nicht ahnend, daß ich schon vorher im Haus verborgen war. Die Dame erhielt bald darauf einen Besuch von einer jungen Anverwandten, einem Fräulein von Campke aus Berlin, die sie nun zu ihrer Liebesbötin machte. Das Mädchen war sehr schön, hatte besonders einen ätherischen Wuchs und einen Silphydengang, eine wahre Hebegestalt. War es ein Wunder, daß mich eine solche verführerische Abgesandte, deren Stimme noch obendrein den harmonischsten Klang hatte, zur Untreue und zum Verrath an der Schönen, die sie sandte, verleitete? Auch war es fast immer auf dem alten Marienkirchhof, zwischen Gräbern und Gespenstern, wo sie mir zu sagen hatte, ich möchte mich bei Türks einfinden, und ich sie dann persuadirte, sich vorher bei mir einzustellen, nachdem wir eine Promenade zwischen den Gräbern und längs den Mauern der alten Kirche gemacht, und die Strophe der Romanze:

. . . .
Alles still und stumm,
Die Verliebten und Gespenster
Wandeln schon herum."

verwirklicht hatten. Leider blieb das hübsche Mädchen eine viel zu kurze Zeit in Colberg, sie gab mir aber die Adresse ihrer Wohnung in Berlin, in der Hamburger Straße, wo sie sich bei ihrer Tante, der Frau von Osten aufhielt, die eine Verwandte eines Majors von Osten war, der in Berlin bekannt, weil ihn ein Feldprediger, den er gerne aufzog und zum Besten hatte, einst auf eine arge Weise heimgeschickt, ohne daß er deßhalb etwas hätte erwiedern können, so sehr er sich auch getroffen fühlen mußte. Die Sache war folgende: Bei dem Dessert eines splendiden Mittagmahles, das ein Oberst seinen Offizieren gab, neckte sich der Major wieder mit dem Feldprediger, und zog ihn namentlich wegen den Wundern in der Bibel arg auf. Der Pastor in die Enge getrieben, wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er zu seinem

Gegner sprach: O die Wunder, die Sie da erwähnen, sind noch gar nichts gegen die bei der Sündfluth, wo unser Herrgott dem Vieh jeder Art befahl, sich in die Arche zu verfügen, und dann unter andern zu den verschiedenen Thieren sprach: „Du Löwe von Süden, geh in den Kasten hinein; du Kameel aus Westen, geh in den Kasten hinein; du Bär von Norden, geh in den Kasten hinein, und du Esel von Osten, geh in den Kasten hinein, und sämmtliches Vieh gehorchte ohne Murren.“ — Bravo, Herr Pastor, erschallte es von allen Seiten des Tisches; der Major biß sich in die Lippen, war stumm und ließ den Feldprediger fortan ungehudelt.

Aus Mangel an andern Feldzügen und aus Langerweile, die in Friedensgarnisonen das Militär immer plagt, denn man kann auch mit dem besten Willen nicht ewig hinter den Büchern hocken, und der Dienst will nicht viel sagen, machte ich fortwährend Pläne, neue Campagnen unter Amors Banner zu eröffnen. So kam ich auf die Idee, die Scene, die ich schon einmal in Berlin gespielt, auch in Colberg zu wiederholen, nämlich alle meine Theuren, jedoch nur die Verheiratheten, bei einem Abendmahl zu vereinigen. Ich wohnte damals bei einem Brauer, Namens Paul, der ein Paar charmante junge Töchter, Minchen und Carolinchen, besaß, mit denen ich mich schnell auf einen vertrauten Fuß gesetzt hatte. Meine Wohnung war Parterre und hatte einen eigenen Eingang im Thorweg. Nachdem ich nun sieben Frauen zu diesem Abendessen, versteht sich, ohne daß eine etwas von der andern wußte, eingeladen, bat ich die beiden Mädchen, mir doch ein Essen zu bereiten, indem ich einige Kameraden bewirthen wollte, es solle aber nur aus kalter Küche bestehen. Sie machten ihre Sache vortrefflich, und bereiteten besonders einige sehr gute Gelees und Blancmangers, Pasteten hatte ich in der Stadt London machen lassen. Als die festgesetzte Stunde gekommen und der Tisch vollständig servirt war, daß keine Bedienung mehr nöthig, kamen nacheinander: Madame G..., Frau Doktor M..., Frau von Sch...l, Frau von St..., Madame Z...ke und Madame W..., die ich alle auf das freundlichste empfing, und so wie eine zweite leise anklopfte, jedesmal erstere theils in meine Schlafkammer, theils in eine andere Nebenkammer eiligst verbarg, ihr tiefes Schweigen empfehlend. Als endlich alle da waren, die siebente blieb aus, trat ich mit einem Licht in die Kammern, und bat die eben so überraschten als verschämten Schönen, mir zu erlauben, sie an den Tisch führen zu dürfen. Hier war

die Scene eine ganz andere wie zu Berlin, da sich die sämmtlichen Damen sehr genau kannten, auch blieben alle stumm und bewegungslos, bei einigen verrieth sich aber Zorn und Scham im Angesicht, keine wollte meiner Einladung Folge leisten. Dies wäre eine Gruppe für einen Hogarth gewesen, in allen seinen Zeichnungen findet sich nichts ähnliches, auch gaudirte ich mich nicht wenig an dem Anblick derselben. Die einen waren blutroth, die andern leichenblaß, und keine getraute sich umzusehen. Ich nahm endlich das Wort und sagte: Wohlan, meine Damen, das Souper erwartet sie, es ist zwar ein kaltes, wird Ihnen aber doch schmecken, verderben Sie sich den Appetit nicht, wir sind ja lauter Bekannte, unter solchen Umständen bleibt nichts anders übrig und ist es immer das Beste, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, seyn wir einig, Sie haben ja alle gleiches Interesse, daß dies Spiel nicht verrathen werde, also keine etwas von der andern zu fürchten, ein wenig Scham ist schnell vorüber. Noch immer gab keine einen Laut von sich. Ich nahm nun Frau von Sch . . . l und die Doctor M . . . am Arm, führte sie halb mit Gewalt an den Tisch, placirte sie und machte es dann mit den andern eben so. Ich servirte, aber keine wollte zugreifen. Endlich machte Madame G . . . zuerst den Mund auf und löste ihre geläufige Zunge, indem sie sprach:

„Meine Damen, der Streich ist zwar unerhört, nein, so etwas lebt nicht mehr und ist gewiß noch nicht vorgekommen, so lange die Welt steht (hier ließ ich ein leises: Doch, doch, hören). Fröhlich ist ein Ausbund von Verrath und Falschheit, aber was wollen wir armen verrathenen Geschöpfe machen, kömmt die Geschichte an den Tag, so sind wir alle verloren, es bleibt nichts anders übrig als reinen Mund zu halten, oder unserm abscheulichen Wirth die Augen auszukratzen, ihn bis in den Tod zu hassen, oder noch besser, zu erwürgen.“ — Dies war eine schöne Aussicht für mich. Glücklicherweise machte keine der Damen Anstalt, einen so abscheulichen Rath zu befolgen, und ich mich ermannend, versetzte: „mein Tod, meine Damen, würde das Uebel, wenn es eines ist, in dem sie sich befinden, nur noch zehnmal ärger machen, denn sie könnten in den Fall kommen, alle gehängt zu werden; deßwegen ist mein Rath, statt den der Madame G . . . zu befolgen, sich sofort an die auf Sie schon längst harrenden, gut zubereiteten Speisen zu machen, sich es wohl schmecken zu lassen;“ dabei küßte ich eine nach der andern, trotz ihrem Sträuben, und nöthigte sie zum Essen, sie fanden sich

nach und nach in das Unvermeidliche, wurden gesprächiger, und nachdem erst einige Gläser Champagner geleert waren, fand sich das Uebrige, ich spielte lustige Tänze am Clavier, man wurde zuletzt heiter und fröhlich, und gegen zehn Uhr verließen sie sämmtlich meine Wohnung, mir beim Umarmen eine angenehme Nacht wünschend. Der Spaß war nicht mit Gold zu bezahlen, wurde aber doch verrathen, denn Pauls Töchter hatten uns belauscht und die Damen fortschleichen sehen, ohne sie jedoch alle und genau erkannt zu haben, sondern mehr vermutheten wer sie zum Theil waren. Als sie noch denselben Abend zu mir kamen, den Tisch wieder abzuräumen, lächelten sie malitiös, und die jüngere, Carolinchen, eine frische, kaum sechzehnjährige Blondine, sagte: „Ihre bewirtheten Kameraden waren ja alle ohne Bart.“ — Ich küßte sie und erwiederte: so wie Du, mein Kind, und da ich wohl merkte, daß sie gelauscht haben mußten, nahm ich ihnen das feierliche Versprechen ab, gegen Niemand etwas von diesem Souper zu erwähnen und behielt sie zum Dessert bei mir. Sie hatten noch eine dritte Schwester, eine junge, an einen Salinenbeamten verheirathete Frau, die öfters ihre Eltern besuchte, mit der ich etwas später auch noch ein kleines Abenteuer hatte, dieser erzählten sie im tiefsten Vertrauen was bei mir vorgegangen war, und so machte die Historie mit vielen Varianten der Namen der Betheiligten, dennoch bald die Runde in der Stadt, wurde aber glücklicherweise von den meisten Personen für ein Mährchen, oder doch wenigstens als sehr ausgeschmückt und übertrieben gehalten, besonders da man sich hinsichtlich der Namen der betheiligten Personen durchaus nicht verständigen konnte. Auch wurde diese Geschichte schnell wieder durch eine andere verdrängt.

Mein Freund Willmann, der in der Liebe weit beständiger war als ich, hatte noch immer großes Wohlgefallen an seiner corpulenten Kriegsräthin. Eines Nachmittags wurde im Garten bei Kuhpfahls die Chronik scandalosa der damaligen Zeit von Colberg verhandelt, wo denn auch das Verhältniß Willmanns mit der Wißling zur Sprache kam, und ein Kaufmann Namens Hackstock, bei dem Willmann wohnte, erzählte ganz ohne Hehl in dem Harmoniegarten, daß die Kriegsräthin gewisse Futterale von den feinsten Blasen für den Offizier per Dutzend nähe. Dies wurde dem Vater der Kriegsräthin, einem Beamten Namens Juske, der noch andere hübsche unverheirathete Töchter hatte, hinterbracht, und der

Mann war einfältig genug, die Sache anhängig zu machen und den Erzähler als Verläumder zu verklagen, der sich nun zu beweisen erbot, was er gesagt, indem er selbst ein ganzes Packet solcher Dinger, von der Wißling geschickt, einem Mädchen abgenommen hätte ꝛc. Man kann sich denken, welch ein ungeheures Aufsehen diese Scandalosa in ganz Colberg machte, so daß die Kriegsräthin für gut fand die Stadt zu verlassen und sich nach Bromberg zurückzuziehen; doch auch hierher drang diese Historie, und sie zog nochmals weiter gen Norden, und zwar bis Königsberg. Dies und noch ein anderer Vorfall, durch einen Graf Schulenburg, einen verabschiedeten Garde-Lieutenant und Festungsarrestanten, bei der Mutter Blaurock veranlaßt, machte mein Souper und alle andere Dinge auf 14 Tage vergessen.

Ich hielt mich nun mehr an meine Hausdamen, Pauls und deren verheirathete Schwester, zu denen außerdem noch eine ganze Menge artiger Bürgersmädchen kamen, unter denen eine Louise Zielken, ein Louischen Platzer, ein Hannchen Sinel, eine Sophie Reisinger, eine Madame Igel und eine wunderschöne Schornsteinfegersfrau mit einer feinen schneeweißen Haut, ganz allerliebste Kinder waren, denen zu lieb ich allerlei Spiele, namentlich auch Versteckens und Waldparthien veranstaltete, und mich bald mit der einen bald mit der andern in der Malzdarre des Hauses oder einem undurchdringlichen Gebüsch des Hains verbarg. Indessen war ich jetzt in Colberg, wo ich freilich schon über vier Jahre hauste, ein langer Aufenthalt, so wie jede kleine Stadt für einen Welt- und Lebemann, so von den Ehemännern und Familienvätern gefürchtet, daß sie schon zitterten wenn ich mit einer Frau oder einem Mädchen nur sprach, während mich die andern Leute mit einem: „Schlagkerl“ benannten. Aber dennoch wußte ich es immer so einzurichten, daß ich in den meisten Fällen zu meinem Zweck kam, wobei mir auch oft der Zufall sehr günstig war.

Eine recht unterhaltende Partie war eine Hochzeitsfeier, die ein wohlhabender Pächter der Madame Schröder im Bullenwinkel zu Ehren seiner Tochter, die einen Krämer in Colberg heirathete, veranstaltete, zu der er alle Honoratioren Colbergs durch reitende, mit Bändern und Blumen geschmückte Boten, wie es dort zu Land Sitte ist, eingeladen hatte. Der buntgekleidete Reiter, dessen Hut besonders bebändert und befedert ist, reitet von Haus zu Haus, wo er beauftragt ist Einladungen zu machen, und recitirt dieselben

in Versen und einem ziemlich langen Gedicht, in welchem unter andern auch die bekannte Stelle: „In Sachsen wo die schönen Mädchen wachsen, in Berlin wo die holden Jungfern blüh'n" rc. vorkommt. Diese Feier währte nicht weniger als drei volle Tage und Nächte, während welchen unaufhörlich gegessen, getrunken, getanzt, gespielt und geküßt wurde. Nie habe ich eine solche Menge von Kuchen, Würsten, Schinken, Gänsen, Hammels-, Kalbs- und Schweinebraten beisammen gesehen, wie hier. Jeden Morgen kamen ganze Wagen voll Victualien angefahren, und die Bierfässer wurden an einem fort gezapft, auch Wein und Liqueure gab es, wurde jedoch nur den vornehmern Gästen kredenzt. Außer der legitimen Hochzeit mag noch gar manche Nebenhochzeit hier gefeiert worden seyn. Die hübschen Brauerstöchter meines Wirthes waren auch von der Parthie. Ein Apotheker Namens Benkendorf, ein halber Narr und toller Kerl, der sich um das Fräulein Beitzke bewarb, in die er verliebt war, braute einen Trank, eine Art Philter, um diese sich günstig zu machen, er konnte ihn aber dem Mädchen nicht beibringen, dagegen tranken ein halbes Dutzend anderer Kinder mit Wohlbehagen davon und wurden bald ganz berauscht und liebestoll, so daß sie ihre Eltern wegführen und einsperren mußten; diese Tollheit hielt bei einigen vier Wochen und länger an. Die ersten 24 Stunden hatte ich das etwas wilde Hochzeitsfest ununterbrochen mitgemacht, den zweiten und dritten Tag aber fand ich mich immer erst gegen Abend ein, um ein nächtliches Abenteuer zu bestehen. Ein recht hübsches Landmädchen, das ich zu einer kurzen Mondscheinpromenade beredete, sagte mir ganz naiv: Aber Sie wollen mich doch nicht verführen? — Bewahre, nur lieb haben, mein schönes Kind. — Bei diesem Verführen fiel mir ein nicht gar lange vorher vorgefallenes Histörchen ein. Bei einer Paternitätsklage hatte der Richter der Klagenden gesagt: Mein Kind, was Ihr mir da vorbringt, ist nicht hinlänglich, Ihr müßt mir gültigere Beweise bringen, daß Euch der Mensch verführt hat. — Einige Tage darauf erschien das Mädchen wieder vor dem Richter und sprach: Jetzt habe ich die besten Beweise, Herr Richter! — So laßt hören. — Ja, er hat mich gestern Abend schon wieder verführt! — Am vierten Morgen kehrte ich, so wie alle Gäste, etwas stark ermüdet und mit einem kleinen Fieber heim. Als wir in die Stadt kamen, begegneten wir dem Apotheker Benkendorf, der zwei Burschen hinter sich hatte, von denen der eine einen le-

dernen Beutel voll kleiner Groschenstücke und Silbermünzen trug, und davon auf Befehl seines Herrn an alle Kinder und Bedürftige, denen er begegnete, austheilen mußte, während der andere einen schönen Offiziershut mit prächtigen Federn geschmückt hoch in der Hand hielt, beides um die Aufmerksamkeit der Leute und besonders des Fräuleins Beitzke auf sich zu ziehen. Der Mensch war rein verrückt, kam auch später noch insolvent ins Narrenhospital.

Mein Fieber nahm indessen zu, so wie ein arger Husten, der mir die Brust stark angriff. Das etwas wilde Leben das ich führte, mochte freilich viel Schuld seyn, indessen trug das frühe Exerciren am Strand der Ostsee, wo man sich oft bei kaltem neblichem Wetter bei dem beständigen Commandiren heiser schrie, sehr erhitzte, wohl auch das Seinige dazu bei, wozu noch kam, daß ich öfters, noch lange nicht abgekühlt genug, durch ein Bad in den Fluthen des baltischen Meeres mich von der Erhitzung und Ermüdung zu befreien suchte. Verdruß und mancher Aerger, die ich mir allerdings meist selbst zuzog, setzten mir auch zu. So hatte ich unter anderm mit einem Offizier gewettet, daß ich die Schildwache vor der Hauptwache um Mitternacht von ihrem Posten vertreiben wolle, ohne Gewalt zu gebrauchen, mit der Bedingung jedoch, daß er dieselbe davon nicht präveniren dürfe. Ich ließ mir zu diesem Ende ein Paar Stelzen machen, deren Tritte über vier Fuß vom Boden waren, und sie bis zu denselben schwarz anstreichen. Als nun der Tag herangekommen war, an dem der Offizier die Hauptwache befehligte, hüllte ich mich nach elf Uhr des Nachts in ein weißes Gewand, nahm eine weiße Todtenlarve vor das Gesicht, stieg auf meine unten mit Lappen umwundenen Stelzen und schritt so feierlichen Ganges über den Markt, wobei sich meine Gestalt gleichsam wie in der Luft schwebend ausnahm, und auf die Schildwache zu, die, ein kräftiger Pommer, ein donnerndes Werda rief, als sie mich erblickte, worauf ich nichts erwiederte, eben so wenig auf ein zweites und drittes Werda, und immer voranging, denn ich wußte ja, daß die Wache kein geladenes Gewehr hatte, und also keine Gefahr erschossen zu werden vorhanden war. Aber der Bursche wich nicht, stand wie eine Mauer, und fällte, als ich ihm näher auf den Leib rückte, das Bajonnet und rief die Wache ins Gewehr. Diese stürzte sammt dem Offizier heraus, und stutzte, einen, wie sie glaubte, in der Luft schwebenden Geist zu sehen. —

Ich sprang jetzt, um der Sache ein Ende zu machen, von meinen Stelzen herab, warf das weiße Tuch herunter und rief aus: „Ich habe die Wette verloren!“ es galt ein halbes Dutzend Flaschen Ungarwein. Die Sache blieb aber nicht verschwiegen, sondern kam zu Ohren des Commandanten, der mir durch den Bataillons-Commandeur 24stündigen Arrest verkündigen ließ, mit dem Bemerken, ich könne froh seyn, so durch zu kommen, ich verdiente eigentlich vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Hierauf konnte ich mich nicht enthalten zu antworten: O, es ist noch lange nicht so arg, als wie die ganze Stadt durch Kanonenschüsse in den Straßen in Allarm, Furcht und Schrecken zu setzen, und hundert Thaler für zerbrochene Scheiben bezahlen zu müssen, wie es dem Herrn Commandanten ergangen. — Auch diese Worte wurden wieder rapportirt und machten mich eben nicht beliebter bei ihm. Bald suchte er auch eine Gelegenheit mit den Haaren herbeizuziehen, mich seinen ganzen Zorn fühlen zu lassen.

Eines Tages war Feuer in der Stadt ausgebrochen, ich wurde an das Gelderthor commandirt, wo ein Lieutenant Göricke die Wache hatte. Die Instruction lautete, daß bei einem Brand Niemand aus der Stadt gelassen werden dürfe, so lange er währte. Nun kamen eine Menge Mädchen, welche in der Vorstadt Milch für ihre Herrschaften holen wollten, es war noch frühe am Morgen, und da sie der wachehabende Lieutenant nicht hinausließ, so wuchs ihre Zahl bald auf ein halbes Hundert an, mit denen sich dann die Soldaten neckten und schäkerten. Das Feuer währte an 3 Stunden bevor es gelöscht war; die Mädchen, denen wohl auch dies Spiel gefiel, harrten bis die Passage wieder frei sey, und ihre Damen vergeblich auf die Milch wartend, mußten diesen Morgen ohne den gewohnten, nicht zu entbehrenden Kaffee bleiben, oder ihn ohne Milch genießen, und wurden noch obendrein über das Ausbleiben ihrer dienstbaren Geister, wodurch der ganze Morgen verloren ging und das Mittagessen nicht zur rechten Zeit bestellt werden konnte, erbost. Auch dies kam wieder zu Ohren des Commandanten, der mich bei der Parade deßhalb zur Rede stellte, und dabei sagte: „der Befehl Niemand aus der Stadt zu lassen, erstrecke sich nicht bis auf die Milchmädchen, aber es unterhielt die Herrn, diese Possen mit den Soldaten treiben zu sehen.“ — Ich erwiederte dem Commandanten, daß ich nicht der wachehabende Offizier gewesen, sondern nur das Commando der auf diesen Al-

larmplatz beorderten Truppen gehabt, folglich mich diese Consigne gar nichts angegangen habe. — Hierauf versetzte er: das ist keine Entschuldigung, Sie waren der ältere Offizier im Grad, und hätten also auf Ordnung sehen müssen. — Dabei hatte es sein Bewenden, und er konnte mir wegen dieser Sache nicht wohl etwas anhaben, dagegen gelang es ihm den Sonntag darauf, wenn auch mit noch weit wenigerm Grund, mich so zu reizen, daß ich nach den Kriegsgesetzen allerdings sehr straffällig wurde.

Es war große Parade auf dem Markt, nach gehöriger Inspection schwenkten die Bataillone rechts ab, um zuerst im Paradeschritt vor dem Commandanten zu defiliren. Der Offizier, der den, dem meinigen folgenden Zug commandirte, hatte die gehörige Distanz beim Schwenken nicht behalten, sondern war meinem Zug viel zu nahe gerückt. Daß sich dies so verhielt, konnte Niemand besser als der außerhalb den Colonnen stehende Commandant bemerken; dennoch wandte er sich laut schreiend mit den Worten: Herr Lieutenant Fröhlich, Sie halten ja gar keine Distanz, Ihr Zug marschirt wie Rekruten! an mich. Der ganze Markt und die Fenster waren voll Zuschauer, welche alle diese Apostrophe gehört haben mußten; dies versetzte mich in einen solchen Zorn, daß ich nicht mehr Meister über mich selbst war, und dem Commandanten noch lauter erwiederte: „Herr Oberst, wenn Sie nicht sehen wollen daß mein Hintermann und nicht ich die Distanz verloren hat, so lassen Sie auf der Stelle einschwenken, und Sie werden sich zur Genüge davon überzeugen.“ — Statt aller Antwort, wurde die Colonne durch ein donnerndes Halt zum Stehen gebracht, mir sogleich der Degen abgenommen, ich vom Platzmajor in Arrest geführt, und dann meine abermalige Suspension vom Dienst bis nach abgemachter Untersuchung verordnet. Gleich den andern Tag kam ich bei meinem Commandeur mit einem Gesuch um meinen Abschied ein, worauf mir aber erwiedert wurde, daß erst nach beendigter Untersuchung mein Gesuch berücksichtigt werden könne. — Ich hatte schon längere Zeit im Sinn meine Enlassung zu nehmen, da ich einsah, daß unter den bewandten Umständen eben kein großes Glück mehr für mich in preußischen Diensten zu hoffen sey, und ich auf kein baldiges Avancement rechnen könne; mehrere Gesuche um eine Versetzung zu einem Regiment in den Rheinprovinzen waren mir abgeschlagen worden, und ich hatte durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß ich in den Conduitenlisten, welche

die Chefs alljährlich von den Offizieren einreichen, ziemlich schwarz angeschrieben stand. Wenn ich gerecht seyn will, muß ich gestehen, daß ich durch mein oft sehr unpolitisches Benehmen dies mit veranlaßt hatte. Nach 24 Stunden wurde ich vom Arrest wieder befreit, blieb jedoch suspendirt, und die Untersuchung begann. Während dieser Zeit, es dauerte über fünf Monate bevor das bestätigte Urtheil von Berlin zurückkam, lebte ich ziemlich eingezogen in meiner Wohnung, wo ich mich mit den liebenswürdigen Töchtern meines Wirthes und deren zahlreichen Freundinnen recht angenehm unterhielt, viel las und studierte, und den Nachmittag ein Paar Stunden in dem Harmoniegarten mit Lesen der Zeitungen und belletristischen Blätter zubrachte. Eines Tages befanden sich die Töchter meines Obersten, die des pensionirten Generals v. Fiebig und noch andere, zum Theil ganz junge Mädchen in dem an das Lesezimmer stoßenden Gartensaal, und machten nicht nur einen so gewaltigen Lärm daß es unmöglich war einen Gedanken zu fassen, sondern sie rannten wohl dreißigmal in einer Viertelstunde, Thüren auf- und zuschlagend, durch das Lesezimmer, so daß sich auch einige Bürger in demselben laut beschwerten. Ich schloß endlich die Thüre des Gartensalons ab, so daß die Mädchen nicht mehr heraus konnten, da er keinen andern Ausgang hatte, und ließ sie eine geraume Zeit an der Thüre pochen und rufen, bevor ich ihnen aufmachte, was ich endlich lachend that, worauf mir die jüngste Fräulein von Witke, ein kaum elf Jahre altes naseweises Ding, sagte: „Ich werde es dem Papa sagen, der soll Sie wieder in Arrest schicken;" ich erwiederte ihr darauf: „mein artiges Fräulein, bei mir zu Lande ist es Gebrauch daß man die Gänschen jeden Abend einsperrt." — Aber nun fielen alle auf einmal über mich her und schnatterten so gewaltig, daß ich auch kein Wort verstand, sondern mich lachend entfernte. Durch Frau von Sch....l aber, die ich noch denselben Tag sprach, erfuhr ich, daß sich die ältere Fräulein Witke gegen die andern Mädchen geäußert habe: Laßt es nur gut seyn, der kömmt schön an, der Vater hat ohnehin schon in die Conduitenliste gesetzt, daß er unanständige Liebesintriguen habe, sich ungebührlich gegen seine Vorgesetzten benehme, und Schulden mache. — Ich mochte ungefähr ein Paar Hundert Thaler Schulden haben, die jedoch meist auf laufende Rechnung waren, und ich am Ende wohl noch bezahlen konnte und bezahlte. Dies und die Intriguen hätte man mindestens von einem

Drittheil der Offiziere in die Conduitenliste setzen können. Aber die Hauptsache waren die Vorgesetzten. Mein Urtheil kam endlich von Berlin und war abermals sechsmonatlicher Festungsarrest, den ich diesmal in Colberg selbst absitzen sollte. Der Commandant wies mir eine Stube auf dem Gelderthor an, mit dem Verbot, mein Arrestzimmer nicht verlassen und noch weniger in die Stadt gehen zu dürfen, ja er trieb es so weit, daß die wachthabenden Offiziere dieses Postens Ordre erhielten, daß ich ohne seine Erlaubniß keine Besuche annehmen dürfe, und alle an mich gerichteten Briefe durch die Hände der Commandantur gehen sollten. Nur zwei Stunden Vor- und zwei Nachmittags war mir ein sehr kurzer Spaziergang auf dem Wall unter den Augen der Schildwache erlaubt. Was die Briefe anbelangte, so wußte ich es schon zu machen daß ich sie auf anderm Weg erhielt. Ich ließ meinem Burschen eine Bürste mit einem verborgenen Schieber machen, in welche er jeden Morgen, wenn er kam um meine Kleider zu reinigen und das Frühstück zu bringen, die an mich in meiner Wohnung eingegangenen Briefe und Billets aus der Stadt hineinlegte, und so auch meine Antworten wieder mit fortnahm. Hatten Offiziere, mit denen ich auf einem vertrautern Fuß stand, wie Willmann, Bocksfeld, Melzer, Sanft 2c., die Wache, so empfing ich auch Abends Besuche, und sogar weibliche. Indessen wurde die Sache mit der Briefbürste doch verrathen, ein Unteroffizier, der den Burschen fragte und visitirte, ob er keine Papiere für mich bei sich habe, nahm zufällig die Bürste in die Hand, entdeckte den Schieber, schob ihn zurück und fand zwei Zettelchen von Pauls Töchtern und einen Brief von einer gewissen Frau Geib, welche die Unterhändlerin für eine andere Dame machte, die sie glücklicherweise nicht in dem Schreiben genannt hatte. Diese drei Personen ließ der Commandant nun durch die bürgerlichen Behörden, den Oberbürgermeister und den Polizeidirektor vernehmen und verwarnen, künftig sich in keine Correspondenz mehr mit Festungsarrestanten einzulassen; dies gab abermals einen heillosen Stadtscandal, die Mädchen konnten sich gar nicht mehr sehen lassen, und ich war außer mir. Uebrigens wurde mir die Zeit eben nicht lang auf meinem Thor, ich hatte Kameraden und Unterhaltung genug; ein alter, sehr lustiger Rittmeister, drei andere Offiziere, ein Bürgermeister der einen Landrath geprügelt, ein Forstmeister der aus Versehen einen Wildbieb erschossen hatte, saßen alle auf demselben Thor in ver-

schiedenen Arreststuben. Wir kamen Morgens und Abends zusammen, und jeder wußte eine Schnurre oder unterhaltende Begebenheit aus seinem Leben zu erzählen, besonders der Lieutenant von Stolzenbach, der außerdem die niedlichsten Papparbeiten, ganze Burgen, Festungen, Tempel, Kirchen und andere Gegenstände aus Pappe zu seiner und unserer Unterhaltung verfertigte. Die Offiziere saßen meistens wegen gehabten Duellen. Auch hatte ich mein Clavier heraufbringen lassen und vertrieb mir und den andern manche Stunde mit Musik. — Was mich aber quälte, waren mein Husten und meine Brustbeschwerden, die immer bedenklicher zu werden begannen, so daß sich schon schleichendes Fieber, starke Nachtschweiße und sogar einiges Blutspeien einstellte. Der Stabsarzt Clebsch ließ mich nun eine Cur von isländischem Moosgelee, Roggensuppen und Honigthee während vier Monaten ununterbrochen nehmen, durch welche ich so ziemlich wieder hergestellt wurde. Kurz vor Beendigung meines Festungsarrestes erhielt ich die Anzeige vom Tode meiner Großmutter mütterlicher Seits, die mir ein besonderes Vermächtniß von zwei Tausend Thalern zugedacht hatte, und zwar aus dem Grund: „weil ich kein Comödiant geworden sey;“ diese Worte standen im Testament. Dieses Geld kam mir gerade trefflich zu Statten, denn ich konnte nun die Paar Hundert Thaler Schulden die ich hatte, gleich tilgen und behielt ein kleines Capital in der Hand, wodurch ich vorerst gedeckt war und den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen konnte. Meines Arrestes entlassen, bestand ich um so mehr auf meinem Abschied, der mir dann auch sechs Wochen später ward. Ich hielt mich jetzt nur noch wenige Tage in Colberg auf, wo sich zufälligerweise ein Frankfurter Weinhändler Namens G...., ein guter Bekannter meiner Familie, eingefunden hatte, um Geschäfte zu machen. Während dieser Zeit wohnte ich bei dem Speisewirth Sack, der auch Castellan der Freimaurerloge, von der der Commandant ein Mitglied war. Eines Abends schlich ich mich in die sogenannte Probekammer und malte daselbst einen gehörnten und langgeöhrten Kopf mit Kohle an die Wand, und schrieb darunter: der Commandant. — Als dieser es erfuhr und sich augenscheinlich davon überzeugt hatte, ich machte keinen Hehl daraus daß ich es gethan, ließ er mich deßhalb wieder vernehmen, ich gab aber auf alle an mich gerichteten Fragen keine andere Antwort, als: ich habe damit den Commandanten von Calcutta gemeint, findet sich

der von Colberg dadurch getroffen, desto schlimmer für ihn. — Dabei blieb es, und nachdem ich gehörig Abschied von allen Bekannten und auch von dem braven Nettelbeck genommen hatte, der bei allen Gelegenheiten immer so sehr bescheiden war, daß man hätte glauben sollen, er schäme sich so viele Verdienste zu haben, fuhr ich, von Colberg abreisend, wo ich über 4 Jahre zugebracht, dem Freund G.... zu lieb über Cöslin, wo ich mich noch ein Paar Wochen aufhielt, nach Berlin.

XI.

Ein Polterabend. — Ich gebe ein Paar Gastrollen. — Reise von Cöslin nach Berlin. — Eine Reise nach Paris ohne Paris zu sehen. — Der Schabernack. — Schicksale meiner Cousinen. — Abreise nach Magdeburg. — Brandenburg. — Carnot. — Er fordert mich auf ein Geschichtswerk herauszugeben. — Magdeburg; seine Geschichte und furchtbare Zerstörung. — Der Dom und seine Reliquien. — Eine Schauergeschichte. — Avantüren. — Ich gerathe in große Feuersgefahr. — Abreise nach Bremen. — Angenehme Reisegesellschaft. — Braunschweig. — Vetter K... und Cousine Henriette. — Der Rathskeller, die Rose und die 12 Apostel. — Der Bleikeller. — Ein Hausfreund. — Gesinchen. — Die Giftmischerin Gottfried. — Signora Catalani in Bremen. — Abreise nach Frankfurt. — Hannover. — Hildesheim. Goßlar. — Eine Parthie auf den Blocksberg. — Cassel. — Wilhelmshöhe. — Zopfwuth des Churfürsten. — Ankunft zu Frankfurt.

In Cöslin wohnte ich mit Freund G.... bei Homanns auf dem Markt, wo zufällig den andern Tag die Hochzeit der Tochter aus dem Haus stattfinden und gefeiert werden sollte. Als ich mich den Abend nach meiner Ankunft, nach 10 Uhr, ziemlich ermüdet zu Bette gelegt hatte und eben eingeschlafen war, hörte ich plötzlich unter meinem Fenster einen gewaltigen Lärm, der durch das Zusammenschlagen von Töpfen, Flaschen, Krügen, Gläsern und anderm Geschirr entstand, und kein Ende nehmen wollte; wohl an zwei Stunden hatte der Scandal gewährt und mich am Einschlafen verhindert. Ich konnte gar nicht begreifen was dies zu

bedeuten habe; als ich das Fenster öffnete um zu erforschen was es sey, sah ich mehrere Mädchen nacheinander ankommen, die einen Topf, eine große Schüssel oder sonst ein leicht zerbrechliches Gefäß mit aller Kraft auf die Steine vor der Hausthüre warfen. Nachdem ich ihnen zugerufen, sie sollten mit dem Unfug aufhören, erwiederten sie mir lachend: es ist Polterabend! Den andern Morgen erkundigte ich mich, was es für eine Bewandtniß mit dem Polterabend habe, und erfuhr, daß es hier Sitte sey, wenn sich ein Mädchen verheirathe, den Abend vor der Hochzeit alles mögliche Geschirr vor ihrem Haus zu zerschlagen; die Bedeutung könne ich mir schon denken. Alle zerbrochenen Flaschen, Gläser, Schüsseln, Teller, Töpfe rc. bewahrt man hier zu Lande auf, um sie bei einer solchen Gelegenheit gehörig verwenden zu können. Als ich mich, nebst andern Reisenden, am Morgen wegen der unruhigen Nacht beschwerte, wurden wir sämmtlich zur Hochzeit geladen, die uns eine Entschädigung gewähren sollte. Die Braut war so übel nicht, unter den Brautjungfern waren einige recht hübsch, man konnte sich schon mit der Entschädigung begnügen und so eine zweite Nacht schlaflos hinbringen. In Cöslin traf ich wieder Romberg mit seiner Gesellschaft an, bei der noch Madame Betterlein war, mit der ich die alte Bekanntschaft, des Schlusses von Kotzebues bekanntem Lied:

„Und kommen wir wieder zusammen
Auf weise verhülleter Bahn,
So knüpfen ans fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an,"

eingedenk, wieder erneuerte. Die Gesellschaft hatte gerade ihren ersten Liebhaber durch Durchgehen verloren, Madame Betterlein meinte, ich könne ihr zu Gefallen wohl ein Paar Liebhaberrollen übernehmen, und wenn ich mich nicht bei Romberg engagiren wolle, doch gastiren. Ich lachte über den Einfall der hübschen Actrice, die sich noch hinter den Direktor steckte, den ich einigemal in meinen Gasthof zum Mittagessen eingeladen hatte, ließ mich der liebenswürdigen Frau zu Gefallen wirklich verleiten, ein Paar Rollen, nämlich die des Carl Moor in Schillers Räubern und die des Ferdinand in Kabale und Liebe, zu geben, und fand bei dem Cösliner Publikum so große Gnade, daß alle Welt in Romberg drang, mich doch zu engagiren, was aber nicht in des guten Mannes

Willen stand, da ich den Antrag ablehnte, und ihm erklärte, daß mich meine Angelegenheiten zwängen, in wenig Tagen nach Berlin abzureisen. Er bat mich, wenigstens noch eine dritte Gastrolle, versteht sich, immer ohne Honorar, zu übernehmen, allein sie kam nicht zu Stande, da er keines von den Stücken, in denen ich auftreten wollte, gehörig besetzen konnte, und ich mich zu einer Gesangsparthie nicht verstehen mochte, da die Oper unter aller Critik schlecht besetzt war. In Colberg aber hatte man sich schon als große Neuigkeit erzählt: „Wissen Sie auch, daß Fröhlich unter die Comödianten Rombergs gegangen ist? — wir werden ihn gewiß bald wieder hier auftreten sehen.“ — So gut war es indessen den braven Colbergern nicht geworden, und ich reiste nach 14tägigem Aufenthalt zu Cöslin, wo man sich mit allen möglichen Mährchen über meine werthe Person herumtrug, und sich manche der Regierungsdamen mehr für mich interessirten als es ihren Männern wohl lieb war, mit einer jungen Französin, welche 1815 zu Paris einen preußischen Armeebeamten geheirathet hatte, und nun a tout prix dieses pays du diable, wie sie es nannte, verlassen wollte, um in ihr geliebtes Frankreich heimzukehren, nach Berlin ab. Sie hoffte daß ich sie wenigstens bis an den Rhein begleiten würde, obgleich ich ihr gesagt, daß ich vorerst nach Bremen gehen müsse, sie traute aber ihrer französischen Liebenswürdigkeit zu, mich noch andern Sinnes zu machen. Daß sie sich zu viel zugetraut, wurde ihr schon den ersten Tag nach unserer Abreise aus Cöslin klar, denn eine sehr niedliche Frau, die Gattin eines Regierungsrathes zu Cöslin, die zu ihren in Magdeburg wohnenden Eltern zum Besuch reiste, nahm meine Aufmerksamkeit weit mehr in Anspruch, als die unglückliche Französin, die, wenn auch nicht häßlich, doch etwas so Verzerrtes und Fratzenartiges an sich hatte, daß sie mir bald zuwider werden mußte. Frau Regierungsräthin v. M . . . . , die sogleich den Künstler in mir wieder erkannte, der als Major Walther ihren vollsten Beifall zu erhalten das Glück gehabt, wunderte sich sehr, im Postwagen mit mir zusammenzutreffen, und war äußerst neugierig, von mir selbst etwas Näheres über meine Verhältnisse zu erfahren, indem man in Cöslin die allerextravagantesten Dinge über meine Person ausgesagt habe. Lachend theilte ich ihr davon mit was ich für gut hielt. — „Aber wie mochten sie sich nur unter solches Comödiantenpack mischen?“ rief zuletzt die schöne Frau aus. — Dies ist nun ein-

mal meine Passion, gnädige Frau, und ich stehe nicht dafür, daß nachdem sich die Umstände gestalten, ich nicht heute oder morgen noch einmal ein wirklicher Comödiant werde, wenn ich bei einer guten stehenden Bühne eine passende Anstellung finde. — Die Dame schüttelte etwas unwillig das Köpfchen. Unterdessen wurde mir die Reise bis Berlin sehr kurzweilig, da ich mich mit den beiden Frauen, der Französin und der Magdeburgerin, recht angenehm unterhielt, obgleich erstere, die nur wenig Deutsch verstand und sprach, gar oft böser Laune wurde wenn ich mit der andern zu lange und ihr unverständlich sprach. In Berlin begaben sich die beiden Damen auf meinen Rath in den Gasthof zum Engel in der Heiligengeist-Straße, wo sie noch ein Paar Tage mit mir zusammen wohnten, hierauf die Frau Regierungsräthin zuerst nach Magdeburg abfuhr, wo ich sie in ein Paar Wochen zu besuchen versprach, und ich dann die Französin nach Frankreich abzureisen veranlaßte, indem ich ihr sagte, daß mich meine Geschäfte wohl noch Jahre lang in Berlin zurückhalten könnten. Ich machte nun meine Besuche bei Pokwischs, Pfeifers und andern alten Bekannten, hütete mich aber der Prinzessin Wilhelm unter den jetzigen Umständen meine Aufwartung zu machen, und ließ mir bei dem Banquier Mendelssohn 500 Thaler auf Rechnung meines großmütterlichen Legats gegen Anweisung geben, indem ich erst 500 Thaler in Colberg durch Freund G.... empfangen hatte. Wen ich aber zuerst in Berlin aufsuchte, das war Frau von Osten in der Hamburger Straße, bei der ich das schöne Fräulein v. Campke wußte, mit welcher ich das in Colberg angeknüpfte Verhältniß fortspann. Ich blieb diesmal in meinem Gasthof wohnen, obgleich mich Pokwischs einluden, wieder bei ihnen zu logiren, aber ich wollte ganz ungenirt seyn, wußte ohnehin nicht wie lange ich in Berlin bleiben würde, und widmete mich ganz dem Dienst der Fräulein v. Campke, mit der ich recht romantische Parthien nach Potsdam, Charlottenburg ꝛc. veranstaltete. Daneben lieferte ich dem Beobachter an der Spree wieder manche ziemlich piquante Beiträge von Geschichtchen, die mir zu Ohren kamen, und von denen ich hier nur zwei erwähne: die Reise nach Paris, und der Schabernack betitelt, die beide wenigstens komisch genug waren, und sich auf Thatsachen gründeten. Die erstere hatte folgenden Vorfall zum Grund: Ein preußischer Offizier wurde als Courrier in Staatsangelegenheiten nach Paris geschickt, dieser

25*

hatte einen guten Freund, dessen sehnlichster Wunsch schon längst gewesen, einmal Frankreichs Hauptstadt zu sehen, wozu ihm aber die nöthigen Geldmittel fehlten. Der Offizier machte ihm nun das Anerbieten, ihn frei mitzunehmen und auch wieder zurückzubringen, da ihm dies selbst keinen Pfennig Kosten verursache, er brauche nur soviel Geld als er während eines 8—14tägigen Aufenthaltes in Paris zu seinem Vergnügen auszugeben gedenke. — Wer war froher als unser Freund, auf eine so wohlfeile Art nach Paris kommen zu können. Beide Freunde fuhren nun mit Extrapost rastlos Tag und Nacht, ohne sich irgendwo aufzuhalten, bis Paris, wo sie gegen acht Uhr Abends ankamen, in einem Hôtel abstiegen, worauf sich der Offizier ankleidete, um seine Depeschen in dem preußischen Gesandtschaftshôtel abzugeben und seinem Reisegefährten, der außerordentlich ermüdet war, empfahl, einstweilen der Ruhe zu pflegen, um den folgenden Tag die Sehens- und Merkwürdigkeiten von Frankreichs Hauptstadt neugestärkt in Augenschein nehmen zu können. Der Freund befolgte den Rath, begab sich zur Ruhe, und schlief auch gleich ein. Es mochte beinahe Mitternacht seyn, als der andere zurückkam und den vortrefflich schnarchenden Schläfer nicht ohne große Mühe aus seinem festen Schlaf weckte, und mit den Worten anredete: Du, stehe rasch auf und kleide dich an, wir müssen auf der Stelle wieder fort. — Der andere rieb sich die Augen, ließ sich die Worte zwei und dreimal wiederholen, und sagte endlich gähnend: Bist du toll? ich glaube du träumst! — Nichts weniger als dies, ich habe hier schon meine Depeschen, — hier zeigte er ihm einen Pack Briefe — und in einer Stunde muß ich schon wieder auf dem Weg nach Berlin seyn, dies ist mir von dem Gesandten auf das strengste anempfohlen worden, also spute dich, sonst mußt du hier bleiben, wenn dir dies recht, so ist es etwas anderes. — Wie kannst du so einfältig reden, du weißt doch daß ich nur 25 Thaler mitgebracht, wie kann ich bleiben, und mit was zurückreisen? — Darum rasch kleide dich an, wir haben keine Minute zu versäumen, die Pferde sind bereits bestellt und werden bald angespannt seyn. — Fluchend und wetternd erhob sich nun der andere mit noch ganz zerschlagenen Gliedern aus dem Bett, und kleidete sich fortwährend brummend und murrend an: Der Teufel soll die Reise nach Paris holen, ich wollte lieber ich hätte das Miserere gekriegt, als daß ich mit dir gereist wäre, 2c.; aber das half alles nichts, schon hörte man

das Trappeln der Pferde an der Hausthüre. Man trank noch ein Paar Tassen schwarzen Kaffee, den der Offizier in der Eile hatte kommen lassen, mußte sich dann in die Mäntel gehüllt, in den harrenden Wagen werfen, und bei eben so finsterer Nacht als wie man angekommen, fuhr man wieder aus Paris hinaus, und mit derselben Eile wie man hergereist, nach Berlin zurück, wo der Freund wahrhaft gerädert ankam und über acht Tage im Bette zubringen mußte, bevor er sich von den ausgestandenen Strapatzen wieder ganz erholt hatte. Daß der gute Freund für den Spott wegen dieser unglücklichen Reise nicht zu sorgen hatte, kann man sich denken, auch konnte man ihn nie daran erinnern ohne daß ihm der Zorn das Blut ins Gesicht jagte.

Zu dem zweiten Aufsatz: der Schabernack, gab folgende Begebenheit die Veranlassung. Ein Graf hatte sich in eine verheirathete Dame verliebt, bei der er jedoch kein Gehör fand, da sie schon einem andern ihr Herz geschenkt hatte, und man weiß, daß in solchen Fällen die Damen bisweilen die unerbittlichsten Tugendheldinnen gegen andere Liebhaber spielen. Eines Abends war große Gesellschaft bei der Dame, zu der auch der verschmähte Graf geladen war, der sich schon längst vorgenommen, sich auf eine recht eclatante Weise an der Grausamen zu rächen. Hier bot sich ihm zufällig die erwünschteste Gelegenheit dar. Einer seiner anwesenden Freunde, der Baron B..., bekam plötzlich gewaltiges Leibschneiden, so daß er sich kaum zu helfen wußte und einen gewaltsamen Durchbruch oder Durchfall befürchtete; in dieser hochnothpeinlichen Verlegenheit wandte er sich schnell an den Grafen, der sehr gut Bescheid in dem Haus wußte, mit der Bitte, ihm doch das heimliche Gemach geschwind zeigen zu wollen. Dieser antwortete fast höhnisch lächelnd: Freund, ein solches ist im ganzen Haus gar nicht vorhanden, dies ist eine besondere Grille vom Besitzer, aber seyn Sie ganz außer Sorgen, ich will Sie geschwind an einen Ort führen, wo Sie sich ihres Bedürfnisses ganz ungestört entledigen können. — Nur rasch, versetzte der Baron, und der Graf führte ihn in das Schlafzimmer der Dame, und sagte: hier bedienen Sie sich dieses Nachttopfs, ihm einen solchen in dem Nachttisch zeigend, und eilte dann in die Gesellschaft zurück, wo er der Dame vom Haus ins Ohr raunte: „machen Sie daß Sie eiligst in Ihr Schlafzimmer kommen, dort geht etwas Seltsames vor, Sie können ein Pärchen überraschen. Die Dame, äußerst

neugierig, ließ sich das nicht zweimal sagen, und eilte nach dem bezeichneten Ort. Kaum war sie zur Thüre hinaus, so ging der Graf zu ihrem Gemahl und sagte diesem ganz insgeheim: „Wenn Sie sich von der Treue ihrer Gattin überzeugen wollen, so müssen Sie geschwind in deren Schlafzimmer gehen, wo Sie dieselbe **en flagrant delit** mit ihrem Auserwählten überraschen können.“ — Auch der arme Ehemann ließ sich dies nicht zweimal sagen, rannte außer Athem nach dem Schlafgemach seiner Frau, und als er dessen Thüre öffnete, erblickte er den angeblichen Geliebten derselben, die Hosen in der Hand haltend und ein grimmig schmerzliches Gesicht schneidend, während die Dame ein feuerrothes Antlitz hatte. Der Mann stürzte mit einem: Ha, schamloser Ehrenschänder! auf den unglücklichsten aller Barone los, der in seiner Bedrängniß die Hosen herabfallen ließ, worauf eine furchtbar übelriechende Explosion erfolgte. Die Dame nahm nun, sich die Nase zuhaltend, Reißaus, und der Gemahl ganz verdutzt, rief aus: was soll das heißen! und wollte über den Aermsten herfallen, der, wie Hofmarschall Kalb in Kabale und Liebe, lange vergeblich ausrief: „Es ist nichts, — ist ja alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie sind ja betrogen! — Ha, und daran mahnst du mich noch! donnerte der andere. — Wie weit kamst du mit ihr? — Bekenne, oder du bist des Todes.

Jener wollte dem Mann nun den ganzen Zusammenhang erklären, er ließ ihn aber gar nicht zum Wort kommen, sondern rief ihm zu: es ist alles nicht wahr, du hast, als du mich sahst, vor Sch....angst in die Hosen gemacht, und solche Sch....kerle hat meine Frau zu Liebhabern! da möchte einem ja doch.....

Nichts half es was der andere auch betheuern und beschwören mochte, der Ehemann hielt sich für gehörnt und wollte sich eben an dem Baron vergreifen, als glücklicherweise die Zimmerthüre weit aufflog und eine Menge der Gäste, die der Lärm herbeigezogen, an deren Spitze der Graf und unter denen auch viele Damen waren, hereinstürzten, letztere aber entflohen schnell wieder als sie den Hosenlosen in einem so gräßlichen Zustand erblickten, sich ebenfalls die Nasen zuhaltend.

Der Graf warf sich nun zwischen den beleidigten Ehemann und den Baron, spielte den Vermittler, und versprach alles zur Beruhigung der betheiligten Partheien aufzuklären, andere mischten sich auch darein, man half dem Baron, der unaufhörlich über

verfluchtes Sauerkraut schimpfte, das er den Mittag in zu großer Quantität genossen und Ursache an dem ganzen Scandal sey, bestmöglichst in Stand setzen, und nach einigen Minuten saß er im Wagen nach Haus fahrend, wo er schnell ein lauwarmes Bad nahm. Dem Eheherrn aber wurde von allen Gästen die Unschuld seiner Frau so sehr betheuert und wahrscheinlich gemacht, daß auch er endlich wieder ruhig ward, und das Fest noch fröhlich endigte. Diese beiden Histörchen machten ziemliches Aufsehen in Berlin, so daß für ein Paar Tausend Groschen mehr als gewöhnlich vom Beobachter an der Spree verkauft wurden, und mich die Redaktion um mehr solcher Beiträge ersuchte.

Außer dem Fräulein von Campke, hatte ich auch noch einer hübschen Tänzerin, an die mir Graf Schulenburg eine Empfehlung gegeben hatte, den Hof nebenbei gemacht, alte Bekanntinnen, wie Minchen Pfeifer, die noch immer eine unglückliche Braut, Demoiselle D...., die seit einigen Jahren an einen der bedeutendsten Künstler des Berliner Theaters verheirathet war, ꝛc., suchte ich auch auf, und so schwanden mir die wenigen Wochen, die ich ziemlich planlos in Berlin verlebte, schnell dahin.

Schon längst hatte ich das Projekt im Sinn, Bremen und meine daselbst verheiratheten Cousinen zu besuchen, unter denen eine meiner ersten Jugendfreundinnen, die liebe Henriette war, an die mich von Frankfurt und Homburg so manche angenehme Erinnerung mahnte, und die an einen der angesehensten Kaufleute Bremens verheirathet war. Die vier Töchter meines Oheims Scholze hatten sich in Bremen, nachdem sie daselbst ein Paar Jahre gelebt, da es schöne und reiche Mädchen waren, kurz nacheinander an angesehene Kaufleute verheirathet. Die zweite, Sophie, hatte den Senator H...., die dritte, Mina, den für sehr reich geltenden Kaufmann G...., und die vierte, Hannchen, einen in Hamburg etablirten Kaufmann Namens P.... gefreit. Henriette hatte aber eine sehr zarte Gesundheit und kränkelte fast immer; Sophie kam nach ihrem ersten Wochenbett zehn Jahre lang nicht mehr aus dem Bett und mußte in Betten jedes Jahr in die Bäder gefahren werden, als Mädchen war sie ein wahrer Dragoner gewesen; Mina die wie die Mama allerlei Liebesabenteuer gehabt, war närrisch geworden und in einem Haus in Berlin zur Genesung, wo sich die Prinzessin Wilhelm ihrer auf das freundlichste annahm, sie in lichten Stunden öfters zu sich auf das Schloß holen ließ, bis sie endlich einmal

in ihrer Gegenwart die tollsten Streiche machte, so daß das fernere Kommen unterbleiben mußte; ihr Mann aber fallirte später und wurde ganz arm, so daß die Schwestern die Unglückliche unterhalten mußten. Hanuchen war neun Monate nach ihrer Verheirathung im ersten Wochenbett gestorben. Mein Oheim Scholze war noch nicht lange, nachdem er noch die Hälfte seines Vermögens durch unvorsichtige Güterkäufe, wozu ihm Freund Wrede sehr behülflich gewesen, verloren hatte, ebenfalls gestorben; dennoch sollten die Töchter noch sehr reich werden, da sie einen alten kinderlosen, noch lebenden Bruder ihres Vaters, den man in Bremen nur den reichen Scholze nannte, zu beerben hatten; aber auch diese Erbschaft ging später durch allerlei Spekulationen der Männer meist wieder verloren. — Dies war das Ende der Früchte einer Ehe, die unter den glücklichsten Auspicien in Frankfurt vollzogen worden war, und wegen der man unsere ganze Familie so sehr beneidet hatte.

Von Berlin reiste ich über Potsdam, wo ich noch einmal dessen Herrlichkeiten besuchte und zwei Tage verweilte, Großkreuz rc. nach Brandenburg; hier hielt ich mich wieder einen Tag auf. Die Stadt ist alt, ansehnlich und liegt an der Havel, ihre Domkirche wurde schon im 13ten Jahrhundert erbaut, und ist wegen ihren Grüften und Statüen berühmt, hat auch einige sehenswerthe Gemälde. Brandenburg, das auch eine Rolandssäule hat, ist die Vaterstadt des Julius von Voß; sie hatte drei denkwürdige Belagerungen zu bestehen, die erste durch Heinrich den Vogelsteller, die zweite durch Albrecht den Bären, und die dritte durch Gustav Adolph. Von hier fuhr ich über Plauen, Genthin und Burg, nach Magdeburg, wo ich wieder in einem goldnen Engel auf dem breiten Weg, dessen Eigenthümer, Neuschäfer, früher Kellner in Frankfurt war, abstieg, mir aber, da ich einige Zeit in Magdeburg zu bleiben beabsichtigte, ein Paar Tage darauf eine Privatwohnung miethete. Zuerst suchte ich meine liebenswürdige Reisegefährtin von Cöslin nach Berlin, die Regierungsräthin v. M.... auf, bei deren Eltern ich sehr gut aufgenommen wurde, und die mich noch denselben Tag zu einer Promenade auf den Fürstenwall, vom Fürsten von Anhalt-Dessau angelegt, einlud, was ich mit Vergnügen annahm. Hier zeigte man mir den alten Republikaner Carnot, der einer der Direktoren der französischen Republik gewesen, und jetzt von den Bourbons als Königsmörder verbannt war, er hatte im Convent für den Tod Ludwig **XVI.** gestimmt; mit

Genehmigung des Königs von Preußen lebte er in Magdeburg. Obgleich ich mir schon längst vorgenommen, keine Celebritäten mehr aufzusuchen, da meine Besuche bei Göthe und Fiesco so schlimm ausgefallen waren, so glaubte ich hier doch als ehemaliger französischer Offizier eine Ausnahme machen zu müssen, und that wohl daran, denn ich wurde sehr gut aufgenommen. Der alte Republikaner, ein zweiter Cato, der eigentlich die Pläne zu den glänzenden italiänischen Feldzügen Napoleons entworfen hatte, war äußerst angenehm und sehr mittheilend im geselligen Umgang. Ich war öfters bei ihm zu Tisch und machte dann eine mehrstündige Promenade auf dem Fürstenwall mit ihm, wo er sich durch sein einfaches Costüme, einen grauen Oberrock und einen sehr breitrandigen runden Hut, auszeichnete. Der Umgang und die Unterhaltung mit diesem berühmten Mann war in hohem Grad lehrreich für mich, er erzählte mir Vieles von den Begebenheiten der französischen Revolution, der Republik, des Kaiserreichs, wodurch ich über manche Dinge, die mir bisher dunkel und räthselhaft waren, vollkommen Aufschluß erhielt. Obgleich strenger Republikaner, gestand er mir doch zu, daß die Welt zu sehr im Argen liege, daß es der Schurken, Betrüger, Selbstsüchtigen, Schwachen und Herrschsüchtigen viel zu viele gebe, als daß man hoffen könne, eine die Völker beglückende Republik dauerhaft zu gründen. Eines Tages kam auch die Rede auf die Werke und Schriften, welche über die französische Revolution schon erschienen seyen, und daß er keine einzige Geschichte derselben kenne, welche vom Stande der Unparteilichkeit, mit Wahrheit, vollkommener Sachkenntniß und ohne Leidenschaft geschrieben sey, ein solches Werk fehle gänzlich, denn alle herausgekommenen athmeten mehr oder weniger gehässigen Parteigeist, seyen voller Vorurtheile und bewiesen oft die crasseste Ignoranz bei den wichtigsten Begebenheiten. Endlich sagte er mir: Sie sollten es versuchen, ein solches, wahrhaft verdienstliches Werk zu Tage zu fördern, ich halte Sie fähig dazu und auch unparteiisch und vorurtheilsfrei genug, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe. — Ich, mein General, versetzte ich lächelnd, wo denken Sie hin, hiezu gehören ganz andere Fähigkeiten, Talente und Kenntnisse, als ich besitze. — Das glaube ich nicht, wenn Ihre Darstellungsgabe in deutscher Sprache, denn in dieser müßten Sie es schreiben, eben so klar und faßlich ist, wie Sie sich in der französischen ausdrücken, dann haben Sie schon den Vortheil eines sehr anzie-

henden Vortrags, in der Geschichte sind Sie hinlänglich bewandert, Hülfsquellen will ich Ihnen die zuverläßigsten und besten geben. Haben Sie noch nie etwas geschrieben? — Nichts als kleine, meist komische oder satyrische Aufsätze in ein Berliner Volksblatt, und dann bin ich kaum der deutschen Sprache mächtig, da ich schon mit vierzehn Jahren in französische Dienste trat, und dann über acht Jahre lang fast nichts als französisch und italiänisch sprach. — Das wird sich geben, ich werde Ihnen einige Notizen aufsetzen, so wie, welche französische Schriften und Werke Sie hauptsächlich als Hülfsquellen benützen können. — Ich schüttelte sehr unschlüssig und ungläubig den Kopf und lächelte. Carnot, der es bemerkte, versetzte: nur Muth und Selbstvertrauen, die Sache ist nicht so schwer wie Sie glauben, und man kann leider von vielen Geschichtschreibern das sagen, was Oxenstierna von den Staatsmännern gesagt: wenn die Welt wüßte, mit wie wenig Sachkenntniß sie schreiben. — Etwa acht Tage darauf händigte mir der General ein Cahier von zwanzig geschriebenen Blättern ein, welches Datas und Anmerkungen zu den hauptsächlichsten Begebenheiten der französischen Revolution und des Kaiserreichs enthielt, zugleich übergab er mir auch eine Liste, auf welcher die Titel von einigen hundert historischen Werken und politischen Brochüren, die seit 1789 in Frankreich erschienen, verzeichnet waren, und die ich theilweise und mit Umsicht benützen müsse. Ich nahm alles dankbar an, aber an die Herausgabe eines solchen Riesenwerkes dachte ich im Ernste nicht, doch theilte ich in müßigen Stunden das Ganze oberflächlich in Abtheilungen und Kapitel ein und entwarf so nach und nach einen Plan, dessen Ausführung mir sehr problematisch schien.

Unterdessen machte ich mich auch mit dem historisch so interessanten Magdeburg bekannt; welche furchtbare Erinnerungen knüpfen sich nicht an die Geschichte dieser, in strategischer wie in mercantilischer Hinsicht gleich wichtigen Stadt! Man will ihre Gründung in die Zeit der Römer versetzen, was schwer zu beweisen seyn möchte, gewiß ist aber, daß die Sachsen schon 580 hier eine feste Burg hatten, welche sie gegen die Slaven schützte. Unter Carl dem Großen wurde sie sehr vergrößert und befestigt, und gewissermaßen erst vollendet. Die Sage erzählt aber, daß eine schöne Maid, eine wunderliebliche Jungfrau, die erste Veranlassung zu der Erbauung dieser Burg gegeben habe, daher der Name Magdeburg.

Die Stadt führt deßhalb auch eine Jungfrau mit einem Kranz in ihrem Wappen. Andere Geschichtsforscher behaupten jedoch, daß man bis zum Jahr 780 eine schöne Bildsäule der holden Göttin der Liebe, der Venus, hier verehrt habe, die erst Carl der Große umstürzen ließ, und daher stamme der Name der Stadt. Die Sache bleibt unentschieden, wie fast alle Sagen. Indessen war noch ein uraltes Bild vorhanden, welches Aphrodite mit fliegenden Haaren und einem Myrthenkranz auf dem Haupt, nackend auf einem goldenen Wagen stehend, der von zwei Schwanen und zwei Tauben gezogen wird, darstellt. Die Göttin hat eine Rose im Mund, die Weltkugel in der linken, drei goldene Aepfel in der rechten Hand, auch eine brennende Fackel und ein Pfeil fehlen nicht; hinter dem Wagen schweben die drei Grazien. Dieses Bild soll eine getreue Abbildung der durch Carl den Großen umgestürzten Statüe seyn.

Nachdem die Wenden und Hunnen Burg und Flecken zerstört hatten, erhob sich die Stadt unter Otto dem Großen um so prächtiger wieder aus ihren Trümmern. Otto stiftete zugleich das berühmte und reiche Erzbisthum Magdeburg, zu dessen Gründung er ungeheure Summen verwendete. Seiner Gemahlin Edita hatte er die ganze Umgegend als Leibgeding zur Morgengabe verschrieben. Als im sechzehnten Jahrhundert die Reichsacht über die Stadt gesprochen war, belagerte sie Churfürst Moritz 1550 und 1551, endlich ergab sie sich durch einen Vergleich. Dem furchtbaren Wallenstein hatte sie sieben Monate lang auf das tapferste widerstanden, aber zwei Jahre später, 1631, fiel sie dem schrecklichen Tilly in die Hände und wurde fast gänzlich zerstört und auf das grauenvollste verwüstet. Es war den 9. Mai um 7 Uhr Morgens, als sich die sehr ermüdeten und erschöpften Bürger kaum zur Ruhe begeben, denn Tilly hatte scheinbar alle Anstalten zur Aufhebung der Belagerung, die schon sechs Wochen dauerte, gemacht, und Ordre zum Abzug gegeben, als man stürmte. Ein Pfarrer der eine Frühpredigt hielt, sagte noch in derselben: „Strick ist entzwei und wir sind frei.“ Aber während sich die Einwohner der unglücklichen Stadt so in eine gefährliche Sicherheit wiegten und der Prediger noch auf der Kanzel stand, ordnete Tilly heimlich und schnell einen allgemeinen Sturm an, und in Zeit von einer Stunde war Magdeburg in Feindesgewalt. Jetzt wurden Gräuelthaten verübt, die das Blut in den Adern erstarren machen kön-

nen. Ueber ein halbes Hundert der schönsten Frauenzimmer wurden von den Croaten genothzüchtigt, und dies in der St. Catharinenkirche, wo sie ihnen sodann noch die Köpfe abschnitten; andere Weiber verstümmelten sie auf eine scheußliche Weise, viele spießten sie und hingen sie dann als Schilder aus den Wirthshäusern heraus. Mehr als dreißig Mädchen reichten sich einander die Hände und sprangen aus Angst, um furchtbaren Qualen und der Schmach zu entgehen, in die Elbe. Die kleinsten Kinder, Säuglinge an der Mutter Brust wurden gleich Lerchen von den Unmenschen an ihre Lanzen gespießt und die größern in Stücken gehauen während sie geistliche Lieder sangen. Nach einigen Stunden des Mordens und Raubens wurde sodann die Stadt in Brand gesteckt, und bald war sie nur noch ein Aschenhaufen und eine Ruine, nur der Dom und etwa hundert Fischerhütten entgingen der Wuth der Flammen. Fortwährend wurde geraubt, gemordet, gespießt und geschändet, bis sich die wilden Horden selbst vor der Gluth flüchten mußten, um nicht zu ersticken oder zu verbrennen, und als sie den andern Tag keine lebenden Frauen und Mädchen mehr fanden, kühlten sie ihren Kitzel an den Leichnamen derselben, schleppten ganze Berge von Leichen zusammen, auf deren Gipfel sie sich setzten, und so aus Töpfen einander Gesundheit zutranken, dies nannten sie: „die Magdeburger Hochzeit.“ Ueber Tausend Menschen hatten sich in den Dom geflüchtet, wo sie ohne Nahrung drei schrecklich angstvolle Tage zubrachten. Tilly begnadigte sie, nachdem ihn der Doctor Baclius auf den Knieen darum gebeten hatte. Ueber 30,000 Leichname warf man in die Elbe, nachdem man sie aus allen Winkeln der Stadt, von Thürmen und Giebeldächern herabgestürzt, aus Kellern und Gewölben hervorgeholt, und auf Mistkarren an den Fluß gefahren hatte!!!

In unsern Zeiten hatte Magdeburg das traurige Loos, im französisch-preußischen Krieg 1806, von seinem damaligen Commandanten, dem General Kleist, fast ohne Schwertstreich und ohne alle Noth den Franzosen übergeben zu werden. Den 11. November defilirte die Garnison, 22,000 Mann stark! 20 Generale und über 800 Offiziere, und nicht ein Mann von Ehre, vor dem Feind. Wäre hier nur ein halber Nettelbeck, nur ein Mann gewesen, der einen Funken Muth gehabt hätte, so wäre eine so schimpfliche, ehrlose Uebergabe unmöglich geworden, und hätte ich nur als Fähndrich bei der Armee gestanden, so würde ich so etwas nicht zugegeben,

sondern mich eher haben todtschießen lassen. 54 Fahnen und 5 Standarten mußten gestreckt werden, 800 Stück Geschütz, die zu bedienen 2000 Artilleristen vorhanden waren, nebst reichlicher Munition auf eine lange Belagerung berechnet, prächtige Brücken-Apparate fanden die hohnlachenden Franzosen vor. Wahrlich, es war beinahe ein Seitenstückchen zu der Oestreichisch-Ulmer Tragi-Comödie. Aber damals war freilich das ganze preußische Heer nur mit hochadeligen Offizieren besetzt! Nur diese Uebergabe von Magdeburg machte die gänzliche Vernichtung der preußischen Armee möglich, deren zersprengte Ueberreste sich hier hätten sammeln können. Das Beispiel Magdeburgs, der stärksten Festung des Reiches, wirkte auf das unheilvollste auf alle übrigen Festungen, Colberg und Graudenz ausgenommen, dank Nettelbeck, Gneisenau und Courbière. Desto besser aber wurde Magdeburg im Jahr 1813 und 1814 von den Franzosen vertheidigt. Sie ist eine Festung ersten Ranges, ihre erst 1680 erbaute Citadelle liegt mitten in der Elbe, vor dem Brückenthor, und hat ein großes Arsenal, nebst einem Provianthaus. Hier saßen Trenk, Lafayette und Becker gefangen. Auch die andern Werke der Festung, so wie ihre Aussenwerke sind von der höchsten Bedeutung, besonders die Sternschanze vor dem Sudenburger Thor, welche sehr viele Gallerien und Minen hat, und in der ihr Erbauer, der General Walrawe gefangen saß.

Magdeburg theilt sich in die Alt- und Neustadt und hat außerdem zwei Vorstädte, die Sudenburg und die Friedrichsstadt. Auf dem Marktplatz steht die Statüe Otto des Großen. Unter ihren Kirchen ist der im dreizehnten Jahrhundert erbaute Dom die merkwürdigste, über anderthalb hundert Jahre verstrichen bevor er vollendet war, er ist aus prächtigen Quadersteinen erbaut. Das Grab Otto's und seiner Gemahlin Edita, von schönem Marmor, ist in dieser Kirche im Hochaltar selbst, der, so wie der in der Mitte derselben stehende Taufstein, ganz von Jaspis ist. Ein hübsches Mädchen, die Tochter des Küsters, zeigte mir die innern Merkwürdigkeiten dieses Tempels, unter denen mehrere Reliquien waren, wie ein Stück von dem Stab Moses (ein schwarz gebeizter Dorn), eine Rippe von dem Wallfisch, in dessen Bauch der Prophet Jonas war, Palmzweige die bei dem Einzug Christus zu Jerusalem schon figurirten, Tetzels Ablaßkasten und ein Paar Stiefeln Tillys, die an dem Eingangsgewölbe als Denkzeichen seiner Gnade aufgehängt sind. Auch das ewig braussende Meer ließ mich die

niedliche Küsterstochter hören, und zeigte mir dabei, wie ich meinen Kopf halten müsse, um das Brausen recht deutlich zu vernehmen, (Notabene, wir waren ganz allein in der großen Kirche), unsere Köpfe kamen sich dabei so nahe, daß unsere Wangen sich berührten, und ich nicht umhin konnte, dem Mädchen einen Kuß per Abschlag des Trinkgeldes, dann noch einen und dann — — ꝛc. zu geben. Von dem brausenden Meer gingen wir auf die Orgel, wo mir das holde Kind, sich vertraulich an mich schmiegend, eine wahre Schauergeschichte erzählte, die sich vor mehr als 900 Jahren in dem damals noch nicht gebauten Dom soll zugetragen haben. Sie begann: Im Jahr 950 nach Christi Geburt lebten ein Bischof und eine Aebtissin in Magdeburg, die eine geheime Liebschaft mit einander hatten. Als in einer Nacht der hochwürdige Herr gerade im besten Zug war der Frau Aebtissin die deutlichsten Beweise seiner Zuneigung zu geben, rief ihm eine unsichtbare Stimme zu: „Udo, laß ab von deinem Spiel, du hast's getrieben schon zuviel!“ aber Udo ließ nicht ab, und trieb es nach wie vor. Einstmals hatte sich aber einer der Domherrn, ein sehr frommer Mann, die ganze Nacht in der Kirche eingeschlossen, um zu beten und Gott wohlgefällige Handlungen zu verrichten. Da erschien ihm kurz vor Mitternacht plötzlich ein blutroth gekleideter Mann, der einer Gruft entstieg, ein furchtbar blitzendes Henkersbeil in der Hand hielt und mit überlauter Stimme rief: „Auf, auf, Ihr Todten und Heiligen, jetzt ist's nicht Zeit zur Ruhe, steht auf und haltet Gericht über einen argen Sünder!“ und siehe da, alle Gräber thaten sich auf und ihnen entstiegen die längst Verblichenen, zuletzt aber kam gar Herr Christus selbst mit seiner Mutter, der Jungfrau Maria, von allen Jüngern und Aposteln begleitet, sie nahmen ringsherum auf Stühlen Platz, und der heilige Mauritius, Schutzpatron der Kirche, vertrat die Stelle eines Anklägers. Bischof Udo wurde nun vorgeladen, aus den Armen seines Liebchens gerissen, herbeigeschleppt, und nach kurzem Verhör einstimmig als Verführer einer Christus zugedachten Braut verurtheilt, den Tod durch Henkershand zu sterben; das Urtheil wurde auch sogleich durch den Mann im rothen Kleide auf einem Stein vor dem Hochaltar vollzogen, worauf die ganze Erscheinung verschwand. Was aus der Aebtissin geworden, wußte man nicht. Der arme Domherr, der sich während dieses entsetzlichen Schauspiels unter eine Kirchenbank verkrochen hatte, kam erst nachdem der Tag zu grauen begann, aus seinem

Versteck hervor und sah auf dem Stein, auf welchem Udo geköpft worden war, wirklich Blutspuren, die mir mein weiblicher Ciceroni ebenfalls zeigte, und ich allerdings für rothe Flecken erkennen mußte.

Als ich, durch diese Erzählung wenig eingeschüchtert, meiner liebenswürdigen Führerin unzweideutige Beweise meines Wohlwollens gab, meinte sie, ich möge es nicht zu arg machen, damit es mir nicht wie dem Bischof Udo ergehe, aber auch durch diese Drohung ließ ich mich nicht irre machen, und das Mädchen ließ lachend geschehen was ich wollte. — Nachdem wir das Innere der Kirche sattsam inspicirt hatten, zeigte mir Clementine an dem einen Thurm von außen einen steinernen Schäfer mit drei Hunden von derselben Materie, von dem sie mir erzählte: daß als einst der ehrliche Mann sein Stückchen Brod unter freiem Himmel auf einem harten Stein verzehrte, aus diesem plötzlich eine Maus hervorkroch, die ihn um einige Brodkrumen bat, der Schäfer willfahrte dem Thierchen, und als es dieselben aufgezehrt, sprang es davon und des Hirten drei Hunde hinterdrein. Die Maus verschwand aber mit einemmal unter der Erde, die sie verfolgenden Hunde scharrten, kratzten und wühlten so lange, bis sie auf einen festen Gegenstand stießen; der Schäfer, der ihnen zusah, entdeckte nun eine schwere eiserne Truhe, die ganz mit Goldstücken angefüllt war. Von diesem Schatz erbaute er den Thurm, an dem er und seine Hunde in Stein ausgehauen sind, und war Zeitlebens ein reicher Mann. — Ueber zwei gute Stunden hatte ich mit Clementinen in dem Dom verweilt, und mich an ihren Erzählungen und sonstigen Unterhaltungen ergötzt.

Gleich nach meiner Ankunft zu Magdeburg hatte ich, wie gesagt, die Regierungsräthin von M... bei ihren Eltern aufgesucht und besuchte nun in ihrer Gesellschaft die zum Theil recht angenehmen Umgebungen Magdeburgs, den Vogelgesang, den Herrnkrug, das rothe Horn u. s. w. Nirgends sah ich in Deutschland und Frankreich niedlichere Landmädchen als in der Gegend um Magdeburg, nur die Strohhutflechterinnen im Arnothal übertreffen sie noch, dabei das coquette Costüme, die allerliebsten Häubchen, die ihnen so bezaubernd ins Gesicht stehen, es war kein Wunder wenn ich einer solchen Vilanella zu Gefallen mehr als einmal meine Frau Regierungsräthin im Stich ließ. Außerdem sind diese Mädchen äußerst graziös und selbst fein in ihrem Benehmen, die meisten sehr wohlhabend, ja mitunter reich, in einem solchen Bauernhaus findet man

nicht selten einen großen Luxus, in manchen Stuben sogar ein Clavier. Die Wohnungen dieser Landleute sind durchgehends sehr reinlich, zierlich, mitunter elegant. Kommen sie an Markttagen in die Stadt, so haben sie oft Pferde vorgespannt, die einem Staatswagen keine Unehre machen würden. Magdeburg selbst ist eine sehr wohlhabende Stadt und ihr Handel von hoher Bedeutung, besonders Spedition und Transitohandel, durch die Elbschifffahrt; die vielen Gold- und Silberschmiede haben reichlichen Verdienst, denn auch das geringste Landmädchen trägt sein goldenes Kreuzchen, sein silbernes Kettchen und dergleichen, viele aber sind reich beschmuckt. Einer Bauernhochzeit wohnte ich, durch die Eltern der Regierungsräthin eingeladen, bei, die Alles übertraf was ich noch der Art gesehen, selbst die dreitägige im Bullenwinkel zu Colberg. Mehrere reiche Banquiers, Weinhändler und über achtzig bedeutende Großhandlungen zählte man damals in Magdeburg; mitunter gab es wohl auch tüchtige Fallimente, so fallirte während meiner Anwesenheit der für enorm reich gehaltene Banquier Wolf, aber noch ehe der Banquerout bekannt war, hatte er schon mit dem Leben fallirt, der Schlag hatte ihn bei einem zweiten Hundert Austern gerührt, das er zum Frühstück bei einer Flasche Bordeaux verzehrte, von dem er nicht mehr lebendig aufstand. Erst nach seinem Tod ergab sich das ungeheure Deficit, wodurch gar manche Leute arm wurden. Uebrigens waren die Magdeburger Kaufleute meist ziemlich wissenschaftlich gebildete Leute, mit denen sich auch noch von andern Dingen als Procenten, Gewinn- und Verlust-Conti reden ließ.

Das nicht schlechte Theater stand damals unter der Direktion der Herren Fabricius und Hostovsky. Ich sah hier gerade den Sturm von Magdeburg durch Tilly, ein Schauspiel von F. L. Schmidt aufführen, dessen mise en scene meisterhaft war und mit einem großen Aufwand von Dekorationen, Comparsen, Costümes ꝛc. gegeben wurde. Obgleich es keinen hohen dichterischen Werth hat, so ist es doch eine getreue historische Darstellung der furchtbaren Zerstörung Magdeburgs und hat ergreifende Scenen, namentlich am Schluß, wo die Stadt im Schutt liegt und nur noch der Dom und die in ihm Geretteten vorhanden sind.

Durch die Familie der Regierungsräthin wurde ich auch noch bald mit andern Häusern bekannt, in denen ich unter andern die hübsche und sehr lebenslustige Frau eines Postsecretärs kennen

lernte, ein junges schalkhaftes Weibchen, die sich gern allerlei drollige Streiche erlaubte, auch eine eben so joviale Schwester hatte, die an einen nahen Gutsbesitzer verheirathet war und fast jede Woche ein Paarmal selbstkutschirend in die Stadt kam. Beide Schwestern waren besonders gut gewachsen, hatten viel Verstand und waren sehr beliebt in der ganzen Stadt. Die Gutsbesitzerin lud mich ein, sie mit ihrer Schwester zu besuchen, und ich machte mit der Frau Postsecretärin mehr als eine lustige Fahrt nach dem Gut des Schwagers. Zu dem Hochzeitsschmaus einer hübschen Cousine von ihnen, die einen etwas mürrischen Mann heirathete, wurde auch ich durch die Vermittlung der Postsecretärin geladen, es gab aber schon bei dem Hochzeitsmahl eine höchst unangenehme Scene. In Magdeburg ist es gebräuchlich, daß die Freunde der Neuvermählten und die Geladenen während dem Fest allerlei zum Theil sehr reiche Geschenke überschicken. Die Gutsbesitzerin ließ der jungen Frau während dem Essen einen sehr großen, prächtig gestickten Pantoffel mit einem silbernen Absatz übermachen, ohne daß man wußte von wem das Geschenk kam. Die aufgeweckte, heitere junge Frau nahm ihn in die Hand, hielt ihn dem eben gebackenen Ehemann drohend vor, indem sie sagte: „Sieh, liebes Männchen, wenn Du nicht fein artig seyn wirst oder maulst, dann regiere ich diesen.“ Der unfreundliche Mann nahm aber den Scherz übel, riß der Frau den Pantoffel aus der Hand, indem er sagte: „das sind schlechte Späße, wenn ich nur den dummen Jungen wüßte, der dies Geschenk gesandt, ich wollte ihm schon den Kopf damit zurecht setzen.“ — Hierauf erwiederte die Gutsbesitzerin lachend: Herr G…., der dumme Junge bin ich, setzen Sie mir den Kopf zurecht, wenn er noch nicht recht sitzt. — G…. aber nahm den Pantoffel, warf ihn der Frau zu, indem er schrie: nun so behalten Sie auch Ihr Geschenk. — Der Pantoffel fiel aber so unglücklich, daß er nicht nur einen Tafel-Aufsatz umwarf, sondern auch eine Flasche Wein und ein Paar volle Gläser, wodurch das Tischtuch und sogar die Kleider einiger Damen stark rothbefleckt wurden. Dies gab eine so unangenehme Störung, daß man das Hochzeitsfest das unterbrochene hätte nennen können, alle frohe Laune war dahin und blieb entfernt, da der Hochzeiter bis zu Ende des Festes mürrisch und verstimmt blieb. — Eben kein erfreulicher Anfang der Ehe für die junge Frau, die allgemein bedauert wurde. Auch hatte sie den Mann nicht aus Neigung genommen, sondern war von

den Eltern dazu überredet worden, weil er ein gutes Auskommen hatte.

Mein Aufenthalt in Magdeburg hatte nun schon über die Gebühr gedauert, aber die Zeit war mir schnell und angenehm verflogen. Die Stunden, die ich nicht bei Carnot zubrachte, vertändelte ich mit Damen und machte Landpartien, auch lieferte ich dem hier erscheinenden Beobachter an der Elbe einige komische Anekdoten. Endlich mußte ich doch an die Abreise, denn mein Leben in Magdeburg hatte keinen Zweck, an ein weiteres Fortkommen und eine mir anständige Zukunft denken, aber wie ich beides bewerkstelligen wollte, war mir noch ziemlich dunkel, ernstlich hatte ich noch nicht darüber nachgedacht, auch zog es mich nach Bremen. Indessen sollte ein sehr unglücklicher Zufall meinen Aufenthalt hier noch verlängern.

Ich hatte auf der breiten Straße ein Paar meublirte Zimmer in dem zweiten Stock eines Hinterhauses gemiethet, die Fenster meines Schlafzimmers gingen in den Hof. Zwei Tage früher, als ich meine Abreise festgesetzt hatte, wurde ich gleich nach Mitternacht, ich war noch nicht lange eingeschlafen, durch das Geschrei: „Feuer, Feuer," geweckt, und sah, die Augen öffnend, eine außerordentliche Helle vor meinen Fenstern im Hof, zugleich hörte ich das ganz nahe Knistern einer großen Flamme. Mit einem Satz war ich aus dem Bett, zog ein Paar Beinkleider an, öffnete meine Stubenthüre, durch welche sogleich ein gewaltiger Qualm drang, hinter dem die Flammen auf der Treppe schon hoch emporloderten, zugleich vernahm ich das Angst- und Hülfsgeschrei einer Frau, die mit ein Paar kleinen Kindern neben mir auf demselben Gang wohnte. Ich eilte zu ihr hinüber und fand sie in Verzweiflung, ihre Kinder in den Armen. Auch sie hatte schon gesehen, daß es eine Unmöglichkeit war, sich auf den schon in vollem Brand befindenden Treppen zu retten, das Feuer näherte sich mit jedem Augenblick mehr unsern Zimmern. Ich faßte jetzt schnell einen Entschluß, warf alles was sich von Betten, Kissen und Strohsäcken in den Zimmern vorfand, durch das Fenster hinab, band schnell sechs Bettücher zusammen und hieß die Frau sich zuerst hinablassen, sie ließ aber noch bevor sie ganz unten war, los, that sich jedoch auf die Betten fallend keinen Schaden; ich rief ihr nun zu, daß ich die Kinder wolle folgen lassen, sie möge nur unten das Bettzeug so ordnen, daß keines daneben fallen könne, worauf ich die

beiden Kleinen, eines nach dem andern hinabwarf, dann in mein Zimmer lief, das Kistchen mit meinen Tagebüchern und andern Schriften, sowie was ich von Kleidern, Wäsche rc. geschwind zusammenraffen konnte, hinabwarf, auch noch meinen Koffer und dann selbst, an den Betttüchern hinabgleitend, mich folgen ließ. Schon war ich vor dem Fenster, da fiel es mir ein, daß ich meine Brieftasche, in der noch für ungefähr 150 Thaler Tresorscheine waren, vergessen hatte. Noch einmal schwang ich mich zum Fenster hinein, und es gelang mir auch diese zu retten, doch war es die höchste Zeit, denn schon ergriffen die Flammen mein Schlafzimmer und wenig Augenblicke darnach stürzte der Boden desselben brennend und krachend ein, ich aber kam mit einem Sprung vom ersten Stock wohlbehalten unten an, wo ich auch die Frau mit ihren Kindern unbeschädigt antraf. Das Bettzeug lag vier Schuh hoch aufgethürmt. Der Hof fing nun an sich allmählig mit Menschen zu füllen, da aber das Vorderhaus keinen Thorweg, sondern nur einen schmalen Durchgang hatte, so kostete es große Mühe bis man die Spritzen in die gehörige Thätigkeit setzen konnte, doch ward man noch vor Tag Meister des Feuers, aber das Hinterhaus und die Seitengebäude waren gänzlich niedergebrannt. Die arme Frau, die man mehr todt wie lebendig sammt ihren Kindern in ein benachbartes Haus gebracht hatte, wurde sehr krank und lag mehrere Tage in einem beständigen Delirium, Feuer und Hülfe schreiend. Auch auf mich hatte diese unglückliche Begebenheit einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß ich mehrere Tage brauchte, bevor ich mich wieder ganz erholen konnte.

Endlich saß ich in dem nach Braunschweig fahrenden Postwagen, wo ich eine gut unterhaltende Gesellschaft traf, nämlich einen sächsischen Rittmeister mit seiner jungen Frau, die er zu ihren Eltern nach Celle brachte. Da ich der hübschen Dame gerade gegenüber saß, so verursachte das Rütteln des Wagens beständig ein unwillkührliches Berühren der beiderseitigen Kniee, das bald in ein willkührliches, aber doch zufälliges Drücken von meiner Seite überging und mein vis a vis zu einem allerliebsten Lächeln brachte, dem bedeutungsvolle Occhiaten folgten. Unglücklicherweise konnte die Dame das Fahren nicht vertragen, es wurde ihr auf einmal übel und schwach, woran die große Hitze mit Schuld seyn mochte, man mußte ihr das Busentuch lüften, sie aufschnüren und ihr kölnisches Wasser vorhalten und die Schläfe damit reiben,

worauf es ihr bald besser wurde. Wir fuhren über Helmstädt, Königslutter u. s. w., die ganze Nacht durch und kamen Morgens gegen 8 Uhr in Braunschweig an, wo wir in demselben Gasthof abstiegen und ein Paar Tage verweilten, obgleich der Rittmeister v. M.... schon den andern Morgen wieder weiter wollte. Aber hier hieß es: „Der Mann denkt und die Frau lenkt.“ Die Frau Gemahlin war nicht dieser Meinung, klagte über Unwohlseyn, und so mußte man bleiben. Da sich der Offizier bei der unpäßlichen Frau langweilte, so machte er Spaziergänge in der Stadt, ich hatte zwar das Haus mit ihm zusammen verlassen, trennte mich aber nach wenig Minuten unter einem Vorwand von ihm und kehrte in den Gasthof zurück, wo ich mich sogleich bei der Dame auf das angelegentlichste nach ihrer theuern Gesundheit erkundigte, und ihr Befinden ganz leidlich fand. — Auf Reisen darf man sich eben nicht lange bei dem Courmachen aufhalten, denn wie bald trennt einen nicht das Schicksal wieder nach Ost und nach West, auch hatten ja unsere Kniee schon die Präliminarien im Wagen gemacht, und nach einigen Weigerungen pro forma wurde mir schnell ein Schäferstündchen, halb erzwungen, bewilligt, worauf wir übereinkamen, daß das Unwohlseyn der Frau Rittmeisterin noch ein Paar Tage dauern müsse. Ich entfernte mich endlich wieder, um die Stadt Braunschweig näher kennen zu lernen. Sie liegt an der Ocker, ist ziemlich groß, hat hübsche Promenaden, die Burgkirche oder der Dom enthält einige sehenswerthe Monumente, nebst der herzoglichen Gruft. Auf dem Burgplatz blickt Heinrichs eherner Löwe recht grimmig um sich, und auf dem Grauenhofplatz steht der graue Hof, das herzogliche Schloß, dessen Seitenflügel coulissenartig angebaut sind. Die Residenz der alten Herzoge, das Mosthaus genannt, ist zu einer Caserne umgeschaffen. Das Zeughaus hat mehrere merkwürdige Kunstschätze. Mit Braunschweiger Würsten und Mumme regalirte ich meine Reisegefährten, die erstern sind vortrefflich und werden nicht nur in ganz Deuschland als Leckerbissen, sondern sogar auch auf den Tafeln der Engländer in Ostindien verzehrt. Das Theater war nicht besonders, namentlich die Oper sehr mittelmäßig besetzt. Die meisten Straßen Braunschweigs sind eng und haben ein alterthümliches Aussehen, die große Mehrzahl ihrer Häuser stammen noch aus dem Mittelalter, namentlich ist dies bei dem Altstadtmarkt mit der Martinskirche und dem gothischen Rathhaus der Fall.

Den zweiten Tag fand Frau von M.... für gut sich etwas besser zu befinden, und zwar so, daß sie im Stande war, mit ihrem Gemahl und mir ebenfalls die Schönheiten der Stadt zu besichtigen. Wir begaben uns indessen bei Zeit nach Haus, weil ich von einem argen Schnupfen befallen war. Frau von M...., die großen Antheil an meinem Unwohlseyn nahm, lud mich zu einem köstlichen Thee ein, der mich nach ihrer Meinung über Nacht von meinem Catarrh befreien sollte, wir blieben bis Mitternacht beisammen. Den andern Morgen hielt ich es für passend das Zimmer zu hüten, aber während der Herr Rittmeister wieder eine Frühpromenade machte, stahl ich mich zur Dame, mit der ich eine recht goldene Morgenstunde zubrachte. Der zurückkehrende Herr Gemahl fand mich aber noch in meinem Bett liegend, als er die Güte hatte sich nach meinem Befinden zu erkundigen, mir aber auch zugleich verkündete, daß er heute noch weiter reisen wolle, da sich seine Frau nun wieder in einem vollkommen reisefähigen Zustand befinde, und die kleine Tour nach Celle bequem machen könne. Auch ich sehnte mich weiter und nach Bremen zu kommen, und mußte geschehen lassen was ich nicht verhindern konnte. Wir speisten noch miteinander zu Mittag, und mit Erlaubniß des Rittmeisters küßte ich seine Frau zum Abschied in seiner Gegenwart, half beiden in den Wagen, und nahm mir vor, am andern Morgen mit dem frühesten ihrem Beispiel zu folgen. Leider ließ ich mich aber den Abend wieder zu einer Spielparthie in dem Gasthof verführen, und verlor abermals all mein Geld, bis auf den letzten Groschen. Glücklicherweise war es diesmal mein eigenes, und machte mir also keinen großen Kummer, nur wußte ich nicht wie ich weiter reisen sollte, hier bleiben bis ich wieder Mittel von Haus erhalten, hätte mir wenigstens acht Tage Zeit geraubt; indessen ging ich mit dem Gedanken schlafen, über Nacht kömmt guter Rath. Den andern Morgen überlegte ich was zu machen sey und erkundigte mich dann nach den ersten Bankierhäusern Braunschweigs bei meinem Wirth. Er nannte mir Herrn Johann Degener, ich ging nun zu diesem, wies mich mit meinen Papieren aus, sagte ihm, welches Geschick mich in Braunschweig plötzlich ganz aufs Trockene gesetzt habe, und bat ihn, mir gegen eine Anweisung auf Frankfurt so viel Geld geben zu wollen, als ich noch zur Reise bis Bremen bedürfe. Nach einigem Bedenken fragte er mich, wieviel ich zu gebrauchen gedenke? — 25 — 30 Thaler. — Wohlan, ich will sie Ihnen

geben, mit der Bedingung, daß Sie sie meinem, sich in einem Bremer Haus befindlichen Sohn daselbst gegen Ihren Schein wiedererstatten. — Mit Vergnügen ging ich diese Bedingung ein, dankte für das gütige Zutrauen, empfing 30 Thaler und reiste noch denselben Tag, mich nirgends mehr aufhaltend, über Hannover, Nienburg, Verden ꝛc. nach Bremen, wo ich wohlbehalten und wohlgemuth mit einbrechender Nacht ankam, aber nicht bei meinen Verwandten, sondern im Gasthof zum deutschen Haus abstieg, auch mich diesen Abend nicht mehr meldete, sondern noch den letzten Acten von Grillparzers Sapho im Theater beiwohnte und mich in allen Logen umsah, ob ich vielleicht Cousine Henriette erkennen würde, aber vergeblich.

Je mehr ich mich Bremen genähert, desto mehr hatte sich meine Neugierde und Ungeduld gesteigert, und die Engelsgestalt des jungen lieblichen Mädchens, das ich vor etwa 15 Jahren zum Letztenmal gesehen, schwebte mir gleich einer Lichtgestalt vor den Augen. Alle die traulichen Scenen der Kindheit, die ich mit diesem Mädchen in Frankfurt, dem Homburger Schloßgarten, auf der Insel im kleinen Tannenwald ꝛc. gehabt, stellten sich meiner aufgeregten Phantasie mit den lebhaftesten Farben dar, bevor ich, spät genug, einzuschlafen vermochte. Den andern Morgen konnte ich kaum die schickliche Stunde erwarten, um meinem Vetter K. die Aufwartung zu machen. Es war gegen elf Uhr als ich mich dahin auf den Weg begab, man war von meiner Anwesenheit prävenirt. Herr K. empfing mich auf das freundlichste, sagte mir, ich möge sein Haus während meines Aufenthaltes wie das meinige ansehen, entschuldigte aber seine Frau, daß sie mich noch nicht empfangen könne, da sie noch im Negligee sey, und bat mich, den Nachmittag um zwei Uhr wiederzukommen, wo sie mich erwarte. Dies lähmte meine gehoffte Freude des Wiedersehens ein wenig, ich empfahl mich nachdem ich eine halbe Stunde mit K. verplaudert, um auch meinen andern Herrn Cousins und dem noch lebenden reichen Bruder meines Oheims Scholze die Visite zu machen. Senator H...., ein schlichter Mann, nahm mich recht gutmüthig auf, auch Kaufmann G...., sonst ziemlich hochmüthig, bewies sich doch sehr freundlich gegen mich, ihre Frauen bekam ich aus den schon erwähnten Ursachen nicht zu sehen, Hannchen war bereits längst todt. Beim reichen Scholze wurde ich mit Danziger Goldwasser regalirt, hörte dann nichts weiter von ihm als bis

ich Abschied nahm. Endlich war die ersehnte zweite Nachmittagsstunde herangekommen, in der ich Henrietten wiedersehen sollte, deren Anblick mich in der That überraschte, denn statt der lieblichen Engelsgestalt mit dem überaus feinen Amourettengesichtchen, sah ich eine ziemlich lange, sehr hagere Frau, deren Gesicht zwar noch immer schön war, aber sehr marquirte Züge hatte, welche die erfahrene Ehefrau nur zu sehr verriethen; was thun fünfzehn Jahre nicht! sie war jetzt einige dreißig alt. In ihrer Haltung lag indessen etwas majestätisch Imponirendes und ihre Unterhaltung war nicht nur geistreich und piquant, sondern verrieth auch eine nicht gewöhnliche wissenschaftliche Bildung; ihre Musik hatte sie so ziemlich vernachlässigt, dagegen malte sie nicht schlecht in Oel, aber sie spielte und affectirte dabei etwas stark die sentimentale Mondscheinsprinzessin, etwas das mir in den Tod verhaßt war und mich meilenweit jagen konnte. Ihre Toilette war ausgesucht, nicht ohne Geschmack, aber mit großer Kunst fast zu jugendlich angelegt, und es war mir bald klar, warum sie mich nicht im Morgenanzug hatte empfangen mögen. Indessen war der Empfang bei diesem Wiedersehen ein sehr herzlicher, und sie bat mich, den Rest des Nachmittags mit ihr zubringen zu wollen, da wir uns nach so langer Trennung doch gewiß manches zu sagen hätten, und manche Rückerinnerungen aus den glücklichsten Zeiten der Kindheit wieder ins Gedächtniß rufen könnten. Ihr Mann, sich wegen seinen Geschäften entschuldigend, hatte sich sogleich nachdem er mich eingeführt, wieder entfernt. Ich brachte einen äußerst angenehmen Nachmittag mit der immer noch sehr liebenswürdigen Frau zu, indem wir uns gegenseitig im Umriß mittheilten was wir seit unserer Trennung erlebt und uns widerfahren war. Daß von beiden Seiten die Aufrichtigkeit dieser Mittheilungen nicht vollkommen seyn konnte, ist natürlich, doch erfuhr ich durch andere, was meine Cousine, welche, die Reisen zur Prinzeß Wilhelm nach Berlin, nach Homburg und einige andere abgerechnet, ununterbrochen in Bremen gelebt hatte, für mancherlei Abenteuer gehabt. Ich blieb nicht nur den ganzen Nachmittag, sondern auch zum Abendessen bei K's. Mit innigem Vergnügen hatten wir uns an die Kinderspiele, Parthien und in Homburg genossenen Freuden erinnert, und erst spät in der Nacht trennten wir uns, nachdem ich das Versprechen den andern Tag zum Mittagessen zu kommen, hatte geben müssen. Vetter K. hatte die Güte, mich mit allem

was die alte Hansestadt Merkwürdiges enthielt, selbst bekannt zu machen, wozu er als Sohn eines Bürgermeisters und mit den Senatoren verwandt oder befreundet, allerdings sehr geeignet war. Er bestimmte den nächsten Sonntag dazu, wo er mich schon um 9 Uhr in der Frühe abholte, und zuerst über den Markt, wo der große Roland steht, in den Keller des alten gothischen Rathhauses führte, um daselbst ein wohlstärkendes Frühstück einzunehmen. Durch seine Vermittlung ward mir die hohe Gunst zu Theil, die so berühmten Weine in der Rose und in den 12 Aposteln kosten zu dürfen, die der Stadt Bremen schon an 6000 Millionen Thaler kosten sollen *); die Bremer, als ächte Kaufleute, berechnen nämlich zum Capital des Ankaufes die Zinsen vom Zins mit, wodurch in ein Paar Hundert Jahren freilich eine schöne Summe herauskommt. Dieser kostbare Wein hat folgenden Ursprung. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, man sagt 1620 oder 1624, kaufte die Stadt 6 Stückfässer Johannisberger und eben soviel Hochheimer Dompräsens, die in diesem Keller eingelegt und seither immer mit guten Rheinweinen aufgefüllt wurden. Der in der Rose soll der beste seyn, und wird immer mit Wein aus dem Apostel Judas wieder aufgefüllt, in welchem sich der zweitbeste befindet, und Judas wird dann wieder durch die andern Apostel von geringerm Gehalt ergänzt. Ich habe von fast all diesen Weinen gekostet, aber ihnen durchaus keinen besondern Wohlgeschmack abgewinnen können, ein Glas Eremitage- oder Ungarwein ist mir zehnmal lieber, er schmeckte mir etwas abgestanden; gerne gestehe ich, daß ich um Urtheile über Weine, besonders Rheinweine zu fällen, ganz incompetent bin. Wenn die Bremer einem hohen Herrn eine große Ehre anthun wollen, so schicken sie ihm einige Flaschen aus der Rose. Ein kranker Bürger bekömmt aber auf ein ärztliches Zeugniß auch ein Gläschen gratis, wenn er arm, ist er reich, eine Flasche gegen Erlegung von fünf Reichsthalern mit Bewilligung der Herren Bürgermeister. Diese regierenden Herrn haben außerdem das Recht, sich ein Paar

*) Folgende Berechnung bekam ich deßhalb zu Gesicht. Das Stückfaß von diesem Wein kostete im Ankauf 1500 Thaler, die Zinsen und die Zinsen von den Zinsen bis zum Jahr 1820 betrugen, nebst dem Kapital und den Unterhaltungskosten, 2,500 Millionen Reichsthaler, also kömmt eine Flasche weit über 2 Millionen Thaler zu stehen, und ein Glas über 200,000; nach dieser Berechnung kömmt ein Tropfen auf 320 Thaler! —

Flaschen zuzueignen, ein Recht, um das ich sie eben nicht beneide. K. theilte mir auch im Vertrauen mit, daß die Franzosen während ihrer Anwesenheit in Bremen diese Weine gewaltig angezapft hätten, und so oft aufgefüllt, daß ihr hohes Alter nur noch sehr homöopathisch, also so ziemlich imaginair seyn könne. Aus dem Weinkeller gingen wir frohen Muthes in den Bleikeller, der sich unter dem Dom befindet, und sahen die daselbst nicht faulenden Leichen, unter denen eine Lady Stanhope und ein Paar schwedische Offiziere, auch einige Thierleichen sich befinden. Den Keller nennt man bleiern, weil früher Orgelpfeifen in demselben gegossen wurden. Wir machten noch einige Gänge in der Stadt, über die Weser und zurück, und besuchten dann die sehr geschmackvoll auf den Wällen angelegten Promenaden, welche sie umgeben; sie sind viel großartiger und anmuthiger als die Frankfurter, indem man hier nicht nur das Glacis der Werke, wie zu Frankfurt, sondern auch die Wälle, Courtinen, Bastionen und Festungsgräben, die dort stückweis an Privatleute verkauft und verbaut wurden, dazu verwendet hat. Außer dem Dom hat Bremen keine sehr ansehnlichen Kirchen, in der Ansgarikirche machte mich K. auf Tischbeins schönes Altargemälde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ aufmerksam. Die Häuser mit ihren hohen Giebeldächern und langen Fenstern geben der Stadt zum Theil noch ein sehr alterthümliches und etwas niederländisches Ansehen. Die Umgebungen Bremens, wenn man die Anlagen verlassen hat, sind öde, kahl und traurig. Das in der Nähe des Osterthors stehende Theater war ein unansehnliches Gebäude. Den Namen Bremen wollen die Einwohner von den vielen Brombeersträuchen, die früher hier gestanden hätten, ableiten. Auf den Nachmittag lud mich K. in seinen Garten vor dem Thor ein, in welchem seine Frau jetzt gerade einen hübschen Pavillon bauen ließ. Als ich daselbst ankam, öffnete mir, nachdem ich geklingelt, meine Cousine, in ihrer Begleitung befand sich ein Mann von etwa 40 Jahren, den sie mir als den Kaufmann K...p und einen intimen Hausfreund ihres Gemahls vorstellte. Dieser maß mich mit großen Augen vom Kopf bis zu den Füßen, und schien eben kein großes Behagen an meinem Kommen zu finden, auch war die Unterhaltung recht reichsstädtisch-steif, und folglich hochlangweilig, Henriette schien verlegen, und ich fand mich unbehaglich. Glücklicherweise kam bald der Senator H.... hinzu, was die Unterhaltung weniger gezwungen machte, und als er den Haus-

freund K....p endlich in Geschäftsangelegenheiten mit sich fortnahm, bekam sie eine andere und traulichere Wendung. Henriette wies mir das nach ihren Angaben neuerbaute und noch nicht ganz vollendete Gartenhaus, welches von ihrem guten Geschmack zeigte, aber eine sehr kostbare Liebhaberei war, denn es war für ihre Verhältnisse fast zu prächtig. Wir verweilten eine gute Stunde in demselben, frühere, sehr glückliche Momente durch sehr handgreifliche Erinnerungen wieder ins Gedächtniß rufend, wobei ich aber nicht das selige Entzücken wie früher, sondern bald eine Art Ueberbruß empfand, den jedoch die hierauf folgende geistreichere Unterhaltung wieder verscheuchte. Der Hauptinhalt unsers Gesprächs war die Prinzessin Wilhelm, von der sie mir mich sehr interessirende Dinge erzählte, ebenso vom Prinzen Gustav, dessen Namen sie nicht ohne einen unterdrückten Seufzer aussprach. Wir waren noch recht eifrig im Gespräch begriffen, als sich auf einmal eine rauhe Baßstimme mit den Worten: „Frau K., sind Sie hier, wo zum Henker stecken Sie denn?“ vernehmen ließ. Es war die des Hausfreundes K....p, der zurückgekommen war, die Dame vom Haus aufsuchte, und als er sie tête a tête mit mir fand, ihr einen vielbedeutenden, Zorn verrathenden Blick zuwarf. Ich that als bemerkte ich es nicht, und sagte etwas malitiös: „Mein Herr, wir haben uns einstweilen trefflich unterhalten,“ worauf er ein trockenes: „So,“ von sich gab, und jetzt die vorige Verlegenheit und das gezwungene steife Wesen wieder zurückgekehrt war. Wir gingen höchst einsylbig in den Gängen des Gartens spazieren, bis auch Henriettens Mann dazukam, der durch einige Neuigkeiten die er mitbrachte, der Sache wieder eine andere Wendung gab, und uns bald darauf zu dem, unserer harrenden Vespermahl einlud, wodurch wieder mehr Leben in Henrietten und auch in den Hausfreund kam.

Noch den nämlichen Abend als ich K.'s verließ, begegnete ich auf dem Markt einem Kaufmann Namens Kreibig, der die Reise von Hannover hierher im Postwagen mit mir gemacht, und mich einlud, ein Glas Punsch mit ihm in einer nahen Weinstube zu nehmen, in der sich ein allerliebstes blutjunges Mädchen, das Töchterchen vom Haus, Gesina geheißen, befände. Mit Vergnügen nahm ich das Anerbieten an, und fand daß der Mann nicht zuviel gesagt. Mit einer unendlich freundlichen Grazie kredenzte uns das hübsche Kind den verlangten Punsch, antwortete auf unsere

Fragen mit der liebenswürdigsten Naivität, und wir verplauderten ein Paar Stunden auf das angenehmste daselbst, so daß ich mir vornahm, der mir beim Weggehen gewordenen Einladung, recht bald wiederzukommen, Folge zu leisten. Den andern Morgen um elf Uhr war ich schon wieder daselbst, um ein kleines Frühstück einzunehmen, und wurde von dem allerliebsten Gesindchen recht herzlich empfangen. Bald war ich mit dem schönen Kind so vertraulich, daß, obgleich ich ihr gesagt daß ich ein naher Verwandter von K.... sey, sie mir dennoch alles was die Verhältnisse Henriettens betraf, mittheilte, und meine Vermuthung, daß Hausfreund K.... ihr erklärter Liebhaber sey, vollkommen bestätigte, was übrigens ein stadtkundiges Geheimniß war. Sie erzählte mir nun eine Menge Anekdoten, mit denen man sich in dem ziemlich kleinstädtischen Bremen auf Kosten der Madame K.... unterhielt, unter denen auch die: daß als einst Henriettens Knaben, sie hatte deren zwei, sich mit den Töchtern Minas baden wollten, deren Hofmeister ihnen gesagt: „das schickt sich nicht daß sich Jungen mit Mädchen baden,“ einer derselben erwiedert habe: „Warum denn nicht, die Mutter badet sich ja auch mit Herrn K....“ — In dem Haus Langenaus, wo ich nun täglich meine meisten müßigen Stunden zubrachte, ich arbeitete jeden Morgen an dem Plan des mir von Carnot angegebenen Werkes, ohne jedoch noch ernstlich an die mögliche Herausgabe desselben zu glauben, machte ich noch eine andere weibliche Bekanntschaft, die aber, ohne daß ich es mir zu erklären vermochte, ein unheimliches Gefühl und eine Art Scheu einflößte; die obgleich junge und nicht häßliche Frau hatte doch für mich etwas sehr Unangenehmes, ja fast Abstoßendes in ihren Gesichtszügen, und war außerdem schon deßhalb unausstehlich, weil sie sich immer zwischen Gesina und mich drängte, unser Verhältniß zu erforschen suchte und eine widerliche Freundlichkeit gegen uns beide affectirte. Gesina war ganz einverstanden mit mir hinsichtlich dieser sehr zudringlichen Person, die sie aber fürchtete sich zur Feindin zu machen, und deßhalb ihre viel zu häufigen Besuche duldete. Wie sehr meine Abneigung gegen dieselbe, wenn auch nur instinktartig, gegründet war, bewies sich später auf eine schreckliche Weise, denn dieses weibliche Wesen war keine andere als die berüchtigte Giftmischerin Gottfried, welche, nachdem ihre schrecklichen Greuelthaten, sie hatte damals schon ihre Mutter, ihren Vater, ihre drei Kinder, ihren ersten Gatten, ihren

Bruder und ihren Liebhaber Gottfried, den sie aber noch auf dem Sterbebette zur Trauung mit ihr beredete, nach einander vergiftet, endlich an den Tag gekommen, auf dem Schaffot ihr abscheuliches Leben endete. Ich besuchte jetzt meine Verwandten weit seltener, und suchte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den wüthend eifersüchtigen Hausfreund K.... wild zu machen, was mir auch zum großen Verdruß Henriettens so wohl gelang, daß er einmal den Garten, in dem er mich wieder mit ihr getroffen, höchst aufgebracht verließ und schwur, er würde nie mehr wiederkommen, wenn ich nicht wegbliebe. Meine arme Cousine, welche das Verhältniß mit Herrn K...., wie es schien aus mehrern Gründen, nicht wohl aufgeben konnte und mochte, kam dadurch in eine große Verlegenheit und wußte sich nicht zu rathen. Da ich ihre mißliche Lage sah, so war ich ganz offen mit ihr, und bat sie, sich wegen mir keinen Unannehmlichkeiten mit ihrem Freund mehr auszusetzen, ich wolle durchaus kein Störenfried seyn und habe ohnehin vor, dieser Tage nach Frankfurt abzureisen. Erst war die arme Frau verlegen, dann wußte sie mir es Dank daß ich so handelte, meinte aber, ich brauche deßhalb nicht abzureisen, und sie könnte es wohl veranstalten daß wir uns von Zeit zu Zeit ohne Wissen des Herrn K.... sehen könnten, wofür ich aber dankte. — Trotz der Liebenswürdigkeit der hübschen Gesina, hatte ich dennoch beschlossen Bremen zu verlassen, als ein zufälliges Ereigniß mich noch drei Wochen länger daselbst zurückhielt. Signora Catalani hatte ihre Ankunft den Bremern ankündigen lassen, und sollte in wenigen Tagen dieselben mit ihrem bezaubernden Gesang beglücken. Man kann sich keine Vorstellung machen, welches Aufsehen diese Neuigkeit in der guten Stadt erregte; ich glaube wenn Napoleon von St. Helena entwischt und in Vegesack gelandet wäre, so hätte dies keine größere Sensation unter den Bremern hervorbringen können. In allen Häusern, im Museum, sogar in den Kirchen hörte man nur von der Catalani sprechen. Wem ich erzählte, daß ich die berühmte Sängerin nicht nur schon gehört, sondern persönlich kenne, der gaffte mich wie einen Wundermann mit offenen Augen an. Henriette und ihr Mann, so wie Gräwe und Senator H.... baten mich, sie doch bei ihnen einzuführen. — Wo, wann, was wird sie singen? fragte man sich auf allen Straßen, und der Schauspieldirektor Ringelhard, dessen Haus in der Regel ziemlich leer stand, wurde mit Logenbestellungen bestürmt, bevor

man nur wußte ob sie auch im Theater singen würde. Als es endlich hieß, die in ganz Europa gefeierte Sängerin sey angekommen, war der Gasthof, in dem sie abgestiegen, von einer unermeßlichen Menge Volks belagert, und ganz Bremen auf den Straßen und wie von der Tarantel gestochen. — Sie ist da, hieß es, sie ist da, die berühmteste Frau des Jahrhunderts, die Alles erwärmende Sonne des musikalischen Horizonts, die Gefeierte Europas! Um zu ihr zu gelangen, mußte man sich mit Rippenstößen Bahn bis an die Thüre des Gasthofs brechen, der vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht von Tausenden umringt war. Die gefeierte Prima Donna empfing mich wie einen alten Bekannten, mit großer Herzlichkeit, und sagte mir: „Ich bin sehr froh Sie hier zu treffen, Sie werden sich bequemen, so lange bis mein Mann kömmt, mein Cavalier servente zu seyn, denn ich bin ganz verlassen und habe auch keine Empfehlungen für hier mitgebracht.“ — Die bedürfen Sie nicht, versetzte ich, übrigens wird es mir eine große Ehre seyn, Signora, den dienenden Ritter einer Dame zu machen, welche sich die größten Monarchen zur Ehre rechnen am Arm zu führen. (Während dem Aachner Congreß hatte sie Kaiser Alexander, der König von Preußen und der Kaiser von Oestreich auf den Bällen umhergeführt, von denen sie die kostbarsten Geschenke in Schmuck erhalten hatte.) Ihre Begleitung bestand aus ihrem Reisekapellmeister Burgmüller aus Düsseldorf und dessen Gattin, nebst dem dienenden Personale. Burgmüller, dessen Bauch einen nicht viel geringern Umfang hatte, als der des alten Königs von Württemberg, machte durch seine außerordentliche Eßlust fast eben so viel Aufsehen als die Signora, deren Concerte er dirigirte, durch ihre Kehle. Sein Vorfrühstück in Bremen bestand oft in einem Kapaun, ein Paar Hummern, einer Schüssel geräucherten Lachs, einer Gänsebrust, ein Paar Dutzend Eiern, und ein Paar Flaschen Portwein! was er alles mit einer Gier verschlang, die mich in Erstaunen setzte. Ich schlug der Catalani nun vor, sie bei meinen Verwandten einzuführen, was sie mit Freude annahm, worauf ich ein Paar Zeilen an meine Cousine schrieb und ihr meldete, daß ihr den andern Morgen um elf Uhr die Ehre des Besuchs der Signora Catalani bevorstehe, die ich ihr selbst präsentiren würde. Als wir zu diesem Zweck in den Wagen steigen wollten, war es kaum möglich durch das Gedränge zu kommen, und die polizeiliche Hülfe mußte uns Platz machen. Signora rief

aus: „sollte man nicht glauben, ich sey irgend ein wildes Wunderthier! una bestia curiosissima!“ — Daß des Gesanges Königin einen Besuch bei K. gemacht hatte, erregte Staunen und Neid bei der steifen Bremer Handelswelt, besonders bei den Damen die zum Singverein gehörten, wie eine Madame Sengstock, die selbst recht artig sang, und die italiänische Nachtigall gar zu gern bei sich gesehen hätte, woraus aber nichts wurde. Da meine Cousine ohnehin sehr wenig mit der Bremer Welt umging, sondern mehr in einem sehr kleinen Kreis für sich lebte, auch immer noch schön genug und reich war, so fehlte es ihr an Feinden und besonders Feindinnen nicht, welche alle mögliche Lügen auf ihre Kosten verbreiteten, wozu ihr Verhältniß mit K. freilich Stoff genug gab. Den andern Morgen machte sie schon ihren Gegenbesuch bei der Catalani, und zwar in einem von Kopf bis zu Fuß ziemlich phantastischen Rosa-Anzug, sogar Strümpfe, Schuhe und Handschuhe waren Rosa, manchmal kleidete sie sich auch ebenso in Himmelblau; dies paßte wenigstens nicht mehr ganz zu ihren Jahren, sie war in der Mitte der dreißiger, und hatte, wie gesagt, schon sehr marquirte Züge. Die Catalani konnte sich auch des Lächelns nicht erwehren als sie diese Rosagestalt erblickte, das Oberkleid war Rosa-Crep, das Unterkleid Rosa-Atlas, und ein Rosa-Flor hing als Shawl oder Schleier vom Kopf bis zu den Füßen herab; als 16jähriges Mädchen würde ihr ein solcher Anzug auf einem Ball ganz vortrefflich gelassen haben. Sie lud die Catalani zu einem Frühstück ein, was diese auf mein Zureden annahm, und wieder Veranlassung zu Neid und Mißgunst gab. Bei diesem Frühstück, wo die größten Leckerbissen, die aufzutreiben waren, und sogar Schiraswein servirt wurden, fand sich auch Burgmüller ein und that sich gütlich, doch mußte er schon durch ein solides Vorfrühstück einen guten Grund gelegt, sonst würde er für sich allein alles was aufgetragen, verzehrt haben.

Ich hatte es übernommen, die Arrangements der Concerte, Madame Catalani wollte deren drei geben, zu besorgen, und mich zu dem Direktor Ringelhard verfügt, um das Theater zu diesem Zweck zu miethen. Dieser aber stellte die Bedingung sine qua non, eine Tantième von der Einnahme für die Ueberlassung des Schauspielhauses zu erhalten, zu welcher sich die berühmte Sängerin durchaus nicht verstehen wollte, sondern, als ich ihr sagte daß in ganz Bremen kein anderes, für ihre Concerte passendes Lokal zu

finden sey, äußerst aufgebracht ausrief: „Wohlan, so bestelle man sogleich Postpferde, ich werde in Bremen nicht singen.“ — Nur mit der größten Mühe gelang es mir die Signora zu besänftigen, indem ich ihr sagte: warum wollen Sie die armen Bremer den Eigensinn ihres Theaterdirektors entgelten lassen, diese haben ja nichts verschuldet, es wird sich wohl ein Mittel ausfindig machen lassen, dennoch zum Ziel zu kommen, lassen Sie mich handeln. — Ich ging nochmals zu Ringelhard, fand diesen aber ebenso eigensinnig wie meine Signora, und konnte ihm eines Theils nicht ganz Unrecht geben, denn er sagte: Ich kenne meine Pappenheimer, d. h. meine Bremer, haben diese erst einen oder gar ein Paar Dukaten für die Concerte der Signora Catalani ausgegeben, so kommen sie mir 6 Monate lang nicht wieder ins Theater, ich muß mich entschädigen, sonst kann ich nicht bestehen. — Von hier begab ich mich zu meinem Cousin K.... und theilte ihm und noch einigen andern Kaufleuten die sich gerade bei ihm befanden, die fatale Sache mit, aber keiner wußte zu rathen; Ringelhard, der das Theater auf mehrere Jahre gepachtet hatte, konnte man nicht zwingen es für die Concerte zu überlassen, und die Bemühungen einiger angesehenen Einwohner, ihn nachgiebiger zu machen, waren ebenfalls gescheitert. Endlich sagte ich zu den Bremer Herren: wäre es denn nicht möglich, die Concerte in einer der Kirchen zu geben? — O das wird große Schwierigkeiten haben, meinte mein Cousin K....; mein Cousin G.... aber meinte, diese wären vielleicht doch zu überwinden, wir müssen zum Senator H...., der muß alle Stricke anziehen. Um die Bigotten und Betschwestern zu beschwichtigen, könnte man ja der Sache ein Mäntelchen umhängen, und die Concerte „geistliche“ nennen, und auch religiöse Musik in denselben vortragen. Dieser Plan wurde, wenn auch nicht ohne tüchtige Kämpfe, besonders mit einigen geistlichen Herrn und Behörden, durchgesetzt, so hatte ich auch nicht ohne Mühe die Signora beredet, sich dazu zu verstehen, in einer protestantischen! Kirche zu singen. Man hatte die Erlaubniß erwirkt, ein Concert spirituel in der Domkirche geben zu dürfen, wobei die Armen reichlich bedacht werden sollten, da keine Saalmiethe bezahlt werden durfte. Indessen war das Bremer Publikum sehr über Ringelhards Eigensinn aufgebracht, da man nun fürchtete, keine Opernarien und andere weltliche Gesänge von der Catalani zu hören;

man verschwor sich, keinen Fuß mehr in sein Theater zu setzen. Wegen der Kirche aber waren die Stimmen sehr getheilt und die Frömmler schimpften gewaltig über diese Entheiligung, wie sie es nannten. Man kehrte sich indessen nicht daran, und der große Dom war troß dem Eintrittspreis von einem Dukaten, dennoch zum Ersticken voll. Das Orchester und die Chöre des Singvereins trugen nur geistliche Tonstücke vor, während Madame Catalani ihre Variationen von Rhode und ein Paar ernstere Arien mit Recitativen sang. Der Erfolg war, wie allenthalben, unermeßlich und der Beifall rasend, Ringelhard aber in Verzweiflung, denn jetzt stand ihm sein Theater gänzlich leer, selbst die Abonnenten wollten es nicht mehr besuchen. Seinen Ruin vor Augen sehend, suchte er mich auf, erbot sich, der Signora Catalani das Theater um jeden Preis, ja umsonst zu überlassen, und bat mich, doch die Sache vermitteln zu wollen. Da mich der Impressario in angustie wirklich dauerte, so versprach ich ihm mein Möglichstes zu thun, um die Sache zu arrangiren, was bei dem Eigensinn der Prima Donna, so sehr ich auch auf sie influirte, der Bremer machte mich sogar zu ihrem erklärten Liebhaber, doch nicht so leicht war, und nur durch die Vorstellung, daß das hiesige Publikum ihren himmlischen Gesang in einem andern Genre bewundern möchte, und ich ihr einen Triumph auf der Bühne bereiten wolle, der in keiner Kirche möglich, gelang es mir, sie zu vermögen, Ringelhards Offerten anzunehmen. Ich eilte nun, diesem die gute Nachricht zu überbringen, machte aber zur Bedingung, daß ich der großen Sängerin einen Empfang auf der Bühne ganz nach meinen Anordnungen bereiten dürfe, wozu er sich nicht nur sogleich verstand, sondern mir auch sein ganzes Theaterpersonale zur Verfügung stellte, und die Miethe für das Haus ganz der Großmuth der Dame überließ, worauf ich ihm erwiederte, daß ich dafür sorgen wolle, daß er sich in derselben nicht täusche. Er erhielt die Einnahme eines überfüllten Hauses bei gewöhnlichen Preisen. Ich ließ sie nun bei ihrem Erscheinen durch das als Genien gekleidete weibliche Chorpersonale auf der Bühne empfangen, und die junge Schauspielerin Demoiselle Hauff überreichte ihr auf einem Sammetkissen ein italiänisches Gedicht, das ich zu dieser Feier verfaßt hatte, und welches: „**al alto merito della Signora Angelica Catalani, l'unica,**“ überschrieben war. Es lautete:

T'anima un Nume; la fastosa aréna,
Freme di plausi al tuo leggiadro aspetto;
Giunge per te la melodia terréna
Della celeste ad uguagliar l'effetto.

Hai di Venere il cinto; in su la scena
Sei Tersichore ai moti, Erato al detto.
L'anima bella di virtude hai piena,
Di fuoco avvivator del nostro affetto.

Sciolse Saffo a 'suoi di canto armonioso,
E fama amor ne rumoreggia il vanto;
Ma non vinse Faon, non l'ebbe sposo.

Resister di tua voce al dolce incanto,
Or qual nuovo Faon puo baldanzoso
Se tu prima, tu sola imperi al canto!

Brema, ai 28 di Giunio 1819.

Von diesem Gedicht ließ ich mehrere Tausend Exemplare durch die Ventilatoren auf das Publikum herabwerfen, so wie Blumenbouquete und Kränze ohne Zahl auf die Bühne, während ein dreimaliger Tusch von Pauken und Trompeten und das donnernde Vivatgeschrei das Haus bis in seine Grundvesten erschütterte.

Nachdem sie eine Arie von Lafond gesungen, die mit dem ungestümsten Beifall applaudirt worden, fiel sie mir mit thränenden Augen hinter den Coulissen um den Hals, ohne sich vor dem umstehenden Theaterpersonal zu scheuen, das erstaunt aufschaute. Das Concert hatte nun seinen ungestörten Fortgang, Angelika sang noch die schöne Polonaise Portogallos: la placida Campagna, eine Arie von Pucitta, und die Variationen von Pär über das Thema: la Biondina. Von Entzücken trunken und taumelnd, verließen die Bremer das Haus.

Die gefeierte Prima Donna gab, um ihren Dank für so viel erwiesene Ehre zu bezeigen, auch noch ein geistliches Concert zum Besten der Armen in der Ansgarikirche, und machte außerdem der Demoiselle Hauff, welche ihr das Gedicht überreicht hatte, ein werthvolles Geschenk.

Der Herzog von Oldenburg hatte die berühmte Sängerin während ihres Aufenthaltes in Bremen einladen lassen, an seinem Hof zu singen und ihr dafür 50 Friedrichsd'or geboten. Dem Kammerherrn der ihr diese Offerte gemacht, erwiederte sie äußerst

artig: er möge seinem Herrn sagen, er möchte die 50 Friedrichsd'or den Armen schenken, und könne sie weit billiger singen hören, wenn er sich nach Bremen bemühen wolle. Diesen Rath zu befolgen erachtete der Herr Herzog auch für gut, und fand sich mit seinem ganzen Hofgesinde bei einem Concert der Mad. Catalani ein. Man hat diese Sängerin sehr verkannt, sie besonders als äußerst habsüchtig und geizig verschrieen, sie war keines von beiden, eher freigebig und seelengut, aber aufbrausend, heftig und eigensinnig, wie es eine Italiänerin nur seyn kann, konnte keinen Widerspruch leiden, woher es dann kam, daß sie oft um nichts, um keinen Thaler Werth in Zorn gerieth, Zänkereien hatte und ihren Eigenwillen um jeden Preis durchsetzte, weßhalb sie so verschrieen war, während sie Tausende an Arme verschenkte, und viele arme Familien in verschiedenen Städten Frankreichs fortwährend unterstützte. Daß sie oft Launen hatte, brachte ihr Verhältniß und die übermenschliche Vergötterung mit sich, die ihr allenthalben ward. Ueber die Albernheiten und oft dummerfundenen Anekdoten der Zeitungsschreiber lachte sie jedoch von ganzem Herzen. Wahr ist es, daß einst ein Postillion das Trinkgeld von ihr anzunehmen sich weigerte, und dafür begehrte, sie solle ihm nur ein Liedchen vorsingen. Sie that ihm lachend den Gefallen und gab ihm vierfaches Trinkgeld obendrein.

Während des Aufenthaltes der Catalani ging mir die Zeit in Bremen auf das angenehmste hin, und zur Arbeit blieb mir wenig Muße übrig. Jeden Morgen fand ich mich um 11 Uhr bei ihr ein und verließ sie in der Regel erst nach Mitternacht wieder. Den ganzen Tag über ging es bei ihr ab und zu wie in einem Bienenkorb, nicht nur die Bremer Herrn, sondern auch die angesehensten Damen ließen sich der berühmtesten aller Sängerinnen vorstellen. Sie geizte dann auch nicht mit ihrem Talent, und trug gern eine Cavatine oder ein Duett mit mir vor, wenn man nur entfernt einen solchen Wunsch blicken ließ, auch sang sie mit einigen Dilettantinnen, namentlich der Madame Sengstock. Nach dem Mittagsfrühstück fuhren wir gewöhnlich aus, ein Paarmal machte sie auch eine Partie mit K.... und seiner Frau, die sehr gut ritt und ich ebenfalls zu Pferde begleitete, während die Signora Catalani in einer offenen Calesche mit dem dicken Kapellmeister und dessen Frau, ihrer Gesellschaftsdame, fuhr. So besuchten wir Vegesack und einige andere Orte. Am unterhaltendsten

aber waren die Abende, wo man theils musicirte, theils Commerzspiele machte, die aber so hoch gespielt wurden (Whist zu einem Dukaten der Point), daß sie wahre Hazardspiele genannt werden konnten, während welchen en attendant der dicke Burgmüller das aus kalter Küche bestehende Souper unter der Hand zur Hälfte zu sich nahm, und dann, wenn man sich zu Tische setzte und fand daß es nicht hinreichend sey, sagte: Ja mein Gott, ich habe doch kaum eine Brodrinde und ein Stückchen Wurst gekostet! — Ihr zu Ehren hatten die Bremer Kaufleute auch ein großes Diner à fünf Reichsthaler pr. Couvert in einem nahen Wirthsgarten, dessen Name mir entfallen ist, veranstaltet, sie ließ sich aber an dem Tag wo es statthaben sollte, unwohl melden, und die Bremer Herrn durften ihre Leckerbissen allein, jedoch in Gesellschaft Burgmüllers verschlingen, während wir eine Tour in den schönen Anlagen machten, was die Herrn Kaufleute sehr übel nahmen. Kurz vor ihrer Abreise kam auch ihr Mann, der ehemalige Rittmeister Vallabreque, der Adjutant des Generals Moreau gewesen war, und jetzt einen großen Theil der Schätze seiner Frau durchs Spiel wieder unter die Leute, namentlich die Pariser brachte, in Bremen an. Als sie abreiste, begleitete ich sie noch eine Station zu Pferde; wir hatten uns beiderseitig das Versprechen gegeben, uns bald wieder in Frankfurt zu sehen; ihre Einnahmen in Bremen hatten über 6000 Thaler betragen. Auch ich dachte nun erstlich an meine baldige Abreise von Bremen, wo ich unter andern in der letzten Zeit noch den berühmten Astronomen Olbers und einen Doctor Olbrig, ein wahres Curiosum von einem Original, kennen gelernt hatte, auch einen Arzt, der ein so wüthender Franzosenhasser war, daß er diesem Volk, wie Nero, nur einen Hals wünschte um ihm denselben mit einem Hieb abschneiden zu können, faute de mieux bewies der Mann einstweilen seinen Patriotismus dadurch, daß er eine altdeutsche Kleidung nebst Federbarrett trug, und der einzige war, der in diesem sehr theatralischen Costüme durch die Straßen von Bremen ging. Bevor ich die Stadt verließ, machte ich noch einen Abstecher in das nahe Hamburg, wo mich aber das durch und durch merkantilische Gewühl und Treiben nur ein Paar Tage rasten ließ, und ohne viel mehr als den Jungfernsteig, das Alsterbassin, den Hafen, die Michaeliskirche mit ihrem hohen Thurm, die Börse und das Theater gesehen zu haben, wieder nach Bremen zurückkehrte, mir durch K.... noch das nöthige Reisegeld geben

ließ, und dann nach gebräuchlichem Abschied die Reise nach meiner Vaterstadt antrat.

In Hannover verweilte ich mehrere Tage, um mich auch in der Umgegend umsehen zu können, in diese Zeit fiel gerade das dortige große Schützenfest. Die Stadt liegt an der Leine, hat herrliche Spaziergänge und ein stattliches Ansehen, ich besah das alte Schloß, dessen Schatzkammer einst die Schätze Heinrich des Löwen bewahrte; das Schauspielhaus hat nichts Ausgezeichnetes, auch der herzogliche Pallast, das Rathhaus bieten nichts Außerordentliches. Auf der Esplanade ist das Brustbild des berühmten Philosophen Leibnitz aufgestellt, dessen Philosophie viele Narren schuf, wofür freilich das große Genie nichts kann, das übrigens gleich allen Erdensöhnen in der Hauptsache im Dunkeln blieb. Auch nach dem eine kleine Stunde entfernten berühmten Herrnhausen ritt ich, wohin eine dreifache Pracht-Allee führt, die schönste die ich je zu Gesicht bekommen; dagegen konnte ich der dortigen Wasserkunst und dem Springbrunnen, der einen 120 Fuß hohen Strahl wirft, keinen großen Geschmack abgewinnen; wer die Wasserkünste zu Versailles, St. Cloud und Cassel gesehen, für den können die von Herrnhausen wenig Interesse haben. Auch den hochberühmten Marstall ließ ich mir zeigen, in welchem sich wirklich Prachtexemplare der edlen Pferdezucht befanden, namentlich 8 weißgeborne Schimmel, auch eine alte ganz vergoldete Krönungskutsche, an der aber sehr schöne Miniaturgemälde angebracht waren, wurde mir gezeigt. Das Schloß Montbrillant mit seinem Park, so wie den durch seine seltenen Pflanzen und seine Baumschule berühmten Walmodischen Garten besuchte ich ebenfalls, am meisten aber vergnügte ich mich bei dem Schützenfest, wo ich manch liebliches hannöversches Kind sich lustig herumtummeln sah. Von dem als dummstolz verrufenen Adel nahm ich keine Notiz, kam auch gar nicht mit diesen oft gar hochgeöhrten Herrn in Berührung, außer daß man mir auf ein Paar, Vogelscheuchen ähnliche Carrikaturen dieser gebornen Hirngespinnste lachend mit Fingern deutete.

Von Hannover reiste ich im Eilwagen weiter bis Hildesheim, und hatte diesmal ein allerliebstes Kammerzöfchen einer vierspännig reisenden Herrschaft zur Nachbarin, welche in dem Reisewagen des Herrn Barons und seiner Begleitung keinen Platz mehr fand und daher die Reise in dem Eilwagen mitmachen mußte. — „Sophiechen, hab' Acht auf dich,“ hatte ihr die Frau Baronin

noch beim Einsteigen zugerufen, und so hatte ich den Namen des holden Kindes erfahren. Es war eine holsteinische freiherrliche Familie, welche eine Rheinreise zu machen beabsichtigte, und daher auch nach Frankfurt fuhr. In Hildesheim trafen wir wieder zusammen, und ich besuchte in Gesellschaft des Herrn Baron G...., seiner Frau und seiner 19jährigen Tochter sammt Sophiechen die uralte Domkirche daselbst, in der man die Fremden besonders auf die sich in derselben befindliche Irmensäule, aus einem 17 Fuß hohen grünen Stein bestehend, die Carl der Große 772 umgestürzt, aufmerksam macht. Ich hatte das Vergnügen, den Damen zu erklären, was es für eine Bewandtniß damit habe: nämlich, daß einst statt der Jungfrau ein Götzenbild, eine Art Kriegsgott auf derselben gestanden, der in der Rechten eine Fahne mit einer Rose, in der Linken eine Wage hielt, auf dessen Brust aber ein Bär und in seinem Schild ein Löwe abgebildet war. Die Familie wollte von hier nach Goßlar, von da nach Göttingen u. s. w. und auch den Brocken vulgo Blocksberg besteigen. Die Attractionskraft dieser Damen, oder vielmehr der zierlichen Zofe, war so groß, daß auch ich sogleich von meinem ursprünglichen Reiseplan abwich, um auch nach Goßlar zu gehen. Ich nahm eine offene Postkalesche, in der ich Sophien einen Platz anbot, den anzunehmen ihr aber die Baronin untersagte, und das Mädchen lieber in ihren Wagen sitzen ließ. In Goßlar stieg ich in demselben Gasthof, wie die Herrschaften, dem Schleßlerischen, ab. Wir waren die ganze Nacht durchgefahren und erst gegen Morgen angekommen. Um Mittag hatte ich Gelegenheit das Kammermädchen zu sprechen, die mir mittheilte, daß sich ihre Damen sehr angelegentlich nach meinem Stand und Charakter erkundigt, und als sie ihnen gesagt, daß ich ein Offizier sey, sie diese Mittheilung wohlgefällig aufgenommen hätten. Das Mädchen war die Herzensvertraute des jungen Fräuleins, die sie mir als den Männern gar nicht abgeneigt schilderte. Für diese Nachrichten dankte ich Sophien mit ein Paar Küssen, sie entzog sich jedoch durch eilige Entfernung meinen weitern Gunstbezeigungen, indem sie davonlaufend rief: ach die Herrschaft hat mich gerufen.

Die hochadelige Familie geruhte an der bürgerlichen Table d'Hôte des Gasthofs zu speisen und mir mitzutheilen, daß sie nach derselben die Stadt zu besehen beabsichtige; die Erlaubniß sie begleiten zu dürfen, wurde mir freundlichst gewährt, und die Par-

thie nach dem Harzgebirge und dem Blocksberg für den kommenden Tag festgesetzt.

Das uralte Goßlar liegt am Fuß des Harzgebirges und wird von der Goße, die ihm den Namen gab, durchströmt; es hat hohe Mauern und sehr enge und finstere Straßen. Noch sieht man einige Ueberreste der alten Kaiserburg, in der mehrere Kaiser residirten, auch stand noch der merkwürdige Dom, zu dessen Abbrechung aber schon Vorbereitungen gemacht wurden. Er wurde 1050 eingeweiht, aber schon 12 Jahre später durch einen abscheulichen Scandal entweiht, und zwar in Gegenwart Kaiser Heinrich IV., und noch dazu am heiligen Pfingstfest. Die Leute des Bischofs Heziat von Hildesheim und die des Abtes Wideradus von Fulda lieferten sich eine förmliche und blutige Schlacht in dem Gottestempel, wobei es viele Todte und Verwundete setzte. Die Ursache gab der Rangstreit dieses Pfaffengesindels, von denen jede Parthei behauptete, ihr stehe das Vorrecht zu, auf der rechten Seite des Churfürsten von Mainz Posto zu fassen. Der Abt berief sich auf ältere Rechte und der Bischof behauptete, daß weil Goßlar zu seiner Diöcese gehöre, auch ihm der Ehrenplatz gebühre, und er und seine Leute vor Niemand zu weichen brauchten. Bald waren die Pfaffenknechte handgemein, und der Bischof rief seinen Leuten zu, „tüchtig drein zu schlagen,“ wobei das Blut in Strömen floß. Die Bischöflichen trugen den Sieg davon. Als den andern Tag die Kirche gereinigt werden sollte und der Pfaffe das: Dominum, hunc diem fecisti gloriosum *) anstimmte, da guckte plötzlich der Gottseybeiuns in seiner furchtbarsten Fratzengestalt mit Hörnern, Klauen und Schwanz durch ein Loch oben in die Kirche herab und brüllte: et ego hunc diem feci bellicosum **). Es muß ein lateinischer Teufel gewesen seyn. Viele Jahrhunderte konnte man dieses Loch nicht zumauern, alle daran gesetzten Steine fielen in die Kirche hinab, dies war Satans Werk. Als man aber im 18ten Jahrhundert die Kirche restaurirte, da fand man in diesem Loch ein Skelett mit noch ziemlich wohl erhaltenen Kleidern, nach deren Schnitt zu urtheilen dasselbe schon 700 Jahre zwischen einem Dachsparren und dem bleiernen Kirchendach gesteckt haben mochte. Vermuthlich war es einer der Kämpfer gewesen, der sich hierher geflüchtet hatte und erstickte; auch habe man eine Bibel

*) Den berühmten Tag hast du, o Gott, gemacht.
**) Und ich habe ihn recht kriegerisch gemacht.

in das Loch vermauert. Dies Alles erzählte uns der uns begleitende Kirchendiener mit gravitätischem Ernst.

Die alten Thürme und Thore geben Goßlar ein so antikes Ansehen, daß man sich in die finstern Zeiten des Mittelalters versetzt glaubt. Den durch seine Bergwerke berühmten, ganz nahe an der Stadt liegenden Rammelsberg besuchten wir auch, und erstaunten ob der ungeheuern Gewölbe, welche durch viele hundertjährige Ausgrabungen sich nach und nach gebildet haben.

Den Abend brachte ich mit der Familie traulich beim Thee zu, auch wollten wir die berühmte Gose, so wird das hier gebraute Bier genannt, kosten, aber Niemand fand sie nach seinem Geschmack. Nachdem wir die Parthie auf den Blocksberg für den andern Morgen noch ausführlich besprochen, trennten wir uns, alle ermüdet, ziemlich früh. Ich begab mich aber dennoch nicht zur Ruhe, sondern paßte Sophien ab, als sie zum Letztenmal das Zimmer ihrer Herrschaft verlassen, und empfing sie auf der Stiege. Nicht ohne Mühe und Sträuben beredete ich sie, noch ein Stündchen auf meinem Zimmer verplaudern zu wollen, und wir trennten uns erst in der Geisterstunde. Um 4 Uhr des Morgens weckte mich aber der Hausknecht, wie ihm anbefohlen war, schon wieder, und ich schickte mich zur Besteigung des Blocksberges an. Gegen 6 Uhr waren wir alle reisefertig, ausgenommen die Frau Baronin, welche, Migraine vorgebend, bedauerte, nicht mit auf den Herenberg zu können. Wir fuhren über Neustadt, stiegen aber sehr oft aus, da der Weg schlecht und oft gefährlich war, wobei ich dann der jungen Baronesse meinen Arm zur Stütze bot, was auch freundlich angenommen wurde. Die letzte Strecke legten wir auf Rossen reitend, die der mitgenommene Führer besorgte, zurück. Das Fräulein, an dessen Rechten ich ritt, machte eine stattliche Figur zu Pferd, doch mußte ich ihr manchmal, wo die Stellen zu holprig waren, zu Hülfe kommen und sie in meinem Arm auffangen, wenn sie durch das Stolpern des Pferdes das Uebergewicht zu verlieren schien. Der Baron ritt mit Sophien vor uns her, und ein Bedienter hinten drein. So erreichten wir endlich den berüchtigten Riesen des Harzgebirgs, der alle andern Bergspitzen desselben weit überragt. Der Boden ist sehr steril und öde, große Granitblöcke liegen rings umher, und man glaubt sich wirklich mitten auf einem Herenfeld, auf dem die Großsatanische Majestät sammt dem Heren- und Teufelspack mit Steinblöcken gekriegt und geworfen.

Das im Jahr 1800 hier aus Stein erbaute Brockenhaus bietet Schutz, Bequemlichkeit und stärkende Erfrischungen dem müden Wanderer, in der Mitte desselben ist ein kleiner Thurm, man kann nöthigenfalls hier übernachten, und zwar in bessern Betten als in manchem Gasthaus kleiner Städte. Das Fräulein hatte auch große Lust, ein nächtliches Abenteuer auf dem nicht geheuern Berg zu bestehen, ich hatte nichts dawider, aber der alte Baron legte sein Veto ein, und so wurde nichts daraus. Die Aussicht von dem Brocken ist großartig und verliert sich in die Unendlichkeit, aber die ihn umgebenden Bergspitzen verhindern daß man schöne Landschaften sehen kann. Man überblickt ungeheure Gebirgsmassen und große Länderstrecken, welche ein einziges majestätisches Panorama bilden. Wir hatten das Glück, einen recht heitern Julitag zu unserer Reise gewählt zu haben. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Sage von dem Teufels- und Herenspuk, der hier in der ersten Mainacht statt haben soll, von alten heidnischen Festen, die hier Götzenbildern zu Ehren gefeiert wurden, herrührt, wahrscheinlich brachten unsere guten Voreltern, mit großen Feuerbränden um ihre Götter tanzend und ihnen opfernd, die verrufene Nacht hier zu. Nachdem das Christenthum schon ziemlich verbreitet war, wurde dieses Fest von den Pfaffen als ein Werk des Teufels verschrieen, und so in den schlimmen Ruf gebracht. Noch werden einige der größten Granitblöcke: die Teufelskanzel, der Herentanzplatz rc. genannt.

Wir nahmen vor dem gastfreundlichen Brockenhaus ein frugales aber doch sehr wohlschmeckendes Mahl ein, wobei dem Baron der Wein so mundete, daß er nach der Beendigung desselben durchaus eine Siesta zu machen begehrte, wozu man ihm ein Stübchen mit einem Lager anwies, und mir die Aufgabe, das Fräulein unterdessen zu unterhalten, überließ, was ich denn auch nach besten Kräften zu thun versuchte, indem ich sie, von der Walpurgisnacht erzählend, zwischen dem wilden Gestein umherführte, und während ich ihr den Spuk recht fürchterlich ausmalte, sie, um ihr bei holprigen Stellen über die Steine zu helfen, fest in dem Arm hielt und die schlanke Gestalt innig an mich drückte, wobei sogar unsere Wangen in Berührung kamen, sich rötheten, glühten, und unversehens sich unsere Lippen zu minutenlangen Küssen zusammen fanden. Wir verirrten uns nun immer weiter von dem Gasthaus, ich lud Wallfriede, so hieß das Fräulein, ein, sich niederzu-

setzen, während ich fortfuhr sie mit schauerlichen Herengeschichten zu unterhalten, ruhte ihr Köpfchen an meiner klopfenden Brust, und bald fühlte meine Rechte das hochpochende Schlagen ihres Herzens unter ihrem wallenden elastischen Busen. Beinahe zwei Stunden hatten wir so vertändelt, als uns die sich immer mehr sinkende Sonne und auch Sophiens, nach dem Fräulein rufende Stimme zur Rückkehr und zum Aufbruch mahnte. — Ist Papa wach? fragte sie die sich nun lächelnd zeigende Zofe. — Noch nicht, aber man wird den gnädigen Herrn wohl wecken müssen, sonst wird es zur Heimkehr zu spät. — Wir eilten jetzt, nachdem Fräulein Wallfriede ihre Toilette mit Hülfe des malitiös lächelnden Mädchens ein wenig ajustirt hatte, in das Haus zurück, wo der Papa noch vortrefflich schlief. Die Tochter übernahm es, ihn aus dem erquickenden Schlummer zu wecken; über Kopfschmerzen klagend, richtete er sich, die Augen reibend, auf, und schnell wurden die Anstalten zur Heimkehr gemacht. Als wir Ilsenburg erreichten, fing es schon an sehr dunkel zu werden. Nachdem wir in Neustadt soupirt, fuhren wir die halbe Nacht durch, Papa schlummerte auch in dem Wagen bald ein, das mir gegenüber sitzende Fräulein aber verhinderte ich am Einschlummern, indem ich auch eine Art Herenspiel mit ihr trieb, bei dem sie sich recht wohl zu gefallen schien, während Sophie, die neben mir saß, ihr Köpfchen auf meine rechte Schulter legend, gleichfalls schlummerte, oder doch wenigstens so that. Wir witterten schon Morgenluft als wir in Goßlar ankamen, wo wir trotz der Einsprache der alten Baronesse noch einen Tag verweilten, weil der Baron behauptete, durchaus einen Tag von den Strapatzen der Blocksbergreise ausruhen zu müssen. Dies war uns allen recht, obgleich sich keine Gelegenheit mehr zeigte, mit dem Fräulein allein zu seyn, wogegen mir aber wieder der nächtliche Besuch der Zofe ward.

Von Goßlar fuhren wir über Clausthal nach Nordheim, wo ich für meine Person einen Ruhetag von 24 Stunden machte, weil ich mir vorgenommen, das nahe Dassel zu besuchen, wohin mich Cramers dramatisirter Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel und Eimbeck, mein Lieblingsheld von Kindheit an, unwiderstehlich zog. Ich fand ein ziemlich unbedeutendes Städtchen an der Spülig, das noch Mauern und Thore hatte, aber zu meinem Verdruß konnte ich keine Spur von einer Burg mehr entdecken, und Niemand vermochte mir nur Auskunft über den Platz zu geben, wo sie einst

gestanden. Ich ritt verdrüßlich über Eimbeck, wo ehedem die berühmte Wallfahrt zum heiligen Blut statt fand, nach Nordheim zurück. Von hier fuhr ich nach Göttingen, wo ich meine Reisegesellschaft, die daselbst einen Tag verweilt hatte, wieder traf, und mit Sophien im Eilwagen bis Cassel reiste, wo die Herrschaft mehrere Tage ausruhte und ich dasselbe that, wie es die Umstände eben gestatteten, dem Fräulein und der Kammerjungfer abwechselnd Beweise von meiner Zuneigung gebend, wobei aber die letztere die Vertraute der ersten war, ohne daß Wallfriede ahnte, wie sehr mich auch diese begünstigte und glaubte, die kleinen Geschenke, die ich ihr machte, seyen die Belohnung für die Gefälligkeiten, die sie ihrer jungen Herrin erzeigte. Die freiherrliche Familie fuhr den zweiten Tag nach Wilhelmshöhe, wohin ich sie zu Pferde begleitete, und dann in ihrer Gesellschaft den Park, die Löwenburg, die Danaidengruppe, das chinesische Dörfchen, die Teufelsbrücke rc., im Grunde nur kostbare Spielereien, besah. Da der Baron und ich ein Paar Ducaten springen ließen, so sprangen auch die Wasser. Wir gingen längs der Caskade hinauf bis zum Octogon und zur Riesenbildsäule des Herkules, in dessen Keule ich mit den beiden Mädchen stieg, die Alten blieben unten, auch hier Wallfrieden die untrüglichsten Beweise meines Wohlwollens gebend, während Sophie durch die Oeffnung der Keule nach oben zu die mächtige Mannbarkeit des Colosses bewunderte, und dann lachend auch ihr erröthendes Fräulein darauf aufmerksam machte. Dies ist der höchste Punkt des Habichtswaldes, auf dem das dreistöckige Felsenschloß steht, das an und für sich schon ein kolossales Gebäude ist, und von seiner achteckigen Form das Octogon genannt wird, aber in Cassel das Riesenschloß heißt. Auf dessen Plattform steht noch eine an 100 Fuß hohe Pyramide und auf derselben der 30 Fuß hohe Herkules mit seiner ungeheuern Keule, in welcher acht Personen Platz haben. Durch die erwähnte, mit einer Klappe geschlossene Oeffnung hat man eine herrliche Aussicht. Noch immer rauschten und sprudelten die Wasser als wir hinabstiegen, der dicke Wasserstrahl erreicht hier eine Höhe von beinahe 200 Fuß. In einer Grotte durchnäßte uns unser malitiöser Führer, indem er durch den Druck einer in der Wand angebrachten Maschinerie einen feinen Staubregen auf uns ergoß, der uns schnell die Grotte verlassen machte. In der Löwenburg verweilten wir längere Zeit, die Gemächer, Kapellen, Säle, Rüstkammer rc. besehend und den Burg-

garten durchwandernd. Das mehrere hundert Jahr alte Himmelbett, ich entsinne mich nicht mehr, welcher Landgräfin, sprach meine Damen am meisten als ein Curiosum an. Das schöne Schloß zu Wilhelmshöhe konnten wir nicht betreten, da Se. Königl. Hoheit, der Zopfheld Churfürst Wilhelm **III.**, eigentlich mit dem Klumpgewächs, gerade dasselbe bewohnte. Als wir um das prächtige Bowlingreen an demselben herumgingen, hatten wir das Glück, die widerliche Mißgeburt hinter einem Fenster neben der famösen Gräfin Schlotheim stehen zu sehen, worauf uns unser Ciceroni aufmerksam gemacht. Ein Paar Tage zuvor hatte ein Engländer sich erlaubt, dem Churfürsten zum Trotz mitten über diesen prächtigen Rasen zu reiten, und zwar im Galopp; der freche Insulaner hatte sich geäußert, er wolle dem fürstlichen Seelenverkäufer, der seine Unterthanen für schnödes Geld an seine Regierung verkauft und von diesem Blutgeld solche Gelüste befriedigt habe, einen kleinen Aerger verursachen. Jedermann erwartete eine exemplarische Strafe des kühnen Britten, der alte Churfürst war aber so klug, als man bei ihm anfragte, was da zu thun sey, es bei einer polizeilichen Strafe von einem Thaler bewenden zu lassen. Er fürchtete die Engländer und wußte, wie sehr sie durch ihre Regierung allenthalben in Schutz genommen werden. Hätte sich aber ein Deutscher so etwas einfallen lassen, wie möchte es diesem wohl ergangen seyn? — Der Britte bezahlte zwar die Strafe, ließ es aber dabei noch nicht bewenden, sondern spazierte erst mit einem fast schenkeldicken Zopf, der bis an die Kniekehle hinabreichte, und dann sogar mit vier, fünf, bis beinahe zur Erde herabhängenden Zöpfen vor dem Schloß auf und nieder. Seine Hoheit waren aber so klug, auch hiervon keine weitere Notiz zu nehmen.

Die Zopfwuth dieses Fürsten war eine krankhafte Manie. Gleich bei seiner Zurückkunft aus England, wohin er sich vor den Franzosen geflüchtet, mußten alle seine Soldaten und Offiziere sich falsche Zöpfe anbinden, da ihre Haare längst abgeschnitten waren, gepuderte Locken tragen u. s. w. Einige banden die Zöpfe an ihre Haare, andere welche dieselben nicht lang genug hatten, befestigten sie an die Hüte. Als einst der Churfürst aus dem Schloß kam und die Wache schnell ins Gewehr treten mußte, sah er, daß der Offizier derselben zwei Zöpfe hatte. — Was der Teufel soll das heißen! kreischte Seine Hoheit, will man mich zum Besten haben? — Der Offizier konnte sich nicht erklären, was der Chur-

fürst damit sagen wolle. — Warum hat man zwei Zöpfe? donnerte die alte Hoheit. — Der Offizier griff mit der linken Hand an seinen Schopf und fühlte mit Entsetzen daß da zwei Zöpfe herabhingen. Die Sache klärte sich dadurch auf, daß er den Hut eines Kameraden, der ihn gerade besuchte und der seinen Zopf an demselben angebracht, während er den seinigen an seinen Haaren befestigt hatte, in der Eile genommen. Nichts destoweniger erhielt er Arrest und es kam ein Befehl heraus, daß Niemand die Zöpfe mehr an den Hüten befestigen dürfe, sondern alle an die Haare gebunden seyn müßten, bis diese groß genug seyen, um selbst ein so hochwichtiges Ding für die Kriegskunst formiren zu können. Diese Zopfwuth des Churfürsten wurde in ganz Europa bespöttelt, das half aber nichts, sondern machte Seine Hoheit nur um so obstinater, und er setzte sogar eine Prämie auf eine den Haarwuchs schnell befördernde Salbe oder Pommade, um noch das Vergnügen zu haben, zu erleben, seine Soldaten keine falschen Zöpfe mehr, sondern ächte tragen zu sehen. Dies Vergnügen sollte ihm indessen nicht mehr zu Theil werden. Einige Offiziere jedoch, die das Glück hatten daß ihre Haare schneller, als wie es gewöhnlich ist, wuchsen, und dem Fürsten daher mit ächten Zöpfen aufwarten konnten, was sie wohlweislich anzubringen wußten, hatten sich dessen außerordentlicher Gnade, einer Zopfgratifikation und des Versprechens eines schnellen Avancements zu erfreuen.

Ich schlenderte mit meiner Reisegesellschaft auch in den Straßen Cassels umher, wir fanden die französische Neustadt und besonders den Friedrichsplatz mit der Statüe des Landgrafen Friedrich **II.** und den Königsplätz schön und räumlich, die Altstadt dagegen abscheulich, und brachten einen Nachmittag in der zwischen der großen und kleinen Fulda liegenden Aue zu. Die letzte Nacht hatte Wallfriede die seltsame Idee, bei ihrem Kammermädchen zu schlafen, es schien mir als sey sie auf diesen Einfall gekommen, weil sie Sophien nicht recht traute. Man wußte uns in Cassel noch viel von der tollen Regierung und Hofhaltung des Exkönigs von Westphalen, des Jammermännchens Hieronymus zu erzählen, das die armen Unterthanen bis aufs Blut aussaugte und mit Abgaben erdrückte, und dann die so erpreßten Gelder mit feilen und nichtswürdigen Weibern in Weinbädern durchbrachte, auch ungeheure Summen nach Frankreich als Kriegskontributionen, an dotirte Günstlinge rc. schickte, wozu besonders der berüchtigte Fi-

nanzkünstler Malchus, früher Bäckergeselle, der später in Württemberg mit einem Rechnungsfehler von einer Million Gulden debütirte, das seinige beitrug. Hessen-Cassel hatte das Unglück, fast immer in schlimmen Händen zu seyn. Den dritten Tag fuhren wir nach Marburg ab, wo wir die Elisabethenkirche besuchten, und dann die Reise über Gießen und Friedberg nach Frankfurt fortsetzten, wo wir spät in der Nacht ankamen und auf meine Veranlassung sämmtlich im englischen Hof abstiegen, da auch ich die Meinigen so spät nicht mehr beunruhigen mochte.

XII.

Frankfurter Zustände. — Schwierigkeiten bei einer Verheirathung. — Ich soll mich um eine Anstellung in Frankfurt bewerben, gebe es aber schnell wieder auf. — Senatorenstreiche. — Ich beabsichtige eine Zeitschrift herauszugeben. — Die Gräfin Sürvillier und ihre Töchter. — Napoleons beabsichtigte Befreiung. — Hausen. — Frau von Busch. — Homburg. — Ich schwinge etwas derb die Geißel der Satyre in meiner Zeitschrift; diverse Histörchen und Widerwärtigkeiten. — Signora Catalani in Frankfurt. — Napoleons Tod. — Fürst Y.... s trauriges Ende. — Müller-Broli. — Der Jude Dobrusky. — Ein Besuch von sieben Schauspielern. — Ich verwende mich für die griechische Befreiungssache. — Die Sängerin Canzi. — Verbot meiner Zeitschrift. — Eine lustig-romantische Rheinreise. — Die Schlangenmädchen. — Pittschaft-Diogenes. — Therese Peche. — Ich bilde sie für das Theater.

Den andern Morgen eilte ich um acht Uhr in das elterliche Haus, wo ich schon seit mehrern Tagen erwartet und wieder recht freudig aufgenommen wurde. Eine nicht unbedeutende Erbschaft hatte die Vermögensverhältnisse meiner Eltern, die nicht mehr die glänzendsten gewesen, wieder gehoben, und man hieß mich herzlich willkommen. — Ich machte abermals meine Rundbesuche bei der werthen Verwandtschaft, bei der ich jetzt zum Theil süße, zum Theil saure Gesichter zu sehen bekam, indem mehrere der guten Vettern

und Basen sich eine große Sorge um mein künftiges Fortkommen und was wohl noch aus mir werden solle, machten, während dies mein geringster Kummer, ob ich gleich darüber noch mit mir selbst nicht im Reinen war. In den ersten Tagen nach meiner Ankunft machte ich noch den Führer der freiherrlichen Familie und zeigte ihr die Sehenswürdigkeiten meiner Vaterstadt, wobei ich auch nicht unterließ mit Wallfrieden und Sophien den alten verschwiegenen Pfarrthurm zu besteigen, um ihnen die herrliche Aussicht, die man von diesem genießt, und die Umgebung Frankfurts zu zeigen. Einige Tage nach ihrer Abreise unternahm auch ich eine Reise, und zwar nach Paris, denn es zogen mich die Erinnerungen meines ersten Dienstes wieder nach Frankreich, wo ich nach Umständen und wenn es anginge, eine Anstellung nehmen wollte. Hier fand ich aber Alles ganz verändert und sehr verschieden von den frühern Verhältnissen. Die mit Ludwig **XVIII.** zurückgekehrten Emigranten saßen am Ruder und regierten so, daß jedem Unbefangenen einleuchten mußte, dies könne nicht von Dauer seyn, und ich bekam gar keine Lust, nur den mindesten Versuch zu machen, um eine Anstellung zu erhalten, blieb deßhalb kaum acht Tage in Paris, während denen ich mich fast ausschließlich damit beschäftigte, mir die Werke, Broschüren und sonstige Hülfsquellen anzuschaffen, die mir Carnot zu der Herausgabe meines historischen Werkes über die französische Revolution als nothwendig empfohlen hatte, und es gelang mir, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten und Mühe, die meisten aufzutreiben, auch kaufte ich noch viele nicht bezeichnete Bücher, die mir bei dieser Gelegenheit in die Hände fielen, und ich zu meinem Zweck dienlich glaubte. Ich kehrte nun mit einer großen Kiste Bücher beladen nach Frankfurt zurück und machte mich ernstlich ans Werk, obgleich die wenigen Personen von meinen Verwandten, denen ich das Vorhaben mittheilte, und unter ihnen auch mein Oheim Weller und Franz Fahrtrapp, ein Nachkomme des alten Franz, den wir am Anfang dieser Memoiren kennen gelernt, welche eine Kunst- und Buchhandlung, große Druckereien rc. hatten, sehr ernstlich von einem so schwierigen Unternehmen abriethen, wozu ich schwerlich einen Verleger finden würde, da schon Hunderte von Büchern über diesen Gegenstand auch in deutscher Sprache, zum Theil von sehr tiefgelehrten Leuten erschienen seyen, und keines ein großes Glück gemacht habe. Der Hauptgrund ihres Abrathens aber mochte wohl der seyn, daß sie mir

als einen der nicht auf Universitäten gewesen, also nicht systematisch studirt und die Perückenweisheit gelehrter Pedanten am Catheder in Collegia geschöpft habe, die Fähigkeit ein Buch zu schreiben nicht zutrauten. Gar viele Deutsche, und besonders grundlos tiefe Gelehrte und solche Buchhändler, von denen schon Voltaire sagt: „sie glauben Verstand zu haben, weil sie den anderer Leute in ihren Buden verkaufen,“ sind in diesem Köhlerglauben befangen, bei erstern ist es jedoch meistens nur schlecht versteckter Brodneid.

Ein erfreuliches Ereigniß hielt mich indessen für den Augenblick ab, mich dieser historischen Arbeit, die anfing mir Vergnügen zu machen, anhaltend zu widmen. — Meine Schwester wurde Braut mit einem angesehenen Beamten eines Nachbarstaates, und mir ward jetzt der Auftrag, alle die bei solchen Umständen in Frankfurt stattfindenden Schwierigkeiten, die mit viel Laufereien, allerlei Eingaben und Schreibereien, zum Theil unangenehmen Gängen und Mahnungen verknüpft sind, wobei man mehrere Monate hingehalten wird und es hauptsächlich auf Prellereien und Gelderpressungen abgesehen ist, zu beseitigen. Ich konnte mit den Herren vom Amte gar nicht fertig werden, da immer wieder neue Anfragen gemacht, allerlei Papiere und Atteſtate herbeigeschafft werden sollten und auf dem jüngern Bürgermeisteramt, dem die Heirathsangelegenheiten obliegen, dennoch nichts gefördert wurde. — „Ja, haben Sie sich denn schon mit dem Actuar Bingel verständigt?“ fragte mich einer der hochweißen Senatoren. — Wie so, erwiederte ich, was habe ich denn mit diesem abzumachen? — „Mein Gott, das wissen Sie nicht? — das ist ja der rechte Arm auf dem Bürgermeisteramt, der eigentliche Bürgermeister, denn der wird nicht gewechselt, werfen Sie diesem ein Paar Ducaten in die Rippen, dann wird Ihre Sache weit schneller gehen; wenn man gut fahren will, so muß man auch gut schmieren,“ und dies war einer der Senatoren, ein Zweiundvierzigsttheil der Frankfurter Souveränität, der mir diesen freundschaftlichen Rath ertheilte! — Dieser Bingel wurde außerdem wegen seiner klassischen Grobheit, durch welche die große Mehrzahl der Frankfurter Beamten sich auszeichnet, in dem Wahn, dadurch am besten ihre amtliche Würde zu wahren, schlechtweg auch der Actuar Bengel genannt. Auf ein Paar Ducaten kam es hier natürlich nicht an, und ich warf ihm sechs Brabänter in die Rippen; als ich aber hörte, daß die Sache dennoch über sechs Wochen dauern könne, und dieß meinem zukünftigen Schwager

mittheilte, der ohnehin von dem Frankfurter Bürgerrecht, das jene Herren so hoch anschlagen, als könne es schon allein glücklich machen, und das man mit der Verheirathung einer Frankfurter Bürgerstochter in Anspruch nehmen kann, gar nichts wissen wollte, so beschlossen wir den hochweißen Herrn ein Schnippchen zu schlagen. Der Bräutigam ließ sich von seinem Souverän die Erlaubniß zur Trauung geben, und sodann in Offenbach vom Oberpfarrer Waldeck, demselben bei dem ich confirmirt worden war, trauen, und führte dann seine junge Frau vergnügt heim. — Unterdessen kamen noch fortwährend Schriften und Anordnungen vom Bürgermeisteramt, die da besagten, jetzt müsse noch Dieses und Jenes herbeigeschafft werden u. s. w., bis ich mir die Mühe gab noch einmal selbst auf den Römer zu gehen, und die Herren zu bitten, sie möchten sich doch keine vergebliche Mühe und Arbeit mehr machen, meine Schwester sey bereits schon seit länger als einer Woche verheirathet und mit ihrem Mann auf und davon. — Ich glaube, wenn ich den Leuten den Untergang der Stadt Frankfurt prophezeiht hätte, so hätten sie keine längern, verdutztern und einfältigern Gesichter machen können, sie stierten mich mit großen Kalbsaugen und sperrweit geöffneten Mäulern an, besonders aber schienen der Herr Bürgermeister ganz verblüfft, und als sie endlich etwas von ihrer Perplexität zurückgekommen waren, geruhten sie zu stottern: Wa—wa—was haben Sie gesagt? —

— Daß meine Schwester schon über acht Tage verheirathet ist, und mit ihrem Gatten die Stadt und deren Gebiet verlassen hat.

— Wie—wie—wie ist das möglich?

— Der Herr Pfarrer hat sie getraut.

— Wer hat sich das unterstanden?

— Der Herr Oberpfarrer in Offenbach, mit Ihrer gütigen Erlaubniß.

— Das muß sogleich an die Großherzogliche Regierung berichtet werden, diese Trauung darf nichts gelten.

— Geben sich der Herr Bürgermeister keine vergebliche Mühe, die Trauung ist mit der eigenhändigen schriftlichen Einwilligung seiner königlichen Hoheit geschehen, folglich vollkommen gültig.

— Wir sind eben so souverän als der Großherzog, und der darf nicht in unsere Rechte greifen.

— Das machen Sie gefälligst mit ihm ab.

— Auf jeden Fall verliert Ihr Schwager das Frankfurter Bürgerrecht.

— Darauf hat er schon im Voraus verzichtet.

— Der Unglückliche, er weiß nicht was er verliert!

— Wohl möglich.

Die Herren sahen sich gegenseitig wieder eben so perplex an, denn wie man das Frankfurter Bürgerrecht so aufgeben konnte, ging über ihr Fassungsvermögen. „Nein, so etwas ist mir noch nicht vorgekommen, da steht einem der Verstand still,“ ließ sich einer und der andere vernehmen, und ich fand für gut, lächelnd mich gehorsamst zu empfehlen, damit der Verstand wieder in Gang kommen möge. Aber . . .

Meine Eltern wünschten sehr daß ich mich doch in Frankfurt fixiren möge, und meinten, es würde mir wohl nicht schwer fallen eine passende Anstellung in dieser Republik zu erhalten, ja wenn mir das Glück wohlwolle, meinte ein Herr Vetter, könne ich wohl auch noch einmal Senator und Bürgermeister werden, da wir gute Connexionen in der Stadt hätten, mit denen man in Frankfurt, wie männiglich bekannt, alles durchsetze.

— So hoch versteigen sich meine Wünsche nicht, Herr Vetter, ich bin viel bescheidener.

Der Mann meinte nun, wenn ich bei dem Frankfurter Militär ankäme, dann könne man auch noch einmal Stadtkommandant werden.

— Und nichts zu kommandiren haben, erwiederte ich. — Lassen Sie mich überlegen was sich am besten für mich schickt, möglichste Unabhängigkeit halte ich für die höchste Würde, die man auf Erden erlangen kann. Ich habe so viel irdische Größe sich in Nichts auflösen sehen, daß mich selbst ein Thron nicht mehr reizen könnte. — Indessen drangen meine Eltern in mich, doch irgend einen Entschluß zu fassen, und besonders meine Mutter wünschte, daß ich nach so vielen Jahren mich endlich in meiner Vaterstadt fixiren möchte, mich zugleich versichernd, es würde mir gewiß an einer für mich passenden Anstellung nicht fehlen, wenn ich mich nur im Geringsten darum bemühen wolle. Ein mit unserer Familie befreundeter Schöffe, der schon zweimal einjähriger wohlregierender Bürgermeister gewesen, habe ihr im Vertrauen mitgetheilt, daß man eine Polizeidirektorstelle zu creiren beabsichtige, und dem zu ernennenden Direktor zu gleicher Zeit der Auftrag würde, in den

Angelegenheiten der Stadt mit dem Bundestag zu verkehren, wozu sich keiner der dermaligen Senatoren wohl eigne, es müsse ein Mann seyn, der mehrere Sprachen, besonders auch das Französische geläufig spreche, mancherlei Kenntnisse und namentlich viel Welterfahrung habe ꝛc. und damit geendigt, daß er glaube, eine solche Stelle sey ganz für mich gemacht, ich möge mich nur einstweilen bei den Senatsmitgliedern präsentiren und empfehlen. Ob mir gleich ein solches Amt, das mich wieder von hunderterlei Dingen und Leuten abhängig machen mußte, durchaus nicht convenirte, so bequemte ich mich dennoch, meinen Eltern zu liebe, die es überaus wünschten und meinten, es würde ihnen ein wahrer Trost im Alter seyn, mich durch eine solche Anstellung gesichert bei sich zu sehen, sogenannte Empfehlungsbesuche bei mehrern der hochweisen Herren und auch den beiden einjährig Wohlregierenden zu machen. Aber wie mir zu Muthe ward als ich von einem jeden derselben die besondern Ansichten und Meinungen anhören mußte, die er über ein solches Amt und überhaupt über Regierungsangelegenheiten und Verwaltungssachen bei mir auskramen zu müssen glaubte, das kann ich Niemand sagen. Ich wußte zwar längst, wie wenig Kenntnisse, Fähigkeit, Welterfahrung dazu gehörten, um in Frankfurt Senator zu werden, und hatte auch eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntniß von der tollen Wirthschaft, welche die Frankfurter Behörden in allen Zweigen führten, aber eine so krasse Unwissenheit, eine so totale Unbekanntschaft selbst mit den allergewöhnlichsten und untergeordnetsten Dingen einer auch nur mittelmäßigen Administration, wie ich sie bei den meisten dieser Herren fand und zu denen sich bei manchen noch die ungeheuerste Stupidität und furchtbarste Beschränktheit mit den klotzköpfigsten Vorurtheilen gesellte, war mir noch nicht vorgekommen. Auch verstummten die meisten sobald ich das Gespräch auf wissenschaftliche Dinge zu leiten suchte, oder von den Schwierigkeiten einer gut administrirten Polizei, von Administration und überhaupt Staatsangelegenheiten sprechen wollte. Die Fragen, die man an mich richtete, bezweckten durchaus nicht zu erforschen, ob ich wohl auch die nöthigen Fähigkeiten, Talente, Kenntnisse, die ein solches Amt erfordert, besäße, von dem allen war gar keine Sprache, wie denn überhaupt bei der Besetzung irgend einer Stelle die Capacität zu derselben in Frankfurt niemals in Anschlag gebracht oder auch nur darnach gefragt wird, sondern Protektion und Connexionen allein erwogen werden, man erkun-

digte sich, ob ich auch schon diesem oder jenem meine Aufwartung gemacht habe, ob ich mich auch recht erkenntlich zeigen würde, wenn man mir die Stelle gebe; einige Senatoren, an die ich besonders empfohlen war, gaben mir den guten Rath, mich bei dieser und jener Dame hauptsächlich beliebt zu machen, ja recht höflich gegen die Senatorsfrauen und Töchter und alle Anverwandte bis ins zehnte Glied zu seyn, denn schon gar mancher habe eine gute Stelle erhalten, weil die Frau Schöffin so und so zu ihrem Mann gesagt: „dem mußt du derzu helfe, dann es is doch gar ä höflicher Mensch, er grüßt mich allemal wann er mich sieht, schon fünfzig Schritt weit, und nimmt den Hut tief herunner.“ Auch einige Köchinnen, welche großen Einfluß auf gewisse Senatoren hätten, da sie vortrefflich kochten, wurde mir gerathen, mit kleinen Geschenken zu bedenken. Eine Freundin meiner Mutter brachte dieser sogar eine Liste, auf welcher an zweihundert Personen figurirten, fast alle Verwandte, Vetter, Basen, Schwäger, Schwiegermütter, Tanten ꝛc. von Senatoren, denen ich ja nicht vergessen dürfe sämmtlich meine Aufwartung zu machen, denn man habe schon öfters das Beispiel gehabt, daß eine einzige Hintansetzung einer solchen wichtigen Person das Nichterhalten der Stelle des Aspiranten zur Folge gehabt, wie noch neulich mit dem Herrn S...., der es vergessen der Großtante des Senators B.... seine Aufwartung zu machen, und deßhalb bei aller Tüchtigkeit das Amt, als ein Mensch der nicht zu leben wisse, nicht erhalten habe. — Dies war mir denn doch ein wenig zu toll, und ich glaube daß ich unter solchen Umständen selbst die Bewerbung um ein Fürstenthum aufgegeben haben würde, wieviel weniger die um eine Frankfurter noch erst zu creirende Polizeidirektorstelle. In allen Staaten spielt bei der Aemterbesetzung Protektion immer eine wichtige Rolle, aber in den meisten, wenigstens den monarchischen, wird heut zu Tage doch vor Allem und zuerst nach den Fähigkeiten der sich meldenden Individuen gefragt; das ist aber in Frankfurt niemals der Fall, sie machen dort den Blinden zum Richter über die Farben, und den Lahmen zum Laufer, wenn er nur die gehörige Protektion, besonders die der Senatorsschürzen hat. Daher kömmt es denn auch, daß alle Stellen daselbst in der Regel ganz so besetzt sind wie Schiller den Fiesko sprechen läßt, nämlich daß Wölfe die Finanzen, Füchse die Cassen besorgen, Tauben oder Schaafe im Kriminalgericht sitzen, Böcke die Heirathsprocesse schlichten, Hasen Soldaten, Tiger Frie-

denrichter, Esel Gesandte oder Polizeibeamte, Ochsen die Justiz handhaben und Maulwürfe die Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter sind, während Löwen, das edle Roß, die Elephanten bei der Bagage bleiben müssen, oder wie Klinger, Göthe, Börne u. s. w., auswandern. — Der geniale talentvolle Klinger konnte es, weil er von armen und niedern Eltern geboren war, zu seinem großen Glück nicht einmal zu einem Thorschreiberämtchen in Frankfurt bringen, ward dagegen Generallieutenant und eine der angesehensten und tüchtigsten Personen des russischen Reiches; Göthe, der den Frankfurter Unrath zu gut kannte, schickte den Herren sogar das Bürgerrecht heim, und Börne, der noch unter dem Fürsten Prima eine Stelle bei der Polizei erhalten, gab diese auf, da es ihm unmöglich war, in der Umgebung einer solchen Cloake zu athmen, und verließ endlich eine Stadt, wo ihn schon die Luft anekeln mußte. — — Nein, lieber Vater, und wenn man mir Millionen anböte, so würde ich eine solche Stelle nicht annehmen, nachdem ich die hiesigen Verhältnisse näher kennen gelernt und ziemlich durchschaut habe, sagte ich zu meinen Eltern, als wieder die Rede darauf kam, auch würde ich sie keine drei Wochen behalten, denn wer in dem faulen und stinkenden Sumpfpfuhl der Frankfurter Behördenwelt leben kann, der muß eine Lunge und ein Gewissen haben, weiter und durchlöcherter als das Danaidenfaß, denn hier heißt es mit Recht:

Der Dummkopf ward ein Mann im Staate,
Denn sein Herr Vetter sitzt im Rathe.

Ich werde aber dennoch in Frankfurt bleiben und mir eine unabhängige Existenz zu gründen suchen. — Darauf gingen nun meine Gedanken und meine Bemühungen vorerst aus, während ich unter der Hand täglich an meinem historischen Werk arbeitete und viel las. — Aber was beginnen? Darüber konnte ich eine Zeitlang nicht ins Reine kommen. — Eines Tages fielen mir unter meinen Papieren einige Nummern des Beobachters an der Spree in die Hand, die ich von Berlin mitgenommen, weil meine Aufsätze in denselben standen, und plötzlich sagte ich zu mir selbst: wie wäre es, wenn ich hier ein ähnliches Volksblatt herausgebe, an Stoff dazu fehlt es wahrlich nicht, ich habe durch das Projekt einer Anstellung den hiesigen Augiasstall zur Genüge kennen gelernt, und es wäre wohl noch ein Verdienst, zu versuchen, etwas zu sei-

ner Reinigung beizutragen, ob man gleich keine Mohren weiß wäscht. Diese Idee bildete sich immer mehr in meinem Kopf aus, und ich hatte damals wirklich noch den einfältigen Glauben, wenn ich auf die gräßlichen Uebelstände der Verwaltung und Regierung Frankfurts aufmerksam machte und den Leuten über gewisse Dinge die Augen öffnete, dies wohl etwas bessern könnte.

Die Justiz liegt leider noch in fast allen Staaten Europas, und namentlich in Deutschland, schrecklich im Argen; aber so wie in meiner Vaterstadt Frankfurt habe ich sie selbst in dem Kirchenstaat und dem verrufenen Neapel nicht gefunden. Hier kann man mit vollem Recht mit dem mißmuthigen Dichter sagen:

„Wo die kriechende Chikane
Einen armen Bürger drückt,
Aber unter Plutos Fahne
Einem Reichen alles glückt;
Wo ein schwelgerisches Mahl
Einem Richter aufgetischt,
Seiner Göttin harten Stahl
In ein weiches Wachs verwandelt!"

Daß ich in ein furchtbares Wespennest stechen würde, wenn ich es wagte all diesen stinkenden Koth von Niederträchtigkeiten, Infamien und Dummheiten aufzuwühlen und mit der Geißel der Satyre durchzupeitschen, war mir zwar klar, doch dachte ich auf der andern Seite: was kann dir am Ende daran liegen, wenn du auch dies ganze Geschmeiß der Schlechtigkeit über den Hals kriegst, du hast keine Rücksichten zu nehmen, da hat Luther noch ganz andern Gefahren getrotzt. Aber noch ein anderer Umstand machte mich zweifelhaft: Börne, der geistreichste, witzigste Kopf der in ganz Deutschland lebte, gab damals die Zeitschwingen heraus, und schwang in denselben eine Geißel, die kein Anderer so zu handhaben vermochte; dieser, fürchtete ich, würde meinem Vorhaben im Wege stehen, ich machte ihm deßhalb einen Besuch, theilte ihm mein Projekt mit, zu dem er mich nicht nur ermunterte, sondern mir versprach, was zu dessen Förderung an ihm liege, würde er gerne thun, darauf könne ich mich verlassen; auch theilte er mir manche Dinge mit, die er als früher bei der Polizei angestellt in Erfahrung gebracht, und die zu benutzen er mir freistellte. Daß ich unter den erbärmlichen Frankfurter Censurver-

hältnissen *) kein solches Blatt herausgeben konnte, war mir auch klar, ohne daß mich Börne darauf aufmerksam gemacht hätte, und ich kam deßhalb bei der großherzoglich hessischen Regierung um die Erlaubniß ein, eine Zeitschrift in Offenbach herausgeben zu dürfen, die mir auch bald gewährt wurde. Mehrere Umstände veranlaßten mich indessen, von der erhaltenen Bewilligung nicht sogleich Gebrauch zu machen und die Herausgabe der Zeitschrift vorerst noch zu verschieben. Mit mehrern Frankfurter Buchhändlern, namentlich mit Könitzer (dem Inhaber der Jäger'schen Buchhandlung) und mit Brönner hatte ich auch von der Herausgabe meines historischen Werkes gesprochen, Könitzer aber wies es von der Hand, indem er mir eine ganze Liste von Büchern herzählte, die alle schon über diesen Gegenstand, und zum Theil von berühmten Namen, erschienen seyen, von denen kein einziges ein sonderliches Glück gemacht; ja wenn es ein Kalender, Almanach, Taschenbuch und so etwas dergleichen wäre, meinte der gute Mann, damit haben wir schon manch gutes Geschäft gemacht, aber ein großes historisches Werk, wer kauft dieses heut zu Tag. — Der alte Jäger, von dem Könitzer als Commis die Tochter geheirathet, war durch Kalender-Verlag und dergl. reich geworden. Brönner schien eher auf meine Vorschläge deßhalb einzugehen, aber er hatte einen Associé Namens Jügel, der sich ebenfalls als Commis in dessen Geschäft eingeheirathet hatte und ihm von diesem Unternehmen, bei dem durchaus nur Verlust zu erwarten sey, abrieth. Noch einige Frankfurter Buchhandlungen, unter denen auch mein Vetter Fahrtrapp, wiesen die Sache von sich.

*) Man kann sich einen Begriff davon machen, wie die Censur der freien Stadt Frankfurt gehandhabt wurde, wenn man erfährt, daß der Censor vom Bürgermeisteramt die Instruction hatte, Alles zu streichen was er nicht verstünde. Dies kam daher, weil der gute Mann manche Artikel, die einen etwas verblümten Sinn gehabt, in aller Unschuld hatte stehen lassen, wodurch er dem hohen Senat mehr als einen Wischer vom Bundestag zuzog, wo er sich dann mit Unwissenheit über dessen Bedeutung entschuldigt hatte. — So streichen Sie ins Teufelsnamen was Sie nicht verstehen, hatte ihm der jüngere Bürgermeister anbefohlen; da nun der gute Mann fast gar nichts verstand, so kann man denken wie er strich. — Ueber Frankfurter Verhältnisse durfte ein für allemal in den Frankfurter Blättern gar nichts gedruckt werden, nicht einmal die gehorsamste Anfrage wegen irgend einem Uebelstand, denn — im Dunkeln ist am besten munkeln.

Damals lebte die ehemalige Königin von Spanien, früher Königin von Neapel, wo ich sie schon kennen gelernt hatte, unter dem Namen einer Gräfin Sürvilier mit ihren beiden Töchtern zu Frankfurt in dem Garten-Pavillon des rothen Hauses, sehr eingezogen; sie war, wie bekannt, die Gattin Joseph Bonapartes, der sich in Amerika aufhielt. Diese Dame war eine der trefflichsten weiblichen Charactere, die ich jemals kennen gelernt; die Tochter eines Marseiller Kaufmanns, hatte sie der Besitz von Thron und Krone nicht im mindesten hochmüthig, ja noch bescheidener gemacht, ein unendliches Wohlwollen gegen alle Menschen, die sie so gerne glücklich gewußt und gemacht, wenn es in ihrer Macht gelegen hätte, war ein Hauptzug im Charakter dieser würdigen Frau, ein Engel an Sanftmuth, Güte, Tugend und Seelenreinheit, ihre Wohlthaten hatten keine Grenzen. Obgleich keine ausgezeichnete Schönheit, war sie doch selbst im vorgerückten Alter noch höchst liebenswürdig. Sie beschäftigte sich in Frankfurt, so wie schon früher, fast einzig mit der Erziehung und Ausbildung ihrer beiden Töchter, von denen die älteste, Zenaïde, damals 19 und die jüngere, Charlotte, etwa 17 Jahre alt seyn mochte. Beide Mädchen waren durch ihren hohen Geist, ihre Talente, ihre treffliche Erziehung und ihre körperliche Bildung ausgezeichnet; Charlotte hatte besonders in der Malerei kein gewöhnliches Talent, und in der Musik waren beide ziemlich vorangeschritten, Piano, Harfe und Gesang dienten zu ihrer Erholung, während sie die meisten Stunden den höhern wissenschaftlichen Kenntnissen widmeten.

Ich ließ mich bei den Damen als ehemaligen französischen Offizier melden, wurde an- und freundlich aufgenommen und gebeten, meine Besuche recht oft zu wiederholen. Wie ungemein anziehend mir die Unterhaltung dieser Damen war, die sich meistens um Ereignisse und Begebenheiten Napoleons und seiner Angehörigen drehte, kann ich nicht sagen. Ich erhielt über manche Verhältnisse, namentlich über die Napoleons zu seinem Bruder Joseph und anderer, Aufschlüsse, die von hohem Werth für das Werk waren, das ich herauszugeben beabsichtigte. Indessen waren nicht immer die Politik und Staatsangelegenheiten das Thema der Conversation, sondern es wurde auch musicirt, vorgelesen 2c. Die einzige Person in Frankfurt, die außer mir noch Zutritt bei der Familie hatte, war die Tochter aus einem der ersten Banquiershäuser daselbst, Fräulein M...., deren Haus die Geldan-

gelegenheiten der Gräfin Sürvilier besorgte. Dieses Mädchen hatte einen aufgeweckten, sehr muntern und heitern Humor, liebte gern kleine Abenteuer und machte den Damen manche kleine Zerstreuung durch die Stadthistörchen, die sie ihnen auf die launigste Weise und mit oft sehr witzigen Bemerkungen erzählte. Es wurden von Zeit zu Zeit auch kleine Comödien aufgeführt, bei denen die Gräfin Mutter und ein Paar Kammerfrauen die einzigen Zuschauer abgaben und ich der einzige männliche Acteur war, dennoch aber machten sie uns allen viel Spaß. Fräulein M ...., die bisweilen eine kleine Rolle übernahm, machte die ersti Liebhaberin so natürlich, obgleich mit einem etwas sehr germanischen Accent, daß sie mich bezauberte, und sich bald auch außer der Bühne ein kleines Liebesverständniß unter uns entspann, von dem die Familie Sürvilier aber nichts ahnte, da wir uns Rendez-vous außer dem rothen Haus, und meist im alten verschwiegenen Pfarrthurm gaben. Da wir fast nie Gelegenheit hatten, uns im rothen Haus nur ein Paar Worte allein zu sagen, und deutsch zu sprechen in Gegenwart der andern Damen unschicklich gewesen wäre, so tauschten wir gegenseitig unbemerkt kleine Briefchen aus, in denen das weitere verabredet war. Eines Tages hatte Madame M ...., die Mutter, das Töchterchen bei dem Lesen eines solchen überrascht und wollte es ihr, da sie sich weigerte dasselbe herauszugeben, mit Gewalt entreißen, aber das Mädchen lief ihr davon, die Mutter ihr nach und verfolgte sie alle Treppen hinauf bis auf den obersten Boden, wo erstere, da sie sich nicht mehr zu helfen wußte, das Billet zerriß und es verschluckte, ehe Mama noch bei ihr war, und beinahe daran erstickt wäre. Es gab nun ein arges Donnerwetter zwischen Mutter und Tochter, und Madame M .... war einfältig genug, die Sache publik und also zum Stadtscandal zu machen, so daß vier Wochen lang in allen Theeklatschen die Begebenheit, reichlich verziert, Stoff zur Unterhaltung gab.

Zu jener Zeit kam auch der General Gourgaud von St. Helena zurück, wo er Napoleon, seinen Herrn, schon kränklich verlassen hatte, und hielt sich eine Zeitlang in Frankfurt auf, nachdem er in Hamburg vom dortigen Senat wegen einer Damen-Intrigue, in deren Folge er sich eine Herausforderung hatte zu Schulden kommen lassen, ausgewiesen worden war. Auch in Frankfurt gestattete man ihm nicht eine Privatwohnung zu beziehen, sondern er mußte in einem Gasthaus, dem Pariser Hof, während

der Dauer seines Aufenthaltes wohnen bleiben. Diesen lernte ich zuerst bei der Gräfin Sürvilier kennen, die er oft besuchte, und wo er äußerst interessante Mittheilungen über das Leben des Exkaisers auf St. Helena machte. Da er hörte, daß ich an einem großen Werk der Geschichte unserer Zeit arbeite, zu dem mir der General Carnot die erste Anleitung gegeben, so erbot auch er sich, mir wichtige Notizen mitzutheilen, die ich aber wenig benutzte, da sie offenbar der Wahrheit nicht getreue Entstellungen enthielten und höchst partheiisch waren.

Uebrigens kam jetzt ein sehr ernstes Thema bei den Abend-Unterhaltungen der Gräfin Sürvilier zur Sprache, dessen Gegenstand kein geringerer als ein Projekt zur Befreiung Napoleons aus der englischen Gefangenschaft zu St. Helena war, welches aber die Krankheit und das bald darauf erfolgende Ableben des Gefangenen nicht zur Ausführung kommen ließ. Nachdem mancher abenteuerliche Vorschlag gemacht, mancher Luftpallast erbaut und wieder niedergerissen oder als unausführbar verworfen worden war, blieb man bei folgendem, gewiß sehr gut combinirten Plan stehen: Ich sollte nach London reisen und dort den Chef eines Handelshauses, der als ein großer Verehrer Napoleons bekannt war, in das Geheimniß ziehen, um durch ihn und in seinem Namen ein Schiff nach Ostindien ausrüsten zu lassen, auf welchem ich mich als Privatspekulant und mit guten Empfehlungsschreiben an das dortige Gouvernement versehen, dahin begeben sollte. Nachdem ich mich daselbst einige Zeit aufgehalten, sollte ich den Verlust meines ganzen Vermögens angeben und möglichst veröffentlichen, und mich dann auf einem andern, nach England zurückkehrenden Ostindienfahrer, der in St. Helena anhielt, einschiffen, bei dem dortigen Gouverneur Hudson Lowe melden und ihm vom Ostindischen Gouvernement mitgebrachte Empfehlungsschreiben vorzeigen, die ich durch die aus England mitgebrachten Empfehlungen leicht erhalten könnte, und in denen von meinem angeblichen Verlust die Rede sey. All diese großen Weitläufigkeiten waren nöthig, um auch den leisesten Verdacht zu entfernen; auch noch andere Empfehlungen an einen in St. Jamestown etablirten Mann sollte ich durch das Londoner Haus erhalten, dem ich jedoch nicht eher etwas von der beabsichtigten Unternehmung mittheilen dürfe, bevor ich mich von seiner Zuverläßigkeit vollkommen überzeugt habe. In St. Helena sollte ich krank werden und

allerlei Mittel anwenden, damit mein Aussehen die angebliche Krankheit bestätige, namentlich Brustbeschwerden und Husten fingiren, unter diesem Vorwande auf der Insel zurückbleiben, und nachdem ich allmählig etwas besser geworden, um die Erlaubniß einkommen, eine Taverne in St. Jamestown errichten zu dürfen, die mir vermittelst der von Ostindien mitgebrachten Schreiben und unter der Aegide eines Bürgers der Stadt, wohl gewährt werden würde. Durch vorzüglich gute Qualität der Getränke und billige Preise, jedoch nicht zu auffallend, sollte ich mir, namentlich unter dem Militär, bald eine große Kundschaft verschaffen, mit gehöriger Vorsicht viel Credit geben, diejenigen Personen, von denen ich glaube daß nichts mit ihnen anzufangen sey, hauptsächlich Soldaten, gehörig ans Bezahlen mahnen, ohne sie jedoch gerade zu brüskiren, bei denen aber wo ich das Gegentheil merke, das Anschreiben von Zeit zu Zeit vergessen. Durch dieses Mittel sollte ich meine Leute kennen, die Brauchbaren unterscheiden lernen, und womöglich auch einige Offiziere zu gewinnen suchen, namentlich solche, die Mißvergnügen mit ihrer Lage bezeigten. Nachdem ich auf diese Art nach und nach dem Ziele näher gerückt, sollte ich bei den bereits Erprobten es weder an großen Versprechungen, Geschenken noch Versicherungen auf reichliche Versorgung für die Lebenszeit fehlen lassen. Wenn ich mir auf diese Weise nun einen kleinen Anhang verschafft, so sollte ich suchen Jemand von Napoleons Umgebungen mit dem Plan bekannt zu machen und am Tag der Ausführung durch die gewonnenen Offiziere alle Posten um Longwood von den ebenfalls gewonnenen Soldaten besetzen lassen, auch eine Fischerbarke an dem steilsten Ufer von St. Helena in der zur Ausführung des Planes bestimmten Nacht bereit halten, welche den Gefangenen, nachdem man ihn mit Stricken hinabgelassen, entführen und auf ein zu diesem Behuf so nahe als möglich kreuzendes amerikanisches Kauffahrtheischiff bringen müßte. Sollte ich indessen dies für unthunlich oder zu gewagt halten, so bliebe es meiner Einsicht überlassen, durch eine förmliche Revolte der Verschworenen diese Befreiung zu bewerkstelligen, wobei man viel auf die, wegen den mancherlei Beschränkungen höchst unzufriedenen Einwohner von St. Helena, so wie auf einen großen Theil der Garnison und der Neger zählen zu können glaubte, da diese über mancherlei Verationen und schlechte Behandlung, die ihnen zu Theil geworden seitdem man ihre Insel zu Napoleons Kerker

gemacht, sehr aufgebracht waren. Auch dieses sollte in der Stille der Nacht vor sich gehen, damit die nicht bestochenen Signalposten verhindert würden zu früh Lärm zu schlagen, und so die Kreuzer aufmerksam gemacht würden bevor die Barke glücklich durchgekommen. In diesem Fall sollte auch versucht werden, sich der Person des Gouverneurs zu bemächtigen, aber womöglich alles Blutvergießen vermieden werden. Unterdessen sollte man auch dafür Sorge tragen, so viel wie möglich Leute, die man als große Verehrer Napoleons kenne, als Bediente, Handwerker, Köche 2c., in St. Helena unterzubringen, um sich ihrer im Fall des Aufstandes bedienen zu können, ohne sie vorher in irgend etwas einzuweihen. Amerikanische Kauffahrtheischiffe sollten sich beständig in gehöriger Distanz von der Insel aufhalten, aber keines länger als ein Paar Tage, um keinen Verdacht zu erregen und damit sie als nur vorübersegelnd betrachtet würden, auch sollten sie nur in Zwischenräumen von 8—14 Tagen sichtbar werden, verschiedene Flaggen aushängen und nie so nahe herankommen daß man sie anrufen oder ihnen nur signalisiren könne. Im Uebrigen sollte es mir überlassen bleiben, einmal auf der Insel, noch diejenigen Mittel anzuwenden und Vorkehrungen zu treffen, die ich für dienlich halten würde, den großen Zweck zu erreichen.

General Gourgaud hatte der Gräfin Sürvilier manche Details über die Bewachung Napoleons und das Innere der Insel von St. Helena mitgetheilt, welche die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens darthaten, die man jedoch nicht für unüberwindlich hielt. Es sollte nun vorerst die Sache mit dem Londoner Haus eingeleitet werden und wurde auch mit einem, als Napoleons außerordentlich großen Verehrer bekannten englischen Lord C.... deßhalb verhandelt. Dieser schenkte zwar dem entworfenen Plan seinen Beifall, aber das Fortschaffen Napoleons vermittelst einer Barke schien ihm zu gefährlich. Ich selbst hatte mehrere Conferenzen mit diesem Engländer zu Paris, wohin ich auf wenige Tage reiste, wobei er mir sagte, daß wenn man auch die Befreiung des Exkaisers, es sey durch List und Bestechung oder durch offene Gewalt, errungen habe, dennoch die Kreuzer, selbst wenn die nächsten Signalposten gewonnen, zu wachsam und gefährlich seyen, als daß man hoffen könne, unangefochten durchzukommen; er rieth mir übrigens von offener Gewalt ganz ab, nur durch List und Bestechung sey etwas zu hoffen. Jede Gewalt-

thätigkeit würde sogleich auf den Schiffen bekannt, und ein Aufstand sogleich eine förmliche Belagerung der Insel herbeiführen. Am sichersten wäre es freilich, wenn man einen oder ein Paar der die Kreuzer befehligenden Commandanten gewinnen könne, doch daran sey nicht zu denken. Außerdem war seine Meinung, man dürfe hier durchaus nichts übereilen, es müsse alles auf das reiflichste überlegt und geprüft werden, er hoffe noch ein Mittel zu finden, das unfehlbar zum Ziele führe. Mit diesen Vertröstungen kam ich nach Frankfurt zurück, und man kam überein, die fernern Berichte des Lords abzuwarten, bevor man in der Sache weitere Schritte thue.

Einstweilen arbeitete ich an meinem Werk fort, machte öfters Excursionen in das Taunusgebirg und die mir zum Theil noch sehr unbekannte Umgegend Frankfurts und hatte allerlei kleine, mehr oder minder unterhaltende Abenteuer, mitunter auch mit einigen Gespielinnen aus meiner Kindheit, wie die an einen reichen Kaufmann verheirathete Caroline Th..., Lili O. und Tinchen L., die sich alle noch gut conservirt hatten. Pikantere Bekanntschaften waren mir aber die einer jungen angehenden Schauspielerin, Betty U...., und eines allerliebsten und sehr geistreichen jungen Mädchens, Jeannette G...., beide sehr schön und letztere die Tochter einer Wittwe, die eine Kaffeewirthschaft hatte, und die Braut eines Hanauer wohlhabenden Holzhändlers war. Die Braut gestand mir aber bald nachdem ich sie kennen gelernt, daß sie wenig Neigung zu dem ihr bestimmten Mann habe, obgleich dessen Aeußeres durchaus nicht unangenehm war, dagegen hatte er in seinem Benehmen etwas so Tölpisches und Linkisches und so wenig Tact, daß er oft die albernsten Streiche machte und sogar die allergewöhnlichsten Rücksichten der Artigkeit und Convenienz außer Augen ließ, was auch der sonst nicht sehr empfindlichen Mutter mißfiel und Ursache war, daß schon während des Brautstandes öfters unangenehme Auftritte stattfanden. So war er bei einer Partie auf das Forsthaus, als man im Begriff war in den Wagen zu steigen, zuerst und vor den Damen, das Mädchen hatte noch eine ältere, aber nichts weniger als liebenswürdige oder hübsche Schwester, in denselben gesprungen, worüber die ganze, an den Fenstern liegende Nachbarschaft, die das Brautpaar einsteigen sehen wollte, fast laut lachte. Dieß versetzte die Mama so in Zorn, daß sie auf der Stelle ins Haus umkehrte, und nichts mehr von der durch

den Bräutigam veranstalteten Partie wissen, sondern zu Haus bleiben wollte. Die Mädchen mußten natürlich der Mutter folgen, der Bräutigam konnte wieder aussteigen, und statt der Spazierfahrt gab es einen gewitterähnlichen Hausspektakel. Einige Tage darauf kam es bei Tische durch das plumpe Benehmen des Geliebten, der den Inhalt einer ganzen Saucière über das Tischtuch und das Kleid Jeannettens goß, zu einer noch weit heftigern Scene, die damit endigte, daß von Seiten der Braut und ihrer Mutter dem Herrn die Heirath gekündigt wurde und man ihn bat, das Haus ferner mit seinem Besuch zu verschonen. Er tobte und schrie zwar entsetzlich, aber es blieb dabei, die Damen waren unerbittlich. Ich trat gerade in das Zimmer als der Zank am heftigsten war. Herr H. sprach meine Vermittlung an, die Mama ließ ihn kaum zu Worte kommen, und behauptete auch sonst allerlei gehört zu haben, was ihr beweise, daß ihr Kind mit diesem Mann nicht glücklich werden könne, er sah gerne tief ins Glas, und ich rieth ihm, unter solchen Umständen gutwillig von aller Bewerbung abzustehen und sich zu empfehlen. Dieß that er endlich unter Fluchen und Schimpfen, und sprengte dann in der Stadt aus, er habe seine Braut aufgegeben, weil er sie mit mir in zu traulichem Verhältniß ertappt. Dies war nicht nur nicht wahr, sondern nicht möglich, da ich erst nach seiner Entfernung in ein solches mit ihr trat.

Ein Vorfall anderer Art, bei dem ich betheiligt war, machte noch mehr Lärm und Aufsehen in Frankfurt. Es war nämlich Feuer in der kleinen Eschenheimer Gasse ausgekommen, und da man in der engen Straße dem brennenden Haus nicht wohl mit den Spritzen beikommen konnte, so wollten die Führer derselben in den Hof des Thurn- und Taxisschen Palais, dem Sitz des Bundestags, in den man von der großen Eschenheimer Gasse einfährt, um von da aus, wo man die Schläuche durch einige Fenster leiten konnte, dem Feuer Einhalt zu thun. Dagegen stellte sich aber ein Mensch, der, obgleich es noch ziemlich früh in den Vormittagsstunden war, sich doch schon ein artiges Räuschchen angetrunken hatte und zu den Spritzenleuten in ächt östreichischem Dialekt sagte: „Un Se dürfens halt nit rein, wir hobens hier alle Bundestags-Acten und Papier, und dürfen kane Spritzen rein, dos könnt' a saubere Geschicht werden.“ — Ich kam gerade zu dieser Diskussion und stellte dem Mann vor, daß wenn das Feuer mehr um sich griffe, die Papiere des durchlauchtigen Bundestages weit mehr ge-

fährdet würden, als durch die Spritzen. — „Un 's geht halt ämol nit, un es kann halt nit seyn,“ lallte der Trunkene, und befahl dem Portier das Thor zuzumachen. Als ich nochmals Vorstellungen dagegen machte, sagte er zu mir: „und Sie, wem seyn's? Sie sinn jetzt hier im Arrest im Palais.“ — Ich lachte dem Menschen ins Gesicht, der aber nun in höchsten Zorn gerieth, und laut schrie: „Corporal von der Wacht, doß er's weiß, der Mensch hier is im Arrest, und lassen's en net raus.“ — Dieser erwiederte: ganz wohl, Herr Cassier. — Ich erfuhr nun, daß der Trunkenbold der östreichische Cassier beim Bundestag sey und sich Horrak nenne. Ich begab mich jetzt zum östreichischen Präsidialgesandten, Buol Schauenstein selbst, und theilte ihm den Vorfall mit, dieser gab natürlich gleich Ordre zu meiner Freilassung, indem er sagte: es ist doch kein Auskommen mit dem Trunkenbold, er macht einen Eselsstreich nach dem andern. Als ich durch den Hof kam, in welchem ich den Horrak noch traf, sagte ich im Vorübergehen: Sie sollen zu Ihrem Herrn kommen, der sich Ihre Eselsstreiche verbittet. — „Wos sagen's da, i mach halt kane Eselsstreich, das will i mir verbeten haben.“ — Mit einem: schlafen Sie Ihren Rausch aus, Sie werden das Weitere von mir hören, ließ ich den Kerl stehen und entfernte mich nun ungehindert, schrieb ihm aber noch denselben Tag ein Paar Zeilen, durch welche ich Genugthuung von ihm wegen dem verübten Gewaltstreich und so unbefugten als lächerlich angebotenen Arrest begehrte. Horrak aber lief mit dem Brief auf das Frankfurter Polizeiamt, dem er mit der Ungnade des östreichischen Gesandten drohte, wenn es mich wegen dieser Herausforderung nicht vornehme. — „Schauen's, meine Herrn, sprach er, was soll i mi dann mit dem Menschen schlagen? i bin ja gar nit ämol Soldat, und z'dem habens unser gnädigster Kaser an- für allmol verboten, daß wir uns duelliren dürfen, das is ä Narrethei.“ — Ich wurde nun auf das Polizeiamt, das gleich allen Frankfurter Behörden, gewaltig Respekt und Furcht vor den Bundestagsgesandten hatte, und besonders wenn der östreichische, russische oder preußische Gesandte nur ungnädig hustete, schon ein Angstfieber bekam und nicht schnell genug ein Loch finden konnte, sich zu verkriechen, gefordert, wo mir der damals demselben vorstehende Senator Wüstefeld ankündigte: „daß ich mich nicht unterstehen dürfe, in Frankfurt an irgend Jemand eine Herausforderung ergehen zu lassen, und am allerwenigsten

an Personen von dem durchlauchtigsten Gesandtschaftspersonal, sonst könne es mir schlimm ergehen, und es sey nicht schön von mir, daß ich die Frankfurter Behörden mit dem Bundestag, der ihnen ohnehin so viel zu schaffen mache, in solche Conflikte bringe u. s. w. Meine ganze Antwort war: Herr Senator, wir werden uns doch am Ende nicht noch von den Schuhputzern des Bundestags auf der Nase herumtanzen, oder von Trunkenbolden, wie dieser Horrak, insultiren lassen sollen? — Das nicht, aber Duelle können hier nicht gestattet werden, das ist gegen unsere Gesetze, und Sie würden sich großen Unannehmlichkeiten aussetzen, wenn Sie wieder Jemand herausforderten.

Außer den Besuchen bei der Gräfin Sürvilier, war es das Theater und in dessen Folge das von dem Personale desselben sehr besuchte Dörfchen Hausen, was mir die angenehmste Unterhaltung und meiste Zerstreuung in Frankfurt gewährte. Der Umgang mit den zur Geldaristokratie gehörigen Familien, die meisten meiner Verwandten mit einbegriffen, so wie deren Gesellschaften, sind für jeden Fremden, zu denen ich mich eigentlich wohl zählen konnte, da ich in meiner Vaterstadt fremd genug war, so wie für jeden Mann von Geist, unausstehlich, ja zum Verzweifeln langweilig. Spricht man mit diesen Kaufleuten, die sich unter sich die „großen Häuser" tituliren, von Literatur, Kunst, Musik, Poesie, Geschichte, ja sogar von Politik, so wird man mit stupiden Augen angestarrt, und erhält höchstens zur Antwort, daß ihre wichtigen Geschäfte ihnen nicht erlauben an solche Nebendinge zu denken; Klinger, Schlosser, Börne, ja selbst Göthe sind ihnen theils fremde Namen oder doch die „Handlanger brodloser Künste." Dagegen sind Courszettel, Zinsenberechnungen, Kaffee, Zucker, Spezereien, englische Waaren ꝛc. nebst Stadtscandale und Römerneuigkeiten Dinge, welche ihr Mundwerk gleich Mühlräder in Bewegung setzen. Dies kann indessen nicht anders seyn, da diese Herrn meist mit dem 14ten oder 15ten Jahre schon auf den Comptoiren sitzen, wo sie zum Zahlen- und Nullenmalen, zum Copiren merkantilischer Briefe ꝛc. verdammt sind, und wo nie von etwas anderm als Gewinn und Verlust die Rede ist. Eine bessere Erziehung genießen in der Regel die Mädchen, die zum Theil in guten Instituten bis zum 16ten und 18ten Jahr ausgebildet werden, daher es denn kömmt, daß sie als Frauen ihre Männer, die selbst den Ehestand als ein merkantilisches Geschäft betrachten und vollziehen, meist übersehen, da

an eine wissenschaftliche oder den Geist nährende Unterhaltung nicht zu denken ist, und diese Ehen sich fast in der tödtlichsten Langeweile auflösen. Zu den Stunden der Essenszeit kömmt der Herr Gemahl abgestumpft und den Kopf voll Nullen, immer mißgelaunt an den Tisch, das Ehepaar sammt den Kindern und Tischgenossen machen die grießgrämlichsten Gesichter von der Welt und sind alle höchst einsylbig. An Tagen welche in andern Häusern Gelegenheiten zu fröhlichen Familienfesten geben, wie ein Geburtstag der Hausfrau, kömmt der Mann ganz trocken aus seinem Comptoir mit einer Rolle Brabänter in der Hand, legt sie der Frau auf den Tisch und spricht: „Da, da kannst du dir auch etwas zu deinem Geburtstag kaufen," und damit abgemacht. Eine reiche Bankiersfrau sagte mir bei einer solchen Gelegenheit einst: „wenn er sich (der Mann) doch nur die Mühe gäbe und mir etwas das sechs Kreuzer werth wäre selbst kaufte, so würde es mir einige Freude machen, aber so ein wie das anderemal 40 Brabänter und eine Brod- oder Mandeltorte vom Zuckerbäcker." — Daß auch die Frauen unter solchen Verhältnissen zuletzt sehr abgestumpft werden und höchstens noch Sinn für ihre Spielpartien, Boston, Whist oder L'Hombre wenns hoch kommt, und ihre etwas steife Toilette haben, ist sehr natürlich. Besser ist es wenigstens in einer Hinsicht unter der Mittelklasse als den Frankfurter Reichen bestellt, bei denen noch eine oft burleske Steifheit und lächerlich nachgeäffte Ceremonien das Unausstehliche vermehren, während bei den Reunionen jener doch immer eine gewisse Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, wenn auch bisweilen etwas derb, herrscht. Ich kenne übrigens keine Stadt in der Welt, wo sich die Menschen nach der Größe ihres Vermögens und ihres Einkommens so absondern, wie zu Frankfurt; jener paßt nicht in diesen Cirkel, denn er hat ein Paar Tausend Gulden weniger im Vermögen als die andern hier recipirten, und so geht es von Stufe zu Stufe ins Unendliche. — Ich schlug indessen all diesen Absurditäten ein Schnippchen, machte mich selbst über meine Anverwandten lustig, indem ich ihnen diese Albernheiten unverholen ins Gesicht sagte, und nach Hausen, Bornheim, auf das Forsthaus, Oberrad oder sonst wohin ritt wo es munter herzugehen pflegte. In Hausen im Garten Braumanns fanden sich namentlich alle Freitage die Frankfurter Theaterprinzessinnen, einige Literaten, Familien von dem Gesandtschaftspersonal des Bundestags, Offiziere von der Militärcommission und

andere joviale Leute ein, und diese Versammlung nannte man das Hauser Casino. Das Theater war damals, wenigstens was das Schauspiel anbetrifft, gut besetzt, besonders hinsichtlich der Frauen. Demoiselle Lindner, Frau von Busch waren höchst ausgezeichnete Künstlerinnen, Weidner und Otto vollendete Schauspieler. Diese fehlten, nebst der Madame Urspruch mit ihrer hübschen Tochter Betty, eine vielversprechende Anfängerin, Demoiselle Bamberger, eine allerliebste junge, sehr talentvolle Sängerin, Hills rc., nie. Unter allen war es Frau von Busch, welche das meiste Aufsehen erregte und eine Unzahl erhörter und nicht erhörter Liebhaber hatte, unter denen sogar einige der reichsten, eben nicht mehr sehr jugendlichen Kaufleute waren, deren Frauen darob verzweifeln wollten; eine Madame B..., deren Mann ganz in den Fesseln der hübschen Actrice lag, verließ aus Verdruß Frankfurt und ging nach Paris sich zu zerstreuen, von wo sie jedoch bald wieder zurückkehrte. Nicht lange darauf hatte auch ein öffentlicher Scandal Frau von Busch gezwungen, die Stadt zu verlassen. Diese ausgezeichnete Künstlerin spielte sowohl auf als außer dem Theater ganz vorzüglich Comödie, und war dabei mit nicht gewöhnlichen körperlichen Reizen begabt, hatte ein äußerst angenehmes wohlklingendes Organ, und eine große Anmuth im Gang und allen ihren Bewegungen. Sie war außerdem eine abgefeimte und besonders für unerfahrene Merkursdiener höchst verführerische Coquette, die allgemein im Ruf stand, daß ihr kein Mann, den sie an ihren Siegeswagen fesseln wolle, widerstehen könne. — Dieß ging so weit, daß einmal eine hübsche Malersfrau, ebenfalls eine Habituée in Hausen, eine Wette mit mir einging: daß wenn es Frau von Busch darauf anlege, ich mich sterblich in sie verlieben und in ihren Netzen fangen lassen würde. — Diese, von der Malersfrau, welche sie gut kannte, davon unterrichtet, setzte nun eine Ehre darein, mich zu ihrem schmachtenden Seladon zu machen, ich aber, der das allerliebste Comödienspiel der Frau von Busch auf der Bühne wohl bewunderte, verlachte ihre mir viel zu bekannte, ja widerliche Coquetterie außerhalb derselben, hatte sie ein wenig zum Besten und gewann die Wette, die mir durch eine Schäferstunde mit der Malerin bezahlt wurde. — Frau von Busch war eine geborene Großmann, und hatte, nachdem sie schon einmal verheirathet gewesen, ihren jetzigen Gatten, einen hanövrischen, nicht unbemittelten Edelmann, die Spröde spielend, vermocht, sie zu ehelichen; als

sie in kurzer Zeit dessen Vermögen verschwendet hatte, ward ihr der Mann bald zur Last, und sie überließ sich wie früher ihrem ausschweifenden Leben wieder, sammelte ein Heer von Liebhabern um sich, mit denen sie Orgien in der eigenen Wohnung feierte. Herr von Busch, ein Schwachkopf, statt den Herrn im Hause zu spielen, oder sich wenigstens von ihr zu trennen, zog sich die Sache so zu Herzen, daß er ganz tiefsinnig wurde, sich absonderte, und meist in einem düstern Zimmer auf einem Lehnstuhl sitzend, Tag und Nacht vor sich hinstarrend zubrachte. Seine Frau, wenn sie überlustig bei den Abendgelagen geworden, machte sich manchmal das Vergnügen, zu ihrer Gesellschaft zu sagen: nun wollen wir auch meinem einfältigen Mann einen Besuch abstatten, öffnete sodann die Thüre des Gemachs, in welchem der Unglückliche brütete, und sprach: „da seht den Simpel, wie er da sitzt!" — Ihr erklärter Liebhaber war damals ein Baron von A..., früher Offizier in holländischen Diensten, und sehr reich. Dieser fuhr jeden Tag mit der heillosen Armide, zum großen Aerger der ehrbaren Frankfurter Frauen, in einer vierspännigen offenen Calesche spazieren. Eines Morgens aber verbreitete sich plötzlich das Gerücht in der ganzen Stadt, Herr von Busch habe sich den Hals abgeschnitten; doch war dies nicht der Fall, sondern der arme Mann hatte sich nur mit einem Rasiermesser die Adern an der Hand geöffnet, allerdings in der Absicht, sich um das Leben zu bringen, sein Aufwärter hatte es aber gleich wahrgenommen, um Hülfe geschrieen, und ein Chirurgus kam noch zeitig genug, um ihn vom Verbluten zu retten. Die Sache machte außerordentliches Aufsehen in der Stadt, und als den folgenden Abend Frau von Busch im Theater, wenn ich nicht irre, als Lady Milford auftrat, wurde sie mit einem so furchtbaren Gezische, Pfeifen, Stampfen und Geschrei empfangen, daß sie durchaus nicht zu Wort kommen konnte. Sie ließ sich aber nicht schrecken, sondern stellte sich mit der schamlosesten Frechheit mit übereinander gekreuzten Armen vor das Parterre, ihre Blicke ringsumher werfend, als wollte sie sagen: Nun, und was wollt ihr von mir? — als der Lärm nachließ, wollte sie wieder zu sprechen anfangen, aber der Sturm erhob sich von neuem und weit ärger als vorher, das Schreien artete in ein wahres Gebrüll aus, und man hörte deutlich die Worte: fort, hinaus mit der unverschämten H... Nachdem sie noch ein Paarmal vergeblich zu sprechen versucht hatte, war man gezwungen den Vorhang fallen

zu lassen, und die Vorstellung war für diesen Abend beendigt. Den andern Tag fuhr Frau von Busch vierspännig mit ihrem primo amoroso, dem Baron von A.... in einem offenen Wagen und mit lächelnder Miene durch die Straßen der Stadt und um die Promenaden. Nun legte sich die Polizei darein und ließ es ihr verbieten, ferner eine „ehrsame Bürgerschaft durch solchen Scandal zu indigniren.“ — Ein Paar Tage darauf fuhr sie mit ihrem Baron zum Stadtthor hinaus nach Mannheim, wo sie ihre Residenz aufschlug, ein Engagement erhielt und das Publikum durch ihre Kunst entzückte.

Damals machte ich in der Befreiungsangelegenheit Napoleons wieder eine Reise nach Paris, von der ich jedoch wenig befriedigt zurückkam, da ich die Personen, an welche ich von der Gräfin Sürvilier empfohlen war, eben nicht sehr empfänglich für unser Projekt fand, dagegen hatte ich die Gelegenheit benutzt, um mit den bedeutendsten Pariser Zeitungen Verbindungen anzuknüpfen, denen ich Artikel in französischer Sprache über die damaligen Zustände Deutschlands lieferte, und welche mir so gut honorirt wurden, daß ich oft 100 Franken und mehr für die Seite erhielt. Da ich nun in Frankfurt fortwährend einen ziemlichen Aufwand machte, wenigstens keine Ausgaben scheute, und meine Eltern nicht mehr in den brillantesten Vermögensumständen waren, mein Vater hatte sich seit dem östreichischen Banquerout nie mehr recht erholen können, so sagte die Frankfurter Welt: ich erhalte das Geld zu meinen Ausgaben von verschiedenen Damen. Da mir daran gelegen war, daß Niemand erfuhr, daß ich in die französischen Journale arbeite, ließ ich die Einfaltspinsel bei ihrem Glauben, und galoppirte, sie auslachend, durch die Straßen.

Zu jener Zeit machte ich auch häufige Excursionen nach meinem lieben Homburg und dessen Umgegend, die mich immer mit einer gewissen Wehmuth an die Zeiten der daselbst so fröhlich verlebten Kinderjahre erinnerten. Mein guter Oheim Oberpfarrer war schon seit ein Paar Jahren gestorben, Breitenstein und seine Familie aber waren wohlauf. Von meinen frühern Amouretten daselbst waren die meisten verheirathet, Eleonore von Brandenstein aber war immer noch Hofdame, und zwar nicht nur verblüht, sondern sehr brustleidend, auch starb sie bald darauf im Bad Ems. Heimliche Sünden mochten dem Mädchen das frühe Grab bereitet haben, ihre Mutter war ihr nur ein Paar Jahre vorangegangen. Der

alte brave Landgraf Friedrich war erst kürzlich gestorben, und sein Sohn Friedrich Joseph ihm in der Regierung gefolgt. Dieser hatte sich noch als Erbprinz (1818) mit einer Tochter des Königs Georg **III.** von Großbritannien, der Prinzessin Elisabeth, vermählt. Diese Heirath hatte man in Homburg als ein großes Glück für das kleine, sehr arme Land gehalten, da die Prinzessin eine bedeutende Mitgift und ansehnliche Apanage hatte. Aber wie ich schon so oft erlebte, war auch hier, was man für ein Glück hielt, eher ein Unglück für das Land. Der neue Herr wollte nun à tout prix ein kleines London aus seiner kleinen Residenz machen; damit die Hauptstraße breiter scheinen sollte, mußten alle Wirthe ihre Schilder, welche die Arme in die Gasse ausstreckten, einziehen und platt an den Häusern anmachen, das alte Rathhaus wurde abgerissen, es sollte später ein neues erbaut werden, was aber aus guten Gründen unterblieb; allerlei kostspielige Anlagen wurden in den herrschaftlichen Gärten gemacht; über einen Bach, der die nach dem großen Tannenwald führende Allee durchschnitt, und den man zur Noth mit einem Bein überschreiten konnte, wurde eine Brücke aus Quadersteinen erbaut, die über 30,000 Gulden kostete; die Gärten und Lustwäldchen wurden gewaltig gelichtet, obgleich ihr Herr eben kein großer Freund vom Licht war. Bei jeder Gelegenheit wollte der neue Landgraf den großen, großmüthigen und freigebigen Souverän spielen, allenthalben russische Trinkgelder spendend; ward er zu irgend einer Taufe gebeten, so durfte das Pathengeschenk nicht unter 500 Ducaten seyn; die Hofküche, aus der eine Unzahl Homburger Angestellter aller Art und andere gespeist wurden, kostete eine Unsumme Geldes, und so ging es durch alle Branchen, wobei sich gewisse Leute ganz vortrefflich standen und bereicherten, hauptsächlich diejenigen, welche die Einkäufe für den Hof in Frankfurt zu machen hatten, und sich mit den dortigen Juden zu verständigen wußten. So kam es, daß nicht nur die englischen Gelder nicht ausreichten, sondern da diese Heirath Ursache war, daß der Landgraf großen Credit erhielt, so stürzte er sich bald in ein Schuldenmeer, das in gar keinen Verhältnissen zu seinen Einkünften stand, und dem Land bald eine schwere Last werden mußte. Mehr als Gold aber regnete es mit Titeln auf die Homburger, von Geheimräthen bis ich weiß nicht auf was alles für Räthe rc. herab. Ein alter Kammerdiener seines Vaters, Namens Walther, der zugleich Barbier war und eine Barbierstube

gehabt hatte, in welcher die Soldaten barbiert wurden, ward zum Medicinalrath gestempelt u. s. w. — Meine Anhänglichkeit an Homburg machte, daß ich alles mögliche that, um mehr Leben in die kleine Stadt zu bringen. Wurden kleine Concerte veranstaltet, so brachte ich Dilettanten und Künstler mit, dieselben zu verherrlichen, und sang öfters selbst mit einigen Homburger jungen Damen, die hübsche Stimmen hatten. War ein Ball, so engagirte ich wenigstens ein Dutzend Tänzer, an denen in Homburg gänzlicher Mangel war, und nahm sie auf meine Kosten mit, ebenso ganze Kisten mit Orangen, Confekt und Körbe mit Champagner, womit ich die guten Leute in Homburg reichlich regalirte. Dies alles, verbunden damit, daß ich einigen Schönen daselbst den Hof und artige Geschenke machte, konnte man sich nicht zusammenräumen, und nicht glauben, daß ich es nur aus alter Liebe und Anhänglichkeit für Homburg selbst thue: nein, dahinter steckt was anders, zischelte man sich in die Ohren, der Mensch will gewiß eine gute Anstellung bei uns haben; besonders suchten ein Paar arme Advokaten sans causes, die nichts zu thun hatten und nach einem Stellchen seufzten, diese Meinung geltend zu machen, gegen mich intriguirend! — Wie habe ich nicht gelacht, als mir dies durch einige gute Freundinnen wieder hinterbracht wurde: Ich eine Anstellung in Homburg! wo der höchste Gehalt kaum 1500 Gulden war, soviel und mehr brauchte ich oft in einem Monat, und wo sogar die Geheimräthe noch in einer Art Taubenschlag oder schlimmer, ihre Wohnung aufgeschlagen hatten! Es war wirklich zum Zerplatzen; Homburg konnte mir wohl und hauptsächlich wegen den Erinnerungen an die früher hier verlebten Zeiten, ein angenehmer Aufenthalt auf ein Paar Tage seyn, aber in der Homburger Welt zu leben, in der selbst der früher so patriarchalisch gewesene Hof jetzt nur noch die Parodie eines größern Hoflebens war, und wo man einen wie den andern Abend ohne Ausnahme Lotto spielte und Nummern ausrief, dies wäre denn doch eine zu arge Zumuthung für mich gewesen, daher war ich fast außer mir vor Lachen, als mir gesteckt wurde, welche Absichten man mir zutraute. Den Hof besuchte ich gar nicht, zwar lebte die alte Frau Landgräfin noch, aber Prinzessin Auguste war an den Erbgroßherzog von Meklenburg-Schwerin verheirathet. — Dieß hinderte mich aber nicht, vor wie nach die guten Homburger und ihre kleinen Feste zu besuchen und, so viel als an mir lag, zu

verherrlichen. Außerdem war außer Breitenstein noch ein Haus da, welches mich anzog, und dieses war das des Homburger Generalissimus, Oberst F..., der das 60—80 Mann starke Heer, jedoch jetzt lauter junge Leute, kommandirte, und ein Paar liebenswürdige Töchter hatte, von denen die eine Bertha und die andere Emma hieß. Eines Tages, bevor ich noch die Namen der beiden Fräuleins gekannt, sang ich in einem Concert ein komisches Lied, in welchem eine Stelle vorkam, in der es heißt:

Verschmähet Bertha meine Liebe,
Schenk' ich Emma gleich mein Herz ꝛc.

Nun gab es ein Gezische und Geflüster in dem Saal, man sah auf die beiden Mädchen, die überroth wurden, und behauptete, ich habe es auf diese abgesehen u. s. w.

Da sich das Projekt der Befreiung Napoleons sehr in die Länge zog, auch immer beunruhigendere Nachrichten hinsichtlich seines Gesundheitszustandes von St. Helena eintrafen, so entschloß ich mich nun, einstweilen das Wochenblatt, für welches ich schon längst die Concession in der Tasche hatte, in Offenbach erscheinen zu lassen. Ich hatte mir vorgenommen, besonders die erbärmlichen und jämmerlichen Zustände Frankfurts in demselben tüchtig mitzunehmen und zu geißeln, und hatte zu dem Ende öfters Rücksprache mit dem genialen Börne gepflogen. Ich ließ eine Vignette mit einem Januskopf und ein Paar, Steckenpferde geißelnde Satyre in Holz stechen, um sie an die Spitze des Blattes zu setzen. Börne lieferte mir ein kleines einleitendes Gedicht dazu, und in der Probenummer, von der ich 20,000 abziehen und in Frankfurt und der Umgegend vertheilen ließ, waren schon einige artige Histörchen, die in der guten Stadt kein geringes Aufsehen machten. Ich hatte nicht überlegt, daß Frankfurt nicht Berlin ist, daß in meiner guten Vaterstadt, wo Klatschsucht und Kleinstädterei eine so große Rolle spielen, daß sich Jedermann um das bekümmert was der andere zu Mittag speist, und wo, wenn man am Bockenheimer Thor nießt, man am Allenheiligen-Thor Prosit sagt, daß ein solches Blatt die ganze Stadt, in welcher alte eingerostete Vorurtheile die Herrschaft hatten, und die die meisten ihrer Einwohner, kaum aus ihren Mauern gekommen, für das non plus ultra, das Paradies der Welt hielten, in Aufruhr bringen müsse, während die

ohnehin witzigen und meist geistreichen Berliner, wie die Pariser, sich an solchen Dingen ergötzten, wenn sie auch noch so arg, sobald es nur mit Geist und Witz geschah, mitgenommen wurden. Freilich verloren sich in der Größe jener Städte persiflirende Anspielungen in der Volksmenge, während in Frankfurt, wenn etwas dergleichen in dem Blatt auch noch so verblümt enthalten war, doch Jedermann gleich mit Fingern auf die Personen deutete, denen es galt, oder von denen man auch nur vermuthete daß es ihnen gelten könnte, denn auch für solche Dinge, welche die Stadt durchaus nicht anfochten, ruhte man nicht bis man den Gegenstand, den sie betrafen, in Frankfurt aufgefunden haben wollte. — Manches wurde mir freilich eingesandt, dessen eigentliche Bedeutung mir selbst erst klar wurde nachdem es gedruckt erschienen, und ich hatte es nur aufgenommen, weil es mir für das Publikum unterhaltend schien. So war es mit Aufsätzen, wie: „die unterbrochene Hochzeit;“ „Nicht mehr als 7 Hausschlüssel“ und andern, die mir oft unter fingirten Namen zugeschickt wurden. Auch machte die Wochenschrift gleich nachdem ein Paar Nummern derselben erschienen waren, fast die halbe Stadt rebellisch, und die Geld- und Familienaristokratie, die ich arg mitgenommen, verschwor sich, nicht zu abonniren. Dagegen erhielt das Blatt um so mehr Abonnenten unter dem Mittelstand in Frankfurt und in der ganzen Umgegend, und die sogenannten Vornehmen Frankfurts brachten heimlich die Nummern einzeln an sich, welche ich durch die Buchhandlung, die die Expedition übernommen hatte, à 24 Kreuzer pr. Nr. verkaufen ließ, während das Abonnement nur wenige Gulden für das ganze Jahr betrug, und fand sich irgend ein Klatschgeschichtchen in einer Nummer, was fast jedesmal der Fall war, so wurden oft für ein Paar Hundert Gulden von dieser an einem Tag geholt, und das Blatt trug mir bald 6—7000 Gulden jährlich reinen Gewinn ein, doch ging es auch nicht ohne alle Unannehmlichkeiten ab, von denen mir die meisten die Theaterkritiken verursachten, da diese oft beißend waren, und besonders die hohe, aus Kaufleuten bestehende Oberdirektion in gewaltigen Harnisch brachten. Das Unverzeihlichste war dabei, daß ich immer Recht hatte, die argen Blößen der Direktion dieses Kunsttempels schonungslos aufdeckte und dem Gelächter des Publikums Preis gab. Zufälligerweise war damals ein naher Verwandter von mir, ein gewisser M..., durch Protektion als Gehilfe Ihlehs bei dem Theater angestellt worden, die-

ser glaubte nun seine Sporen verdienen zu müssen, indem er die Vertheidigung dieses Instituts übernahm, und in einem Frankfurter Blatt über mich herfiel. Keine unglücklichere Idee konnte der werthe Herr Vetter bekommen, der so zu sagen das fünfte Rad am Wagen bei dieser Bühne war, nicht die mindesten Kenntnisse vom Bühnenwesen hatte, und mich nun zwang ihn zu geißeln und als jämmerlichen Coulissenschiebungsaufseher hinzustellen. Hiedurch wurde der arme Mensch vollends wüthend gemacht, und als wir uns eines Tags ganz allein in dem Lesezimmer des Casinos befanden, schlich er sich um mich herum, hinter meinen Rücken und wollte mir mit einem dicken Knotenstock von hinten eines versetzen, ich hatte aber die Absicht des tapfern Patrons bemerkt, schielte auf die Seite, und als er eben den Arm aufhob, parirte ich den mir auf den Kopf zugedachten Hieb mit meiner in der Hand habenden Reitgerte und versetzte ihm ein Paar derbe Kreuzhiebe damit ins Gesicht. Pfarrer Kirchner und der Secretär der Gesellschaft traten gerade in diesem Augenblick ins Zimmer, und verhinderten mich, den guten Vetter noch weiter wegen seines meuchlerischen Anfalls nach Verdienst zu belohnen. Doch berichtete ich die Sache an die Direktion der Gesellschaft, aus der M... nun ausgestoßen wurde. Der Mensch brütete jetzt Rache und glaubte bald eine passende Gelegenheit gefunden zu haben, diese mit großem Eclat an mir vollziehen zu können. — Es hatte mir ein Frankfurter Bürger und Zahnarzt, Namens R..., bei dem die erste Liebhaberin und sehr beliebte Schauspielerin Demoiselle L... zur Miethe wohnte, mit der er sich überworfen hatte und vor dem Polizeigericht lag, einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Nicht mehr als sieben Hausschlüssel,“ zugesandt, der nicht ohne Witz die Geschichte einer keuschen Jungfrau erzählte, welche sieben Liebhaber gehabt und jedem derselben einen Hausschlüssel zu ihrer Wohnung und eine Nacht in der Woche zugestanden habe. Namen waren keine, oder doch nur ganz fremde genannt, und ich selbst ahnte den Zusammenhang der Sache nicht. Aber kaum war die Nummer, welche diesen Aufsatz enthielt, erschienen, so wußte die ganze Stadt auch schon, daß es der Demoiselle L... gelte; der Einsender, der die ganze Geschichte, die nur Verleumdung war, um sich zu rächen, erfunden, hatte gehörig dafür gesorgt es unter die Leute zu bringen, wer damit gemeint sey. Unglücklicherweise hatte sich Demoiselle L... so übel berathen lassen, daß sie die Sache auf sich bezog, und die Herren

vom Theater veranstalteten eine Comödie in der Comödie, wozu mein Herr Vetter denn auch das seinige redlich beitrug. Es wurden nämlich einige achtzig Freibillette auf die Gallerien ausgetheilt, unter der Bedingung, daß die Inhaber derselben den Abend für den sie gültig waren, Demoiselle L... herausrufen sollten. Diese sollte alsdann unter Thränen dem Publikum mittheilen, daß, so sehr sie auch dasselbe zu achten und zu schätzen wisse, und so äußerst lieb und theuer ihr der Aufenthalt in Frankfurt sey, sie doch unter solchen Umständen, da ihre Ehre so empfindlich in der Offenbacher Zeitung gekränkt sey, unmöglich länger bei dieser Bühne bleiben könne. Diese Worte sprach sie wirklich in einem weinerlichen Ton, schluchzend, und begleitete sie mit einem Strom von Thränen. Kaum hatte sie geendigt, als sich auf den Gallerien ein furchtbarer Tumult erhob, die achtzig Freibillette thaten wie ihnen empfohlen worden, brüllten: Hier bleiben, hinaus mit dem Recensenten! und andere machten Chorus, ohne zu wissen was dies zu bedeuten habe. Ich befand mich mit ein Paar Bekannten mitten im Parterre, und da ich vorher schon durch einige Mitglieder vom Theater mündlich und durch Briefe unterrichtet worden war, mit einem Paar der hübschesten damaligen Frankfurter Theaterprinzessinnen stand ich in einem ziemlich vertrauten Verhältniß, und erfuhr durch diese Alles was sich bei demselben zutrug, und sogar was in den Comitées der Oberdirektion verhandelt wurde, so hatte ich mich auf den Fall eines etwaigen Angriffs gut vorgesehen. Um mich herum blieb indessen Alles sehr ruhig, ich ließ die gedungenen Lärmmacher sich ausschreien, verließ dann das Parterre, dessen Reihen sich vor uns öffneten, mit meinen Freunden, und man ließ uns unangetastet, ja sogar ehrfurchtsvoll durch. Damit war indessen die Sache noch nicht abgemacht, sondern zwei Tage darauf wurde ich vor das hochlöbliche Polizeigericht gefordert, wo ich die unterthänige Unterdirektion Ihleh und seinen Adjunctus M... vorfand, die mich im Namen der Oberdirektion als einen Ruhestörer des Theaters verklagt hatten und Genugthuung und sogar Entschädigung für den großen Nachtheil, welchen die Recensionen meines Blattes dem Theater schon gebracht hätte, begehrten. Ein Herr Senator Wüstefeld, Vorstand der Polizei, theilte mir mit polizeilicher Wichtigkeit diese Klagen der Direktion mit, und meinte, wenn ich dies Recensiren nicht unterließ, so könne mich dies noch theuer zu stehen kommen, ja der hohe Senat der Stadt Frankfurt könne

sich wohl veranlaßt finden, mein Blatt in der Stadt und deren Distrikt zu verbieten, und forderte mich auf, mich gegen die angebrachte Klage zu vertheidigen. Ich erwiederte ihm mit wenig Worten: daß, da die Zeitschrift im Großherzogthum Hessen und mit Großherzoglicher Censur erscheine, ich mich in Frankfurt auf solche Klagen gar nicht einlassen könne, die Herren müßten sich an die Großherzoglich Hessischen Behörden deßhalb wenden. — Gut, dann wird man das Blatt verbieten, sagte der Polizeisenator. — Das kann ich nicht verhindern, aber dann könnte es der Großherzoglichen Regierung leicht einfallen, die in Frankfurt erscheinenden Blätter ebenfalls zu verbieten, und dann, fügte ich lächelnd hinzu: ich kenne meine Frankfurter, verbieten Sie das Blatt, so mache ich bekannt, daß es im kurhessischen Städtchen Bockenheim zu haben, das, wie Sie, als in der Geographie gut bewandert, wissen, nur zehn Minuten von den Thoren Frankfurts entfernt ist, und ich bin überzeugt, es wird noch zweimal soviel davon abgesetzt. — Nun fing man an mit mir zu unterhandeln, und die Theaterherren gaben den Wunsch zu erkennen, ich möchte doch wenigstens erklären, daß mit den sieben Hausschlüsseln die Demoiselle L... nicht gemeint sey, damit diese beruhigt, und die Frankfurter Bühne nicht eines so eminenten Talentes beraubt würde. Zu was die Erfüllung dieses mehr als einfältigen Begehrens führen würde, sah ich im Augenblick ein, und versprach lächelnd diesem, als bescheidene Bitte vorgetragenen Wunsch nachzukommen. In der nächsten Nummer des Blattes las man: „Mit dem größten Erstaunen haben wir vernommen, daß eine so tugendhafte Person und ausgezeichnete Künstlerin, wie Demoiselle L..., die Geschichte mit den sieben Hausschlüsseln auf sich bezogen hat: wir erklären hiemit, daß es uns auch im Traum nicht einfallen konnte, Demoiselle L... damit zu meinen, übrigens wurde uns das Histörchen eingesendet.“ — Ueber den Tumult im Theater hatte ich in der Recension über das an jenem Abend aufgeführte Stück, es waren zufällig die deutschen Kleinstädter von Kotzebue, gesagt: „Das Publikum und Demoiselle L... fanden für gut, dieser Vorstellung noch einen fünften Act hinzuzufügen, in welchem die Künstlerin L... abermals einen Beweis ihrer großen dramatischen Talente lieferte. Sie weinte dem Publikum eine gut einstudirte Rede so natürlich vor, daß dieses durch die Macht ihrer Kunst hingerissen, sich veranlaßt fand, Comödie mitzuspielen, doch hätte es bedenken

sollen, daß einer so ausgezeichneten Schauspielerin, wie Demoiselle L..., jederzeit ein Strom von Thränen zu Gebot stehen muß. — Dieses Nachspiel hätte man füglich auf dem Zettel, und zwar unter dem Titel: Die Comödie in der Comödie, anzeigen sollen, dann hätte man gewiß ein volles Haus und ergo eine gute Einnahme gehabt.“ — War vorher der Lärm nur unter dem Theaterpersonale groß, so machte jetzt die Geschichte in der Stadt und den benachbarten Orten, wo fast Niemand wußte was es mit den sieben Hausschlüsseln eigentlich für eine Bedeutung habe, ein ungeheures Aufsehen. Demoiselle L... hatte viele Feinde und besonders Neiderinnen, welche jetzt alle triumphirten, und zu spät sah die Ober- und Unterdirektion des Stadttheaters ein, welche Dummheit sie gemacht, diese Comödie in der Comödie aufführen zu lassen und mich noch obendrein zu einer solchen Erklärung aufzufordern. — Vetter M... hielt sich indessen immer noch nicht für geschlagen, und da ich fortfuhr die Bühnenböcke gehörig mitzunehmen, so stieß er einigemal, wenn er sich in Gesellschaft von Helden seiner Gattung befand, verblümte aber laute Drohungen aus, wenn er mir wo begegnete. — Ich konnte zwar die Sache nicht auf mich beziehen, ohne mir Blößen zu geben und mich zu der in Deutschland so häufigen Gattung von Schafsköpfen zu zählen, die, wenn das Wort Esel irgendwo ausgesprochen wird, sogleich schreien: „damit war ich gemeint;“ da sich indessen diese Gesellen, es waren ihrer drei, außer Vetter M... noch ein M... und ein kleiner Advokat N..., eines Morgens in der Stadtallee wieder mausig machten und es keine Menschen waren, mit denen auf eine ehrenvolle Weise eine Sache zu schlichten oder zu beendigen war, so ließ ich in einer Nummer meiner Zeitschrift Folgendes abdrucken:

„Drei mehr als erwachsene Straßenjungen, die sich schon einigemal mausig machten, werden hiemit gewarnt, sich ferner die mindeste Unschicklichkeit zu Schulden kommen zu lassen, wenn sie sich nicht einer empfindlichen Ahndung aussetzen wollen.“

Die drei Herren hatten selbst dafür gesorgt, daß man schnell im Publikum wußte, wer mit den Straßenjungen gemeint war, und wurden nun allenthalben, wo sie sich sehen ließen, deßhalb aufgezogen, so daß sie sich nicht anders helfen zu können glaubten, als durch eine gedruckte Erklärung in meiner Zeitschrift, daß sie nicht damit gemeint gewesen seyen. Eines Morgens beehrten sie mich, drei Mann hoch, unangemeldet in meinem Arbeitszimmer und

erklärten mir rund heraus: sie seyen gekommen, um von mir zu verlangen, daß ich in meiner Zeitschrift abdrucke, sie seyen nicht mit den: „mehr als erwachsenen Straßenjungen“ gemeint; und da ich dagegen erklärte, sie hätten sich vergeblich bemüht, wollten sie grob werden und drohten mir mit aufgehobenen Stöcken. Ich ergriff nun ganz ruhig eine an der Wand hängende ungeladene Pistole, auf die noch obendrein nur ein hölzerner Stein geschraubt war, spannte den Hahn und rief ihnen zu: der erste der noch eine Miene verzieht, dem knalle ich vor den Kopf. Alle drei wurden nun leichenblaß, mein Vetter M... verkroch sich hinter den Kaufmann M..., eine vierschrötige breite Person, mit einer Art Cyclopenkopf, den man wegen seinen unförmlichen Zügen nur das Rasierspiegel-Gesicht nannte, und der kleine Advokat N... versteckte sich hinter meinen Vetter M...; kaum konnte ich das Lachen halten, als ich die drei Schmerzenssöhne mit ihren Jammergesichtern so nolens volens Gluckchens spielen, mich so wehmüthig wie keine Henne den Marder anblicken, und vor der ungeladenen Pistole zittern sah. — Es machte mir Spaß, die Gesellen so einige Minuten zappeln zu sehen, endlich sagte ich zu ihnen: „übrigens soll Euch Euer Gesuch gewährt seyn, in der nächsten Nummer werdet Ihr die gewünschte Erklärung finden, aber nun packt Euch.“ Ich machte ihnen die Thüre auf, nach der sie zu kommen sich beeilten, jeder wollte der erste seyn, und ebenso stürzten sie die Treppe hinab und zur Hausthüre hinaus. — In der nächsten Nummer der Zeitschrift las man: „Die Herren M..., M... und N... haben mich mit einem Besuch beehrt, um sich zu erkundigen, ob sie mit den „mehr als erwachsenen Straßenjungen“ gemeint seyen, und als ich ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, wie sie eine solche Frage an mich thun könnten, sagten sie mir: ja, man glaubt es in der ganzen Stadt, und baten mich, doch bekannt machen zu wollen, daß sie nicht damit gemeint seyen. Ich thue ihnen hiemit diesen Gefallen.“ — Dies war dieselbe Geschichte wie mit Demoiselle L..., hatte man vorher nur vermuthet, sie seyen mit den Straßenjungen gemeint, so deutete jetzt Jedermann mit Fingern auf sie. — So ging es noch mit mehrern Aufsätzen, namentlich der „Unterbrochenen Hochzeit,“ wo am Trauungstag die Braut ausblieb, während der Bräutigam und alle Zeugen und Geladenen am Altar vergeblich harrten; die Mutter der Braut, eine böse Sieben, hatte dieselbe mit Gewalt zurückgehalten, da der Bräu-

tigam nicht eingewilligt hatte die Mama mit zu heirathen, das heißt, sich ein Hauskreuz aufzuladen, indem er auch sie mit ins Haus nahm, obgleich der Mann, ein Simpler, noch lebte. Alle diese Geschichten machten großes Aufsehen und ich stand mich, wie gesagt, in finanzieller Hinsicht vortrefflich dabei. Eine der komischsten war: der Lord-Weißbinder, so nennt man in Frankfurt die Tüncher. Dieses Histörchen war mir jedoch von der betreffenden Familie, mit der ich gut bekannt war, selbst, und zwar mit der Bitte mitgetheilt worden, es in meiner Zeitschrift abdrucken zu wollen. Die Sache war folgende: Ein Tünchergeselle, der sich außer den Arbeitsstunden und besonders an Sonn- und Feiertagen gewaltig herausputzte, nach englischen Moden kleidete, und so die Kirchen, Promenaden rc. besuchte, hatte sich in ein recht hübsches Mädchen, Emilie T..., die Tochter eines banquerouten und durchgegangenen Kaufmanns, dessen Gattin aber mit ihren Kindern in Frankfurt geblieben war, verliebt. Ich besuchte bisweilen Madame T..., die mir eines Morgens sagte: Stellen Sie sich vor, lieber Herr Fröhlich, was ich da für eine Geschichte mit meiner Emilie habe. — Nun? — Das Mädchen will mir einen Tünchergesellen zum Schwiegersohn bringen, so weit ist es doch noch nicht mit uns gekommen, sie hat ja noch ihr mütterliches Vermögen. — Aber wie geht das zu? — Lassen Sie sich erzählen: Seit einiger Zeit läuft ein Mensch, gekleidet wie ein Engländer, fast jeden Abend wohl ein Dutzendmal an unserer Wohnung vorüber, sieht immer nach unsern Fenstern und grüßt Emilie recht freundlich, die ihm auch so wie ich recht artig dankte. Wir hielten ihn in der That für einen reichen Engländer, und ich dachte, das könnte wohl eine gute Parthie für meine Tochter abgeben, bis ich den verwichenen Sonntag gräßlich enttäuscht wurde. — Denken Sie sich, als wir in der reformirten Kirche Platz in unsern Stühlen genommen hatten, der Kirchendiener meiner Emilie ihr Gesangbuch gibt und sie dasselbe öffnet, fällt ein Briefchen heraus, welches die allerzärtlichste Liebeserklärung für meine Tochter, aber in einem sehr unorthographischen Deutsch geschrieben, enthielt. Ich meine der Schlag sollte mich rühren, so etwas in einem Gesangbuch in der Kirche zu finden! — Aber Emilie lispelte mir zu: Still Mama, das ist von unserm Engländer, da drüben steht er und sieht auf uns. — Er stand richtig da, machte ein Paar Augen, als wollte er uns verschlingen, und verwendete während der ganzen erbaulichen

Predigt des Herrn Pfarrer Spieß kein Auge von uns. Als die Kirche aus war, stellte er sich an die Thüre und grüßte uns im Hinausgehen wieder recht freundlich, ich aber sagte zu meiner Tochter: der kann den Brief nicht geschrieben haben, er ist zu fehlervoll. — Mama, ein Engländer kann nie recht deutsch. — Ich will gleich im Klaren seyn, ob das Schreiben von ihm ist. — Ich warte nun bis alle Leute aus der Kirche sind, gehe dann zum Kirchendiener, halte ihm das Brieschen vor, und sage ihm: wer hat dies in das Gesangbuch meiner Tochter gelegt? — Der Mensch wird leichenblaß und stottert zitternd: ach, liebe Madame, verrathen Sie mich nicht, sonst bin ich um meinen Dienst, ich habe doch nur einen lumpigen Sechsbätzner dafür erhalten, den Wisch in das Buch zu legen. — Wer hat ihm das Schreiben gegeben? — Der Sohn des Weißbinders Sch..., der Geselle bei dem Weißbinder L... ist. — Ich meine wieder der Schlag rührt mich. — Wie sieht der Mensch aus? — Ach, liebe Madame, dort steht er noch gerade der Kirche gegenüber, an dem Heiderischen Haus auf dem großen Kornmarkt, und sieht an einem weg hierher. — Es war unser vermeintlicher Engländer, und jetzt war mir wirklich weh. Ich nehme meine Emilie beim Arm und eile mit ihr heim, indem ich ihr sage: daß du dich nicht umsiehst, sonst drehe ich dir den Hals um, du Hahlgans. — Der Mensch aber verfolgt uns bis an die Hausthüre, die ich hinter uns zuschlage, und spaziert dann noch eine Stunde vor dem Haus auf und nieder. Ich lasse aber meine Emilie um keinen Preis mehr an das Fenster, und mache sie mit der Qualität des vermeintlichen Engländers bekannt. Was denken Sie, was mir das gottvergessene Mädchen antwortete? — Liebe Mutter, hat sie gesagt, es ist immer noch besser einen Weißbinder, als gar keinen Mann. — Ich habe ihr aber tüchtig den Kopf gewaschen, und gestern habe ich sie mit vor ein Haus genommen, welches ihr Liebhaber dermalen roth anstreicht, und habe ihr denselben, mit dem Schurzfell und dem Pinsel in der Hand auf dem Gerüst stehend, gezeigt, wie er selbst mit allen möglichen Farben befleckst war. Ich hoffe das soll geholfen haben, aber Sie thun mir wohl den Gefallen und setzen die ganze Geschichte in ihr Blatt. — Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht, recht gern, nur fürchte ich, daß es viel Aufsehen und Scandal machen wird. — — Das thut nichts, das will ich eben, dann wird meine Emilie gewiß geheilt, es ist so eine Romanheldin, die ihr Schäfchen im Nieder-

räder Wald immer an einem Rosabändchen spazieren führt, ihm und sich ein Schäferhütchen aufsetzt, dann Idyllen liest u. s. w. — Madame T... ließ mir keine Ruhe, bis ich ihr versprochen, die Sache in meiner Zeitschrift abdrucken zu lassen, was dann, wie ich vorhersah, abermals der guten Stadt Frankfurt auf 14 Tage Stoff zur Unterhaltung lieferte. — Die hübsche Emilie zu trösten und von ihrer Leidenschaft völlig zu heilen, übernahm ich mit Erlaubniß der Mama selbst, und die Cur gelang mir ganz nach Wunsch. Später heirathete sie einen Herrn von Z..., einen Ausbund aller Liederlichkeit und Schlechtigkeit, von dem sie sich schon nach ein Paar Monaten wieder trennen mußte. Weit besser wäre sie mit dem ehrlichen Weißbinder gefahren.

Eine andere Sache, durch welche ich mir viele Feinde machte, unter denen auch die Mehrzahl meiner Anverwandten, die ich freilich nicht sehr schonend behandelte, war eine Kirchhofsgeschichte, welche die ganze Stadt in zwei Partheien theilte. Schon längst war die Rede davon gewesen, daß der einzige Kirchhof innerhalb der Stadt auf der Schäfergasse so sehr mit faulenden Leichen überfüllt, daß es gefährlich für die Gesundheit der Lebenden sey. Viele Aerzte und alle vernünftige Menschen hatten sich deßhalb ausgesprochen, und bei der immer mehr zunehmenden Bevölkerung die Anlegung eines neuen Friedhofs außerhalb der Stadt begehrt, konnten indessen mit ihrer so vernünftigen als billigen Forderung nicht durchdringen, da eine in Frankfurt sehr einflußreiche Familien-aristokratie und die meisten Mitglieder des Senats, des gesetzgebenden Körpers und der Zweiundfünfziger schlechterdings dagegen waren. Da hieß es: „ich will da faulen, wo meine Väter, Großväter und Urgroßväter, alle meine Vettern, Basen und meine Urgroßmütter, Großtanten rc. faulen. Nichts half es daß man den Leuten begreiflich zu machen suchte, daß wenn dieß so fort gehe, in wenigen Jahren eine gefährliche Epidemie in Frankfurt ausbrechen könne, sie beharrten steif und fest, auf dem alten Kirchhof begraben werden zu wollen. — Daß ich über diesen Gegenstand die Geißel der Satyre mit allen Kräften schwang, erboste die Altkirchhöfler nur noch mehr, die nun sämmtlich meine bittersten Feinde wurden, während sich die Neukirchhöfler freuten und jauchzten. Und als ich gar eine Carricatur, diesen Kirchhofsstreit darstellend, als Beilage zu der Zeitschrift herausgab, da war der Teufel in allen Ecken los. — Das ist ein gottloser, gottvergessener Höllenbraten, hieß

es, dem nichts heilig ist, nicht einmal die Erde, in der seine gottseligen Vorfahren ruhen, es ist eine Schande, daß der Unmensch ein Frankfurter Kind ist. Die am meisten gegen mich eiferten, waren meine eigenen Verwandten vom dritten bis ins zwanzigste Glied. — Aber er ist so gut wie kein Frankfurter, tröstete man sich wieder, denn er ist von Kindheit an in der ganzen Welt herumgefahren, drum moquirt er sich auch über Alles was bei uns vorgeht, rc. Allerdings hatte ich genug Erfahrungen gemacht, um all die Vorurtheile der guten Reichsstädter abzuschütteln und lächerlich zu finden, die ich eigentlich nie gehabt. Möglich, daß wenn ich auch schon mit meinem vierzehnten Jahre, nachdem ich nur Frankfurter Schulen besucht, so ein Ziffern- und Nullenmaler auf einem finstern Comptoir geworden, dann ein oder zwei Jahre einen Ausflug in ein Paar andere Handelsstädte gemacht hätte, und eben so spießbürgerlich zurückgekommen wäre, wie es den meisten Söhnen der Frankfurter Handelsleute geboten wird, daß ich dann auch so ein Erzstubenhocker geworden wäre, für den Frankfurt die Welt ist; aber dieß hat nun einmal nicht seyn sollen, und selbst dann würde ich mich schwerlich darein gefunden haben, mich glücklich zu schätzen, Sonntags eine steife Forsthausfahrt, des Abends eine Parthie in einem Colleg oder dem Casino zu machen, von Zeit zu Zeit einer Abfütterungsmahlzeit beizuwohnen oder eine solche zu geben, und mich in den langweiligsten Theegesellschaften von der Welt herumzutreiben. Genug, ich war einmal zu einem ächten Frankfurter Erzmenschen verdorben. — Und das ist kein Wunder, hieß es allenthalben, er hat schon als Kind nichts getaugt und wollte mit aller Gewalt ein Comödiant werden, war nach Weimar zum Göthe durchgegangen, der auch nicht viel besser ist und unserer Stadt eben keine große Ehre bringt mit seiner Comödien- und Romanenschreiberei, und da haben ihn seine Eltern unter die Soldaten und gar unter die Franzosen stecken müssen, dann ist er wieder bei den Preußen gewesen, und ist so ä Franzos, ä Preuß, ä leichtsinniger Galgenstrick, aber kein ehrbarer Frankforter. Heirathen thut er auch nit, und keine Stell will er auch nit, damit er das lustige Leben recht fortführen kann, und steckt immer mit den Comödiantinnen zusammen. — Dies war ungefähr die Reputation, deren ich mich in meiner guten Vaterstadt nach zweijährigem Aufenthalt zu erfreuen hatte. Auch die Casinofähigkeiten hatte ich angegriffen, und mich über diese lustig gemacht. Nach den Gesetzen des

Frankfurter Casino durften nämlich keine Commis oder Buchhalter, keine Künstler die Schauspieler oder Musiker waren, keine Juden u. s. w., dasselbe betreten und noch weniger dessen Mitglieder werden. Casinofähig waren nur Kaufleute ersten Ranges, Senatoren, höhere Angestellte in Frankfurt, und dergleichen; wollte man Jemand als was Rechtes herausstreichen, so sagte man von ihm, statt es ist ein Ehrenmann: „er ist kasinofähig," und manche Personen die sich anmeldeten, fielen durch, weil man sie für nicht reich oder vornehm genug hielt; dies war auch kürzlich einem Ehrenmann geschehen, den mehrere Casinomitglieder vorgeschlagen hatten. Diese Gelegenheit hatte ich ergriffen, den casinofähigen Herren ihre Albernheiten recht derb unter die Nase zu reiben, indem ich erzählte, wie jüngst ein Kaufmann seine Aufnahme durchgesetzt, weil er durch die Acten eines Processes dargethan, daß sein Großvater wirklich schon mit Schwefelhölzern gehandelt habe. — Als Iffland das Letztemal in Frankfurt Gastrollen gab, war der Casinoausschuß in großer Verlegenheit was er zu thun habe, ob er dem großen Künstler eine Gastkarte schicken dürfe oder nicht, da die Casinogesetze jedem Comödianten den Zutritt verweigerten. Endlich fiel einer der berathenden Herrn auf folgenden Ausweg, und schrie: Wissen Sie was, meine theuern Collegen, in Ifflands Person finden sich zwei verschiedene Naturen vereinigt, nämlich der Comödiant und dann der Generaldirektor der königlichen Schauspiele zu Berlin, den ersten lassen wir daraus, dem Generaldirektor aber schicken wir eine Gastkarte. Bravo! rief man einstimmig, das war ein kluger Gedanke, der uns aus aller Verlegenheit zieht; man fertigte die Gastkarte aus und übersandte sie dem Herrn Generaldirektor, nachdem derselbe schon mehrere Tage in Frankfurt gewesen und schon einigemal aufgetreten war. Iffland, der die Frankfurter Casinogesetze kannte und von der Sache unterrichtet war, schickte den Herren die Karte mit dem Bemerken zurück: „er bedaure, keinen Gebrauch von derselben machen zu können, indem er keine Orte besuche, die seine Kameraden nicht betreten dürften, er sey auch Schauspieler; zwar habe er schon die Ehre gehabt, von fürstlichen Personen und selbst von seinem König zum Frühstück eingeladen worden zu seyn, aber er gebe gern zu, daß ihn dies Alles nicht berechtige, sich in Frankfurt für casinofähig zu halten." Was machten die casinofähigen Herren für Augen, als sie dies mit der zurückgeschickten Karte zu Gesicht bekamen, und welche, als

sie die Geschichte in meiner Zeitschrift abgedruckt fanden! — Mit dem hohen Senat und der nicht minder hohen Polizei hatte ich es ohnehin schon längst verdorben, die Albernheiten, Gewaltthätigkeiten und dummen Streiche derselben geißelnd. — Eines Tages war ich mit ein Paar Damen nach Wiesbaden gefahren, und hörte, mit denselben hinter dem Cursaal auf- und abspazierend, wie ein daselbst sich zur Cur befindlicher Senator, Namens Lucius, den andere Curgäste gefragt hatten, wer wir seyen, denselben antworten: „Wer werd's seyn, es sin anige von unsern Unerthane, der än schreibt å Zeitung.“ — Natürlich gab dies wieder Stoff für mein Blatt und zum Lachen für meine Leser.

Es fehlte mir auch nicht an Mittheilungen der naiven Urtheile, die über die verschiedenen Aufsätze in meiner Zeitschrift gefällt wurden. Da der Kastengeist oft herhalten mußte, so fragte einst ein junges Mädchen eine ihrer Bekannten, eine gewisse Jungfer Jacobine B..., die sich in Bockenheim aufhielt und gerne die Gelehrte spielte: „Mei, sag mer doch, Jacobinche, was is dann des, å Kastegeist?“ — Dumm Os, erwiederte die Gefragte, was werd's sey, å Gespenst in ere Kist! — Dieselbe (Jacobine) hatte einst im Theater einer Vorstellung von Schillers Kabale und Liebe beigewohnt, und bei der Stelle wo Ferdinand, von der Milford sprechend, sagt: „Ich will hin zu ihr, will ihr einen Spiegel vorhalten,“ gefragt: ei war se denn so garstig? — Und als ihr Jemand das Lied: „Hebe, sieh, in sanfter Feier,“ gebracht, (sie miaute ein wenig, was sie singen nannte, und klimperte falsche Accorde auf der Guitarre dazu), sagte sie: „aber das Lied fängt doch dumm an, da steht: Hebe sie, aber nit, wen mer hebe soll.“

Unterdessen vermehrte sich die Zahl meiner Abnehmer so, daß mein Einkommen immer bedeutender wurde, denn die Zeitschrift wurde auch sehr viel in den umliegenden Städten, wie Darmstadt, Mainz, Hanau, Wiesbaden, Heidelberg, Mannheim, Coblenz, Wetzlar rc. gelesen, wohin ich von Zeit zu Zeit kleine Reisen machte, um Stoff von dortigen Localitäten zu sammeln. Nach Darmstadt ritt ich jedesmal, wenn daselbst in dem eben erst fertig gewordenen prächtigen Theater große Opern aufgeführt wurden, die mit außerordentlicher Pracht und großem Aufwand und auch in musikalischer Hinsicht vortrefflich gegeben wurden, da bedeutende Talente, wie der Tenorist Wild rc., ein vortreffliches Orchester und gut einstudierter Chor zusammenwirkten. Der Großherzog selbst dirigirte

die Proben. Oft fuhren wohl über Hundert Wagen voll Schau- und Hörlüstiger, Sonntags von Frankfurt nach Darmstadt, um einer solchen Vorstellung beizuwohnen, über die ich dann berichtete. Ferdinand Cortez, die Vestalin, Don Juan, der Freischütz ꝛc. wurden in jeder Hinsicht mit einer Vollendung wie auf keiner andern Bühne gegeben, und das Frankfurter Theater war im Vergleich mit dem Darmstädter eine Marionettenbude.

Damals ließ mir die Frankfurter Direktion durch eine dritte Person freies Entrée auf jeden mir beliebigen Platz anbieten, was ich lachend mit den Worten zurückwies: eben weil ich frei und nach meiner Ueberzeugung schreiben will, kann ich von keinem freien Entrée Gebrauch machen. Die Herren messen einen jeden nach sich, und wissen, daß man unter andern durch ein freies Diner in Frankfurt, selbst bei den Herren Senatoren viel er- und bewirken kann, und meinen alle über einen Leisten schlagen zu können; ich könnte mich über ein solches Anerbieten vielleicht ärgern, wenn ich nicht wüßte, was man solchen Leuten alles zu gut halten muß.

Meine Zeitschrift hatte damals eine solche Furcht in Frankfurt und auch bei der vornehmen Frauenwelt erregt, daß manche derselben, wenn sie mich auf den Promenaden von ferne kommen oder reiten sahen, schnell einen Seitenweg einschlugen oder sich hinter ein Gebüsch versteckten, und wenn man sie fragte: woher diese übertriebene Furcht? erwiederten sie: „ja, wann mer ebbes Dummes schwäzt oder ebbes Albernes mächt, dann setzt der's gleich in sein Blatt." — Da mir dies mehrmals wieder zu Ohren gekommen war, so ließ ich in einer Nummer desselben abdrucken: „diese Furcht sey durchaus ungegründet, denn wenn ich all das dumme Zeug, das in Frankfurt geschwazt oder gemacht wird, in meiner Zeitschrift abdrucken lassen wollte, so könnten mir alle Papiermühlen in ganz Deutschland nicht Papier genug liefern."

Zu jener Zeit erhielt ich ein Schreiben von der Signora Catalani, worin diese mir meldete, daß sie zu der bevorstehenden Herbstmesse nach Frankfurt kommen und daselbst ein Paar Concerte geben wolle, ich möchte einstweilen Zimmer in einem Hôtel für sie bestellen. Dies that ich im englischen Hof, und bald darauf kam die Signora mit ihren Kindern, aber ohne ihren Mann, auch ohne den dicken Burgmüller, nur ein alter adelicher französischer Ehrencavalier, Monsieur le Baron de Weber, begleitete sie. Da sie schon früher in Frankfurt gewesen und daselbst gesungen hatte,

so gab ich ihr den Rath, jetzt die Eintrittskarten zu ihrem Concert von einem Dukaten auf vier Gulden herabzusetzen, den sie auch befolgte, doch wollte sie deßhalb auch nicht mehr als vier Gulden für jedes mitwirkende Glied des Frankfurter Orchesters bezahlen, die früher ebenfalls einen Dukaten erhalten hatten. Dies wollten sich aber die Herren durchaus nicht gefallen lassen, sie bestanden auf ihrem Dukaten, und der Kapellmeister der Frankfurter Oper, Guhr, rieth ihnen fest darauf zu beharren. Signora Catalani, die ihrerseits, wie wir wissen, ihr Köpfchen hatte, bestand auf den vier Gulden, und wollte lieber kein Concert mehr in Frankfurt veranstalten als nachgeben, und ungehört wieder abreisen, da in der ganzen Stadt außer den bei dem Theater angestellten Virtuosen, sich keine andern Musici befanden, fähig in einem Concert zu spielen. Ich dachte einen Augenblick über die Sache nach, und sagte dann zu der aufgebrachten Prima Donna: Beruhigen Sie sich, ich schaffe Ihnen ein treffliches Orchester. — Wie das? — Ich fahre nach Mainz und hole dort die für Ihr Concert nöthigen Virtuosen. — Glauben Sie, daß sie kommen werden? — Gewiß, nur muß man sich es etwas kosten lassen. — Gleichviel, es mag kosten was es will, das Doppelte, das Dreifache, wenn wir nur den Frankfurter Musikern zeigen, daß wir auch ohne sie ein Concert geben können, und ihrer nicht bedürfen. — Ich ritt nun sogleich in vollem Trabe nach Mainz, nachdem ich der Catalani noch eingeschärft, durchaus Niemand etwas von unserm Vorhaben merken zu lassen. — In Mainz begab ich mich zu dem Kapellmeister des dortigen Theaters, engagirte ihn nebst fünfzehn Orchestermitgliedern für das bestimmte Concert, und versprach die Herren selbst am festgesetzten Tag früh genug abzuholen, um vorher noch die nöthige Probe mit Madame Catalani halten zu können. Das Concert war angekündigt, der Tag bestimmt, und die Frankfurter Orchesterherren glaubten ihre Dukaten schon in der Hand zu haben, denn ohne sie war nach ihrer Meinung das Concert schlechterdings unmöglich; sie erwarteten jede Stunde die Einladung zur Probe, die — nicht kam. Als der Tag herangekommen, ritt ich in aller Frühe wieder nach Mainz, miethete daselbst vier Wagen und fuhr um zwei Uhr Nachmittags mit meinen Virtuosen und ihrem Kapellmeister in den englischen Hof ein, wo ihrer ein köstliches Mittagsmahl harrte, worauf probirt wurde. Ganz unbemerkt war ein Wagen nach dem andern durch das Bockenheimer Thor und eben

so unbemerkt in den Gasthof gefahren, was, da gerade Messe war, wo stündlich viele Fremde ankommen, um so weniger auffallen konnte. Niemand hatte also das Daseyn der fremden Virtuosen vermuthet. Guhr und sein Orchester konnte sich die Sache gar nicht erklären, schon war es vier Uhr Nachmittags, weder er noch Proben verlangt worden, und er behauptete, daß troß den angeschlagenen Concertzetteln und schon verkauften Billets, das Concert dennoch nicht stattfinden könne. — Zu demselben hatte ich den Dickischen Saal im rothen Haus gemiethet, und ehe es sechs Uhr war, die bestimmte Stunde zum Anfang, fuhr ich mit meinen Mainzern in den Hof des rothen Hauses und führte sie in ein Nebenzimmer des Saales, ohne daß sie Jemand bemerkte. Den Kapellmeister Guhr hatte die Neugierde, um zu erfahren wie sich dies Räthsel lösen werde, mit noch ein Paar Virtuosen von seinem Orchester in den bereits überfüllten Saal getrieben, und statt die gehofften Dukaten zu erhalten, mußten auch sie den Eintrittspreis von vier Gulden bezahlen. Jetzt schlug es sechs Uhr, auf thaten sich die Flügelthüren, welche in das Nebenzimmer führten, und aus demselben traten zwanzig Mann hoch der Mainzer Kapellmeister mit seinen Musici, ihre Instrumente in der Hand, und stellten sich an ihre Notenpulte. Wie rissen Guhr und seine Begleiter die Augen auf! — Den Streich hat uns wieder der verdammte Fröhlich gespielt, rief ersterer aus. — Ja, wäre es nur nicht gerade Messe, wir ließen die Herren sämmtlich durch die hochlöbliche Polizei abführen, sagte ein anderer, aber so ist Meßfreiheit, da darf jeder Landstreicher mit seiner Fiedel frei in unserer freien Stadt einziehen und den Leuten die Ohren voll geigen. — Das Concert hatte unter ungeheuerm, fortdonnernden Applaus ungestörten Fortgang, und nach demselben gab ich den Mainzer Herren noch ein splendides Souper auf meine Kosten im englischen Hof, worauf sie mit Sang und Klang noch dieselbe Nacht zurückfuhren. Auf den andern Morgen hatte ich auf dem Forsthaus bei der Frau Oberförsterin ein Gabelfrühstück bestellt, zu dem ich Madame Catalani und die Ihrigen, nebst mehrere meiner Bekannten und auch den Kapellmeister Guhr eingeladen, der jedoch, fürchtend gehänselt zu werden, nicht erschien. Die Signora sang nach demselben zur großen Freude der Gesellschaft ein Paar Lieder. Ihren Ehrencavalier aber, den Baron von Weber, dessen ganzes Verdienst darin bestand, daß er der Milchbruder der unglücklichen Maria Antoinette

gewesen, was ihn auch baronisirt hatte, und der sich in allen Dingen so ungeschickt als tölpelhaft benahm, zu gar nichts zu gebrauchen war, auch nichts repräsentirte, schickte sie noch denselben Tag, ihn verabschiedend, mit einem Tausendfranken-Billet nach Paris zurück. — Madame Catalani verweilte noch einige Tage in Frankfurt, und ich geleitete sie bei ihrer Abreise bis Mainz.

Unterdessen war das Projekt, Napoleons Befreiung zu bewirken, ziemlich vorgeschritten. Lord C... hatte zwei Mittel vorgeschlagen, den Exkaiser von St. Helena zu entführen. Das erste war vermittelst eines Luftballons, an den man ein Schiffchen befestigen müsse, das zu gleicher Zeit im Wasser zu gebrauchen sey und eine Last von zwei Menschen tragen könne; doch gab er diese Idee bald selbst wieder als unausführbar auf, da, wenn man auch die Unmöglichkeit den Ballon zu leiten nicht berücksichtigen wollte, und das Steigen desselben auch nur bei Nacht thunlich war, wo man dann in der Höhe Laternen angezündet, so hätte der Ballon vom Wind getrieben, ja leicht nach der entgegengesetzten Seite des zu seinem Empfang bereiten amerikanischen Schiffes steuern können, oder sich vielleicht gar wieder auf der Insel selbst niederlassen müssen. Das zweite Mittel bot keine dieser Schwierigkeiten, es bestand darin, ein Boot construiren zu lassen, das mehrere Schuh tief unter dem Wasser gehe, und Raum für acht bis zehn Menschen habe. Dieses war auch schon in Amerika bei einem geschickten Mechanikus, der zugleich Kenntnisse von der Schiffsbaukunst besaß, bestellt und in Arbeit, das Modell dazu aber schon in London angekommen, und man hatte damit vollkommen genügende Versuche gemacht. Vermittelst eines angebrachten Räderwerks konnte man die Maschine nach Belieben tiefer oder höher unter die Oberfläche des Wassers bringen und durch Einhaken das fernere Sinken oder Steigen des Bootes verhindern, so daß es in der sich befindlichen Tiefe vermittelst anderer ruderartiger Räder ohne große Anstrengung mit einer ziemlichen Schnelligkeit horizontal fortbewegt werden konnte. Die Sache war nun schon so weit gediehen, daß ich mich zur baldigen Abreise nach London anschicken konnte, wo ein Schiff mit solchen Waaren beladen werden sollte, die England nach Ostindien exportirt, wie Eisen, Zinn, Wollen- und Manufacturwaaren ꝛc. Lord C... hatte selbst eine Reise nach den Vereinigten Staaten gemacht, um daselbst einstweilen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und Schiffe von verschiedener Größe auf längere

Zeit zu miethen, die dann später in einer gewissen Entfernung von St. Helena kreuzen, sich einander ablösen und eine beständige Communikation mit Amerika unterhalten sollten. Ehemalige französische Marine-Offiziere, die sich in den Vereinigten Staaten oder in dem sogenannten Champ d'Asyle befanden, sollten sie befehligen. Schon war alles so weit bereit, daß meine Abreise nach England und von da nach Ostindien festgesetzt war, als einige Wochen früher die officielle Nachricht von Napoleons erfolgtem Tod eintraf; mit ihr waren alle unsere Projekte, Pläne und Vorkehrungen zu Wasser geworden, und schon sehr bedeutende Summen vergebens verschwendet.

So geht es nun einmal: der Mensch denkt, Gott lenkt. Der Herr hatte es anders beschlossen, und den Gefangenen nicht nur von St. Helena, sondern von allen Qualen dieses irdischen Jammerthals befreit. Wer weiß, wenn die beabsichtigte Befreiung dieses Mannes gelungen wäre, welche Schicksale beiden Hemisphären geworden. Die damals noch sehr große Zahl seiner Anhänger und die noch weit größere aller Unzufriedenen und Mißvergnügten hätte wieder einen Vereinigungspunkt in dem Exkaiser gefunden und die Welt abermals in Flammen gesetzt. Daß der Plan mit viel Umsicht, Klugheit und Voraussicht angelegt war, wird Niemand in Abrede stellen können; das dazu erbaute Boot war noch lange ein Gegenstand der Neugierde und wurde von vielen Reisenden in Nordamerika besichtigt.

Mit dem Frühling dieses Jahres hatte ich mein Hauptquartier in Offenbach aufgeschlagen, wo noch immer ein heiteres und geselliges Leben herrschte, wenn auch mehrere Häuser, wie Bernhards und d'Orvilles, sehr zurückgekommen waren; diese hatten gerade damals noch an dem Weinland'schen Proceß zu laboriren, der endlich durch einen Vergleich, bei welchem diese Tabaksfabrikanten für ihre jetzigen Verhältnisse schwere Opfer bringen mußten, beseitigt wurde. Diese Leute konnten aber noch immer nicht ihre frühern glänzenden Umstände vergessen, lebten mehr in der Vergangenheit als in der Jetztzeit, und redeten unaufhörlich, gleich alten Jungfern die sich mit Wohlgefallen an die Courmacher ihrer Jugend erinnern, von der Kapelle Bernhards, seinen Festen u. s. w. Von dem allem war ihnen wenig mehr übrig geblieben, als ein lächerlicher Hochmuth und Dünkel, der sie zum Gespötte der übrigen Einwohner Offenbachs machte, von denen sie mehrere in jeder

Hinsicht weit überflügelt hatten. Auch die Maskenbälle waren bei weitem nicht mehr das was sie früher, sondern sehr ins Gemeine ausgeartet, dagegen wurden mehrere geschlossene auf Subscription veranstaltet, die schön und glänzend waren. Auf einem derselben wechselte ich siebenmal das Costüme, um meine guten Frankfurter desto besser intriguiren zu können; aus einem Zuckerhut schlüpfte ich als Figaro, aus einem Eremiten verwandelte ich mich in Ritter Roland u. s. w. Auch einen Don Juans-Zug, fast so prächtig wie einst der in St. Carlo zu Neapel, veranstaltete ich, der nicht wenig Aufsehen machte und Stoff zu Gerede in Frankfurt gab, wobei ein wunderschönes Mädchen, die Tochter eines blinden Weinhändlers, Fanny M..., mein Zerlinchen war, mit der ich jedoch bald wieder zerfiel, als sie erfuhr daß ich Urspruchs öfters besuche und mit Betty Rollen durchgehe. Der Zahnausreißer Hofrath Meyer, wenn auch schon ziemlich caduc, spielte indessen noch immer so gut es gehen wollte seine alte Rolle, die des Stadthanswursts fort. — Noch früher als ich nach Offenbach gezogen war, hatte ich Sr. Durchlaucht dem Fürsten Y., der sich damals in Birstein aufhielt, einen Besuch daselbst gemacht, aber Höchstdieselbe in den allerpitoyabelsten Umständen gefunden, krank und schachmatt an Leib und Seele, und die Krankheit von so böser Art, daß es unmöglich war, länger als ein Paar Minuten in der verpesteten Stubenluft auszuhalten. Der Fürst war durch den Wiener Friedenskongreß mediatisirt worden, seine zahlreichen Gläubiger hatten sich jetzt alle gemeldet und hörten nicht auf ihn zu bestürmen. Mit einem jämmerlichen Armensünder-Gesicht geruhten Seine Durchlaucht mich von ihren schrecklich fatalen Umständen zu unterhalten, und endigten damit, daß ihm hoffentlich seine unbarmherzigen Gläubiger noch soviel lassen müßten, daß er wenigstens eine Suppe und ein Stückchen Rindfleisch essen könne. — Auch noch etwas mehr, tröstete ich den armen Mann, der mir in der That Mitleid einflößte, war aber doch froh als ich mich beurlaubend wieder entfernt hatte und frische Luft athmete. Wenig Monate darauf starb er, erst 55 Jahre alt.

In Offenbach hatte ich mich im Gasthaus zum Isenburger Hof eingemiethet, dessen Wirth Z.... noch eine junge hübsche Frau und zwei artige Töchter, Stiefkinder der letztern, hatte. Das Haus hatte früher der bekannten Schriftstellerin Sophie von La Roche gehört, und ich bewohnte die Zimmer, in welchen diese

Dame ihre meisten Romane und Familiengeschichten in Briefen schrieb. Sie war bald nachdem ich das Vaterhaus zum Erstenmal verlassen, schon 1807 gestorben. Ich hoffte, daß mich ihr Geist oder vielmehr der ihres geliebten Wieland bei meinen literarischen Arbeiten umschwebe. Eine Nacht glaubte ich wirklich Sophiens Gestalt, und zwar mit einem sehr zürnenden Gesicht, vor meinem Bett stehen zu sehen, es mag aber wohl ein Gebilde meiner Phantasie gewesen seyn, denn ich hatte den Abend vorher in einer Laube ihres ehemaligen Gartens einen Aufsatz für meine Zeitschrift, die ich jetzt dreimal wöchentlich erscheinen ließ, geschrieben, in dem von ihr die Rede gewesen.

In Offenbach wohnte damals ein Mensch, der sich Broli nannte und eine Art Cagliostro im Kleinen war, er besaß wie jener die Gabe und das Talent, alle Einfaltspinsel, Schwach- und Dummköpfe, besonders weibliche, so von sich einzunehmen, daß sie einen von Gott gesandten Propheten in ihm sahen, ihn als einen solchen verehrten und ihm den letzten Groschen, das letzte Hemd vom Leibe gaben, wenn er es verlangte. Dieser Mensch, dessen eigentlicher Name Bernhard Müller war, hatte sich in äußerst dürftigen Umständen und in Gesellschaft zweier feilen Dirnen in Offenbach niedergelassen, wo alle drei die Rollen frommer Schwärmer spielten. Müller hatte sich früher in Aschaffenburg, Regensburg und eine Zeitlang in England herumgetrieben, durch seine Heuchelei fromme Pietisten und Pietistinnen gehörig zu prellen verstanden und sich den Namen Broli beigelegt, plötzlich aber hatte er das gastfreie England wegen seinen an den Tag gekommenen Betrügereien verlassen müssen, sich dann nach Stuttgart und Würzburg geflüchtet, von wo er wegen daselbst verübten Gaunereien wieder flüchtig werden mußte, sich nach Offenbach begab, und arm wie Hiob daselbst ankam. Bald aber gelang es ihm, die Bekanntschaft einiger sehr reichen Pietisten-Familien in Frankfurt, namentlich Häusers und Zickwolfs, zu machen, welche den überfrommen Mann so reichlich mit Geld bedachten, daß derselbe bald in Stand gesetzt wurde, ein wahrhaft sardanapalisches Leben in Offenbach zu führen. Wie es derselbe verstand, sich bei dummen Frömmlingen einzuführen und als Propheten geltend zu machen, mag folgendes Pröbchen beweisen. Als er der Madame Häuser in deren Wohnung vorgestellt wurde und die Frau zum Erstenmal erblickte, kreuzte er die Arme über die Brust, verdrehte die Augen,

gen Himmel blickend, und rief aus: „Großer Gott, was sehe ich, dieß ist das leibhaftige Gesicht das du mir so oft als reine Jungfrau, als himmlischen Engel bei meinen mitternächtlichen Gebeten hast erscheinen lassen;" jetzt warf sich der Mann Gottes vor der Dame auf die Knie und sagte: „reiner Engel Gottes, ich bete dich an, du bist eine der Gebenedeiten des Herrn, Heil und Segen ist mit dir." Jede vernünftige Frau würde den Menschen für einen Tollen gehalten und zur Thüre haben hinauswerfen lassen, dieß that aber Madame Häuser nicht, deren schwache Seite Müller längst erforscht hatte, sondern sie hob den Mann liebreich auf, war entzückt von ihm, händigte ihm noch in derselben Stunde mehrere Tausend Gulden zu frommen Zwecken ein, und vermochte alle ihre Verwandten und Bekannten, die Pietisten waren, so wie die Familie Zickwolf, dem groben Betrüger ungeheure Summen, immer zu frommen Zwecken, zu geben, die derselbe in Offenbach auf einem prächtigen Landgut, das er daselbst erstanden, in den schamlosesten Orgien verpraßte, bei denen seine eingeweihten Helfershelfer und liederliche Dirnen nackend allerlei Tänze u. s. w. aufführten. Aber mit großer Ostentation spendete er viel Almosen an die Offenbacher Armen, um sich bei den Einwohnern beliebt zu machen und von den Behörden geduldet zu werden. Nichts vermochte den Betrogenen die Augen zu öffnen, nichts half es, ihnen die klarsten Beweise der Betrügereien des Gauners zu liefern, sie waren und blieben so verblendet, daß sie alles nur für Verleumdung gegen den von Gott zur Rettung der Menschheit gesandten Mann hielten, und ihm, nachdem er es zu bunt gemacht, von der Darmstädter Regierung gezwungen wurde auch Offenbach wieder zu verlassen, mit den Rudera ihres Vermögens nach Amerika folgten, wobei er ihnen verkündigt hatte, daß eines der mitreisenden Mädchen, die bereits in der Hoffnung war, unterwegs einen neuen Sohn Gottes gebären würde! — Daß alle und er selbst in Amerika ins größte Elend und Unglück kamen, und Broli auf dem Mississippi sein Leben endete, ist bekannt.

Noch hielten sich mehrere Polakken in Offenbach auf, die mit dem sogenannten Polakkenfürsten gekommen waren, und nun ein sehr eingezogenes Leben daselbst führten. Das Mysteriöse dieser Fremdlinge hatte sich jetzt auch so ziemlich aufgeklärt, und viel Aehnlichkeit mit Müllers Treiben gehabt. Der sogenannte Polakkenfürst, der im Jahr 1788 schon nach Offenbach mit einem gro-

ßen Gefolge prächtig gekleideter und bewaffneter Leute gekommen, er hatte sogar eine Leibwache von mehr als 70 Mann, in kostbare Uniformen gekleidet, mitgebracht, von denen immer zwei an seiner Wohnung Schildwache standen, und ihn zwölf in Roth, Grün und Gold gekleidete Uhlanen mit langen Piken begleiteten, wenn er in seiner reichen Carrosse mit vier schönen Schecken bespannt ausfuhr, war nichts als ein polnischer Jude Namens Dobrusky, der sich zuerst hatte taufen lassen, dann eine eigene Sekte stiftete, die da glaubte, daß Gott bald als Mensch verkörpert erscheinen würde, und ihn endlich selbst für den auf Erden verkörperten Gott hielt. Er hatte zuerst mit gleichem Prachtaufwand in Brünn und Wien gelebt, von wo er endlich ausgewiesen worden war und sich nach Offenbach begab, wohin ihm seine Gläubigen aus Polen, Böhmen, Mähren, der Lausitz ꝛc. fortwährend ungeheure Geldsummen übermachten, in schweren Fässern kam das Gold und Silber an; alle seine Umgebungen verehrten den Betrüger wie einen Gott und hielten ihn für unsterblich, auch er gab ungeheure Almosen an die Armen. Als er aber endlich doch starb, da war die Betrübniß groß unter seinen Zurückgebliebenen, dennoch wurde ihm ein fast königliches Leichenbegängniß zu Theil, und nahe an Tausend Personen, alle prächtig geschmückt, folgten seiner Leiche, heulten und jammerten, daß es hätte Steine erbarmen mögen. Diese Betrübniß mag sehr aufrichtig gewesen seyn, denn mit dem Aufhören seiner Unsterblichkeit hörten auch bald die Geldsendungen auf, und die Noth begann. — Offenbach war von jeher und bis auf die neueste Zeit ein von Schwärmern, Frömmlingen und ihren dummen Creaturen gesuchter Aufenthalt; das Warum? ist mir nie recht klar geworden, da im Allgemeinen die Einwohner ein ziemlich nüchterner und vernünftiger Menschenschlag sind, das nahe geldreiche Frankfurt aber mag wohl der Hauptmagnet seyn.

Da ich damals das Frankfurter Theater seltener besuchte und die Abende lieber im Freien, nach Bergen, Wilhelmsbad, Berkersheim, Seligenstadt ꝛc. reitend, zubrachte, als mich in dem immer mit einer verpesteten Luft geschwängerten Haus drei Stunden aufzuhalten, so hatte ich mit dem, das Orchester dirigirenden Kapellmeister abgemacht, daß er mir hauptsächlich die Opernkritiken für meine Zeitschrift liefern möge. Da diese nun mit außerordentlicher Sachkenntniß geschrieben waren und bis in die kleinsten Details der Execution gingen, auch

nicht ganz unpartheiisch waren und man mich oft nicht im Theater sah, so hatte das Theaterpersonal bald Verdacht hinsichtlich des wahren Verfassers, und fand es abscheulich, daß ein Mitglied des Instituts dasselbe so kritisire. Eines Morgens, nachdem sich wieder ein ausführlicher Artikel über die letzten Operndarstellungen in der Zeitschrift befunden hatte, vereinigte sich ein Theil der Sänger und Schauspieler während der Probe, um nach Beendigung derselben sogleich zu mir nach Offenbach zu fahren, um über den Namen des Verfassers dieser Kritiken von mir Gewißheit zu erlangen, und versicherten ehe sie abfuhren ihre Kameraden auf ihr Wort, sie würden nicht zurückkommen, ohne den Namen schwarz auf weiß mitzubringen. — Es war kurz vor der Essenszeit, als es an meinem Zimmer im Isenburger Hof klopfte, und auf mein „Herein“ trat der Schauspieler Henkel ein; kaum hatte ich diesen gefragt, was mir das Vergnügen seines Besuchs zuziehe, so trat auch der Sänger Dobler, nach diesem der Tenorist Kastner u. s. w., in allem sieben Mann, in das Zimmer, deren Sprecher mir nun rund heraus erklärte: sie seyen gekommen, um von mir den Namen des Verfassers der Opernrecensionen zu erfahren, und als ich ihnen darauf erwiederte, ich könne hierauf keine andere Antwort geben, als daß ich die ganze Verantwortlichkeit derselben auf mich nehme, sagte Herr Henkel: Damit können wir uns nicht begnügen, wir müssen durchaus wissen, wer sie schreibt, und werden nicht eher Offenbach verlassen, als bis wir dies schriftlich von Ihnen haben, denn wir gaben unsern Kameraden in Frankfurt das Wort, es schwarz auf weiß mitzubringen. — Das bedaure ich sehr, meine Herren, denn ich gebe Ihnen mein feierliches Ehrenwort, daß Sie ohne dieses Offenbach verlassen oder meinetwegen ewig hier bleiben werden. — Das wollen wir doch sehen, meinten die Herrn, da giebt es noch Mittel u. s. w., und nahmen nun eine drohende Haltung und Miene an. Ich aber griff nach meinem neben mir hängenden Jagdgewehr, und sagte mit starker Stimme: dies ist also auf einen meuchlerischen Ueberfall abgesehen, wo Nothwehr zur Pflicht wird; wer von Ihnen noch einen Schritt weiter thut, dem jage ich die Posten ins Gehirn (Notabene, das Gewehr war nicht geladen), und meine beiden Hunde schlugen an. Die Herren sahen sich jetzt bestürzt an, in demselben Augenblick ging meine Stubenthüre auf und mein Reitknecht und der Wirth, Herr Ziegler, traten ein, und fragten,

was es da gebe. — Nichts, erwiederte ich lachend, die Herren sind Schauspieler und haben hier nur so eine Art Probe halten wollen. — Alle standen nun ganz beschämt, wie ausgezischte Schauspieler da. Ich aber sagte zu Herrn Ziegler: belegen Sie noch sieben Couverte an der Tafel, die Herren sind sämmtlich meine Gäste; nicht wahr, meine Herrn, Sie nehmen doch die Einladung an, damit Sie sich nicht ganz umsonst nach Offenbach bemüht haben, erzeigen Sie mir die Ehre? — Sie murmelten nun ein allerlei unverständliches Durcheinander, von zuviel Ehre, nicht annehmen können u. s. w., dem ich ein Ende machte, indem ich sagte: Zu Tisch, meine Herrn, man hat bereits servirt, nicht wahr, Herr Ziegler? — Freilich, die Suppe steht schon auf dem Tisch. — Wohlan, so lassen Sie uns gehen. Ich öffnete nun die Thüre und bat sie, mich in den Speisesaal zu begleiten, wo wir noch einige Fremde fanden. Anfänglich war die Unterhaltung, so sehr ich sie auch zu animiren suchte, ziemlich einsylbig, nachdem jedoch einige Flaschen geleert waren und auch Champagner geperlt hatte, wurden die Herren gesprächiger, und endlich sehr munter. Nach Tisch bequemten sie sich bald zur Heimfahrt, baten mich aber dabei dringend und mit Armensündergesichtern, ich möchte doch ja nichts von diesem Vorfall in meiner Zeitschrift erwähnen, was ich ihnen auch versprach. Als sie nach Frankfurt zurückkamen, und von allen Kameraden gefragt wurden: Nun, habt Ihr's, wer ist's? heraus damit! standen sie wieder wie ausgezischte Comödianten da, und mußten noch oft bei den Proben hören: Nun, wenn fahren wir wieder nach Offenbach, den Namen des Opernrecensenten zu holen? — Dieser aber war zwei Stunden nachdem mich die Herren verlassen hatten, in aller Eile am Isenburger Hof angefahren und hatte mich bebend gefragt: Mein Gott, die ꝛc. waren bei Ihnen, Sie haben mich doch nicht verrathen, sonst bin ich ein verlorner Mann. — Sie müssen mich schlecht kennen, antwortete ich ihm, sonst würden Sie so nicht fragen. Mein Wirth Z... aber bedauerte, daß ich es nicht habe so weit kommen lassen, daß man Ursache gehabt, die sieben Herren arretiren und so vierzehn Tag lang einstecken zu lassen, wodurch die Frankfurter Theaterdirektion in die größte Klemme gekommen wäre, und das Haus hätte einige Zeit schließen müssen.

Der eben ausgebrochene Aufstand der Griechen machte zu jener Zeit außerordentliches Aufsehen in ganz Europa, und fand namentlich auch große Theilnahme in Deutschland. Ich interessirte

mich sehr für diese Sache und die Befreiung der armen Griechen von dem türkischen Joch, und hatte eine Zeitlang große Lust nach Griechenland zu ziehen, woran mich aber bald darauf eingetretene Familienverhältnisse, die meine Gegenwart in der Nähe meiner Eltern heischten, verhinderten. Doch that ich was in meinen Kräften stand, die Sache sowohl durch Geldbeiträge als Aufforderungen zu fördern, und berieth mich zu diesem Ende öfters mit dem zu Aschaffenburg wohnenden Freiherrn von Dalberg, der sich ebenfalls der Sache mit vielem Eifer annahm, den ich mehrmals in dieser Angelegenheit besuchte. Der Erfolg unserer gedruckten Aufforderungen war, daß sowohl Dalberg als ich von einer Menge Landstreicher überlaufen wurde, welche Geldmittel verlangten, sich für gewesene Offiziere aus allen möglichen Diensten ausgaben, und von denen öfters einige so unverschämt wurden, als man sie mit einer Marschroute und Anweisung auf Etapengelder ꝛc. abfertigen wollte, es waren nicht unbedeutende Geldbeiträge eingegangen, daß man sie nur durch die ernstesten Maßregeln zurecht zu weisen vermochte; manche verlangten nur Hundert Louisd'ors auf ihr ehrliches Gesicht u. s. w., wir aber gaben nur die nöthigen Marschgelder von fünf zu fünf Tagen, und dann in Marseille oder einem andern Hafen eingeschifft, noch eine kleine Summe. — Ein Darmstädter, in Offenbach garnisonirender Lieutenant, Namens K..., dessen sehr beschränkter Kopf ihn oft zum Stichblatt des Witzes der Damen machte, hatte sich einst im Schlosser'schen Wirthsgarten, wo sich die beau monde von Offenbach damals versammelte, als von der Griechensache die Rede war, geäußert: „Ich gebe keinen Heller dazu her, die Griechen haben uns ja 1813 und 1814 auch nicht geholfen, als wir die Franzosen haben fortjagen müssen!“ — Als mir dies von einigen Damen, mit denen ich auf sehr gutem Fuß stand, wieder hinterbracht wurde, gab ich diesen zur Antwort: Der Lieutenant K... ist besser als er sich stellt, ich weiß aus zuverläßiger Quelle, daß er jetzt an einem Werk über die gesunde Vernunft arbeitet, das er zum Besten der Griechen herausgeben will. — Dieß kam in ganz Offenbach herum und der arme Mensch wurde nun jeden Augenblick von den kecken Mädchen gefragt: „Nun, Herr Lieutenant, ist denn Ihr Werk von der gesunden Vernunft noch nicht bald fertig? — Er wurde über diese Neckereien so erbost, daß er mich deßhalb zur Rede stellte, und einst zu mir sagte: Herr Fröhlich, unterstehen Sie sich nicht mehr solche

Späße zu treiben, sonst sprechen wir uns. — Mein Gott, das thun wir ja eben jetzt schon. — Ja, ich meine es aber anders. — Wie so, erklären Sie sich, ich stehe Ihnen gerne Rede. — Jetzt mag's gut seyn, aber auf ein andersmal verbitte ich mir den Spaß, ich werd' alsfort nach dem Buch gefragt. — Lachend lud ich ihn zu einem Glas Wein ein, und versprach ihm, wenn es ihm je einfallen sollte eines zu schreiben, so wolle ich ihm helfen. — Er meinte aber, es sey gescheidter ein gut Glas Wein zu trinken, und leerte noch ein Paar Flaschen auf mein Ersuchen, ohne sich lange bitten zu lassen.

Ungefähr um dieselbe Zeit gastirte die Sängerin Canzi in Frankfurt, die bei einer silberreinen, glockenhellen Sopranstimme eine außerordentliche Kehlenfertigkeit hatte, und mit ihrem Ziehvater, einem pensionirten östreichischen Major und dessen Frau Kunstreisen machte, wo sie überall außerordentlich gefiel. Der Major, welcher frühzeitig das Talent des jungen Mädchens wahrgenommen, hatte ihr ein Paar Jahre Gesangunterricht ertheilen lassen, und sich dann mit ihr auf Reisen gemacht, um zu ernten was er gesäet, die Ernte fiel auch so reichlich aus, daß sich der gute Mann nach einem Jahrzehend vollkommen mit dem Erworbenen in den Ruhestand setzen konnte, und dann sein Pflegekind, das bei dem Stuttgarter Hoftheater eine gute Anstellung erhielt, seinem weitern Schicksal überließ. Damals war gerade ein großer Theil des Hessen-Darmstädtischen Städtchens Bensheim abgebrannt. Ich veranstaltete eine musikalische Abendunterhaltung zum Vortheil der armen Abgebrannten im Offenbacher Theater, welches der Wirth Schlosser, der es im Pacht hatte, gratis dazu hergab, und bat Demoiselle Canzi, dabei mitwirken zu wollen, was sie mir auch sogleich mit der größten Bereitwilligkeit zusagte. Sodann hatte ich mehrere Dilettanten vermocht, ein zweiactiges Vaudeville, „der moderne Don Juan“ betitelt, das ich geschrieben, zu diesem Zweck einzustudieren. Das Ganze hatte den besten Erfolg und brachte eine sehr ergiebige Einnahme. Viele Frankfurter waren zu der Vorstellung gekommen, von denen mehrere in der Absicht um sich zu rächen, dieselbe störend unterbrechen wollten. Als nun das Vaudeville begann, in dem ich die Titelrolle übernommen hatte, fingen sie im Parterre an zu stampfen, zu treten und Lärm zu machen, mehrere Offenbacher aber verstanden den Spaß übel und warfen die ungeschliffenen Herren zur Thüre hinaus, worauf die Vorstel-

lung ihren ungestörten Fortgang hatte und mit großem Beifall endigte. Ein fröhliches Bankett im Isenburger Hof machte den Beschluß.

Schon seit längerer Zeit war mir Metternichs kurzsichtige Politik und sein ganzes widersinniges System, das nimmermehr ein gutes Ende nehmen konnte, in hohem Grad zuwider. Weit entfernt ein unsinniger Demagog zu seyn, mochte ich eben so wenig ein solches Stockregiment, wie das östreichische war, leiden, während man in Preußen längst in hohem Grad liberal und human war. — Metternich war nur ein listiger Schafskopf, ein schlauer Einfaltspinsel, der keine zehn Schritte vor sich sah, und glaubte, daß wenn er die Augen schlösse, alle Welt blind sey, der immer nur ein Loch für den Augenblick stopfte, ohne zu ahnen, daß sich das ganze Terrain unter ihm aushöhlte, und seit 1814 keinen Schritt vorwärts gethan und auf demselben Fleck stehen geblieben war. — Die Bedingung, unter welcher mir die Concession zu meiner Zeitschrift gegeben worden, war, daß ich mich durchaus aller Politik enthalten müsse, ich durfte also nichts was einen politischen Anstrich haben konnte in derselben aufnehmen; dagegen gab ich öfters lithographirte Beilagen, meistens Carricaturen, die wohl an das Politische streiften. So hatte ich das unselige Papierwesen und die Anleihen, die Börsenspiele rc. schon scharf genug auf diese Weise bezeichnet. Jetzt aber fiel es mir ein, den staatsklugen Metternich sammt seinen Helfershelfern mit unverkennbaren Attributen zu zeichnen, und alle auf einem großen Krebs reiten zu lassen, der rückwärts gehend, sich an dem Rand eines tiefen Morasts befand. — Dieß war denn doch zu toll, es kamen Reclamationen von Wien, der Bundestag mischte sich darein, und eines Morgens ward ich plötzlich auf das Amt in Offenbach beschieden, wo mir eröffnet wurde, daß meine Zeitschrift auf höhern Befehl verboten sey. Noch hatte ich von Glück zu sagen und es einer besondern Fürsprache zu verdanken, daß ich nicht wenigstens auf sechs Wochen die hessische Festung Rokenburg besuchen durfte. — Groß war der Jubel und die Freude, als dies Verbot in Frankfurt bekannt wurde, meine zahlreichen Feinde wünschten sich gegenseitig Glück, man begrüßte sich auf den Straßen, sich die große Neuigkeit zurufend, und wenig fehlte, daß nicht ein hoher Senat ein Festessen wegen diesem Ereigniß veranstaltet hätte. Aber die Freude sollte nicht von sehr langer Dauer seyn, wie wir bald sehen werden. Ich machte gleich nach dem Verbot eine Rheinreise bis Cöln mit

einer sehr lustigen Gesellschaft von Offenbachern und mehrern Damen. Wir hatten zu diesem Zweck in Mainz eine eigene Yacht gemiethet, einen Flügel und mehrere andere Instrumente, Feuerwerk und Fackeln, nebst allerlei Mundvorrath eingeschifft, so daß die Fahrt eine äußerst unterhaltende werden sollte. Ich hatte dafür gesorgt, daß sich unter den Damen meine intimsten Bekannten in Offenbach, wie die Hofräthin M..., Annchen F..., Delphine A..., so wie Fanny M... aus Frankfurt 2c. befanden. Am Fahrthor zu Frankfurt bestiegen wir die Yacht und brachten die erste Nacht in den drei Reichskronen in Mainz zu, den andern Morgen fuhren wir weiter, landeten aber allenthalben wo es etwas zu sehen gab, eine Ruine zu besteigen, ein Ort oder ein Schloß zu besuchen war, bei welcher Gelegenheit immer romantische Spaziergänge gemacht wurden, und sich manches Pärchen, unter denen auch ich, über die Gebühr in den Felsen, Ruinen oder Gebüschen verirrte. So kamen wir den ersten Tag, wo wir im Garten zu Bibrich und auf Schloß Johannisberg lange verweilt hatten, nicht weiter als bis Bingen, den zweiten bis St. Goar, den dritten noch nach Boppart, den vierten nach Coblenz, wo wir drei Tage verweilten, einen Abstecher nach Ems machten, dann nach Neuwied, Andernach, Bonn 2c., und erst den zwölften Tag in Köln an. Wir waren meistens vom schönsten Wetter begünstigt, bestiegen die Bergruinen Abends beim Mondschein, ließen Sang und Hörnerklang bei Fackelschein in denselben erschallen, die Geister ihrer modernden Bewohner zu erfreuen, und Raketen steigen. Unterwegs, in Coblenz, Bonn und Cöln, schrieb ich in den frühesten Morgenstunden mehrere piquante und satyrische Artikel über Frankfurter Zustände, die ich: „Aus dem Nachlaß der verblichenen Offenbacher Zeitung“ überschrieb, welche vollkommen geeignet waren, die übermäßige Freude der guten Frankfurter über das Verbot derselben zu mäßigen, da ich sie in den am Rhein erscheinenden Blättern abdrucken ließ und zu vielen Hunderten zur Vertheilung nach Frankfurt schickte. Nachdem wir uns auch in Cöln und seinen Kirchen, besonders dem Dom gehörig umgesehen, auch den 11,000 Jungfrauen in St. Ursula einen Besuch gemacht hatten, traten wir vergnügt die Rückreise über die Taunusbäder an, und kamen nach einer Abwesenheit von ungefähr drei Wochen wieder glücklich nach Frankfurt und Offenbach. Hier war während derselben zu meiner Verwunderung ein neues Blatt entstanden, das den Titel: „Offenbacher Unterhaltungs-

blätter« führte, welches mein Buchdrucker, ein gewisser Hauch, auf seine eigene Faust herauszugeben sich unterfangen und dasselbe an alle Abonnenten meiner Zeitschrift gesandt hatte, diese zu vertreten. Dieser Hauch, der höchstens ein mittelmäßiger Setzer war und in seiner Jugend in Offenbach Gänse hütete, hatte den bekannten Doctor Pfeilschifter gebeten, ihm bei der Redaction des Blattes zur Hand zu gehen; aber das ganze Unternehmen ging um so schneller den Krebsgang, meine Abonnenten wollten nichts davon wissen, und als ich mich mit dem Eigenthümer einer Frankfurter politischen Zeitung verband und diesen vermochte, derselben eine belletristische Beilage beizugeben, da fiel das Hauchische Unternehmen zusammen. Um diese Zeitung und ihr Beiblatt schnell zu heben, machte ich eine Reise auf 40—50 Stunden im Umkreis, bis Carlsruhe auf der einen und Cöln auf der andern Seite, und als ich meine Tour geendet und nach Frankfurt zurückkam, fand ich zu meiner großen Satisfaction, daß sich die Zahl der Abonnenten dieser Zeitung während meiner Reise schon um 1200 vermehrt hatte. Von allen Orten wo ich hinkam, sandte ich sogleich möglichst piquante Artikel über die neuesten Vorfälle in denselben nach Frankfurt ein, die auf der Stelle abgedruckt werden mußten, und dann von der Nummer, in welcher sie standen, nach der Größe des Orts, aus welchem sie datirt waren, viele Hundert Exemplare per Post dahin geschickt wurden, die ich selbst allda vertheilen ließ. Dieß Manoeuvre war über alle Erwartung geglückt, und die Zeitung nahm fortwährend außerordentlich an Abonnenten zu, deren sie bald an 5000 zählte, was mir sehr wohl zu statten kam, da ich verhältnißmäßig dafür honorirt wurde, und als das Verbot meiner Zeitschrift erschien, meine Finanzen sich eben nicht im besten Zustand befanden, ich auch wenigstens ein Paar Tausend Gulden laufende Schulden hatte. Dieß war bei der Lebensart die ich geführt, und den Geschenken die ich an viele Damen gemacht, kein Wunder, ob ich gleich noch bedeutende Honorare durch meine Arbeiten in französische Journale nebenher erhielt. Ein guter Rechenmeister war ich nie gewesen, glücklicherweise wußte ich aber die Deficits durch gut berechnete Unternehmungen immer wieder zu decken. Ein ganz besonderes Ereigniß machte, daß sich damals meine Ausgaben noch gewaltig mehrten.

Es war in der Frankfurter Herbstmesse, als ich die Buden auf dem Paradeplatz mit ihren Sehenswürdigkeiten besuchte, um

Bericht über dieselben abstatten zu können. Unter diesen befand sich die Menagerie eines gewissen Tourniaire, ein Bruder des bekannten Kunstreiters dieses Namens, der auf seinem Anschlagezettel angekündigt hatte: Zwei ganz junge, sehr schöne Circassierinnen von 17 und 18 Jahren würden die Riesenschlangen seiner Menagerie dem Publikum vorzeigen. Nachdem ich eingetreten und alle die reißenden und gezähmten Thiere in Augenschein genommen hatte, traten drei, in fleischfarbige Tricots gekleidete und mit Pantherfellen behangene Menschen hinter einem grünen Vorhang hervor, von denen ein Jeder eine furchtbare Boa um den Hals und kreuzweis über die Brust gewunden hatte, den Kopf des Unthiers in der rechten, den Schweif in der linken Hand haltend. Die beiden jungen Mädchen, die auf beiden Seiten eines bärtigen, wildaussehenden Mannes standen, waren wirklich schön und in der ersten Jugendblüthe, besonders aber war die eine, welche die ältere schien, eine vollendete Schönheit, mit einem unvergleichlichen seelenvollen Ausdruck im Auge und Angesicht, dabei fiel ihr ein rabenschwarzes Seidenhaar auf die nackten Schultern bis zu den Knieen herab, ihr Körperbau war äußerst zart und zierlich; die andere hingegen hatte, was die Franzosen la beauté du diable nennen, Jugendfrische, hochrothe Wangen und ziemlich derbe Glieder, war dunkelblond und manipulirte die Schlangen ganz ungenirt, während die ältere, so lange diese Thiere gezeigt wurden, sichtbar zitterte und eine Art Fieberschauer hatte, bis sie abtrat. Wenn der Menagerie-Inhaber auch nur die mindeste Kenntniß der Völkerkunde gehabt hätte, so würde er die Mädchen, sie für Circassierinnen ausgebend, nicht als Wilde gekleidet und in Thierhäute gehüllt, und so selbst seine Angabe auf das grellste Lügen gestraft haben. Als ich die Menagerie verlassend an der schon ziemlich bejahrten Frau, welche die Eintrittskarten in Empfang nahm, vorüber kam, fragte ich diese etwas ironisch, ob die Mädchen wirklich Circassierinnen seyen? worauf sie mir in gebrochenem Französisch-deutsch erwiederte: „mein Err, sie sind mein Kind.“ — **Et vous Madame — je suis française.** Als ich sie hierauf fragte, warum man denn die Mädchen für Circassierinnen ausgebe, antwortete sie mir mit einem tiefen Seufzer ein: **helas!** worauf ich sie verließ. Da mich die Mädchen, besonders die ältere, sehr angesprochen und interessirt, so erkundigte ich mich, wo die Leute wohnten, und nachdem ich erfahren hatte daß sie bei Günther im Pariser Hof logirten, traf ich sie nach

31 *

mehrern vergeblichen Gängen endlich eines Abends sehr spät in dem allgemeinen Gastsaal, wo die Mutter mit ihren beiden Töchtern ganz europäisch ein sehr bescheidenes Abendbrod einnahm. Ich ließ mich mit den Leuten in ein Gespräch ein, sie schienen mir aber verlegen und ängstlich, die Kinder sprachen ganz geläufig östreichisches Deutsch, die Mutter französisch mit dem normännischen Accent. Während ich mich so mit ihnen unterhielt und sie schon anfingen zutraulicher zu werden, trat plötzlich der Menagerie-Besitzer Tourniaire in den Saal, worüber sie gewaltig zu erschrecken schienen und zusammenfuhren. Er ging sogleich auf den Tisch zu an dem wir saßen, und sagte zu der Frau: „Madame, il est temps d'aller se coucher.“ Sie machten auch sofort Anstalt diesem Befehl zu gehorchen, und als sie aufbrachen begleitete sie Tourniaire bis an die Thüre, im Vorübergehen flüsterte mir jedoch das älteste Mädchen halbleise und mit einem fast flehenden Blick zu: Mein Herr, werden wir Sie nicht wieder sehen? worauf ich ihr eine gute Nacht wünschend, ein bejahendes Zeichen zunickte. — Den andern Morgen ging ich gegen Mittag wieder in die Menagerie, wo ich indessen nur das jüngste Mädchen mit dem bärtigen Mann die Schlangen zeigen sah, und auf mein Befragen bei der Mutter, die wieder am Eingang saß, erfuhr, daß die ältere unwohl im Bette hätte bleiben müssen. Ich ließ mich mit der Frau tiefer in ein Gespräch ein, die mir jetzt mittheilte, daß sie die Wittwe eines östreichischen Hauptmanns, Namens Peche, sie selbst aber aus der Gegend von Rouen sey, wo ihr Vater Gutsbesitzer gewesen, aber in der Revolution alles verloren hätte, ihr Mann habe kurz vor seinem Tod seine Stelle verkauft, worauf sie mit den Kindern nach Prag gezogen und während den Sommermonaten einen Laden mit Modewaaren in Carlsbad gehabt, wo sie aber kein Fortune gemacht. Wie sie mit ihren Kindern an Tourniaire gekommen, wolle sie mir ein andersmal erzählen, da dies zu umständlich sey, nur soviel könne sie mir noch mittheilen, daß sie und die Kinder sich sehr unglücklich fühlten und in einer peinlichen Lage befänden. Ich bezeigte Theilnahme an ihrem Schicksal und versprach der Madame Peche, mich ihrer anzunehmen, worauf die Frau freundlich dankend einging und was sie zu trösten schien.

Noch immer wohnte ich in Offenbach im Isenburger Hof, wo mich Manches bisher gefesselt hatte, nun aber beschloß ich, da der Herbst gekommen, wieder nach Frankfurt zu ziehen. Kurz vorher

war ich noch Zeuge eines komisch-tragischen Vorfalls, welcher zwischen dem Halbnarren Pittschaft aus Mainz, der damals durchaus die Rolle eines Philosophen und zwar die des Diogenes spielen wollte, und einem Offenbacher proceßlosen Advokaten, Namens Gervinus, vorfiel. Einer der Grundsätze dieses modernen Diogenes, der sich in altdeutsche Tracht, einen Waffenrock von schwarzem Sammet kleidete, ein Barrett trug und einen langen Bart hatte wachsen lassen, war, kein Geld zu haben, da sich ein wahrer Philosoph mit so schmutzigem Metall nicht befasse. Auch kündigte Pittschaft sogleich in jedem Gasthof, den er mit seiner Gegenwart auf längere oder kürzere Zeit beehrte, an, daß er kein Geld habe und also nichts bezahlen werde. Die Wirthe in Mainz, Frankfurt und der Umgegend ließen sich dies längere Zeit gefallen, da die Neugierde, den modernen Diogenes kennen zu lernen, jedesmal sehr viele Gäste herbeizog, denen er dann etwas vordeklamirte oder vorschwatzte, einen Teller herumreichte, um angeblich für die Armen zu sammeln, das Vertheilen des oft nicht unbedeutenden Betrags aber sich vorbehielt. Böse Zungen behaupteten, er sey der einzige Arme, den er dabei bedenke. Als indessen sein Aufenthalt in Frankfurt zu häufig vorkam, und zu lange währte, fand die hochlöbliche Polizei für gut, ihn auszuweisen, wovon er aber keine Notiz nahm, sondern ruhig im Hôtel de Paris, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, blieb. Als er das Frankfurter Theater besuchen wollte und an der Kasse erklärt hatte, daß er als Philosoph kein Geld handhabe und man ihn frei eingehen lassen müsse, was ihm jedoch die Direktion verweigerte, brandmarkte er dieses Institut als ein ganz unphilosophisches Theater. — Die Polizei ließ indessen eines Morgens in aller Frühe einen Wagen vor den Pariser Hof fahren, Pittschaft, den man bereits den Viehlosophen nannte, aufpacken und unter Begleitung eines Polizeikommissärs nach Mainz bringen. Als beide daselbst angekommen und ausgestiegen waren, begab sich der Commissär in ein Wirthshaus, um sich gehörig zu restauriren, Pittschaft aber, den man natürlich frei lassen mußte, da er kein Verbrechen begangen hatte, setzte sich auf den Bedientenplatz einer nach Frankfurt fahrenden Retourchaise, wo er vier Stunden früher als der Commissär ankam, der ihn zu seiner großen Verwunderung wieder an einem Weintisch des Pariser Hofs antraf. — Von diesem Augenblick an nannte er sich: Pittschaft der Unaufhaltsame, fügte

etwas später noch den Beinamen: Beschützer der Frauen, hinzu, und ließ diese Worte nebst einer Frau, die er schützend umfing, auf ein Petschaft stechen, mit dem er von jetzt an alle seine Schreiben besiegelte.

Dieser Unaufhaltsame hatte auch eines Tages den Weg nach Offenbach in das Gasthaus zum Isenburger Hof gefunden, wo er auf einige Tage sein Wesen zu treiben Lust hatte, und allerlei Schreiben an verschiedene wohlhabende Einwohner der Stadt erließ, die alle mit der Phrase: Pittschaft der Unaufhaltsame, der Nachfolger Sokrates und Christus, entbeut Euch seinen brüderlichen Gruß rc., anfingen und worin er um mitleidige Gaben für arme Brüder bat. Da er auch hier wie überall eine philosophische Freizeche in Anspruch nahm, so kam es ihm nicht darauf an, andere Gäste daran Theil nehmen zu lassen und eine Flasche Wein nach der andern zu beordern. So hatte er denn auch den Advokaten Gervinus, der kein Kostverachter war, wo er seinen Durst löschen und seinen Magen unentgeldlich füllen konnte, eingeladen, eine Flasche vom Besten mit ihm zu leeren, aus der nach und nach ein halbes Dutzend und mehr wurde, wovon die große Mojorität Gervinus verschlang, der den Philosophen fortwährend zum Mehrbestellen aufforderte. Dieß war aber nicht die Meinung des Gastwirthes, Herrn Ziegler, der, als sich der Advokat mit hochglühendem Gesicht entfernen wollte, zu diesem sagte: Halt, mein Herr, Sie müssen Ihre Zeche bezahlen. — Der Rechtsfreund wollte sich damit entschuldigen, daß er der Gast des Philosophen gewesen sey, dieß nahm aber der Wirth nicht an und war taub gegen alle die Advokaten- und Rabulistenkniffe des Justizmenschen, der sich nun an den Philosophen halten wollte, und diesen aufforderte, die Sache zu vermitteln oder auszugleichen. Aber Pittschaft wollte ebenfalls nichts davon wissen, wurde grob, der Advokat auch, und bald lagen sich Justiz und Philosophie in den Haaren, balgten sich auf dem Boden herum, und der Wirth des Scandals müde, ließ beide zur Thüre hinauswerfen.

Noch einigemal besuchte ich die Menagerie, in welcher die hübschen Schlangenmädchen figurirten, bekam aber die ältere nicht mehr zu sehen, die, wie mir Madame Peche sagte, jetzt einen solchen Abscheu vor den Thieren habe, daß, als man ihr die ungeheure Boa das letztemal um den Hals hängen wollte, sie Convulsionen bekommen hätte. Morgen reisen wir nach Cöln ab, sagte Madame

Peche, wollen Sie Therese, so hieß das schöne Mädchen, noch einmal sehen, so besuchen Sie sie auf ihrem Zimmer. — Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen, eilte zu ihr und fand sie sehr niedergeschlagen und angegriffen. Ich unterhielt mich ziemlich lange mit ihr, und sie ergänzte die mir von der Mutter schon gemachten Mittheilungen, indem sie sagte, daß nachdem das Carlsbader Geschäft verunglückte, sie und ihre Schwester ein Paar Monate als Choristinnen bei der Bühne zu Prag gestanden, wo sie Tourniaire auf dem Theater gesehen, sich nach ihnen erkundigt, und als er erfahren, daß die Mutter eine Französin sey, derselben unter dem Vorwand der Landsmannschaft einen Besuch gemacht, und ihre dürftigen Umstände kennen lernend, ihr endlich den Vorschlag gethan habe, daß sie sammt den beiden Mädchen ihr reichliches Brod bei ihm finden sollten, wenn sie sich bequemen würden mit ihm zu reisen, sie habe dann nur die Controle an der Casse seiner Menagerie zu führen und die Billets abzunehmen, für die Mädchen werde er auch sorgen und ihnen eine passende Beschäftigung geben. Madame Peche hatte diesen Vorschlag sogleich mit Vergnügen angenommen, und verkaufte was sie noch an Mobilien hatte; Tourniaire gab ihr einiges Geld, sie folgte ihm wenige Tage nach seiner Abreise von Prag mit ihren Töchtern, und wurde anfänglich sehr gut aufgenommen, als aber der schon ziemlich bejahrte grauköpfige Führer der wilden Bestien allzuzärtliche Absichten auf Therese blicken ließ, die einen wahren Abscheu gegen ihn empfand, und von ihr verächtlich zurückgewiesen worden war, da zog er andere Saiten auf. Die Familie, die jetzt ganz in seinen Händen, ohne Schutz und Hülfe war, Madame Peche hatte zwar noch einen ältern Sohn von ungefähr 28 Jahren, der jedoch ein völliger Taugenichts und gemeiner östreichischer Soldat war, mußte thun was er wollte. Madame Peche wurde Billeteinnehmerin und ihre Töchter mußten als Pseudo-Circassierinnen die Schlangen zeigen. — O Gott, wenn uns nur Jemand aus dieser schrecklichen Lage befreien wollte, auf den Knieen würden wir es ihm danken, schloß Therese ihren traurigen Bericht.

— Leider hörte ich von Ihrer Mutter, daß Sie morgen schon abreisen werden, versetzte ich, die Zeit ist zu kurz, um bis dahin noch etwas Entscheidendes unternehmen zu können, aber seyn Sie ruhig, liebes Kind, ich werde Ihnen in wenig Tagen nach Cöln folgen und Sie dann aus dieser Lage befreien. — Mit halb zweifelhaften, halb erkenntlichen Blicken sah mich das schöne Mädchen

an, der ich nochmals versicherte, daß es keine leeren Worte seyen was ich sage, sie bat, sich vertrauensvoll auf mich zu verlassen, und ihr versprach, daß sie mich in möglichst kurzer Zeit wieder sehen werde. — Hiedurch getröstet, nahm sie mit Thränen in den Augen Abschied von mir, und nach einem langen Kuß entfernte ich mich.

Da ich im Interesse der von mir redigirten Zeitschrift abermals eine Rundreise zu machen vorhatte, um Stoff für dieselbe zu sammeln und einige Correspondenten zu gewinnen, da die erbärmliche Frankfurter Censur alles strich, was auch nur die entfernteste Beziehung auf Frankfurter Behörden, Verwaltung und die städtischen Zustände überhaupt haben konnte, so mußte ich wohl das Blatt ganz mit auswärtigen Berichten zu füllen suchen. Sogar an den Recensionen über die Frankfurter Bühne vergriff sich der erbärmliche Rothstift, und erst nachdem ich dem Censor gedroht, daß ich die von ihm gestrichenen Stellen in auswärtigen Blättern als von ihm gestrichen abdrucken lassen würde, unterließ es der Jammermann.

Die beabsichtigte Reise konnte ich nicht so schnell als ich es gewünscht unternehmen, da ich als Zeuge in eine polizeiliche Sache verwickelt war, die meine Gegenwart in Frankfurt erheischte. Bei dem Hepp-Hepp-Crawall gegen die Juden, der vor mehr als einem Jahr früher statt gefunden, waren ein Paar dieser Kinder Israels, als sie nach Offenbach flüchtend, nahe an dem Frankfurter Wald vorüber kamen, durch einige Frankfurter Haudererskechte derb abgeprügelt worden, und wären vielleicht auf dem Platz liegen geblieben, wäre ich nicht zufällig dazu gekommen und hätte die Unglücklichen durch Bitten, Drohungen und Versprechungen aus den Händen der Barbaren befreit. Die Sache wurde erst jetzt verhandelt und untersucht, sobald ich aber abgehört war, machte ich mich auf die Reise und ging zuerst nach Mannheim und Speier; in der Nähe der letztern Stadt wohnte ich in einer Anlage: zum Freischütz genannt, einer in ihrer Art gewiß einzigen Theatervorstellung bei. Schillers Räuber wurden nämlich im Freien durch die Unteroffiziere eines baierischen Cavallerieregiments aufgeführt, etwas Aehnliches war mir noch nicht vorgekommen. Von dem ganzen Dialog verstand man fast keine Sylbe, desto mehr aber hörte man schießen, trommeln und trompeten, auch hatten sich die Künstler manche Freiheiten und Abänderungen zum Nachtheil des Verfassers

erlaubt. Die Schlacht der Räuber mit den böhmischen Reitern wurde vor den Augen des Publikums aufgeführt, Franz Moor sprang zwei Stock hoch aus dem in Flammen stehenden papiernen Schloß u. s. w., die Pferde spielten eine große Rolle dabei. Ich hatte diese Vorstellung von Mannheim aus mit der Familie des Gastwirths zum Pfälzer Hof, Herrn Reinhardt, wo ich jedesmal logirte, der mehrere Töchter, unter denen eine recht liebenswürdige, die sich Katinka nannte, besucht, und fuhr den Abend wieder dahin zurück, wo ein Ball in dem Schlößchen der Mühlau gegeben wurde, dem ich ebenfalls beiwohnte.

Als ich ein Paar Tage darauf in Bonn ankam, erblickte ich sogleich an den Straßenecken die Anschlagezettel von Tourniairs Menagerie. Ich eilte auf der Stelle dahin und fand Therese allein an der Kasse sitzend; als sie mich erblickte, sprang sie freudig in die Hände schlagend auf, und rief aus: Ach, so haben Sie doch Wort gehalten, das ist schön von Ihnen. — Sie erzählte mir nun, daß ihre Mutter krank in Cöln sey, wo sich auch ihre Schwester Toni und Tourniaire in diesem Augenblick befänden, indem sie alle drei mit dem Wagen umgeworfen worden seyen, wobei ihre Mutter durch die auf sie fallende Geldkiste stark an dem Schienbein verletzt wurde, in Cöln aber die kaum erbaute Menageriehütte zusammengebrochen wäre, weßhalb Tourniaire, bis dort eine neue gezimmert, die Menagerie einstweilen nach Bonn geschickt, er selbst sey den vorhergehenden Tag, ihr die Casseneinnahme empfehlend, wieder nach Cöln zurückgereist. Dabei klagte sie mir auf's Neue bitter ihren Kummer. — Wohlan, sagte ich, wir müssen der Sache schnell ein Ende machen, lassen Sie die Casse Casse seyn, und kommen Sie mit mir eine Promenade machen. — Wo wohnen Sie? — Im Klotz. — Gut, so werde ich mich auch daselbst installiren, warten Sie noch einen Augenblick, in einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen. — Ich ging nun in den goldnen Klotz, wo ich zwei Zimmer in Beschlag nahm, und kehrte dann zu Theresen zurück, mit der ich eine Promenade in den Schloßgarten von Bonn machte, wo ich das Mädchen überredete, noch heute Tourniaire und seine Menagerie zu verlassen, ich habe bereits ein anderes Zimmer für sie im Klotz neben dem meinigen genommen. — Sie war es zufrieden, und als wir gegen Abend heimkehrten, ließ ich ihre Sachen auf das für sie bestimmte Zimmer bringen, wir soupirten recht

vergnügt und brachten ebenso die halbe Nacht wachend miteinander zu. Den andern Morgen machten wir in aller Frühe eine Parthie nach den Ruinen des alten, eine gute Stunde von Bonn entfernten Godesberg. In den Trümmern dieser, auf den Ruinen eines Römercastells vom Erzbischof Theodorich vor mehr als 600 Jahren erbauten und im 16ten Jahrhundert wieder zerstörten Burg, brachten wir beinahe den ganzen Morgen zu. Purpurgolden war die frühe Beleuchtung und die Aussicht unbeschreiblich schön, die ganze Natur schien sich in Wonne zu wiegen. Auf einem Stein sitzend, schmiegte sich das schöne Mädchen an mich und ließ ihr Köpfchen an meiner Brust ruhen. In dieser Lage erzählte ich ihr rheinische Sagen und Burgmährchen, und daß dereinst ein gar mächtiger König mit gewaltig viel Kriegsvolk gekommen sey, der im Bund mit dem Bösen gewesen, dem zu liebe er hier Menschen geopfert habe. Mit des Teufels Hülfe habe er auch die ganze herrliche Gegend am Rhein beherrscht, bis endlich ein ehrwürdiger Eremit oder katholischer Priester den bösen Kaiser mit all seinem satanischen Blendwerk verjagt habe. Das später erbaute Schloß sey aber von den Kriegern des Bischofs Ernst zerstört worden. Mehrmals, wenn ich dem Mädchen solche Rittergeschichten erzählte, rief sie begeistert aus: O, ich möchte wohl auch so ein Ritterfräulein gewesen seyn. — Nachdem wir genugsam die prächtige Aussicht, gewiß eine der schönsten und großartigsten am Rhein, bewundert hatten, nahmen wir in dem am Fuß des Berges liegenden Dorf ein frugales Mittagessen ein, und fuhren gegen Abend nach Bonn zurück. Als wir an unserm Gasthof ausstiegen, erfuhren wir, daß Tourniaire schon diesen Morgen von Cöln gekommen sey, sogleich nach seiner Nichte, er gab sich überall für den Oheim der Mädchen aus, gefragt und in gewaltigen Zorn und große Wuth gerathen sey, als er gehört, daß sie schon in aller Frühe mit einem Fremden ausgefahren sey, und dann auch erfahren, daß sie den Abend vorher mit mir spazieren gegangen, und die Nacht in einem andern Zimmer als dem ihrigen zugebracht habe. Therese erschrak außerordentlich als sie dies hörte, und rief aus: ach, was wird dies geben! Ich redete ihr Muth ein, suchte sie zu beruhigen, nahm sie bei der Hand und führte sie auf mein Zimmer. Kaum waren wir daselbst und sie ein wenig ruhiger, als wir Tourniaire unten schreien hörten. Jetzt wurde das Mädchen wieder leichenblaß und zitterte, ich brachte sie schnell in das

zweite Zimmer, das ich abschloß. In diesem Augenblick klopfte es an die Thüre, und auf mein: wer ist's? erfolgte ein barsches und rauhes: **c'est moi. — Mais qui êtes vous. — Tourniaire. — Ah Monsieur Tourniaire, un moment.** — Ich steckte meine Terzerolen auf jeden Fall zu mir, öffnete die Thüre, die ich auch verriegelt hatte, durch welche Tourniaire rasch mit zweien seiner Bestienwärter eintrat. — Auf meine Frage: **que desirez vous Monsieur,** erwiederte er: **je veux ma nièce.** — Ihre Nichte? die kenne ich nicht, wer ist diese? — Mademoiselle Therese Peche. — Pardon, diese ist nicht Ihre Nichte. — **Comment?** — Ich bin von Allem auf das genaueste unterrichtet, und weiß wie Sie den Peches mitgespielt haben. Mademoiselle Therese hat sich jetzt unter meinen Schutz begeben und ich werde sie zu schützen wissen; wenn Sie sonst nichts bei mir suchen, so können Sie wieder gehen. — Nicht ohne das Mädchen! — Doch, mein Herr. — Wo ist sie? — Darüber habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben. — Tourniaire sah sich nun allenthalben um und wollte endlich auf die Seitenthüre zugehen. — Zurück! donnerte ich ihm entgegen, stellte mich vor die Thüre, und sagte: noch einen Schritt weiter, so knalle ich Ihnen eine Kugel vor den Kopf. Hier zeigte ich ihm eine Terzerole. Er prallte jetzt zurück sammt seinen beiden Gehülfen, die sich übrigens sehr passiv verhalten hatten, rief aber im Abgehen: Wohlan, ich werde die Polizei zu Hülfe nehmen. — Sehr wohl, schrie ich ihm nach, Sie sind ihr ohnehin schon verfallen. — Schimpfend und tobend ging er die Treppe hinab. Ich verriegelte wieder meine Thüre, eilte zu Theresen, die ich halb ohnmächtig auf dem Bette liegend fand, und suchte sie möglichst zu beruhigen. Hierauf klingelte ich einem Aufwärter und fragte diesen, was mit Tourniaire geworden. Er berichtete mir, daß derselbe auf sein Zimmer gegangen sey und dort gewaltig mit seinen Leuten gewälscht und geflucht habe, jetzt sey er wieder ruhiger, und wolle das weitere auf den kommenden Tag verschieben. — Ich begehrte nun meine Rechnung, ließ Theresens und meine Effekten packen, und bat den Kellner, dem ich zwei Thaler Trinkgeld versprach, mir sogleich eine Extrapost zu bestellen, diese aber, um Aufsehen und Scandal zu vermeiden, ein Paar hundert Schritte vom Gasthof entfernt zu halten, und so auch die Effekten fortbringen zu lassen. Dies alles war um so leichter zu bewerkstelligen, da die Nacht bereits angebrochen war. — Als ich Nachricht hatte, daß der Wagen vor-

gefahren, eilte ich, die zitternde Therese im Arm, die Treppe hinab, gab dem Kellner das versprochene Trinkgeld und mehr, und fuhr nach Köln ab, wo wir noch vor Mitternacht eintrafen, und ich mit meiner schönen Beute bei Merzenich im Wiener Hof, den ich schon von früher kannte, abstieg. Den andern Morgen brachte ich Therese zu ihrer Mutter, die mit ihrer Tochter bei Lamberts auf dem Domplatz wohnte. Wir theilten der Mama, die sehr erfreut war mich wiederzusehen, alles mit, was vorgefallen, bis auf einige Nebenumstände, die man besser verschweigt, und ich sagte ihr, daß sie sich nun völlig als von Tourniaire befreit ansehen könne, und ich für ihre fernere Existenz Sorge tragen wolle. — Es wurde mir großer Dank, und die jüngere Schwester, Toni, sagte: „Nicht wahr, Mama, nun dürfen wir auch nicht mehr das Fleisch mit den wilden Thieren theilen, die oft die besten Stücke bekamen.“

Tourniaire hatte ihnen nämlich immer ein Stück von dem für die Menagerie bestimmten Fleisch geben lassen, um sich selbst die Suppe zu kochen, während er an den Wirthstafeln sich gütlich that. Ich erkundigte mich nun nach einem tüchtigen Sachwalter, als ein solcher wurde mir der Advokat B. empfohlen, den ich von allem gehörig in Kenntniß setzte, und der mir nicht nur versprach, sich dieser Angelegenheit mit aller Thätigkeit anzunehmen, sondern meinte, daß Tourniaire auch der Familie noch eine Entschädigung schuldig sey, und nicht so ungerupft davonkommen dürfe. Dieser wurde erst in 5 — 6 Tagen mit seiner Menagerie in Cöln, wo die neue Bude erbaut seyn würde, erwartet. Unter dieser Zeit reiste ich noch in Theresens Gesellschaft nach Aachen, dort die Angelegenheit der Frankfurter Zeitschrift auf das Beste und so schnell wie möglich besorgend, schickte ein Paar Artikel nach Frankfurt ab, in welchen ich die Prellerei, welche sich die Aachner gern gegen Fremde erlauben, berührte, und eilte dann nach Cöln zurück, wo Tourniaire mit all seinen wilden und zahmen Bestien schon einen Tag vor mir eingetroffen war. Mein erster Gang war zu dem Advokaten, der mir sagte, er wolle die Klage gegen Tourniaire damit beginnen, sogleich Arrest auf die ganze Menagerie, Pferde, Wagen ꝛc. desselben legen zu lassen, welches das beste Mittel sey, ihn zu einem wenigstens leidlichen Vergleich und zur Losgebung der Peches zu bringen. T. sperrte sich anfänglich zwar ganz gewaltig und meinte, er würde sich auf Nichts einlassen, und sollte es ihm alle seine Löwen, Panther, Tiger, Bären, Affen und Pferde

kosten, ein Paar Tage darauf spannte er jedoch gelindere Saiten auf, denn die Wache bei der Menagerie und den Pferden genirte ihn gewaltig; es kam endlich zu einem Vergleich, er gab Mutter und Tochter frei, und bezahlte die geringe Summe von Einhundert Thalern als Entschädigung. Als er dieses Geld an mich auszahlte, sagte er: die ganze Rache die ich an Ihnen nehme, ist, daß ich Ihnen die Mutter Peche überlasse, die wird hinlänglich dafür sorgen, daß Sie für das was Sie an mir gethan, bestraft werden. — Dies sey meine Sorge, Herr Tourniaire, erwiederte ich, strich das Geld ein, und brachte es der Madame Peche, die die Summe sehr klein fand, sich aber damit beruhigte, daß ich ihr meine noch ziemlich gefüllte Casse zur Disposition stellte. — Nun hatte ich die ganze Familie auf dem Hals, und mußte darauf denken, was mit ihr anzufangen sey. Therese besaß eine sehr angenehme und reine, aber etwas schwache Stimme, sang indessen mit Gefühl und hatte viel Ausdruck im Vortrag, auch erkannte ich bald, daß das Mädchen eine nicht unbedeutende Anlage zur Schauspielkunst habe, ihre Schwester Toni hingegen hatte fast für nichts anders Sinn als Essen und Trinken, sie schlug in diesem Stück ganz der Mutter nach. Die Erziehung der beiden Mädchen war aber im höchsten Grad vernachlässigt, kaum daß sie ein Paar Zeilen höchst unorthographisch und unzusammenhängend kritzeln konnten. Ich beschäftigte mich nun besonders mit Theresens wissenschaftlicher Ausbildung, und sie zeigte bei allem großen Eifer und den besten Willen. Mit ihr um Cölns öde Mauer und Stadtgraben spazieren gehend, unterrichtete ich sie erzählend mit dem was ihr zu wissen am nöthigsten war, und daheim ging ich Musikstücke mit ihr durch, studierte Duette und endlich ganze Rollen mit ihr ein, wie die Susanna im Figaro, Zerline im Don Juan u. s. w.; da sie ein sehr gutes Gehör hatte, so faßte sie alles leicht auf, und konnte bald ganze Parthien auswendig singen. Auch in der Declamation gab ich ihr Unterricht und las besonders die Schiller'schen Trauerspiele, so wie Ifflands Schauspiele und Kotzebues Lustspiele laut mit ihr, brachte ihr Engels Mimik und Lessings Dramaturgie, ging diese Werke mit ihr durch, und so hatte das Mädchen bei ihrem sonst sehr natürlichen Verstand bald einen richtigen Begriff von der Schauspielkunst. — Damals hielt sich in Cöln ein junger Breidenstein auf, ein Neffe meines ehemaligen Lehrers, den ich schon früher in Homburg kennen

gelernt, welcher die Musik zu seinem Brodstudium gemacht, und schon mehrere gediegene Compositionen geliefert hatte. Diesen bat ich öfters mit mir zu Peches zu gehen, wo er uns am Clavier accompagnirte, und wir des Abends in dem sehr düster beleuchteten Saal Lamberts kleine Proben von einzelnen Opernscenen hielten, nach denen wir dann noch nach dem Clavier tanzten, auch die Polonaise aus Spohrs Faust mit Gesang und Action aufführten. Diese Abendunterhaltungen, zu denen noch ein Paar Mädchen und Freunde Breidensteins kamen, hatten einen ganz besondern Reiz, welchen das Chiaro scuro des düstern Saales noch vermehrte, und auf Theresens Phantasie und ganzes Wesen eine eigene Wirkung hervorbrachte, so daß sie die Susanna, Zerline und Kunigunde mit einer mich entzückenden Vollendung und Hingebung spielte und sang. Daß das reizende Geschöpf ein eminentes Talent für die Bühne habe, davon war ich jetzt überzeugt, so wie Breidenstein und andere, welche sie bei diesen Abendunterhaltungen gesehen hatten, ebenso waren wir darüber einig, daß ihre so liebliche Stimme wohl schwerlich je die nöthige Kraft erlangen würde, um in der Oper großes Glück zu machen, daß sie hingegen im Schauspiel glänzen müsse. Breidenstein schlug mir vor, an Ringelhard, den er kenne, und der damals mit seiner Gesellschaft im Sommer in Aachen und im Winter in Cöln spielte, schreiben zu wollen, was ich aber ablehnte, und vorzog, Peches mit nach Mainz zu nehmen, in der Hoffnung, die Mädchen bei der Frankfurter, Darmstädter oder Mainzer Bühne, also möglichst in meiner Nähe placiren zu können; auch stand ich, wegen der Geschichte mit der Catalani in Bremen, nicht zum besten mit Ringelhard. Da ich ohnedies Briefe über Briefe von Frankfurt erhielt, die meine schleunigste Zurückkunft wegen der Redaction des belletristischen Blattes heischten, ich hatte mich schon über vier Wochen, Gott und die Welt über Therese und ihr Talent vergessend, in dem alten Cöln, ihr dessen Merkwürdigkeiten zeigend, verweilt, so traf ich sofort Anstalten zur Abreise und fuhr über Coblenz, und von da über die Bäder Ems, Schwalbach, Wiesbaden, von wo wir noch einen Abstecher nach Schlangenbad machten, und in diesem von der Welt so abgeschiedenen Ort mehrere Tage recht selig zubrachten, nach Mainz. Unterdessen hatte ich schon in Cöln, noch mehr aber auf der Reise Ursache genug gehabt, an Tourniaires Worte zu denken. Madame Peche benahm sich selbst an den Table d'Hôtes

fast wie ein Dragoner, oder doch wie eine Marketenderin, und ließ die stärksten Weine, gleich einem Cramer'schen Ritter, wie Wasser die Gurgel hinabgleiten, dabei hatte sie einen so guten Appetit, daß sie ganze Schüsseln, besonders beim Dessert, auf ihren Teller leerte, und wenn ich mit Theresen, wie in Coblenz, Ems, Schwalbach u. s. w., romantische Spaziergänge machte, sie zog es vor daheim zu bleiben, entschädigte sie sich mit Toni einstweilen bei einer guten Flasche Bordeaux und allerlei Zuspeisen. Dabei blieb es indessen nicht, während unserer Abwesenheit ließ die Mama Schuhmacher, Modistinnen, Juden ꝛc. durch die Kellner rufen, denen sie allerlei Gegenstände abkaufte, hierauf ersuchte sie den Wirth, das Geld bis zu meiner Zurückkunft auszulegen, und ich fand schon in Coblenz auf meiner Rechnung nahe an 50 Thaler als baar ausgelegt. Madame Peche benahm sich an der Table d'Hôte, wie gesagt, besonders wenn ihr Antlitz durch den im Uebermaß genossenen Wein geröthet war, auf eine Weise, daß ich es vorzog, künftig auf dem Zimmer serviren zu lassen, ob dies gleich um die Hälfte theurer kam. In Ems, wo wir nur 24 Stunden verweilten, waren die baaren Auslagen, während ich mit Theresen romantische Eselsritte in die nächste Umgebung machte, über 70 Thaler, dagegen spielte das Mädchen den Abend so glücklich unter meiner Anleitung am Roulett, daß sie über 100 Thaler gewann. In Nassau übernachteten wir wieder, und ich bestieg mit Theresen, Toni war nie aus den Federn zu bringen, den Gipfel der Bergspitze, auf welcher die Ruinen der Stammburg des Hauses Nassau liegen. Hier hatten wir eine wilde waldige Aussicht, besuchten dann noch die Ruinen der Burg Stein, das Stammschloß des berühmten Freiherrn von Stein, der im Städtchen Nassau ein schönes, von geschmackvollen Gartenanlagen umgebenes Landhaus hatte. Der Morgen war entzückend, und in einem, auf einem Felsenvorsprung angebrachten kleinen Tempel ruhten wir Arm in Arm, das prächtige Naturschauspiel und die Aussicht bewundernd. Drei Tage brachten wir noch in Schwalbach und Wiesbaden zu, und fuhren dann nach Mainz, wo wir in Castel im schwarzen Bären abstiegen.

XIII.

Die Schlangenmädchen zuerst bei der Mainzer, dann bei der Cölner Bühne engagirt. — Der Bruder von ungefähr. — Aufenthalt in Aachen. — Ich spiele den Don Juan in der Wirklichkeit statt auf der Bühne. — Ringelhardts Gesellschaft. — Aufenthalt in Cöln. — Polizeidirektor Struensee. — Trennung von Peches. — Der Schauspieler Wolthers wird im Duell erschossen. — Die Familie F.....ch. — Entführung einer Schauspielerin. — Agnes F.....ch. — Ein Fehlsprung. — Noch ein Rousseau. — Der Cölner Carneval. — Ich werde demagogischer Umtriebe verdächtig gemacht. — Ich gehe nach Mainz. — Aufenthalt daselbst. — Ich redigire eine Mannheimer Zeitschrift. — Die schwarze Commission. — Ich werde aus Mainz verbannt, und gehe nach Mannheim. — Eine Reise nach Stuttgart. — Die schöne Unbekannte auf der Insel. — Eine Saison in Baden-Baden. — Ich nehme meinen Aufenthalt in Stuttgart. — Buchhändler Frankh. — Das Theater. — Eine sehr geheime Intrigue. — Die Stadtpost und ihr Redakteur. — Ich gebe mein erstes historisches Werk heraus. — Ich werde Spießbürger in Frankfurt am Main.

Den Tag nach unserer Ankunft in Cassel fuhr ich allein nach Frankfurt und versuchte es, durch den Kapellmeister Guhr meinen Schützlingen bei dem dortigen Theater ein Engagement zu verschaffen; dieß war indessen unmöglich, da die hohe Oberdirektion sammt der unterthänigsten Unterdirektion viel zu feindselig gegen mich gesinnt waren. Einen ähnlichen Versuch machte ich in Darmstadt, wo sich Grüner zwar sehr willfährig zeigte, aber Bedingungen vorschlug, in die nicht wohl einzugehen war. Ich kehrte schon den dritten Tag nach Mainz zurück, wo mich Peches ängstlich erwarteten, und bald darauf waren beide Mädchen bei der hiesigen Bühne, welche Cramer und Diehl dirigirten, engagirt, sollten aber erst ihr Engagement antreten, sobald die Gesellschaft von Wiesbaden zurückkehrte, wo sie während der Sommermonate spielte. Ich drang auf sofortige Ausfertigung der Contracte, womit mich jedoch Diehl, ich weiß nicht aus welchem Grunde, hinhielt. Unterdessen studierte ich Theresen Rollen und Parthien ein, und besuchte fast jeden Abend ein anderes Theater mit ihr. Da ich mich

verbindlich gemacht hatte, die Critiken über die Frankfurter, Darmstädter, Mainzer oder Wiesbadner Bühne zu liefern, so lagen wir fast beständig auf der Landstraße, manchmal fuhr auch Toni mit, die Mama aber einzuladen hütete ich mich wohl. In Mainz hatten wir den sehr theuren Bären verlassen, und ich hatte zuerst eine Wohnung bei dem Richter Schaaf gemiethet, dem aber gesteckt wurde, es seyen die Schlangenmädchen, die bei ihm wohnen würden; der Herr Richter weigerte sich nun, Peches aufzunehmen, indem er behauptete, nur mir allein die Wohnung vermiethet zu haben, weßhalb ich genöthigt war, eine andere bei einem Friseur Neugebauer auf dem Flachsmarkt zu nehmen. Von Mainz aus machten wir manchmal recht anmuthige Parthien in den Rheingau, auf einige Rheininseln u. s. w. und verlebten so eine recht sorgenlose Zeit in den Tag hinein. Ungefähr sechs Wochen mochten wir schon in Mainz seyn, als eines Morgens der Direktor Ringelhard mit dem Schauspieler Freund, der mit mir bekannt und damals in Mainz engagirt war, in mein Zimmer trat. Ringelhard begrüßte mich freundlich, und nachdem wir von einigen gleichgültigen Dingen gesprochen, brachte er das Gespräch auf die Peches, indem er sagte, er habe gehört, daß dies ein Paar schöne und talentvolle Mädchen seyen, die er wohl einmal sehen möchte. — Wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, so kann ich Ihnen dienen, erwiederte ich, holte beide und stellte sie ihm vor. Er fand sie allerliebst, ich sang ein Duett mit Theresen, und er empfahl sich, ganz entzückt von meiner Schülerin. Eine halbe Stunde darauf kam er allein wieder, und sagte eintretend: verzeihen Sie wenn ich Sie abermals störe, aber sagen Sie mir, ob es nicht möglich ist, daß ich die Mädchen für meine Bühne engagire. — Es ist zu spät, denn sie sind schon bei dem hiesigen Theater engagirt. — Ist der Contract unterzeichnet? — Das nicht, Herr Diehl zögerte mit der Ausfertigung bis jetzt, ich weiß nicht warum, aber mündlich ist alles abgemacht. — O, so lange noch kein Contract unterschrieben ist, hat das nichts zu sagen; was hat Diehl Gage versprochen? — Siebenzig Gulden für Therese und dreißig für Toni monatlich. — Wohlan, ich gebe das Doppelte. — Das geht nicht, Herr Direktor, Therese wird mich nicht verlassen wollen, und ich habe auch keine Lust mich von ihr zu trennen. — So kommen Sie mit, seyn Sie Dramaturg meines Theaters. — Ich kann nicht, ich bin Redakteur einer Zeitschrift in Frankfurt. — Sie kön-

nen eine andere in Cöln redigiren, die Colonia sucht schon längst einen tüchtigen Mann, ich werde die Sache vermitteln. Wissen Sie was, schenken Sie mir das Vergnügen, heute Abend bei mir in den drei Reichskronen, wo ich logire, zu soupiren, und bringen Sie Peches mit, da wollen wir die Sache weiter besprechen. — Ich schlug die Einladung aus, bat aber Ringelhard, wenn es ihm Vergnügen mache, am Abend bei uns zu soupiren, obgleich ich ihm keine Hoffnung machen könne, daß sein Wunsch erfüllt werde. Als er weg war, erzählte ich Peches, was er mir mitgetheilt, und als die Mama von der doppelten Gage hörte, war sie entzückt und gleich für die Sache, indem sie sagte: warum haben die Mainzer Herrn die Contracte nicht gemacht.

Der Abend kam heran, Ringelhard mit ihm, wir soupirten, waren sehr munter, es wurde Champagnerpunsch getrunken, Ringelhard war äußerst gesprächig und artig, konnte das Cölner Theater, seine Gesellschaft und sein Publikum nicht genug rühmen, und als wir alle in der heitersten Laune waren und auch wohl ein Gläschen über den Durst getrunken hatten, nahm er plötzlich zwei Contracte aus der Tasche, mit den Worten: soweit ist alles fertig, ich muß Sie alle bei meiner Bühne haben, unterschreiben Sie. — Madame Peche und die Mädchen sahen mich staunend und fragend an, Ringelhard versprach Himmel und Hölle, tauchte eine Feder in Tinte, reichte sie der Mama hin, indem er zu ihr sagte: Frisch unterschrieben, es soll Sie nicht gereuen, auf ihr Wohl! nahm ein Glas Punsch, der Madame Peche ein zweites zum Anstoßen reichend; diese trank, unterschrieb, und Ringelhard warf hundert Thaler in Gold auf den Tisch, indem er sagte: hier ist das Reisegeld, das Madame Peche auch sogleich einsteckte. — Kommen Sie nun je eher je lieber, ich erwarte Sie in Aachen, wo ich noch sechs Wochen bleibe, und dann gehen wir nach Cöln. Er steckte nun seinen unterschriebenen Contract ein, wünschte uns allen eine gute Nacht, die uns auch ward, und den andern Morgen meinten wir geträumt zu haben, aber der zurückgelassene Contract und das Geld bezeugten die Wirklichkeit von dem was geschehen war, und Madame Peche bestand auf dem Cölner Engagement, das wohl nicht mehr rückgängig zu machen war. Ringelhard war diesen Morgen schon in aller Frühe abgereist und hatte mir noch ein Briefchen zurückgelassen, in welchem er mir empfahl, ja recht bald mit den Mädchen nachzufolgen. Ich sah keinen andern

Ausweg, fuhr mit Theresen nach Frankfurt, wo ich meine Redaktion aufgab, die mir ohnehin wegen der erbärmlichen Frankfurter Censur, deren Rothstift auch kein vernünftiges Wort stehen ließ, schon längst zuwider war, und kehrte den andern Tag nach Mainz zurück. Vor meiner Abreise hatte ich Madame Peche und Toni empfohlen, sich noch gegen Niemand etwas von der Sache merken zu lassen, damit wir keine Unannehmlichkeiten mit der Mainzer Direktion bekämen, aber demungeachtet hatte Toni die Neuigkeit gleich nach unserer Abfahrt der Tochter vom Haus mitgetheilt und deren Mutter hinterbrachte sie eiligst dem Direktor Cramer, mit dem sie bekannt war. Diehl hatte sich sofort zur Madame Peche begeben, welche die Sache leugnete, und um ihn recht sicher zu machen, hatte ihm Toni noch auf der Treppe nachgerufen: Herr Direktor, schicken Sie uns doch bald Parthien zum Einstudieren. Ich war sehr ärgerlich, als mir dieß Madame Peche mit triumphirender Miene erzählte, und sagte ihr: daß es jetzt unangenehme Auftritte geben werde. In der That war ich noch keine zwei Stunden angekommen, als der Theatersekretär die so lange vergeblich geforderten Contracte zum Unterschreiben brachte. Ich behielt sie zurück, indem ich sagte, daß ich sie selbst den Herren Direktoren bringen würde. Ich begab mich dann zu Cramer und Diehl, denen ich reinen Wein einschenkte, indem ich damit schloß: „dieß, meine Herren, haben Sie sich selbst zuzuschreiben.“ Beide wurden nun aufgebracht und meinten, die Mädchen seyen dennoch bei ihnen engagirt, mündlich oder schriftlich, das sey gleichviel, und sie würden schon Mittel finden, sie an der Abreise zu hindern. (Man hatte den Herren, als man erfuhr daß Peches, die schon angefangen hatten, einiges Aufsehen in Mainz zu erregen, für Cöln engagirt seyen, Vorwürfe gemacht, daß sie sich nicht besser vorgesehen, um so ein Paar hübsche vielversprechende Mädchen der Mainzer Bühne zu erhalten.) — „Wenn Sie glauben dies im Stande zu seyn, woran ich aber sehr zweifle, so versuchen Sie es,“ sagte ich mich entfernend. Wirklich wurde der Madame Peche, als ich den andern Morgen in deren Namen auf die Polizei schickte, um ihren daselbst hinterlegten Paß zu verlangen, derselbe verweigert, und zwar auf Antrag der Theaterdirektion. Ich ging nun selbst auf die Polizei, wo ich, dem Polizeikommissär Mela die Sache gehörig auseinandersetzend, abermals den Paß verlangte; da er mir denselben nicht geben wollte, so verließ ich ihn mit den Worten:

wohlan, wenn wir den Paß gehörig visirt bis heute Abend nicht erhalten, so reise ich mit Peches morgen früh ohne Paß ab, und werde dann dafür Sorge tragen, daß diese Geschichte in öffentlichen Blättern zur Kenntniß des Publikums kömmt. — Mela, der mich kannte und wußte, daß ich der Mann sey, der so etwas nicht in den Wind hinaus spreche, meinte, er wolle noch einmal mit den Herren vom Theater conferiren. — Dies steht bei Ihnen, ich aber thue was ich gesagt. Die Herren haben durchaus kein Recht an die Familie Peche. Damit empfahl ich mich, und um 4 Uhr Nachmittags war der wohlvisirte Paß in unsern Händen; den andern Morgen befanden wir uns in einer offenen Calesche, mit vier Postpferden bespannt, auf dem Wege nach Aachen.

Auf der zweiten Station dahin kam plötzlich ein Mensch, der völlig das Ansehen eines zerlumpten Vagabunden, aufgerissene Stiefeln, ein Bündelchen auf dem Rücken, eine schäbige Mütze und offene Ellenbogen hatte, an den Wagen gerannt und schrie: Mama! Mama! — Ich glaubte der Kerl sey ein Narr, aber Madame Peche rief aus: Ah mon dieu, mon fils! — und Toni: der Bruder! und Therese erschrocken: aber wie kömmt der hierher? — Ich war wie aus den Wolken gefallen, diesen Herrn Sohn und Bruder zu erblicken, der ebenfalls wie aus den Wolken herabgeschneiet schien. Aber was war da zu machen? wir mußten stillhalten, und der 28jährige Knabe setzte sich neben den Postillon auf den Bock und erzählte, daß er schon über vier Wochen am ganzen Rhein die Kreuz und die Quere umherirre, seine theuren Verwandten aufzusuchen, aber bis jetzt, wo ihm der Zufall dieselben auf der Landstraße begegnen lasse, sey seine Mühe vergeblich gewesen. Wir fuhren nun mit dieser höchst unwillkommenen Zugabe, der ich von meiner Garderobe mehreres mittheilte, um sie wenigstens etwas reputirlicher aussehen zu machen, weiter, in Coblenz und Cöln übernachtend, nach Aachen, wo wir wohlbehalten eintrafen und Ringelhard schon für Wohnungen für uns gesorgt hatte. Auch ihm schien die brüderliche Zugabe, die außerdem so hölzern war, daß sie kaum zu einem Statisten zu gebrauchen, höchst unerwünscht. Der Mensch war ein ächter böhmischer Stocksoldat, steif wie ein ausgestopfter Strohmann, und dem Kalbfell entlaufen, die Mama aufzusuchen. Indessen war er nun einmal da, und wollte doch auch leben, das heißt, essen und trinken.

In Aachen war es noch sehr lebhaft durch die zahlreichen

Badgäste, und wir machten häufige Spaziergänge nach Burscheid und andern Umgebungen. Ringelhard hatte Theresen mit mir das Duettino: „Reich' mir die Hand, mein Leben," singen hören und ihr die Parthie der Zerline zum Einstudieren geschickt, da aber für den Augenblick kein Sänger bei seiner Gesellschaft war, der den Don Juan geben konnte, so fragte er mich, ob ich nicht aus Gefälligkeit für ihn und Therese diese Parthie übernehmen wolle, und da mich auch Therese auf das inständigste bat, so willigte ich ein, jedoch nur für Aachen, da, wenn ich in Cöln eine Zeitschrift redigiren wolle, wozu ich schon die nöthige Einleitung gemacht hatte, dies unmöglich sey. Wir hielten nun Proben und alles ging vortrefflich; schon war der Tag der Aufführung bestimmt, und es sollte eine der letzten Vorstellungen auf der Aachner Bühne seyn, da trat eines Morgens der Schauspieler Wolthers in mein Zimmer und sagte nach den gewöhnlichen Begrüßungen: Wenn Sie es nicht übel nehmen, so will ich Ihnen einen guten Rath ertheilen. — Und der wäre? — Treten Sie in Aachen nicht auf die Bühne. — Und warum? — Weil Sie, wenn Sie auch wie ein Gott spielten, dennoch ausgezischt würden. — Wie so, weßwegen? — Es hat sich eine furchtbare Kabale unter den hiesigen Einwohnern gegen Sie gebildet, man weiß, daß Sie einen ominösen Artikel in eine Frankfurter Zeitung gegen die Aachner eingeschickt haben, und das will man Ihnen wett machen. — Gut, wenn dem so ist, so werden die Aachner den Don Juan nicht auf der Bühne sehen, und die Sache ist abgemacht. — Ich ging nun zu Ringelhard, theilte ihm mit was mir Wolthers gesagt, und er war jetzt auch meiner Meinung, um so mehr, da auch er schon etwas von diesen Intriguen vernommen hatte. Dagegen machte ich, so lange wir noch in Aachen verweilten, einigen hübschen Aachner Damen recht emsig und nicht ohne glücklichen Erfolg den Hof, und bewies deren Männern, daß man besser daran gethan hätte, mich den Don Juan auf der Bühne als außerhalb derselben spielen zu lassen. Bald darauf wurde das Theater zu Aachen geschlossen und wir reisten sammt und sonders nach Cöln ab, eine recht lustige, wenn auch ein wenig zigeunerartige Fahrt, jedoch in sehr bequemen Kutschen. Ich hatte indessen einen besondern Wagen für Peches und mich bestellt, und der Herr Bruder mußte wieder seinen Platz auf dem Bock einnehmen; unterwegs wurde mehrmals Halt gemacht und im Freien ein Imbiß genommen, und da ich mich mit

Victualien und gutem Wein reichlich versehen hatte, so bekam ich vielen Zuspruch von der Gesellschaft. Diese war damals meist aus sehr tüchtigen und talentvollen Künstlern zusammengesetzt, unter denen hauptsächlich der bekannte Schauspieler Kunst, die Familie Lortzing, deren Sohn ein trefflicher Musiker und Componist war, Senk und seine Gattin, Fabricius und seine Frau, Wolthers, der Bassist Meirner u. s. w. Ringelhard selbst war ein sehr guter Schauspieler aus der Iffland'schen Schule, und seine Frau, nicht ohne Talent, hatte es aber mit dem Cölner Publikum verdorben.

In Cöln bezog ich wieder eine Wohnung mit Peches, bei einer Madame F.....ch, die Wittwe eines verstorbenen Beamten, die zwei recht artige Töchter, Agnes und Mimi geheißen, besaß. Ich hatte indessen mein eigenes Schlaf- und Arbeitszimmer, auf welchem ich Theresen fortwährend Unterricht ertheilte und Rollen einstudierte. Zum erstenmal trat sie in Cöln in der Rolle des Benjamin, in Mehüls „Joseph in Egypten,“ auf, die ich ihr einstudiert hatte, und in der sie durch ihr kindlich-gemüthvolles Spiel, wie durch ihre liebliche Stimme außerordentlich gefiel. Doch mußte sie sich von der Oper bald ganz zurückziehen und allein nur dem Schauspiel widmen, da es ihr an hinlänglicher Kraft im Gesang gebrach, besonders um in Ensemblestücken durchgreifen zu können. Ich hatte unterdessen wirklich die Redaktion einer Cölner Zeitschrift übernommen, welche den Titel: „der Verkündiger“ führte; da ich mich aber mit dem Eigenthümer derselben nicht gehörig verständigen konnte, so trat ich bald wieder von derselben ab, um eine andere und zwar bedeutendere, die „Colonia,“ zu redigiren. Auch hier hatte ich manchen Strauß mit der Censur zu bestehen, die unter dem Einfluß eines gewissen Struensee, der damals Polizeidirektor in Cöln war, stand. Dieser Mensch war eine höchst auffallende polizeiliche Carrikatur und von sehr beschränktem Verstand; die Cölner, die sich fortwährend über ihn lustig machten, hatten ihm den Spottnamen „Spornsee“ gegeben, weil er stets fingerlange Cürassiersporen trug ohne je ein Pferd zu besteigen. Dadurch, daß ich auch hier der Censur zu verstehen gab, wenn sie ihren Rothstift nicht in gehörigen Schranken halte, ich die gestrichenen Artikel in auswärtigen Blättern, und namentlich auch in Parisern wiederbringen würde, ließ man mir Vieles durchgehen, aber Struensee hatte mir deßhalb heimlich Rache geschworen, und suchte

diese, wie wir bald sehen werden, auf eine sehr nichtswürdige Weise zu befriedigen.

Unterdessen war ich näher mit der Familie meiner Hauswirthin bekannt geworden und brachte manchen Nachmittag und Abend in ihrer Gesellschaft zu, was Peches nicht sehr angenehm war. Aber der Umgang mit diesen, namentlich der Mama und dem Bruder, wurde mir täglich mehr zuwider, so daß ich, ich hatte den Tisch bei ihnen genommen, fast immer auswärts speiste, um den unangenehmen Scenen, die meistens bei dem Essen stattfanden, zu entgehen. Die Anforderungen der Madame Peche an mich, besonders das Muttersöhnchen betreffend, nahmen kein Ende, und ich befand mich damals nicht in so glänzenden finanziellen Verhältnissen, diese nach dem Wunsch der alten Dame befriedigen zu können, da ich ohnehin für die Haushaltung und Garderobe der Mädchen fortwährend bedeutende Opfer brachte, und den Bruder fast neu gekleidet hatte. Madame Peche war auch auf Ringelhard sehr ungehalten, da dieser dem zu Nichts zu gebrauchenden Kloß keine Anstellung hatte geben wollen. Eines Tages kam Madame Peche mit ihrem Herrn Sohn, der stark nach Branntwein roch, auf mein Zimmer und verlangten wieder fünfzig Thaler unter allerlei Vorwand von mir, die ich diesmal verweigerte und verweigern mußte, wollte ich mich nicht fast ganz entblößen. Jetzt wurden Mutter und Sohn impertinent und endlich so grob, daß ich gezwungen war, beide zur Thüre hinauszuwerfen, wobei ich dem letztern noch ein Paar Fuchtelhiebe mit auf den Weg gab. Nun war der schon lange drohende Bruch eingetreten und eine Trennung unvermeidlich. Therese kam zwar auf mein Zimmer, weinte und bat, ich blieb jedoch standhaft und unerbittlich, obgleich es mir leid that, mich von dem lieblichen und talentvollen Mädchen zu trennen, die schlechterdings bei mir bleiben wollte. Vielleicht würde ich dieß auch eingegangen seyn, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dann dennoch immer die Mama und das Söhnchen auf dem Hals zu haben. Andererseits muß ich gestehen, daß ich auch die nöthige Kraft zu dieser Trennung in einem sich eben entspinnenden Verhältniß mit der sehr feingebildeten Tochter des Hauses, der hübschen Agnes F., fand. Genug, ich brachte es dahin, daß Madame F. die Wohnung aufkündigte, einige Tage darauf zogen Peches aus, und statt ihnen die sehr achtbare Künstler-Familie Lortzing in ihre Wohnung. Therese sah ich jetzt nur noch bei den

Theaterproben, wo ich indessen nicht aufhörte, ihr mit Rath und That bei ihrer künstlerischen Ausbildung beizustehen. In der Familie F., bei der ich nun den mir angebotenen Tisch hatte, brachte ich jetzt sehr angenehme Tage zu, obgleich die Mama, die noch eine lebenslustige Frau in den besten Jahren war, auch ihre Eigenheiten hatte, die mir auf andere Art lästig wurden.

Etwa sechs Wochen nachdem ich mich von Peches getrennt hatte, wurde Therese die Veranlassung zu einer sehr tragischen Begebenheit. Der Schauspieler Kunst hatte eine Abendgesellschaft gegeben, zu welcher er das ganze Personale der Ringelhard'schen Gesellschaft und mehrere andere Personen, auch vom Militair eingeladen hatte. Nach der Beendigung derselben kam es zu einem Wortwechsel zwischen dem Schauspieler Wolthers und einem Portepée-Fähndrich des in Deutz liegenden Dragonerregiments, beide machten Ansprüche, Therese nach Hause begleiten zu dürfen, behauptend, zuerst den Antrag gemacht zu haben. Der dieserhalb stattfindende Wortwechsel hatte eine förmliche Herausforderung zur Folge, und den andern Morgen fand ein Pistolenduell statt, in welchem der Fähndrich den Schauspieler Wolthers erschoß. Dieser, ein hübscher junger Mann, war in der Blüthe seines Alters, kaum zählte er 26 Jahre, und gehörte einer sehr guten schlesischen adeligen Familie an, sein wirklicher Name war Julius von Dobrowolsky. Auch der Fähndrich war aus einer der besten Familien Aachens und mußte nun flüchtig werden, er schiffte sich nach Amerika ein. Diese unangenehme Geschichte machte Theresen, obgleich sie nur die sehr unschuldige Ursache derselben war, doch viele Feinde in Cöln und namentlich unter dem weiblichen Theaterpersonale, wo der Neid sich schon zu regen begonnen hatte.

Ringelhard hatte damals die sehr talentvolle junge Schauspielerin Ahlerts, die bei der Elberfelder Bühne unter Derossis Direktion stand, und zugleich Braut des jungen Lortzing war, als erste Liebhaberin für Cöln engagirt. Derossi, der diese Künstlerin ungern entbehrte, that alles mögliche, deren Abgang von seiner Bühne zu verhindern, und ließ namentlich den jungen Lortzing bei ihr verleumden, indem er ihr durch Fremde allerlei rein erfundene Lügen und Abscheulichkeiten von ihrem ganz unschuldigen Bräutigam hinterbringen ließ; so daß sich Demoiselle Ahlerts weigerte, das bereits geschlossene Engagement anzutreten und nicht zu Cöln eintraf, wodurch Ringelhard in eine große Verlegenheit ge-

rieth und sein Repertoir höchst beschränkt wurde. Er kam zu mir und klagte mir deßhalb seine Noth; nachdem wir die Sache hin und her überlegt hatten, kamen wir überein, zusammen nach Elberfeld zu fahren, um Demoiselle Ahlerts zu bewegen, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, und ihr die gegen ihren Bräutigam ersonnenen Lügen auszureden. Wir fuhren eines Morgens dahin ab, und kaum angekommen, machte ich der Künstlerin zuerst allein einen Besuch, ihr vorstellend, daß sie sich in schlimme Händel verwickeln würde, wenn sie ihren unterzeichneten Contrakt nicht erfülle, was auf jeden Fall einen für sie sehr unangenehmen Proceß herbeiführen würde. Ich eröffnete ihr auch, daß Ringelhard bereits in dieser Angelegenheit in Elberfeld angekommen sey, brachte dann das Gespräch auf den jungen Lortzing, auf dessen Talent als Künstler, dessen Achtbarkeit als Mensch, und es gelang mir, ihr alles was man Böses von ihm hinterbracht, als schändliche Lügen darzustellen, und sie glaubte mir um so eher, als sie gar zu gerne ihren Geliebten unschuldig zu finden wünschte. — Aber wie den Derossi verlassen, meinte sie endlich, dem ich habe feierlich versprechen müssen, bei ihm zu bleiben. — Ihr Contrakt mit Ringelhard enthebt sie aller Versprechungen. — Ich weiß nicht, wie ich von ihm los und hier wegkommen soll, ich fürchte .... Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, sind Sie erst entschlossen, dann lassen Sie uns für das Uebrige sorgen. — Ich verließ die Schauspielerin, so ziemlich entschlossen meinen Rath zu befolgen, und sagte ihr, daß ich in einer halben Stunde mit Ringelhard zurückkehren würde, um das Weitere mit ihr zu verabreden. Diesem rapportirte ich, wie weit ich mit Demoiselle Ahlerts gekommen, und wir kamen überein, daß wir alles versuchen müßten, um sie zu bewegen, gleich mit uns zu gehen, weil sonst Derossi das Mädchen leicht wieder andern Sinnes machen könnte. Wir gingen jetzt zusammen zu ihr, und es gelang uns ihre Einwilligung zu erhalten, noch diesen Abend während dem Theater, in dem sie nicht beschäftigt war, da eine Oper gegeben wurde, mit uns nach Cöln abzufahren. Derossi wußte zwar, daß Ringelhard in Elberfeld sey, konnte sich auch wohl denken in welcher Angelegenheit, um aber allen Verdacht einer heimlichen Flucht zu vermeiden, begab sich Ringelhard halb sechs Uhr in das Theater, wo er sich an der Kasse mit Derossi unterhielt, und dann im Parterre Platz nahm. Während dieser Zeit hatte Demoiselle Ahlerts ihre Sachen gepackt,

wobei ich ihr behülflich war; als sie bereit stand und die Pferde angespannt waren, ging ich ins Theater und sagte leise zu Ringelhard: nun kommen Sie, es ist alles im Reinen. Wir verließen unbemerkt das Schauspielhaus, eilten zu dem bepackten Wagen, der in einiger Entferuung von der Wohnung der Demoiselle Ahlerts hielt, die schon in demselben saß, warfen uns auch hinein, jagten über Stock und Stein den Berg hinab, auf dem Elberfeld liegt, und kamen nach Mitternacht glücklich in Cöln an, wo wir die junge Braut ihren künftigen Schwiegereltern unversehrt überlieferten, die sie mit großer Freude bewillkommten und aufnahmen.

Mein Verhältniß mit der schönen Agnes wurde unterdessen immer inniger, aber auch bald getrübt. Die Mutter, gegen deren Reize, troß manchen indirekten Anlockungen, ich völlig gleichgültig geblieben war, ahnte bald etwas von unserm Einverständniß, und bewachte das Mädchen gleich einem Zauberdrachen, so daß es mir ganz unmöglich war, sie auch nur einen Augenblick allein in dem Haus zu sprechen; wir correspondirten durch die Vermittlung einer von mir bestochenen Magd, und gaben uns nun Rendez-Vous außer dem Haus, wenn Agnes unter dem Vorwand Commissionen zu besorgen oder zu einer Freundin zu gehen, dasselbe verließ. So sprachen wir uns meistens in dem nahen Dom, der Marienkirche, der Gereonskirche, der Cunibertskirche, der Apostelkirche, zu St. Ursula u. s. w., bis ich ein Haus ausfindig gemacht hatte, das in einem sehr entlegenen Theil der Stadt, zwischen öden Mauern und Krautfeldern lag, wo wir uns ungestört sprechen konnten. Aber noch vorher hatten wir ein Rendez-Vous, das mir Agnes bei einer Freundin gab, zu der ich aber nicht durch das Haus kommen, sondern über eine Gartenmauer springend, sie in einer Laube treffen sollte. Sie hatte mir Garten und Mauer zwar genau bezeichnet, aber unglücklicherweise waren mehrere ganz ähnliche Mauern, andern Gärten angehörend, nebeneinander, ich verfehlte den rechten, sprang über eine andere Mauer, und befand mich plötzlich wie aus den Wolken gefallen, unter einem ganzen Dutzend junger Mädchen und Frauen, die bei einer Kaffeepartie und Kuchen um einen Tisch herum saßen, und über meine unerwartete Erscheinung laut aufschreiend, die Flucht ergriffen, wähnend, ein Raubmörder, oder doch wenigstens ein Dieb habe sie überfallen. Auch ich war im ersten Moment ein wenig verblüfft, faßte mich aber schnell und fand für das Gerathenste, so eilig wie

möglich, ehe andere Leute kamen, mich wieder auf dem Weg den ich gekommen war zu entfernen. Kaum war ich auf der andern Seite, als ich auch schon fluchende und donnernde Männerstimmen in einiger Entfernung hörte. Ich lief schnell um eine Ecke, um hinter derselben das was ferner vorfallen würde, zu beobachten, da sich aber nach mehr als zehn Minuten Niemand außerhalb des Gartens zeigte, so schlich ich mich wieder an die bezeichneten Mauern, erspähte jedoch, mit großer Vorsicht an denselben hinaufkletternd, wer innerhalb seyn mochte, bevor ich eine überstieg, bis ich endlich die rechte mit Agnes und ihrer Freundin in der Laube entdeckt hatte, denen ich nun das gehabte Abenteuer erzählte, worüber sie sich halbtodt lachen wollten.

Madame F., die indessen des ewigen Aufpassens müde war, und einmal gesehen, wie ich ihre Tochter, ihr auf der Treppe begegnend, geküßt hatte, kündigte mir nicht nur den Tisch, sondern auch die Wohnung auf, und drohte mir, als ich erklärte nicht ausziehen zu wollen, mit dem Polizeikommissair. Da mir nun daran gelegen war, das Haus nicht zu verlassen, so stellte ich mich, mit Agnes einverstanden, als suche ich eine andere Wohnung, ließ aber die meinige, damit sie Madame F. nicht vermiethen möge, durch den Theaterdiener Blum *) angeblich für einen Schauspieler, der in vier Wochen ankomme, miethen. So lange mußte mich nun Madame F. noch in ihrem Hause dulden, wo ich indessen sicher war, nicht durch einen andern verdrängt zu werden; aber essen mußte ich anderwärts. Als der zum Ausziehen bestimmte Termin bis auf wenige Tage herangekommen war, kam Blum mit einer verdrießlichen Miene zu Madame F. und kündigte derselben an, daß der erwartete Schauspieler krank geworden sey und schwerlich vor sechs Wochen eintreffen würde. Die Dame war sehr ärgerlich deßhalb, und ich ging jetzt zu ihr und sagte: da ich vernommen, daß der neue Miether vorerst noch nicht kommen werde, so bäte ich sie, mich noch so lange zu behalten, da ich ohnehin noch kein passendes Quartier für mich habe ausfindig machen können. Da Madame F. immer mit ihren Finanzen brouillirt war und mit ihrer Pension nicht auskam, so verstand sie sich auch gerne dazu, und ich bezahlte sogleich 6 Wochen anticipando. Ja noch mehr: da ich ihr fast zu allen Vorstellungen Logenbillets schickte, die mich nichts kosteten, so war sie wieder recht artig und bot mir von selbst

*) Robert Blum! — Der Setzer.

wieder ihren Tisch an, den ich auch sogleich acceptirte, und es dahin brachte, daß so lange ich noch in Cöln war, ich keine andere Wohnung mehr bezog, obgleich ich noch mancherlei Abenteuer und Verhältnisse mit andern Frauen und Mädchen, worunter die liebenswürdige B.... war, anknüpfte, von denen ich die meisten in einem Singverein in der St. Johannisstraße hatte kennen lernen, und mit ihnen Sonntags im Dom auf der Emporkirche religiöse Gesänge vortrug.

Damals gab ein gewisser Rousseau eine Zeitschrift unter dem Titel: „Colonia-Agrippina“ heraus, und da er ein großer Vertheidiger und Verehrer der Jesuiten-Partei war, durch welche er eine Carriere und sein Glück zu machen hoffte, so wurde er durch diese sehr unterstützt und in Schutz genommen. Da er auch Theaterkritiken über die Cölner Bühne schrieb und sich in denselben arge Blößen gab, so nahm ich ihn in meinen Antikritiken öfters stark mit. Seine Schützlinge machten sich dieserhalb an Struensee und mutheten diesem zu, meine Antikritiken streichen zu lassen, dieser aber gab ihnen in seiner Einfalt zur Antwort: das lasse ich wohl bleiben, dann wäre Fröhlich im Stande gegen mich selbst zu schreiben; lieber soll er den Rousseau heruntermachen. — Dieser ergriff endlich das Mittel, mir in Gesellschaft des Dichter Schier einen Besuch zu machen, um mich zu fragen: was er mir denn gethan habe, daß ich ihn so vor dem Publikum hinstelle. — Mein Gott, ich habe gar nichts gegen Ihre Person, es sind nur allein Ihre mehr als lächerlichen Kritiken, die ich beleuchte; Sie können mir nicht eine Stelle aufweisen, in der ich persönlich geworden wäre. — Er fuhr noch fort, sich in einem sehr weinerlichen Ton gegen mich auszulassen, worauf ich, um ihn los zu werden, endlich zu ihm sagte: Mein Gott, wenden Sie sich an die Censur, die kann ja streichen was ihr beliebt. — Das haben wir schon gethan, platzte er heraus, indem er mir die oben angeführten Worte Struensees rapportirte. Kaum konnte ich es verhüten, nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Unterdessen war der Carneval herangekommen, der dieses Jahr (1824) mit einer ungewöhnlichen Pracht gefeiert werden sollte, wozu man ganz außerordentliche Vorkehrungen traf, eine eigene Casse errichtete, in welche sehr ansehnliche Beiträge flossen. Ueber sechs Wochen hatte man mit den Vorbereitungen zugebracht und eine ganze Compagnie Funken (so wurden die alten cölnischen Stadt-

Soldaten, wahrscheinlich wegen ihrem martialischen Aussehen und ihren niederschmetternden Blicken, genannt) angeworben und aus der gemeinschaftlichen Casse verköstigt, besoldet und uniformirt. Es waren lauter Leute aus der Classe der Taglöhner, die sich diesen Extraverdienst wohl gefallen lassen konnten. Bei dem Wirth Hennes in der Comödienstraße hatten sie ihr Hauptquartier. Diese Helden schienen aus dem verwichenen Jahrhundert, sammt Perrücken, Zöpfen und Haarbeuteln, wieder auferstanden zu seyn. Die Honoratioren hatten ihren Sitz in dem Weinhaus zur Hölle aufgeschlagen, wo die Berathungen und das Einstudieren der Gesänge stattfand. Man wußte aus den Carnevalszeitungen, daß die Prinzessin Venetia Italiens reizende Gefilde verlassen habe, um ihre Verlobung mit dem in der alten Colonia-Agrippina residirenden Helden Carneval zu feiern. Vierzehn Tage lang kamen täglich Courriere und Staffeten an, welche die allmählige Annäherung der Ersehnten verkündeten. Endlich kamen an einem Sonntag nicht weniger als 24 Courriere Schlag auf Schlag, welche die nahe Erscheinung des prächtigen Gestirnes anzeigten. Einige Tage vorher war schon ein Theil ihrer Suite in zwei- und vierspännigen Wagen angekommen, bestehend aus Küchen-, Keller-, Stallmeister, Mundschenken 2c.; zahllose Haufen des freudetrunkenen Volks hatten sich am kaiserlichen Hôtel, wo die Erlauchte absteigen sollte, und dessen Erleuchtung am hellen Tage den Glanz der Sonne verdunkelte, in solchen Massen eingefunden, daß nicht mehr durchzukommen war; hier hatten die Funken eine Ehrenwache, 24 Mann stark, bezogen. Der Donner der Kanonen verkündete endlich ihre Ankunft bei dem todten Juden (so wird ein Ort in geringer Entfernung von Cöln genannt). Die Begeisterung der ihr entgegen marschirenden Funken steigerte sich in so hohem Grad, daß sie wirklich Feuer zu sprühen schienen, ihre Zöpfe wackelten und ihre Bärenmützen freudig zitterten. Garde-Cürassiere mit goldstrahlenden Sonnen auf der Brust eröffneten den Zug, hinter ihnen kamen mehrere vierspännige und endlich ein wohlverschlossener sechsspänniger Wagen, in welchem die Gefeierte, der Menge unsichtbar, verweilte. Ihr zahlreiches Gefolge war eben so burlesk, als ächt wälsch und komisch prächtig, vorzüglich aber waren es die Küchen- und Speisewagen, die durch ihren reichhaltigen Inhalt von Riesenbretzeln, kolossalen Kuchen, Gänsen, wälschen Hahnen, Enten, Runkelrüben und Sauerkohl, Butter- und Mehl-

töpfen, Zwiebeln, Knoblauch und 10 Ellen langen Würsten alle Gaumen wässern, alle Zungen lüstern, alle Magen hungrig und alle Nasen schnüffelnd machten. Auch ihre silberne Klystierspritze von Pappe, von der Größe einer achtundvierzigpfündigen Kanone, erregte allgemeines Aufsehen, und häufig hörte man unter dem Volk: aber was muß die wälsche Prinzessin für ein ungeheures Loch haben! — Den Zug schloß abermals eine Abtheilung Sonnen-Cürassiere und Funken, und eine zahllose Menge zu Fuß, zu Pferd und in Wagen.

Den kommenden Morgen war mit Tagesanbruch schon die ganze Stadt in Allarm, alle Straßen wimmelten voll Volk, besonders aber war es der Neumarkt, wohin alles strömte. Auf den höchsten Giebeln der Dächer, auf den Schornsteinen, auf der Kuppel der Apostelkirche, sogar auf dem eine Ohm haltenden Knopf derselben saßen die Zuschauer, gleich Sperlingen, und auf den Zweigen der Bäume, welche den großen Platz umgaben, saßen so viel affenartige Jungen und Alte, daß man sich in die Mitte Afrikas hätte versetzt glauben können. Der ganze Platz, dessen innern Raum die Funkenpolizei gehörig frei erhielt, war von Carrossen und Wagen aller Art, voll maskirter und unmaskirter Herren, umgeben. Die Zahl der Fremden, von denen viele selbst aus Frankreich und den Niederlanden herzugeströmt kamen, war ungeheuer. Gegen elf Uhr deutete endlich eine allgemeine, dem durch Sturm aufgeregten Meere gleichende Bewegung die Annäherung des hochgefeierten Königs Carneval an, und im höchsten Glanz näherte sich dessen prächtiger Zug, den chinesische Mandarinen, musicirende Derwische zu Pferd, ein Reichsherold und der Funkengeneral mit seinem Adjutanten auf demselben Pferde und die heilige Schaar der Funken eröffneten, und wo vier Marketenderinnen auf einer Riesen-Gans, einem dito Hahn, Storch und Truthahn ritten. Sodann kam der Reichsfähndrich zu Pferd, eine ungeheure Fahne schwenkend, ihm folgte der Zigeunerhauptmann Bassamaderemsky mit seinem Gefolge, Pauker und Trompeter, nebst der königlichen, einige fünfzig Mann starken Hofkapelle, sammt und sonders in den heroischsten Costümen. Das tollste Durcheinander von theatralischen und Romanenpersonagen folgte nun im buntesten Gewirre, Herr und Frau Papageno, Caspar Larifari, Fallstaff, Kasperle, Jungfrau Salomeh, Polischinellis, Pierrots, Harlequine und Colombinen, Scaramuzzis, Incroyables, Eulenspiegel, ein Herma-

phrodite, Hänneschen, Bestevater und Marie-Sybillchen (permanente Personagen des Cölner Puppentheaters), Ritter in Gold- und Silberharnischen, ungeheure Riesen, Zwerge, bald himmellange, bald sich auf wenige Schuh verkürzende Figuren, der ganze griechische Olymp, Ballengeks rc. rc. Held Carneval selbst kam auf einem, einen goldnen Delphin vorstellenden, mit acht Pferden bespannten Wagen angefahren; er strotzte von Gold und Edelsteinen, und die Pferde, so wie seine Ceremonienmeister, Hofnarren, Läufer rc. waren alle auf das prächtigste geschmückt; in den vielen ihm folgenden sechs- und vierspännigen Wagen saßen seine Minister, Hofjunker, Pagen und anderes Hofgesindel. In gestrecktem Gallop fuhr er an den auf der Mitte des Platzes errichteten hohen und prachtvollen Thron und nahm Platz auf demselben. Kaum war dies geschehen, als ein neues Freudengeschrei, Kanonendonner, bis zu den Sternen wirbelnde Pauken und Cimbeln, schmetternde Trompeten das Kommen der holdseligen Prinzessin Venetia ankündigten, die in einem nicht minder prächtigen Zug und Gefolge, eine vom Kapellmeister Radicati angeführte Janitscharenmusik zu Pferde an der Spitze, an den Thron fuhr, und Platz neben dem König Carneval nahm. Ihre nächsten Umgebungen bestanden fast aus lauter gekrönten Häuptern; da sah man Mohrenkönige, peruanische Inkas, mexikanische und marokkanische Kaiser, Dogen, venetianische Nobili, Gesandtschaften ohne Zahl, aus allen Weltgegenden und Staaten, u. s. w. Ich selbst, der bei dem Anordnungs-Comitée in der Hölle gewesen, befand mich als Fürst Ypsilanti an der Spitze der griechischen Gesandtschaft, welche Hilfe von König Carneval zu Befreiung der Griechen vom türkischen Joch verlangte. Prinzessin Venetia, die in einem achtspännigen Wagen, welcher eine Gondel in Form eines blendend weißen Schwanes vorstellte, angefahren, war mit Diamanten, Brillanten und Perlen übersäet, und der Ocean selbst ruhte auf dem Rücken des Schwans, den er zum Heil der Erlauchten leitete. Carneval war bei ihrer Ankunft auf- und die Stufen des hohen Thrones herabgestiegen, und ihr huldreich die Hände küssend, hieß er sie neben sich niederlassen. Jetzt wurden hohe Lieder angestimmt, alle Musikbanden vereinigten sich, die Kanonen donnerten wieder, Tausend platzende Raketen beleuchteten die am hellen Tag nicht scheinende Sonne, und das Schmettern von hundert Trompeten verkündete der erstaunten Welt die Vereinigung beider allerhöchsten Personagen.

Der Bannerrath von Cöln hatte die Ehre, ihnen den Ehrenwein zu präsentiren, die Hofnarren neckten weidlich und etwas derb die Hofdamen. Man stimmte das eigends zu dieser Feier componirte Lied: „Herbei, Ihr Cölner Leute ꝛc.“ an, und endlich gab der König das Zeichen zum Aufbruch. Er bestieg nun mit der Braut den goldnen Delphin, dem der Ocean auf dem Schwan folgte. Beide Züge vereinigten sich und setzten sich in Bewegung, um durch alle in italischer Weise mit Teppichen, Triumphbogen ꝛc. geschmückten Hauptstraßen zu ziehen. Erst als das Gestirn des Tages untergegangen, war der Umzug beendigt. Man ruhte nun wenige Stunden aus, um sich zu den neuen Strapatzen und Freuden, welche die kommende Nacht bringen sollte, zu stärken. Diese bestanden in einem Ball in dem ungeheuren Saal des Cölner Kaufhauses: der Gürzenich genannt, in dem schon Kaiser Marimilian große Feste gegeben, der an 4000 Personen faßt, und auf das prachtvollste eingerichtet und ausgeschmückt worden war. Auf beiden Seiten waren erhöhte Sitze angebracht, von denen man das bunte Gewühl übersehen konnte. Ein prächtiger Thron für das königliche Paar war an einer andern errichtet. Nach 10 Uhr kam der ganze Zug zu Fuß, in derselben Ordnung wie er am Tag durch die Stadt gezogen war. König Carneval eröffnete den Ball mit der Prinzessin Venetia, worauf er ohne Unterschied mit allen Ständen tanzte, um die Gleichheit des Tages zu ehren. Hymnen wurden angestimmt, Alle überließen sich der heitersten Laune und jubelten bis zum anbrechenden Tag. — Keine der italiänischen Carnevalsfeier, deren ich beigewohnt, hatte ein so imponirendes Ensemble, wie diese in Cöln. Ein Kaufmann Zanoli war der Held Carneval, und ein junger Oppenheimer, Sohn eines reichen Bankiers, machte die Prinzessin Venetia, und war mit allem Schmuck den er von seinen Verwandten und Bekannten entliehen, beladen.

Struensee, der mich fürchtete und dem ich deßhalb ein Dorn im Auge war, hatte mir Rache geschworen, und suchte sie auf folgende Weise auszuüben. Damals war die Demagogenriecherei in Deutschland in vollem Gang. Er berichtete nun an das Preußische Ministerium, daß ich mich in Cöln befände und er mich stark im Verdacht habe, mit den Häuptern der Umwälzungspartei in geheimen Verbindungen zu stehen. In der That waren mir schon einigemal Anträge gemacht worden, mich an solche mysteriöse Gesellschaften anzuschließen, die ich aber jedesmal sehr bestimmt

zurückgewiesen hatte, und zwar hauptsächlich aus dem Grund, weil ich mich nicht zum Instrument mir unbekannter Personen hergeben und zur Maschine herabwürdigen lassen wollte. Einem der zuletzt mit Anträgen an mich geschickten Abgesandten hatte ich gesagt: „Sehen Sie mich doch einmal recht an, sehe ich denn wirklich so einfältig aus, daß man mir zumuthen kann, ich lasse mich als Instrument und Hebel mir ganz unbekannter, vielleicht stupider Individuen gebrauchen? — Klar muß ich vor allem sehen, sowohl was den eigentlichen Zweck betrifft, als wer die Leiter sind, und selbst dann müßte mir nicht nur eine mitentscheidende Stimme gegeben, sondern nach Umständen sogar die Leitung des Ganzen gegen gehörige Verantwortlichkeit überlassen werden, in welchem Fall ich den unbedingtesten Gehorsam, ja soldatische Subordination fordern würde. — Sie würden also zur Bedingung machen, diktatorische Gewalt zu haben? — Allerdings, es müßte denn seyn, daß ich mich von der größern Fähigkeit eines Andern überzeugte. Der Abgeordnete, ein gewisser K..., entfernte sich, und seitdem blieb ich mit allen derartigen Anträgen verschont. Wirklich konnte ich mir in der That nichts Jämmerlicheres denken, als sich zum Werkzeug unbekannter, sich in Nacht und Nebel verhüllender Menschen, oft, wie die Folge gezeigt, einfältiger Schafsköpfe und feiger Schurken herzugeben, kaum daß man dieß bartlosen unerfahrenen Studenten und Knaben verzeihen kann.

Indessen wurde ich von dem saubern Bericht, den der Polizeidirektor Struensee hinsichtlich meiner an das preußische Ministerium eingesandt hatte, bei Zeiten durch einen bei der Polizei zu Cöln angestellten Beamten, der früher in französischen Militairdiensten gestanden hatte, gehörig unterrichtet. Dieser brave Mann hatte mich auch versichert, daß er mich sogleich wenn die Antwort von Berlin käme, von deren Inhalt, und zwar ehe ihn noch Struensee erfahre, da er die Depeschen zuerst durchgehe, in Kenntniß setzen wolle, ich könne also deßhalb ganz ruhig seyn. In der That berichtete er mir 10—12 Tage später, daß das Ministerium den Präsidenten beauftragt habe, sich einige schriftliche Beweise, die seinen Verdacht besser begründeten, zu verschaffen zu suchen, und wenn er diese habe, meine Papiere in Beschlag zu nehmen, mich dann, wenn solche gegründete Veranlassung dazu gäben, verhaften und nach Umständen wohl eskortirt nach Berlin bringen zu lassen. Als ich dies erfahren, packte ich alle meine Schriften, obgleich unter

ihnen auch keine Zeile war, die einen solchen Verdacht im mindesten hätte rechtfertigen können, zusammen, da ich nicht wußte, wie weit Struensee gehen würde, und ich nicht gerne haben mochte daß eine hohe Polizei die Nase in meine Briefe und Papiere stecken sollte, wodurch sehr viele Personen, namentlich Damen, und unter ihnen auch manche schöne Cölnerin und Berlinerin, hätten compromittirt werden können. Den ganzen großen Pack gab ich wohl verwahrt einstweilen Agnesen in sichere Verwahrung, die ihn ihrerseits wieder an eine Freundin gab, weil wir uns nicht sicher vor einer Haussuchung hielten und mein Verhältniß mit dem Mädchen dank der Mutter ziemlich bekannt geworden war.

Unterdessen hatte Ringelhard beschlossen, während der Fastenzeit mit seiner Gesellschaft nach Bonn zu gehen, und da mir die Redaktion der Colonia viel zu wenig abwarf, ich auch durch noch andere literarische Arbeiten in Cöln (ich war Mitarbeiter des von Spitz herausgegebenen rheinischen Conversationslexikons) nicht hinreichenden Verdienst hatte, und mich die Struensee'schen Intriguen doch auch beunruhigten, so beschloß ich Cöln zu verlassen und vorerst nach Mainz zu gehen. Diesen Entschluß führte ich aus bevor noch eine ministerielle Antwort auf einen zweiten Bericht Struensee's von Berlin gekommen war.

Die Unternehmer des rheinischen Conversationslexikons, unter denen ein sehr vermögender Kaufmann war, baten mich vor meiner Abreise, das Werk so viel als möglich in deutschen Zeitungen günstig zu recensiren und zu empfehlen, und versprachen mir für meine Mühe ein gutes Honorar. — Ich verließ nun das alte Cöln, in dem ich manche angenehme Erinnerung zurückließ, nahm Abschied von der betrübten Agnes, von Theresen, einer Sch..., einer B... und einer V..., und fuhr ziemlich leichten Herzens nach Mainz, wo ich diesmal im Pariser Hof bei Arnold abstieg, der ein allerliebstes Töchterchen hatte. Bald darauf machte ich eine kleine Reise, um, wie ich es versprochen, in verschiedenen Zeitschriften für das rheinische Conversationslexikon günstige Artikel einrücken zu lassen, und hierdurch wurde ich in Mannheim mit dem Eigenthümer der dortigen Zeitung, einem Herrn E..., der früher Kaufmann gewesen, aber als solcher verunglückt war, bekannt. Dieser bot mir die Redaktion eines belletristischen Blattes an, welches er um seiner politischen Zeitung mehr Aufnahme zu verschaffen; herauszugeben willens war. Ich wurde bald einig mit ihm,

blieb aber vorerst noch in Mainz wohnen, wo mich einige, erst kürzlich gemachte interessante Bekanntschaften von Damen fesselten, unter denen namentlich die Frau eines Hauptmanns, ein sehr lebhaftes, schönes, erst 17jähriges Weibchen, das diesen Mann fast wider ihren Willen und nur auf Zureden ihrer Verwandten geheirathet hatte. Außerdem war mir Mainz von jeher ein gar lieber Aufenthalt gewesen, da seine freisinnigen und lebenslustigen Bewohner ein heiteres, munteres und gastfreies Völkchen sind. — An der Table d'Hôte im Pariser Hof, an der ich speiste, und wohin selten einige Fremde kamen, war eine tägliche Tischgesellschaft, die, so seltsam sie auch zusammengesetzt, doch äußerst unterhaltend war. Sie bestand aus dem Präsidenten der Untersuchungscommission der demagogischen Umtriebe (die sogenannte schwarze Commission), Herrn von Keisenberg, ein sehr wissenschaftlich gebildeter, humaner und unterrichteter Mann, der in seiner äußerst schwierigen Stellung viel Gutes wirkte, manches Böse verhütete, und durchaus unpartheiisch war; einem preußischen Auditor, gleichfalls ein vorzüglicher Kopf und trefflicher Charakter; Eikmeier, ein Sohn des bekannten Generals dieses Namens, eigentlich des letzten Churfürsten von Mainz, dem er auch frappant ähnlich sah, ein sehr jovialer Gesellschafter und heller vorurtheilsfreier Kopf; ein Hofrath Krieger, alter Hagestolz, sehr reich und ebenso filzig; ein gewisser Amtmann, mauvais sujet, zwei östreichische Offiziere, Oberst B.... und Oberstlieutenant P.... von dem damals in Mainz garnisonirenden Regiment Langenau, ein Paar höchst bornirte Köpfe und große Ignoranten, dabei aber so furchtbare Fresser, daß jeder Gastwirth erschrak, an dessen Table d'Hôte sie sich einfanden. Der Wirth in den Reichskronen hatte sie sich deßhalb vermittelst einiger andern Gäste schon vom Halse zu schaffen gewußt, jetzt aßen sie den im Pariser Hofe arm. Wenn sie den letzten Bissen vom Dessert verschluckt hatten, so sagte gewöhnlich Einer zu dem Andern: „Nun, Herr Kam'rad, was werden wir dann halt heute Abend z'Nacht speisen?“ Beide waren gewöhnlich die Stichblätter der übrigen Tischgesellschaft ohne es zu ahnen, und schmarotzten gerne ein Glas guten Wein, wenn einer oder der andere Gast, was öfters der Fall war, in Folge einer verlornen Wette, einige Flaschen zum Besten geben mußte. P.... war erst kürzlich vom Major zum Oberstlieutenant avancirt, und da dieß nicht sogleich Jedermann wußte und man ihn immer noch mit: Herr Major,

anredete, so ließ er sich einen Zettel, auf dem „Oberstlieutenant" mit Fractur geschrieben stand, in seinen Hut kleben, und so oft ihn Jemand mit einem „Herr Major" anredete, that er den Hut ab, deutete mit dem Finger auf den Zettel und sagte: „Können's lesen?" — Einst ging er an der Wohnung der Gräfin Lauer vorüber, die gerade am offenen Fenster saß und ihn mit einem: „Guten Tag, Herr Major!" bewillkommte. Zufälligerweise befand sich ganz nahe eine östreichische Schildwache, zu dieser sagte er nun: „Schildwach, wer bin ich? — „Ihr Gnaden sind's halt der Herr Oberstlieutenant P....." — „Haben's g'hört," rief er hierauf der lachenden Gräfin zu.

Ich redigirte den Mannheimer Phönix fortwährend von Mainz aus, und ließ ihm so reichliches und gewürztes Futter zukommen, daß der seltene Vogel bald in Frankfurt, Mainz, Darmstadt, Cöln und am ganzen Rhein heimisch wurde, und da er oft sehr satyrisch war, nicht wenig Aufsehen machte, manchmal aber auch ganz falsch verstanden wurde und ihm dann großes Unrecht geschah. — Folgendes war eines der komischsten Mißverständnisse, das viel zu lachen gab. In Mannheim hatte der Stadtdirektor die Wegnahme der Laternenpfähle befohlen, da künftig die Laternen an quer über die Straße laufende Eisenketten gehängt werden sollten. Nun hatte ein Mannheimer Einwohner der Redaktion einen Aufsatz eingesandt, der überschrieben war: „Die verabschiedeten Laternenpfosten." Dieser Aufsatz, behaupteten viele östreichische Offiziere, sey eine malitiöse, auf sie gemünzte Satyre, und blieben dabei, was ihnen auch die Preußen und andere vernünftige Leute dagegen sagen mochten. Sie beruhigten sich nicht eher, als bis sie von Mannheim aus erfahren hatten, daß man daselbst wirklich die bisherigen Laternenpfosten weggenommen und durch Ketten ersetzt habe! Besonders hatte sich ein gewisser Major W....., ein zweiter Rummelpuff, bei dieser Gelegenheit höchst lächerlich gemacht.

An unserm Tisch unterhielt ich mich hauptsächlich viel mit dem Präsidenten von Keisenberg, dem es Vergnügen machte, mich über Italien, Frankreich, Spanien und die jonischen Inseln auszufragen, dagegen erfuhr ich manches von ihm, das zu meinem Kram paßte, und ich zu Artikeln in Pariser Journale benutzte, für die ich noch immer ununterbrochen arbeitete. Herr v. K. las diese, und äußerte mehrmals bei Tische, er möchte wohl den Einsender derselben kennen, wobei er einen forschenden Seitenblick auf mich

warf. Da sie indessen nichts weniger als revolutionär geschrieben waren, sondern nur eine leidenschaftslose Beurtheilung der damaligen deutschen Zustände enthielten, sogar die Umtriebe der im Finstern schleichenden Hetzer und die Einfalt der guten Studenten, die sich zu deren Werkzeugen hergaben, öfters gegeißelt wurden, so las sie auch Herr v. K. mit Befriedigung, und daß er mich für den Verfasser hielt, ging aus mancher seiner Aeußerungen hervor. Dieß kam mir sehr zu statten, denn nach einem Aufenthalt von mehrern Monaten in Mainz, hatte Struensee in Cöln herausgebracht wo ich mich befand, und daher nichts Eiligeres zu thun, als einen Bericht hinsichtlich meiner, in welchem er mich abermals als der demagogischen Umtriebe verdächtig bezeichnete, an die Mainzer Untersuchungscommission, nebst den Verfügungen des preußischen Ministeriums einzuschicken. Herr v. Keisenberg, der Struensee schon kannte, hatte dessen Albernheit hinsichtlich meiner gehörig zurecht gewiesen und dem Ministerium die völlig unbegründete Anklage Struensees dargethan. Ich erfuhr dies alles durch die Frau eines Mitglieds der Commission, mit der ich auf einem ziemlich vertrauten Fuß stand. Indessen nahm ich mir vor, den unermüdlichen Eifer des Cölner Polizeidirektors doch in die gehörigen Schranken zu verweisen. In einem Correspondenzartikel aus Cöln, wo die wirklich vortreffliche Administration der preußischen Rheinprovinzen gehörig zergliedert wurde, schloß ich mit den Worten: Nur eines vermag man sich nicht zu enträthseln, nämlich, wie eine so umsichtige Regierung, wie die preußische, einen so ganz untauglichen Menschen, wie diesen Struensee, der noch obendrein das Gespött der Einwohner Cölns ist, daselbst als Polizeidirektor lassen mag. — Bald darauf wurde dieser auch abberufen.

Das heitere Leben in Mainz sagte mir immer mehr zu, und die herrliche Lage dieser Stadt und ihre Umgebungen ließen mich begreifen, woher es kam, daß ihre Bewohner ein so munteres, mit leichtem Sinn durch das Leben gleitendes Völkchen waren. Fast keine Woche verging, wo nicht Ausflüge auf eine schöne Rheininsel, umliegende Ortschaften, auf die Kirchweihen, besonders auch nach Hochheim und in die nahen Bäder, Wiesbaden, Schwalbach rc., gemacht wurden, und als der Winter kam, fehlte es nicht an musikalischen Unterhaltungen, Concerten, Schlittenfahrten u. s. w., auch das Theater, noch immer unter Cramer, war gar nicht schlecht. Zu meinem großen Leidwesen mußte ich indessen Mainz plötzlich

verlassen, woran folgender Vorfall Ursache war. Im Theater besuchte ich gewöhnlich eine Loge, die dicht neben der war, welche die östreichischen Stabsoffiziere gemiethet hatten und mit ihren Frauen einnahmen. Ein Major W..... hatte eine noch sehr junge Frau geheirathet, die Tochter eines östreichischen Artilleriehauptmanns, mit der ich bisweilen ein Paar Worte in der Loge wechselte, aber auch nicht die mindeste Absicht auf die Dame hatte, da sie durchaus nichts besaß was mich hätte anziehen können, und unsere Unterhaltung beschränkte sich auf ganz gleichgültige Dinge, sie war auch, dank der geistigen Beschränktheit der Mad. W....., sehr einsylbig; dennoch sah es der Major ungern wenn ich mit seiner Frau sprach, was meistens in seiner Abwesenheit geschah, da er öfter durch den Dienst abgehalten, viel später als dieselbe kam. Eines Abends, als dies wieder der Fall war, trat er gerade in die Loge, als mich seine Frau um Erklärung einer Scene fragte, die sie nicht begriffen hatte. W.'s Gesicht schwoll hochroth an, und zornglühend sagte er so laut daß es das ganze Publikum hörte, zu seiner Ehehälfte: Du setzt dich gleich hier herüber (auf die andere Seite der Loge); worauf mehrere Stimmen von den Gallerien ein: „Bravo, Herr Major!“ erschallen ließen, und das ganze Publikum lachte. Als ich nun im Zwischenact die Loge verließ, begegnete mir W..... auf dem Corridor, und sagte: Herr Fröhlich, wenn Sie noch einmal in Ihrer Loge ausspeien, so schicke ich Ihnen sechs Caporale auf das Zimmer! — Sie haben wohl ein Glas über den Durst getrunken, antwortete ich ihm, schlafen Sie Ihren Rausch aus, morgen sollen Sie mehr von mir hören. — Hierauf drehte ich dem Major den Rücken und ließ ihn ganz verblüfft stehen. Den andern Morgen schickte ich ihm ein Schreiben, worin ich ihn um Erklärung der an mich gerichteten Worte bat, da ich aber keine Antwort erhielt, ihm eine förmliche Herausforderung zusandte, und als auch diese eben so erfolglos war, ließ ich in dem Phönix abdrucken, daß ich den gewaltigen Helden W..... sammt seinen sechs Caporalen in meiner Wohnung erwarte, und sie nach Verdienst zu empfangen bereit sey. Die Sache hatte bereits viel Aufsehen gemacht und war in der Stadt herum. Die preußischen Offiziere äußerten sich öffentlich, daß ein solches Benehmen eines Stabsoffiziers unter ihnen nie geduldet würde u. s. w., dagegen hatte sich ein östreichischer Artillerielieutenant, Namens Schneider, geäußert: W..... solle nicht so viel

Umstände machen und mich bei der nächsten besten östreichischen Wache, an der ich vorüberginge, festnehmen, in die Wachtstube schleppen und gehörig durchhauen lassen; eines Schneiders ganz würdige Gesinnungen, doch nein, dieser edlen Zunft darf ich kein Unrecht thun, ich habe manchen Schneider kennen gelernt, dem dieser Lieutenant Schneider noch nicht würdig gewesen wäre die Schuhe zu putzen. — Alles dies gab nun zu Reibereien unter der Garnison Veranlassung, und eines Morgens wurde ich auf das Polizeiamt citirt, wo man mir sehr artig und mit sichtbarer und schonender Theilnahme eröffnete, daß ich auf Befehl des hohen Festungs-Gouvernements die Stadt und Festung Mainz binnen 24 Stunden verlassen müsse. Ich wollte zwar dagegen Einwendungen machen, ging auch deßhalb zu dem Herrn Regierungs-Präsidenten von Lichtenberg, der mich mit der äußersten Artigkeit aufnahm und mir sein Bedauern ausdrückte, in dieser Sache nichts für mich thun zu können, da das Festungs-Gouvernement das Recht habe, jeden Fremden aus der Stadt zu weisen, ohne irgend eine Rechenschaft deßhalb geben zu müssen; ebenso wenig half es mir, daß ich mich an den Gouverneur, den preußischen General von Carlowitz, selbst wandte, der mir antwortete: er habe die Ausweisung mehr in meinem eignen Interesse anordnen müssen, da bei meinem längern Weilen dahier meine persönliche Sicherheit leicht gefährdet werden könne, denn die östreichischen Offiziere der Garnison seyen zum Theil sehr rohe Subjekte u. s. w. Genug, es blieb bei der Verbannung und ich mußte mich darein fügen, bat mir jedoch dreimal vierundzwanzig Stunden aus, um meine Sachen zu ordnen, die mir auch bewilligt wurden, und fuhr dann von allen meinen Bekannten, die mir das Geleite gaben, in sechs Wagen begleitet, nach Mannheim, wo man mich schon längst erwartete, der Eigenthümer der dortigen Zeitung mich mit Briefen bombardirte und mir alle mögliche Offerten machte, worunter Wohnung und Tisch bei seiner Familie, wenn ich bei ihm logiren wolle.

Als ich mit meinen Freunden in Oppenheim ankam, wo man ein Mittagessen im wilden Mann für uns bestellt hatte, fanden wir daselbst meinen jämmerlichen Gegner, den Major W....., der nebst seiner Frau, seinen Schwiegervater, der in eine andere Garnison versetzt worden war, bis hierher begleitet hatte. Als uns diese guten Leute ankommen und aussteigen sahen, ließen sie sich schnell ein Zimmer im obern Stock des Hauses geben, und Niemand

von ihnen verließ mehr die Stube oder ließ sich nur am Fenster blicken, bis wir weg waren. Ich aber hatte W..... gesehen und erkannt, schrieb sogleich noch vor Tisch einen Aufsatz für den Phönix (Titel des Mannheimer Blattes): „Gedanken eines Verbannten auf der Reise von Mainz nach Mannheim,“ in welchem ich die Gegenwart eines sehr zahmen Mannes im wilden Mann zu Oppenheim meldete und den Helden W.....-Rummelpuff gehörig mitnahm. — Das Liedchen:

„Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall bin ich bekannt ꝛc.“

trillernd, fuhr ich in das freundliche Mannheim ein, wo ich von Herrn E...., dem ich schon meine nahe Ankunft gemeldet hatte, auf das willkommenste empfangen wurde. Indessen hatte der Artikel im Phönix über meine Verbannung in Mainz großes Aufsehen erregt, und acht Tage darauf wurde E. zum Stadtdirektor in Mannheim gerufen und diesem eröffnet, daß er Befehl erhalten habe, mich unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, damit im Fall es für nöthig erachtet würde, man meiner sogleich habhaft werden könne; den Grund dieses Befehls, der ihm von Carlsruhe zugekommen, wußte er nicht. E., der von allem unterrichtet war, theilte ihm denselben mit, und der Stadtdirektor sagte zu ihm: so rathen Sie dem Herrn Fröhlich, in der Rheinschanze in einem Wirthshaus zu logiren, diese ist baierisch, und dann geht mich die Sache nichts weiter an. — Ich befolgte diesen Rath, da ich indessen daselbst kein ordentliches und reinliches Zimmer erhalten konnte, so miethete ich mir ein solches in dem nahen Frankenthal, von wo ich alle Morgen nach Mannheim ging und den Tag über daselbst zubrachte. — Von Mainz erfuhr ich, daß der Polizeikommissair Mela dort beauftragt sey, alle möglichen deutschen und französischen (warum nicht auch die englischen, italiänischen und spanischen?) Zeitungen durchgehen und auf das genaueste nachsehen müsse, ob nicht irgend ein Artikel gegen das Mainzer Gouvernement, oder gegen die östreichischen Militairbehörden, in einer derselben stünde. Eine herkulische Arbeit für den armen Mann, der mir deßhalb nicht wenig fluchte. Ich fand die ganze Sache, obgleich es ein höchst ungerechter Gewaltstreich war, den man zu Gunsten eines feigen erbärmlichen Subjekts gegen mich verübt hatte, gar nicht erheblich genug, um noch viel Tinte darüber zu

vergießen, und hatte in dem Mannheimer Leben das Mainzer bald vergessen. Nur in einem Pariser Journal erwähnte ich ihrer als eines ächt östreichischen Verfahrens, ohne jedoch Namen zu nennen. Dies hatte aber Herr Mela übersehen; über ein halbes Jahr lang mußte er alle diese Blätter durchgehen. Indessen sollte ich bald darauf über alle Erwartung glänzend, wenigstens an dem Urheber meiner Verbannung gerächt werden, dessen Position nach all dem Vorgefallenen in Mainz durchaus nicht mehr haltbar war, selbst die Gassenjungen spotteten seiner und riefen ihm ein: „Rummelpuff" nach. General Menzdorf trug nun in Wien auf seine Versetzung an, und begründete diesen Antrag gehörig. W..... wurde eines Morgens mit der Ordre, daß er in eine kleine polnische Stadt versetzt sey, sehr unangenehm überrascht, und mußte bald nach mir Mainz verlassen, schwur aber, daß er sich wegen dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit an den Kaiser selbst wenden würde. Indessen hatte er auf der Reise nach seiner neuen Garnison das Unglück, umgeworfen zu werden und sogar ein Bein zu brechen, und wenige Tage nach seiner Ankunft brach ein Feuer in dem von ihm bewohnten Häuschen aus, so daß er nur mit genauer Noth dem Verbrennen entging und fast all sein Bischen Habe verlor. Es schien, als habe das Schicksal selbst es übernommen, mich recht eclatant zu rächen.

In Mannheim wurde indessen auf Verwendung des königl. preußischen Gesandten, Herrn von Otterstädt, der mit mehrern meiner Verwandten bekannt war, der Befehl der polizeilichen Aufsicht nach ein Paar Wochen wieder aufgehoben, und ich wohnte nun ungestört bei C..... Hier setzte ich mein Leben fort, wie ich es in Mainz und allenthalben verlassen hatte; bald hatte ich viele Bekannte und fast noch mehr gute Freundinnen unter den schönen Mannheimerinnen, denen zu lieb ich die Mainzerinnen bald vergaß. Die Stadt war jedoch sehr öde und still, das Theater aber, wenigstens was das Schauspiel betraf, gut besetzt und unterhaltend; die von Frankfurt sich hierher geflüchtete Frau von Busch war jetzt dessen größte Zierde. Für Musik hatten die Einwohner viel Sinn, und es wurden sehr gute Concerte, in denen sich ausgezeichnete Dilettanten hören ließen, von Zeit zu Zeit im Concertsaal des Theaters gegeben. Auch in manchen Privathäusern fanden unterhaltende musikalische Abende statt. Auf dem Mühlauer Schlößchen wurden hübsche Bälle gegeben, die Tochter

des Hauses war eine liebliche Sängerin, die sich der Bühne widmete und während meiner Anwesenheit in Mannheim als Donna Anna mit Beifall debütirte. Auch der Schauspieler Freund war jetzt in Mannheim engagirt und sein Haus eines von denen, die ich am liebsten besuchte, so wie die Abendversammlungen im Pfälzer Hof, bei denen die hübsche Wirthstochter Catharina zugegen war. Die verwittwete Großherzogin Stephanie, Napoleons adoptirte und die wirkliche Tochter des Senator Beauharnois, eines Verwandten der Kaiserin Josephine, eine sehr schöne und liebenswürdige Frau, von der man behauptete, daß sie Napoleon noch etwas mehr als bloße Adoptivtochter gewesen sey, lebte in Mannheim sehr eingezogen in dem großen Schloß. Noch eine andere hübsche Frau, die man wegen ihren geringen Geistesfähigkeiten nur die Schloßgans nannte, bewohnte dies Gebäude; sie war die Gattin des Schloßverwalters und hatte fortwährend viele Liebesintriguen. Ihren Liebhabern, die sie in den Schloßgarten bestellt hatte, gab sie durch ein weißes Fähnchen, welches sie an ihrem Fenster heraushing wenn der Mann nicht daheim war, das Zeichen, daß sie zu ihr kommen könnten. Auch Stephanie hatte ähnliche Intriguen zu Mannheim.

Nachdem das Frühjahr herangekommen war, machte ich häufige Ausflüge nach Heidelberg, wo noch unser alter Familienfreund Wrede wohnte, und wo ich ganze Tage in dem Schloßgarten und dessen Umgebungen zubrachte, auch den Wolfsbrunnen, den Königsstuhl, den Heiligenberg, Stift Neuburg, den Riesenstein 2c. besuchte. Das burschikose Studentenwesen und der Pedantismus der Herren Gelehrten und Professoren machten den Aufenthalt in dieser Stadt den Fremden unangenehm, deren sich sonst weit mehr hier niederlassen würden. Den zweiten Pfingstfeiertag besuchte ich den Schwetzinger Garten, der an diesem Tag von Fremden aus einem Umkreis von vielen Meilen wimmelt, sonst aber noch weit öder als die Gärten zu Versailles und Potsdam ist. An den vielen Spielereien, die er enthält, fand ich keinen Gefallen, da sie sämmtlich nichts weniger als großartig sind, und an das bekannte: „es ist verboten, große Hunde mitzubringen, damit sie die Seen nicht aussaufen und die Berge nicht platt treten," erinnert. Nur die Moschee, wenn auch nicht sehr groß, giebt wenigstens einen Begriff von einem solchen Gebäude. Die Wasserkünste sind im Vergleich mit denen zu Versailles, und selbst Cassel, unbedeutend.

Oefters ging ich auch auf ein Paar Tage nach Worms, wo ich bei Freund Eikmeier, der daselbst eine Besitzung hatte, wohnte, und von da nach Niedesheim spazierte, wo einst mein Oheim Scholze residirte. Von Worms machte ich ein Paarmal einen Abstecher nach Mainz, wo ich mich heimlich in dem Quartier das ich zuletzt bewohnte, bei der Wittwe Kronebach am Eck der großen Bleiche aufhielt, was dennoch die Polizei ausspürte, aber so klug war zu ignoriren.

Da ich einsah, daß mein Aufenthalt in Mannheim nicht von langer Dauer seyn konnte, indem C. sich nicht in sehr glänzenden Verhältnissen befand, und obgleich ich den Phönix, der dreimal wöchentlich erschien, fast ganz allein durch meine Arbeiten füllte, er doch nicht im Stande war mich dafür gehörig zu honoriren, auch der politische Theil der Mannheimer Zeitung zu unwichtig und zu bedeutungslos war, als daß sie jemals auf eine zum Bestehen hinreichende Abonnentenzahl hätte zählen dürfen, so wandte ich mein Augenmerk nach Stuttgart, um so mehr, da ich auch in Mannheim keinen Verleger für mein großes historisches Werk hatte finden können, wozu C. wohl den Willen, aber nicht die Mittel hatte, und an dessen Herausgabe ich jetzt ernstlich dachte. Ich machte deßhalb im Juni eine Reise nach Stuttgart, und daselbst die Bekanntschaft des Herrn von Cotta und des sich erst kürzlich daselbst etablirten Buchhändler Frankh. Ersterem trug ich mein Werk, das schon ziemlich weit gediehen war, an, und er war geneigt auf dessen Verlag einzugehen, verschob jedoch einen definitiven Abschluß deßhalb auf später, da er in demselben Augenblick mit zu vielen andern Dingen beschäftigt war und auch mehrere Reisen vorhatte. Frankh war noch nicht in den Verhältnissen, auf ein solches Unternehmen eingehen zu können, ersuchte mich aber, die Memoiren der Miß Henriette Wilson für ihn zu übersetzen, was ich auch übernahm. — In Stuttgart und besonders in dessen Umgebung hatte es mir sehr gefallen, namentlich auch in Ludwigsburg. Auf der kleinen Insel zu Monrepos begegneten mir an der Kapelle daselbst zwei Damen, von denen die jüngere, die kaum 15 Jahre zählen mochte, einen hohen Anstand und unendliche Anmuth verrieth, einen herrlichen Wuchs hatte, und einen Elfentritt zu haben schien, dabei das schönste lieblichste Gesichtchen das man sich denken kann; die ältere schien eine Frau bei Jahren, die ich für die Mutter hielt, zeigte ebenfalls durch ihre Haltung und

Manieren, daß sie einem Stand angehören müsse, der sich gewöhnlich durch die feinste Bildung, eine edle Unbefangenheit und ungezwungenes Wesen verräth. Ehrerbietig grüßend ging ich an den Damen vorüber, die mir artig dankten, und in die Einsiedelei; als ich von derselben zurückkam, saßen beide auf einer Ruhebank am Weg. Gar zu gerne hätte ich sie angesprochen, wagte es indessen nicht, da mich eine, mir nicht zu erklärende Scheu zurückhielt. Ich bemerkte jedoch, daß mir die Jüngere lange mit unverwandten Augen nachgesehen, und als ich im Gebüsch verschwand, hörte ich sie einige mir unverständliche Worte zu ihrer Begleiterin sprechen. In meinen Kahn gestiegen, der mich wieder an das Schlößchen Monrepos bringen sollte, fragte ich den Schiffer, ob er nicht wisse wer die beiden Damen seyen, die sich jetzt auf der Insel befänden. Er wußte es aber nicht zu sagen, da er sie nicht gesehen, auch keine übergefahren haben wollte. — Wer die romantischen Anlagen dieser Insel kennt, ihre Schlangenpfade zwischen dichten Gebüschen, ihre Höhle der Templer, denen man die Mäntel gestohlen, das gothische Kirchlein mit der Einsiedelei, deren Eremit den Fremdling begrüßt so wie er die Schwelle betritt, und dann die ganz abgeschlossene Lage und Todtenstille dieses heimlich einsamen Ortes, der wird mir nicht verargen, daß eine so feenhafte Schönheit hier zu treffen, einen ganz außerordentlichen, nicht zu beschreibenden Eindruck auf mich gemacht hatte. Auch wartete ich am jenseitigen Ufer wohl über anderthalb Stunden, um die Damen die Insel, auf der sie doch nicht ewig bleiben konnten, verlassen zu sehen. Endlich kamen ein Paar wohlgekleidete Leute, banden einen eleganten Kahn los, und fuhren nach der Insel ab. Eine Viertelstunde später kamen sie mit den beiden Damen, von denen die ältere ein kleines zierliches Portefeuille in der Hand hatte, zurück. Beide waren jetzt verschleiert. Ich richtete es so ein, daß ich ihnen noch einmal begegnete, grüßte wieder und erhielt von der jungen einen sehr freundlichen Dank. Die Schiffer hatten sich mit ihnen entfernt, und ich konnte wieder nicht erfahren wer sie waren, ging ihnen zwar in bedeutender Ferne nach, aber sie stiegen unfern Monrepos in einen Wagen, den ich bald aus dem Gesicht verlor, da ich von Ludwigsburg zu Fuß hierher gegangen war.

Den Rest des Tages brachte ich fast ganz in dem Park zu Ludwigsburg zu, auf einer Ruhebank unter der Emmrichsburg sitzend und fortwährend über die zu Monrepos gehabte Erscheinung

nachsinnend. Ich fuhr endlich den Abend nach Stuttgart zurück, wo ich dem Grafen Lusi, der Sohn des Gesandten Lusi zu Potsdam, der damals königl. Preußischer Geschäftsträger am württembergischen Hof war, und dem ich einen Besuch gemacht hatte, davon erzählte, der mir aber eben so wenig Auskunft geben konnte, wer die Damen wohl gewesen seyn mochten. Für den andern Tag hatte er mich zu Tisch gebeten und nahm mich den Nachmittag mit in den Frößnerischen Badgarten zu Cannstadt, wo ich unter den vielen Schönen, die sich daselbst befanden, vergeblich nach meiner Unbekannten forschte, ebenso erging es mir in dem Garten des Gaisburger Schlößchens, den wir bei der Rückkehr noch besuchten, der auch mit Gästen überfüllt war, und unter denen zwischen Tausenden von Rosen recht hübsche schwäbische Schelmengesichter hervorblickten. Zwei Tage darauf reiste ich über Pforzheim und Carlsruhe nach Mannheim zurück, immer noch das Bild der schönen Unbekannten von der Insel im Gedächtniß habend, und obgleich ich in Mannheim nicht weniger als einem halben Dutzend Schönen, unter denen die Tochter eines Frankfurter Advokaten, Namens St...., der sich damals hier aufhielt, Fräulein Mathilde, eine wahre Schönheit, und eine Namensverwandte, Fräulein F......, nicht minder liebenswürdig, so wie die Schwester eines Rittmeisters und die Frau eines Hauptmanns &c., waren, sehr ernstlich den Hof machte, so hinderte mich dieß doch nicht, von Zeit zu Zeit voll Sehnsucht an die Unbekannte auf der Insel zu denken. — Im Juli reiste ich nach Baden-Baden, um daselbst einen Theil der Sommersaison zuzubringen. Bevor ich dahin abging, hatte ich mit C. eine Martingal für das Roulettspiel berechnet, durch welche man einen Thaler oder Napoleon, gleichviel nachdem man setzte, bei jedem Coup gewinnen mußte, so lange man nicht gesprengt wurde, das Verhältniß war 1, 3, 7, 15, 36, 80 und 200, wobei vom dritten Coups an die Zeros jedesmal verhältnißmäßig gedeckt werden mußten. Wir hielten beide die Sache für unfehlbar und glaubten, daß man nicht öfter gesprengt werden könne, als bis man das Doppelte gewonnen. Ich reiste mit ungefähr 150 Napoleon ab, alles was ich noch hatte zusammenscharren können, in der Hoffnung, mit wenigstens 50,000 Gulden zurückzukommen. In Baden angelangt, stieg ich in der goldnen Sonne ab, und nahm mir kaum die Zeit mich umzukleiden, um in den Spielsaal zu eilen und meine Operation zu beginnen. Im Anfang

ging die Sache auch vortrefflich, ich begann mit kleinen Thalern, und zog für jeden Coup, oft nachdem 4 bis 6 verloren waren, meinen kleinen Thaler. Nun setzte ich Brabänter und endlich Dukaten; bereits hatte ich deren schon über vierzig gewonnen, als ich das Erstemal mit 200 gesprengt wurde; ich begann nun mit dem wenigen Geld das mir noch übrig blieb, wieder mit kleinen Thalern zu spielen, ward aber bald wieder gesprengt, und verlor endlich, Vierziger setzend, noch den Rest meines Geldes bis auf ein Paar Gulden. So war ich denn auf einmal von allen meinen Himmeln herabgefallen, verließ die Spielsäle mit gewaltig hängenden Flügeln, um in den Anlagen frische Luft zu schöpfen. Auf einer etwas abgelegenen Bank wurde mir erst das Schreckliche meiner ganzen Lage recht klar. Nicht mehr so viel Geld in der Tasche daß ich an eine Rückreise hätte denken können, auch dem Wirth schon eine Zeche schuldig, wo ich mir zwei Zimmer auf einen Monat gemiethet hatte, war es mir doch nicht so ganz einerlei, und ich wußte nicht wie ich mich noch aus dieser Klemme ziehen würde. An meine Eltern konnte ich, deren pecuniäre Lage kennend, unmöglich mehr Ansprüche machen. Ich schrieb an C., von dem ich aber die trostlose Antwort erhielt, daß er sich selbst in der hochnothpeinlichsten Geldverlegenheit befinde. Einstweilen machte ich mich mit dem Grauen des Tages an die Uebersetzungen für Frankh und arbeitete an einem fort bis zu Tisch, worauf ich eine kleine Promenade nach dem Kloster Lichtenthal oder auf das alte Schloß rc. machte, dann wieder bis zum Abendessen übersetzte, eine Stunde in dem Cursaal oder der Allee, die zu demselben führte, zubrachte, dann wieder bis nach Mitternacht arbeitete, und so binnen acht Tagen eine sehr bedeutende Parthie Manuscript nach Stuttgart abzuschicken im Stande war, mit der ich zugleich bat, eine Anweisung von ein Paar Hundert Gulden von mir honoriren zu wollen, was Frankh auch that, und so war ich wenigstens aus der dringendsten Verlegenheit, aber während den 8—10 Tagen, wo ich fast gar keinen Heller Geld mehr in der Tasche hatte, war es mir denn doch manchmal nicht ganz wohl. Mein Wirth konnte mir jeden Augenblick eine Rechnung bringen und Zahlung verlangen, die ich nicht zu leisten im Stande war. Ich hatte Bekanntschaft mit ein Paar reichen jungen Holländern gemacht, die mich häufig zu einer Spazierfahrt einluden, dabei wo wir einkehrten, frei hielten; um mich gegen diese generösen Herrn

zu revanchiren, ließ ich zum Dessert bei Tisch immer ein Paar Flaschen Champagner kommen, denkend, das geht jetzt auf eine Rechnung hin, und je mehr du Depensen machst und befiehlst, desto weniger wird der Wirth mißtrauisch, und so war es auch. Als meine Anweisung honorirt und ich dadurch wieder etwas bei Casse war, sagte ich ganz barsch zum Wirth: aber mein Gott, warum machen Sie mir denn meine Rechnung nicht, ich verlange sie wenigstens alle acht Tage, länger will ich es nicht anstehen lassen! Der Wirth entschuldigte sich höflichst, brachte sie mir, sie machte einige sechzig Gulden, wovon die Hälfte beinahe für Champagner war; ich warf ihm das Geld auf den Tisch und ging wieder in die Spielsäle, aber jetzt nur mit äußerster Vorsicht spielend, und gewann wirklich ein Paar Hundert Thaler, mit denen ich mich freudig wegbegab, noch ein Paarmal war mir das Glück so günstig, daß ich bald über 1000 Gulden hatte, und nun nie mehr als ein Paar Dukaten wagte, dabei arbeitete ich nach wie vor an meinen Uebersetzungen, sandte auch mehrere Artikel über die diesjährige Badesaison an den Constitutionel nach Paris; ich schlief damals kaum 3 bis 4 Stunden alle Nacht. Nachdem ich so wieder über alle Berge war, sah ich mich auch nach der hiesigen eleganten Damenwelt und ein Paar Badschätzen um, die ich nicht lange zu suchen brauchte. Ein Paar Beamtentöchter aus Carlsruhe und die hübsche Frau eines holländischen Obersten, die in einem Hôtel mit mir logirten, waren bald meine Auserkohrenen; etwas später machte ich einer schönen Engländerin den Hof, die außerdem noch ein allerliebstes englisches Kammerkätzchen hatte. — Herr von Cotta, der sich auch in Baden eingefunden, wo er ein eigenes Hôtel besaß, trug mir auf, einige Artikel ins Morgenblatt über die hiesige Saison zu schreiben. Da ich in denselben den Spielpächter Chabert, der damals die dortige Spielhölle im Pacht hatte, und noch einige andere Dinge ein wenig stark mitnahm, so gab dies in der Badewelt zu Baden gewaltigen Rumor. Man glaubte, Robert, der als Correspondent des Morgenblattes bekannt war, habe die Artikel geschrieben, und wollte diesem deßhalb zu Leibe, nur mit genauer Noth entging er einer Prügelei. — Was die Saison sehr glänzend machte, war der Aufenthalt des Königs Maximilian von Baiern und seines Hofes. Es gab Feste über Feste, Parthien in das herrliche Murgthal, Beleuchtung des alten Schlosses, Bälle, bei denen die baierischen Prinzessinnen die Haupt-

rolle spielten, u. s. w. Ich machte manche romantische Privatausflüge nach den Ruinen des Ybergs, nach Ebersteinburg, dem Schlößchen, dem Amalienberg, dem Schloß Neueberstein, beide im Murgthal, u. s. w. mit der einen oder andern meiner Badschönen und zeigte ihnen auch die unterirdischen Kerker mit ihren furchtbaren, sich auf dicken Eisenstöcken drehenden steinernen Thüren in dem Schloß zu Baden. Daß diese Kerker noch ein Werk der Römer seyn sollen, wie manche Gelehrte lächerlicherweise behaupten, ist sehr unwahrscheinlich; daß sie ein Sitz der Vehme oder sonst eines heimlichen Gerichts gewesen, weit glaubhafter. Ihren Ursprung und ihre Bestimmung mit Gewißheit anzugeben, ist unmöglich. — Dritthalb Monate hatte ich in Baden, die ersten vierzehn Tage abgerechnet, wo ich mich in Finanznöthen befand, recht vergnügt zugebracht, und reiste von hier nach Frankfurt, wo ich einige Tage bei den Meinigen verweilte, über Mainz und Worms nach Mannheim zurück, wo ich C.... mit seiner Familie in großer Traurigkeit fand, und mir derselbe erklärte, daß seine Position in Mannheim nicht lange mehr haltbar sey. Unter solchen Umständen fand ich es für passend, da er ohnehin eine sehr starke Familie, 6 Kinder hatte, unter denen das älteste Mädchen, Mathilde, etwa neun Jahre alt, einen für sein Alter sehr scharfen Verstand besaß und ein äußerst angenehmes und liebes Kind war, das mir jeden Morgen mein Frühstück auf mein Zimmer brachte und mich durch seine muntern, oft witzigen Einfälle erheiterte, eine andere Wohnung zu beziehen. Ich miethete nun bei der Schauspielerin Rüppel ein, einer Schwester der berühmten Lindner, wo ich auch den Tisch und eine recht unterhaltende Tischgesellschaft hatte, unter der ein Dragoneroffizier, Herr v. Schweizer, und ein junger Artaria waren. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete das Theater und dessen Direction, die damals ein Graf Luxemburg leitete, der eine Maitresse Napoleons geheirathet, die einen Sohn, Graf Leo genannt, der in Heidelberg studierte, von diesem hatte. Den Intendanten Luxemburg, ein arger Ignorant, wenigstens in allem was die Kunst und das Bühnenwesen betraf, nannte man wegen seinen burlesken Aufschneidereien nur den Grafen Lügenburg. Einer der tollsten Mißgriffe bei den Hoftheatern ist, daß man an die Direction eines solchen Instituts, zu welcher gerade die ausgebreitetsten Kenntnisse, da es in fast alle Wissenschaften eingreift, ungewöhnliche Fähigkeiten, Talente und große Charakter-

festigkeit gehören, in der Regel den ersten besten hochadeligen Erbhohlschädel nimmt, einen Hofmarschall Kalb, während ein höchst ausgezeichneter Kopf, ja ein Genie dazu nöthig ist. Die Leitung einer Bühne ist eines der schwierigsten Aemter die es giebt, wohl mit das schwierigste. Das bekannte: „Da gerade keine Stelle mehr im königlichen Stalle frei war, so übertrug man ihm (dem Kammerherrn) die Direction der Hofbühne,“ charakterisirt vollkommen die Begriffe, die man an Höfen von der Direction eines Theaters hat.

Indessen ließ es mich nicht lange mehr in Mannheim weilen, hier hatte ich, wie gesagt, keine Hoffnung, endlich mein großes historisches Werk, an dem ich so oft ich Muße hatte, arbeitete, an das Tageslicht treten zu sehen. Stuttgart, wohin mich die daselbst durch die Einsicht des sehr rechtlichen und vernünftigen Königs sehr freie Presse, und noch ein gewisses Etwas, das ich mir selbst nicht zu erklären vermochte, zog, war der Ort, den ich am passendsten für meinen Zweck hielt. Ein zufälliger Umstand beschleunigte noch meine Abreise dahin. Eines Tages hatte ich mit meinem Pferde eine Lanzade über die Planken an der Allee gemacht, aber auf der Stelle den Sprung zurückgethan, indessen hatte es ein Polizeidiener gesehen und angezeigt, ich wurde vorgefordert, wo es zu einem verdrießlichen Wortwechsel kam, der damit endigte, daß ich der hohen Polizei die fünf Gulden Strafe, zu der sie mich verurtheilt hatte, auf den Tisch warf, meinen Paß visiren ließ, und schon den kommenden Tag auf dem Weg nach Stuttgart war, wo ich wohlbehalten eintraf und im Gasthof zum Waldhorn abstieg, aber schon ein Paar Tage darauf eine Privatwohnung bei einem ehemaligen Hofgürtler, Herrn Sch.... bezog. C. hatte mir beim Abschied gesagt, daß er mir bald nachfolgen würde, indem für ihn in Mannheim nichts mehr zu thun sey.

Es ist unglaublich, mit welchen unbedeutenden Dingen man so eine deutsche Residenzstadt, wenn nicht in Aufruhr, doch in Bewegung setzen kann. Ich trug damals einen, hier noch nicht gesehenen sogenannten Carbonari-Mantel, schwarz, mit rothem Sammet ausgeschlagen und goldnen Quasten, den ich mir kurz vorher in Paris hatte machen lassen. Dieses Kleidungsstück, unter dem ich gewöhnlich einen polnischen Rock trug, machte, daß sich die ganze Stadt von meiner werthen Person unterhielt und die albernsten Mährchen über dieselbe erfand. Bald sollte ich der natürliche Sohn,

ich weiß nicht welches großen Herrn, bald gar ein englischer Reiter, wahrscheinlich weil ich viel ritt, und die Götter mögen wissen was alles seyn. Ritt oder ging ich an einem Haus vorüber, husch waren Gesichter an allen Fenstern, das fremdartige Wunderthier zu begaffen, und dies dauerte eine geraume Zeit, bis man endlich dahinter kam, wer ich denn eigentlich sey, nämlich ein literarischer Vagabund, gebürtig aus Frankfurt am Main, den man in Mainz wegen demagogischer Umtriebe, so hieß es, ausgewiesen ꝛc. Ich hatte mir schon viel von den guten Schwaben erzählen lassen, aber so arg es mir denn doch nicht gedacht, die Stuttgarter Kleinstädterei übertraf fast noch die meiner Vaterstadt, und wahrhaftig, das will viel sagen. Dieß alles hinderte mich indessen nicht, ein ganz ungenirtes und ungebundenes Leben zu führen, ich legte es im Gegentheil darauf an, den Leuten immer etwas zu reden zu geben, und machte schnell mehrere interessante Bekanntschaften mit einigen schwäbischen Schönen, und da man mich zuerst für sehr reich verschrie, obgleich ich damals eher sehr arm war, so wurden mir Lockspeisen genug auf die Leimruthe gelegt. Ich amüsirte mich, lachte, und schlug den guten Leuten ein Schnippchen.

Herr von Cotta hatte ich wieder aufgesucht und ihm von dem Verlag meines historischen Werks gesprochen, er war noch immer ganz dafür, machte aber fortwährend Geschäftsreisen, bald nach Paris, London, Berlin, und schob die Sache hinaus; die Metzler'sche Buchhandlung lehnte den Verlag ab, nur Frankh zeigte sich sofort zur Unternehmung derselben bereit, schien mir aber nicht zuverlässig genug, nahm auch zu große Vortheile für sich in Anspruch, und wir brouillirten uns bald darauf, woran zum Theil C....., der nun von Mannheim angekommen war, und Frankh zu der Herausgabe einer französischen Zeitung beredet hatte, schuld war. C..... war zwar ein sehr fleißiger Arbeiter, aber durchaus einem solchen Unternehmen, wie überhaupt einer Zeitungsredaction nicht gewachsen. Es fehlte ihm gerade nicht an Kenntnissen, aber er war nur ein mittelmäßiger Kopf, dem alle Ideen abgingen und bei dem an Selbstschöpfungen nicht zu denken war, eben so wenig waren seine politischen Ansichten klar, sondern höchst beschränkt und oft verwirrt, auch mußte nach drei Monaten das Unternehmen schon wieder aufgegeben werden. Die Zeitung enthielt nur aus französischen Blättern abgedruckte Artikel, und selbst diese ohne alle Auswahl, so daß sie ein wahres Potpourri war. Ich hatte Frankh

mehrmals meine Meinung deßhalb geäußert, was dieser, als sie sich entzweiten, dem C..... wiedersagte, der ohnehin wegen einem Artikel, den ich über das Rheinische Conversationslexikon noch in Mannheim, in dem Frankfurter Journal hatte abdrucken lassen, statt im Phönix, was er erst später durch andere erfuhr, aufgebracht über mich, nun einfältig genug war, einen Entschädigungsproceß deßhalb gegen mich in Stuttgart anhängig zu machen, dem ich schon in erster Instanz dadurch ein Ende setzte, daß ich ihm eine unbedeutende Summe anbot, die er mit Freuden annahm. Er arbeitete nun eine Zeitlang für den Abbé Mozin und gab auch Sprachunterricht. Ich hatte nach Beendigung der Uebersetzung der Memoiren der Miß Wilson, die der Denkschriften Riccis für Frankh übernommen, die in französischer Sprache, mit sehr vielen langen Anmerkungen und Dokumenten in der italiänischen, herausgekommen waren. Frankh, der jetzt schon, nachdem ihm einige Verlagsartikel geglückt waren, die Rolle eines Cotta spielen zu woller anfing, der er bei seihen sehr beschränkten Geistesfähig[illegible] [illegible]n wenig gewachsen war, so daß ich ihn mit dem sich zum [illegible] aufblasen wollenden Frosch der Fabel verglich, und vornehm gelehrt that, wünschte, daß ich die gedruckten Correcturbogen der Uebersetzung mit ihm durchgehen möchte. Er empfing mich in einem bunten großbeblümten Schlafrock, aus einer langen türkischen Pfeife rauchend, und wir lasen zusammen, oft in Gegenwart eines andern Schriftstellers, unter andern auch Hauffs, den ich häufig bei ihm traf, da er ebenfalls die Correcturen seiner Werke, die er bei ihm verlegte, mit ihm las. Frankh, um sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, hatte sich angewöhnt, von Zeit zu Zeit mechanisch zu sagen: „Meinen Sie nicht, daß man dies doch anders hätte geben können?“ — Ich glaube nicht, war meine Antwort. — Das Komischste dabei war, daß er fast kein Wort französisch verstand, aber doch behauptete, obgleich ihm das Sprechen nicht geläufig sey, französische Werke mit derselben Leichtigkeit wie deutsche zu lesen. — Da ich nun von dem Gegentheil längst überzeugt war, so sagte ich eines Tages zu Hauff, als Frankh einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte: geben Sie Acht, jetzt will ich einmal unsern Herrn Verleger tüchtig auf das Eis führen. — Als Frankh nun wieder seine stereotype Phrase: „Meinen Sie nicht, daß man dies anders hätte geben können,“ anbrachte, reichte ich ihm das Original hin, auf eine ganz andere Stelle deutend, als die von der gerade die

Rede war, und sagte ihm: da sehen Sie selbst, wie wäre dies anders zu geben gewesen. — Frankh murmelte ein Paar unverständliche Worte in den Bart, gab mir das Buch zurück und sagte: Nein, Sie haben recht, man kann es nicht wohl anders geben. — Jetzt konnte sich Hauff, der wußte daß die fragliche Stelle auf einer ganz andern Seite stand, kaum mehr des Lachens enthalten, und ebenso erging es auch mir. Frankh fragte, was wir hätten, ohne jedoch den Streich noch zu ahnen, den ich ihm gespielt. Er erfuhr es aber bald darauf durch die dritte Hand, da Hauff den Vorfall seinen Bekannten mitgetheilt hatte. Wir waren nun brouillirt, und ich sandte ihm Riccis Werk, von dem ich erst den ersten Band übersetzt hatte, zurück. — Ich gab jetzt einstweilen ein belletristisches Blatt in Stuttgart heraus, welches manche der dasigen Zustände, namentlich auch die Vorurtheile des Erbadels etwas stark mitnahm, so wie die Vorstellungen der dortigen Bühne kritisirte, die damals, Oper wie Schauspiel, ganz vorzüglich besetzt war, und Künstler wie einen Seidelmann, einen Gnauth, einen Miedke, eine Stubenrauch, eine Canzi, einen Häser, einen Pezold ꝛc. aufzuweisen hatte, namentlich wurden die Iffland'schen Stücke mit einer Vollendung gegeben, wie fast nirgends, selbst Berlin nicht ausgenommen, wobei ich auch noch in auswärtige Blätter, namentlich die Frankfurter, Berichte über diesen Gegenstand sandte. Nicht sehr lange nach meiner Ankunft in Stuttgart, glaubte ich eines Abends in einer Loge im ersten Rang zu meiner größten Verwunderung die junge schöne Dame zu erkennen, die ich auf der Insel zu Monrepos den vergangenen Sommer zuerst gesehen und die einen so großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Um Gewißheit zu erlangen, daß es dieselbe sey, verfügte ich mich in eine Loge, die so nahe als ich sie haben konnte, bei der war, in welcher sich meine Unbekannte befand, und es blieb mir bald kein Zweifel mehr übrig, daß es ein und dieselbe Person mit jener auf der Insel sey. Auch sie hatte mich gleich bei meinem Eintritt in die Loge wieder erkannt, wie ich deutlich aus der zusammenschaudernden Bewegung wahrnehmen konnte, die sie machte als sie mich erblickte. Ich begab mich aber bald darauf wieder ins Parterre, nachdem ich zu meinem Mißvergnügen den Rang erfahren, den die Dame einnahm, und der mich an keine Annäherung derselben denken ließ, denn ich war ja nicht mehr in Italien oder Frankreich, sondern in Deutschland, und zwar in Schwaben. — Doch

hatte sich das schöne Bild von neuem mir eingeprägt und wich nicht von meinen Augen, trotz dem daß ich mich mit mehrern andern weiblichen Wesen recht sinnlich zu zerstreuen suchte. — Den dritten Tag nach jenem Theaterabend kam eines Vormittags ein schon etwas ältliches wohlgekleidetes Frauenzimmer zu mir, welches, nachdem es fast verlegen allerlei Umschweife gemacht, damit herausrückte, daß sie mir geheimnißvoll mittheilte: sie komme im Auftrag einer Dame, die mir unendlich wohlwolle und mich zu sprechen wünsche. Sie rückte nun immer mehr mit der Sprache heraus, nannte mir endlich die Dame, nachdem ich ihr zuerst auf das feierlichste die tiefste Verschwiegenheit und Discretion hatte versprechen müssen, und bestellte mich auf den nächsten Nachmittag gegen 4 Uhr in den Park zu Ludwigsburg, wo ich sie wieder sprechen und das Weitere von ihr hören würde. Lange glaubte ich zu träumen; nachdem sie wieder weg war, war ich nicht im Stande fortzuarbeiten und konnte die kommende Nacht fast kein Auge schließen, so sehr beschäftigte mich diese Sache. Den andern Tag ritt ich gleich nach Tisch nach Ludwigsburg, begab mich, mein Pferd im Waldhorn lassend, in den Park, den nicht mehr sehr jugendlichen Postillion d'amour erwartend. Er fand sich noch vor der bestimmten Zeit an dem bezeichneten Platz ein, und flüsterte mir im Vorübergehen zu, ihm in einiger Entfernung zu folgen. Nachdem ich der Frau durch einige Baumgänge nachgegangen war, begegnete ich der schönen jungen holden Dame in Gesellschaft der alten, mit der ich sie zum Erstenmal auf der Insel gesehen hatte. Ehrerbietig grüßend, ging ich an beiden vorüber, und die jüngere mir erröthend dankend, ließ unvermerkt ein Blümchen, das sie zuvor an den Mund gebracht, fallen, das ich, nachdem sie sich mehrere Schritte entfernt hatte, aufhob und in mein Portefeuille legte. Ich folgte nun meiner immer noch vorangehenden Führerin, die mich endlich an einen sehr entlegenen Ort des Parks führte und mir eröffnete, daß ich mich noch diesen Abend nach Mitternacht wieder daselbst einzufinden hätte, wo sie mich dann an einen Ort führen wolle, wo ich Glücklichster der Sterblichen, wie sie meinte, die seligsten Stunden meines Lebens zubringen würde. Versprechend daß ich nicht verfehlen würde mich einzustellen, entfernte ich mich, dankend Abschied nehmend, und nachdem mir nochmals die größte Vorsicht und Achtsamkeit empfohlen wurde, damit ja Niemand etwas von diesem Verhältniß auch nur ahnen könne, ritt ich nach Stutt-

gart zurück. — Als zehn Uhr vorüber, und in meinem Haus schon Jedermann in den Federn war, schlich ich mich leise die kleine, zu meinem Zimmer führende Hintertreppe hinab in den Stall, sattelte selbst mein Pferd, führte es hinaus und trabte ohne mich aufzuhalten nach Ludwigsburg, daselbst angekommen band ich das Pferd an einen Baum, und eilte an den Ort, wo ich die Führerin treffen sollte; kaum hatte die Thurmuhr Mitternacht verkündet, so erschien sie auch, und ihr folgend, führte sie mich an einen besonders abgeschlossenen Raum des Parks, dessen Thüre nur angelehnt war, zu einem kleinen Häuschen, in welchem eine weißgekleidete, in einen großen Shawl gehüllte Nymphengestalt auf einer Bank saß. Es war die junge Dame der Insel, die, als ich eintrat, aufsprang und die in meinen Armen liegend, mich glühend umfing. — Zwei Uhr nach Mitternacht war vorüber, als ich mich wieder auf dem Heimweg nach Stuttgart befand, wo ich mein Pferd eben so unbemerkt wieder in den Stall führte, absattelte, und mich dann eben so in meine Wohnung schlich; Niemand hatte diese Abwesenheit wahrgenommen. Nach Uebereinkommen wiederholte ich den folgenden Abend denselben Besuch ganz auf dieselbe Weise und eben so unbemerkt, und hatte so eine Reihe von seligen glücklichen Nächten, mich immer mit einem: „auf morgen Nacht mehr,“ verabschiedend. — Um aber noch mehr den mindesten Verdacht von diesem Verhältniß, dessen Entdeckung die größte Gefahr für uns Beide hätte bringen können, fern zu halten, und damit auch Niemand an so etwas nur denken konnte, machte ich der jungen Frau eines Kaufmanns F., Tochter eines Staatsdieners in Stuttgart, die zwar nicht gerade schön und nichts weniger als geistreich, dabei aber sehr kokett war, ganz im Einverständniß mit meiner geheimen Geliebten, auf das auffallendste den Hof, tanzte fast nur mit ihr auf den Museumsbällen, machte am Tage zu Pferd und zu Fuß Fensterparaden an ihrer Wohnung, kurz trieb es so, daß in wenig Tagen die ganze Stadt mich rasend verliebt in Madame F.... glaubte, und da die Dame die Güte hatte in die Falle zu gehen, und ihr die gemachte Eroberung zu schmeicheln schien, so waren wir bald das Stadtgespräch und mein Zweck erreicht. — Mad. F. aber mochte sich gar manches in meinem Benehmen nicht zu erklären wissen, denn da ich durchaus keine ernstlichen Absichten hatte in ihren Reizen zu schwelgen, die gerade nicht zu den verführerischsten gehörten, ohnehin ermüdeten mich diese nächtlichen Ritte

nicht wenig, so daß ich am Tage gerne möglichst der Ruhe pflegte, so ließ ich dieses Verhältniß nie weiter als bis zu einem sehr unschuldigen Handkuß kommen, schrieb aber dagegen die feurigsten Briefe. — Genug, die Comödie gelang mir vollkommen; von meinem geheimen Verständniß ahnte keine Seele etwas, und von dem öffentlichen, hinter dem gar nichts war, sprach Jedermann. — Doch auch jenes sollte mit der Zeit ein Ende nehmen, man hatte mir zwar eine Entführung nach Frankreich und England öfters und sehr dringend vorgeschlagen, aber das höchst Gefährliche des Unternehmens und den Weltscandal, welchen ein solches Ereigniß nothwendig hätte machen müssen, abgerechnet, so sah ich auch ein, daß eine Ehe unter solchen Verhältnissen später, wenn sich erst die Uebersättigung eingestellt haben würde, nimmermehr eine glückliche hätte seyn können. — Ich wohnte später den glänzenden Hochzeitsfeierlichkeiten meiner Geliebten bei, der ich selbst zu der für sie sonst ganz passenden Vermählung recht sehr gerathen hatte. Am Tage hatte ich manchmal das Vergnügen, meine schöne Dame, die auch eine vortreffliche Reiterin war, an meiner Wohnung vorüber galoppiren zu sehen. Es war dies eine gewiß sehr seltene umgekehrte Fensterparade.

„Und voran dem stolzen Zuge
Schwebt ein Weib auf stolzem Roß,
Wallend in des Windes Fluge
Weht ihr Purpurmantel los.
Eine goldne Strahlenkrone
Deckt ihr Haupt, der Locken Pracht;
Nach! winkt sie mit kühnem Hohne,
Und es folgt dem Wink die Jagd!“

Das Ballet war damals in Stuttgart auf einem so hohen Glanzpunkt, daß es mit dem der großen Opern zu Paris hätte rivalisiren können. Die Familie Taglioni war dabei angestellt, und die junge Taglioni, gerade im Aufblühen begriffen, doch schon eine vollendete Künstlerin, schien auf der Bühne eine wahrhaft ätherische Gestalt. Der Abend eines Rajah, Joko, Aglaë, Zemire und Azor &c. waren Ballette, wie ich sie nicht schöner und glänzender auf einer andern Bühne gesehen hatte. Taglioni Vater wußte sie sehr geschmackvoll in Scene zu setzen, und die eigends dazu vom Kapellmeister Lindpaintner componirte treffliche Musik

verlieh ihnen noch einen eignen Reiz. Auch die Opern dieses ausgezeichneten Componisten, namentlich sein Vampyr u. s. w. waren herrliche, sehr genußreiche Darstellungen. — Als Taglionis nach der ersten Wintersaison, die sie in Stuttgart zugebracht, die Stadt verließen, hatten mehrere Personen, unter denen ein Lieutenant W. und ein Lieutenant Sch...., der Buchhändler Frankh und noch Andere waren, beschlossen, der ausgezeichneten Tänzerin eine Abschiedsfeier und Krönung auf dem Theater zu veranstalten, aber die Sache so linkisch angegriffen, daß die ganze Feierlichkeit zu einer großen Lächerlichkeit wurde. Da ich dies nun in meinem Blatt rügte, so fanden sich die genannten Offiziere, von denen W. ein Adjutant des Platzkommandanten und großer Liebhaber von Spirituosen war, wie Figura zeigte, Sch.... aber einer von jenen beschränkten Bramarbassen, welche leider den Militärstand herabsetzen und die Uniform lächerlich machen, gewaltig beleidigt, und versuchten es, sich an mir deßhalb reiben zu wollen; ich verstand es jedoch, diese Helden so heimzuschicken, daß ihnen alle fernere derartige Versuche vergingen. Der Letztere, Sch...., wurde später ein eben so jämmerlicher Buchhändler als er Offizier gewesen. — Frankh hatte damals ein Wochenblatt unter dem Titel: die Stadtpost, unternommen, zu dessen Redacteur er einen verunglückten Studenten, den Sohn des Rector Z...., engagirt hatte. Dieses Blatt enthielt fast nur die allergemeinsten Stadtklatschereien, war in dem Styl der Höferweiber geschrieben, und unterfing sich sogar, die Leistungen der Künstler der Stuttgarter Bühne in Afterkritiken beurtheilen zu wollen, die natürlich nicht anders als höchst burlesk ausfallen konnten und von der crassesten Ignoranz zeigten. Ich hatte eines Tages auf einem Maskenball im Redoutensaal einen unbedeutenden Wortwechsel mit einem Schauspieler D....; nun kam der Redacteur der Stadtpost auf den unglücklichen Einfall, diese Sache ganz entstellt in sein Blatt zu bringen und dazu noch einige andere, mich betreffende Klatschereien, die auf Wachtstuben oder in Kneipen erfunden worden, aufzunehmen. Ich nahm mir die Mühe nicht, diese Albernheiten zu widerlegen, sondern das Getriebe des Redacteurs in einigen Artikeln zu beleuchten, namentlich auch die seynsollenden Theaterkritiken dieses Blattes, und schloß mit den Worten: „Eines Morgens werden wir hören, daß der Redacteur der Stadtpost sein Bündel geschnürt habe und, den Wanderstab in der Hand, zum Thor hinaus marschirt ist.“

Ich hatte gut prophezeiht, schon den nächsten Tag hatte Frankh dem unglücklichen Redacteur die Redaction des Blattes abgenommen, und zwei Tage darauf war derselbe, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, auf dem Weg nach Augsburg. Aber das Komischste und Unterhaltendste bei der Sache war, daß in einer Vorstellung von „Nummer 777“ Z., dem ich in meiner Berichtigung den Namen Pfeffer, weil der Exstudiosus gleich diesem vor Neid fast platzen wollte, sammt dem Buchhändler Frankh, von zwei darstellenden Künstlern so trefflich in Figur und Manieren copirt waren, daß man beide auf den ersten Blick erkannte und das Publikum in einen wahren Enthusiasmus deßhalb gerieth. Der Rector Z. war außer sich, daß man seinem Sohn auch noch die Schande angethan, ihn auf dem Theater darzustellen. Meiner Ansicht nach war es eher eine Ehre, die man ihm erwiesen. — Ein anderer komischer Vorfall gab den guten Stuttgartern abermals Stoff zu mehrwöchentlicher Unterhaltung. Ich hatte nämlich ein Reitpferd, das anfing auf den Vorderfüßen etwas schwach zu werden, an einen Juden Namens W... gegen Battist zu Hemden vertauscht und noch eine Summe darauf bezahlt. Als der Handel geschlossen war, nahm der Jude das Pferd aus dem Stall und setzte sich darauf, um es heimzureiten. Auf dem Charlottenplatz angekommen, wo ich an einem gewissen Haus das Pferd fast immer einige Capriolen hatte machen und traversiren lassen, war dasselbe dies so gewöhnt, daß es, ohne dazu angefeuert zu werden, allerlei Sprünge machte, und da der Jude nicht reiten konnte, so hielt er sich an den Zügeln und klemmte sich mit den Beinen fest, so daß das Thier nun noch weit größere Sätze machte, endlich seinen ungeschickten Reiter abwarf und in gestrecktem Galopp wieder in seinen alten Stall rannte. Der Jude kam hintendrein gehinkt, behauptete, der Handel sey nicht gültig, das Thier könne Niemand reiten, er müsse sich im Innern des Leibes einen Schaden gethan haben, und ich müsse ihm wenigstens noch ein Schmerzensgeld von einigen Dukaten nachzahlen. Lachend erwiederte ich, daß ich ihm mit dem Pferd nicht auch die Kunst des Reitens verkauft habe, mich habe es noch nie abgeworfen. Er drohte, mich verklagen zu wollen, worauf ich ihm sagte, daß ich dies nicht hindern könne, und lächelnd hinzufügte, daß ich ihm noch zwei Dukaten zahlen würde, wenn er sie durch seine Tochter, eine ausgezeichnete orientalische Schönheit, abholen lassen wolle. — A Männ á Wort, rief der

Jude vergnügt aus, ich schicke se Ihne morge früh. — Ich war es zufrieden, und W... holte abermals das Roß aus dem Stall, führte es aber diesmal hübsch am Zaum, statt sich darauf zu setzen, und hinkte mit ihm fort. Den andern Morgen kam das schöne Rebekkchen wirklich auf mein Zimmer, um die 2 Dukaten in Empfang zu nehmen, aber — in Begleitung ihrer Mutter, die ich indessen unter dem Vorwand, mir doch Zeug zu Beinkleidern holen zu wollen, zu entfernen suchte, wozu sie in der Hoffnung eines nochmaligen kleinen Gewinnstes, sich auch gleich bereitwillig fand. Unterdessen mußte mir Rebekkchen für jeden Dukaten wenigstens ein Dutzend Küsse geben und noch obendrein einen Empfangschein schreiben, wogegen ich ihre Küsse ebenfalls schriftlich und mündlich quittirte, und der nach einer guten Viertelstunde zurückkehrenden Mama wirklich ein Paar Hosen, und zwar ohne zu handeln, abkaufte. Beide verließen mich indem die Mutter sagte: „es ist doch ein generöser Herr,“ und die Tochter: „ja, er hat mer auch noch än Quittung geschrieben.“ Das einfältige Mädchen zeigte sie sogar ihren Bekanntinnen und wurde dann natürlich ausgelacht. Auch diese Geschichte kam mit allen möglichen Zusätzen unter das nach Neuigkeiten begierige Publikum.

Mein Hauswirth, Herr Sch...., besuchte mich regelmäßig jeden Morgen und blieb oft 1—2 Stunden bei mir, mich mit allerlei Stadt- und politischen Neuigkeiten unterhaltend, was mir, besonders später, als ich von meinen nächtlichen Ritten sehr ermüdet war, lästig genug wurde. Eines Tages theilte ich ihm gesprächsweise mit, daß ich schon längst an einem historischen Werk arbeite, wozu ich bis jetzt noch keinen Verleger hätte finden können; Herr von Cotta sey zwar entschlossen, schiebe aber die Sache so lange hinaus; Frankh wolle es auch herausgeben, aber mit diesem könne ich mich nicht vereinigen, er sey mir zu unzuverläßig, und Herr Erhardt, der Inhaber der Metzler'schen Buchhandlung, habe es ganz abgelehnt, ich wolle daher einen Versuch in München machen. — Aber können Sie es denn nicht selbst herausgeben? fragte mich jetzt Sch. — Nicht wohl, denn erstens bin ich kein Buchhändler, und dann wenn ich mir auch wohl den Selbstverlag und die Expedition zutraute, so habe ich die Mittel nicht dazu. — Bedarf es denn so viel Geld? — Immer einer Summe von 4—5000 Gulden, um es in Gang zu bringen. — Nun, das wäre ja die Welt noch nicht und das Geld wohl noch aufzutreiben; und

Sie glauben, daß etwas damit zu verdienen wäre? — Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht wenigstens einige Tausend Gulden dabei herauskämen. — Nun, wissen Sie was, wir wollen es zusammen anfangen, ich schieße das Geld vor. — Sie scherzen. — Nein, in allem Ernst. — Sch. verließ mich nun und kam ein Paar Minuten darauf mit einem Sack Geld wieder zurück, indem er sagte: Hier sind einstweilen 500 Gulden, fangen Sie an. — Ich lachte, und erwiederte: wohlan, wenn es Ihnen Ernst ist, so sehen wir uns vor allem nach einem guten Drucker um; ich schlug den alten Wolters vor, der meine Zeitschrift druckte, mit dem ich auch noch den nämlichen Tag die Bedingungen abmachte. — Ich ließ nun sogleich den Druck des Werks beginnen und beeilte ihn, damit so bald als möglich die erste Lieferung verschickt werden konnte, schrieb auch eine sehr einladende Anzeige dazu, die ich in einigen vierzig Zeitschriften abdrucken ließ. Nachdem 2 bis 3 Lieferungen erschienen waren, zeigte sich schon der Erfolg, der über alle Erwartung war, die Bestellungen kamen in solcher Menge, daß schon bei der 4ten Lieferung eine zweite Auflage der drei ersten, die auch 2000 stark war, gemacht werden mußte, und ich ließ nun 4000 drucken, aber in weniger als sechs Wochen reichte auch diese nicht mehr hin, es mußte eine dritte Auflage veranstaltet werden, und nun wurden 6000 aufgelegt, die in wenig Monaten auf das doppelte erhöht werden mußten; so daß das Werk einen ganz ungewöhnlichen Ertrag versprach und auch wirklich abwarf. — Als dasselbe einen so ungeheuren Erfolg hatte, gab sich Frankh alle mögliche, aber, wie man wohl denken kann, vergebliche Mühe, es an sich zu bringen. Auch C..... suchte dabei beschäftigt zu werden, und durch des Abbé Mozins Verwendung wurden ihm die Correcturen übertragen; da er aber öfters ganz verkehrte Abänderungen machte, so war ich genöthigt, ihm dieselben wieder abzunehmen, doch erhielt er, seine noch immer sehr mißliche Lage berücksichtigend, eine Abfindungssumme. — Später zog ich mich mit einer Aversional-Summe von 40,000 Gulden, das Unternehmen hatte weit über 100,000 Gulden eingetragen, von dem Geschäft zurück.

Da ich eigentlich noch nirgends Bürger war, denn in Frankfurt ist man als Sohn eines Bürgers noch nicht Bürger, sondern wird es erst, nachdem man sich förmlich dazu gemeldet, unzählige, zum Theil sehr lächerliche, aber auch sehr kostspielige Formalitäten erfüllt hat, und doch eine Heimath als Bürger haben mußte, wie

mir bei mehrern Vorfällen in Stuttgart und anderswo klar geworden, so kam ich nun in Frankfurt, wie es die dortigen Gesetze wollen, bei dem hohen Senat vermittelst eines Sachwalters um das Bürgerrecht daselbst ein. Aber sollte man es wohl glauben, die Dummheit dieser Väter des Vaterlandes ging so weit, daß es mir rund abgeschlagen wurde, man hatte in der Senatssitzung, in welcher die Sache vorkam, geäußert: „ich sey ein zu gefährlicher Mensch!“ — Als ich aber dennoch auf meiner Annahme beharrte, auch all die erbärmliche, lächerliche und kostspielige Umstandskrämerei, bei der es hauptsächlich auf Prellereien abgesehen ist, endlich geordnet und ich hierauf in Frankfurt erschienen war, begab ich mich an dem festgesetzten Tag, zur bestimmten Zeit, 11 Uhr Vormittags, zur Eidesleistung auf den Römer; ich mußte über eine halbe Stunde auf die Ankunft des Bürgermeisters warten, endlich ungeduldig, fragte ich nach demselben, worauf man mir erwiederte: daß der Herr Bürgermeister im Begriff seyen, ein Paar fremden Herrn den Kaisersaal und andere Merkwürdigkeiten des Römers zu zeigen. — Da riß mir der Faden der Geduld, und ich sagte zu einer der Ordonnanzen: Gehen Sie und sagen Sie dem Herrn Bürgermeister, daß ich schon über eine halbe Stunde auf ihn warte, um den Eid zu leisten, und wenn er nicht gleich komme, ich unbeeidigt wieder weggehe. Die Bürgermeister werden nicht dafür bezahlt, um den Lohnlakey zu machen, und die Bürger die sie bezahlen, so ungebührlich warten zu lassen. — Das letztere hatte zwar die Ordonnanz nicht ausrichten sollen, that es aber dennoch ungeheißen. Wenige Minuten darauf trat der Bürgermeister, mit einem Gesicht so roth wie der Kamm eines Hahnes, in das Kanzleizimmer und redete mich zornentbrannt mit den Worten an: „Wissen Sie, daß ich Sie kann arretiren lassen?“ — Wenn Sie das Recht dazu zu haben glauben, so probieren Sie es, Herr Bürgermeister. — Den Eid! rief nun die bürgermeisterliche Herrlichkeit wuthentbrannt, stotterte mir denselben vor, ich sprach ihn ruhig nach, und empfahl mich dann. — So war ich nun mit allem Fug und Recht ein Frankforter Borjer, also eine sehr respectable, und wie die Frankfurter glauben, auch höchst wichtige Person geworden. — Ja wenn ich nur was davon hätt'! sagt glaub' ich Staberl. — Ich eilte jetzt nach Stuttgart zurück, wohin mich meine literarischen und andere Beschäftigungen riefen, und blieb bis zur Beendigung meines historischen Werkes (1830) daselbst.

So weit reichte das in den Händen des Herausgebers sich befindende Manuscript der „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten.“ Es ist uns seitdem noch eine Parthie mit der Aufschrift: „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Todten“ zugekommen, das nicht minder interessant, ja zum Theil noch interessanter als das der „40 Jahre“ seyn dürfte, zu dessen Herausgabe wir uns vielleicht später noch entscheiden könnten.











